40. 7065

Dämoniſche Reiſen

in alle Welt.

[Von Carl Friedrich]

(Nach einem noch ungedruckten franzöſiſchen Manuſcript bearbeitet.)

Ich werde Millionen Meilen
In einem Augenblick durcheilen;
Ich überſchreite die Planeten,
Geh' von Kometen zu Kometen,
Von Sonnen ſchnell zu Sonnen hin.

Tübingen, 1847.
Oſiander'ſche Buchhandlung.

= 8 W. 3933

Bayerische
Staatsbibliothek
München

66 G

Inhalt.

Seite

I.

Asmodis Wiederbefreiung. — Die Pariſer Feſtungswerke. — Seltſame Schilderung Napoleons. — Roſa-Maria. — Der Teufel in der großen Oper. — Schilderung mehrerer Pariſer Tagesnotabilitäten. — Komiſche Scene im Divan. — Der Teufel in der Deputirtenkammer. — Der Teufel auf der Pariſer Börſe . . . . 1—39

II.

Michel in den Spielhöllen zu Baden-Baden, Wiesbaden und Homburg. — Ein wunderbares Feuerwerk. — Abenteuerliches Feſt in Homburg vor der Höhe. — Ein verhafteter Geiſt. — Ronge in Offenbach und Frankfurt. — Michel wohnt einer Berathung der Deutſch-Katholiken bei. — Michel züchtigt betrügeriſche Lotterie-Collekteure. — Der 18te Oktober zu Frankfurt am Main. — Erſte Höllenreiſe . . . . 40—90

III.

Der Teufel nebſt Michel bei den engliſchen Wahlumtrieben. — Der Agitator O'Connel. — Ein Meeting bei Wakefield. — Eine italieniſche Opernvorſtellung in London. — Michel beſucht Roſa-Maria im Sacré-Coeur. — Michel im Bedlam-Hoſpital und auf dem Maskenball der großen Oper zu Paris . . . . 91—126

IV.

Der Teufel politiſirt über Deutſchlands und Preußens Zuſtände; ſeine Anſichten über Republiken, Freiheit und Gleichheit. — Michel und Asmodi in dem Bureau der Archives historiques und einiger republikaniſchen Journale. — Michel und der Hinkende im Thiergarten zu

Seite

Berlin. — Ein Geſpräch über Preßfreiheit, Jury, öffentliche Gerichtsbarkeit und religiöſes Treiben. — Jenny Lind und ihre Klyſtierſpritze. — Der Teufel bei einer Muckerverſammlung in Baſel . . . . . . 127—166

V.

Michels Morgenunterhaltung. — Bilder der Zukunft. — Ein Schatz in Stuttgart. — Das Wunderthier im Prater zu Wien. — Der Teufel auf der Wiener Polizei. — Asmodi über die polniſchen Angelegenheiten. — Der Carneval von 1846 zu Paris. — Ein ſeltſamer Maskenzug 167—198

VI.

Der Teufel philoſophirt nach ſeiner Art. — Ein gräßlicher Verbrecher. — Die gute Pariſer Geſellſchaft. — Die luſtige Pariſer Geſellſchaft. — Eine Sternenreiſe . 199—230

VII.

Bilder der Zukunft; Deutſchlands Zuſtand in hundert Jahren; eine Wettermacherdampfmaſchine; eine Generalcalorifere; eine Schlacht=, Garküchen=, Kleider=, Schuh=, Wagen=, Möbel=Dampfmaſchinenfabrik. — Eine Spazierfahrt nach Longchamp. — Eine Vorſtellung aux français 231—253

VIII.

Zweite Höllenreiſe; Generalmuſterung der Verdammten. — Die deutſchen Auswanderer in Havre . . . . 254—290

IX.

Michel und Asmodi kannegießern. — Die Republik Al=Quitſchi=Quatſchi. — Geheime Berathung auf dem Römer zu Frankfurt am Main, um die Maleſikanten Michel und Asmodi auf eine pfiffige Art zu fangen. — Reiſe nach Al=Quitſchi=Quatſchi; Raritäten und Curioſitäten daſelbſt . . . . 291—341

X.

Die franzöſiſchen Wahlumtriebe. — Michel und Asmodi leſen dem Ausſchuß der Nordbahn=Geſellſchaft die Leviten. — Eine Exekution im engliſchen Oberhaus. — Michel und Thiers bei dem Regattfeſt in Havre . . . . 342—370

Seite

XI.

Michel beſucht die Galeere zu Toulon. — Merkwürdige Geſchichte eines Galeerenſklaven daſelbſt . . . . . 371—398

XII.

Dritte Höllenfahrt; Sündenbekenntniſſe Napoleons, Maria Stuarts, der Eliſabeth von England, Philipp II. — Fragment aus einer zukünftigen Geſchichte des 19ten Jahrhunderts. — Die franzöſiſchen Meſſagerien. . . 399—444

XIII.

Zweiter Flug nach Quitſchi=Quatſchi. — Kirchhofs=, Muſik= und Theater=Angelegenheiten. — Eine Vorſtellung im Sitzungsſaal der Schlimmiehlen . . . . 445—463

XIV.

Merkwürdige Geſchichte eines Galeerenſklaven (Schluß.) — Pariſer Brochüren. — Stimmung in Frankreich . 464—494

XV.

Michel und Asmodi abermals in der franzöſiſchen Deputirtenkammer. — Der Teufel ſchreibt den Abgeordneten vor, mit was ſie ſich während der nächſten Seſſion zu beſchäftigen haben. — Die Pariſer Julifeſte. — Curioſitäten derſelben. — Ein Zaubergarten . . . . . 495—520

XVI.

Reiſe in den Mond. — Geiſtige Austheilungen daſelbſt. — Vierte Höllenreiſe. — Sündenbekenntniß der Catharina von Medicis, Königin von Frankreich. — Die Pariſer Bluthochzeit. — Was der Teufel von der Schleßwig=Holſteiniſchen Angelegenheit hält 521--547

XVII.

Ein Schreiben aus Frankfurt am Main. — Eine ſpaniſche Reiſe; ſpaniſche Stimmen. — Stiergefecht zu Madrid. — Michel in dem Bureau der Times. — Ein Quidam und das Pönitentiarſyſtem. — Eine dämoniſche Anzeige . 548—575

XVIII.

Berathung im geheimen Miniſterialrath des Großſatan. — Die Trägheit der ſieben Hauptſünden gerügt. — Offenes

Seite

Schreiben des deutschen Michels an ſeine werthen Landsleute. — Dreißig Tauſend Chineſen in Paris erwartet. — Ein Concert der Miſericorde. — Ein Artiſtenball . 576—624

XIX.

Dämoniſche Reiſe nach Rom. — Muſterung dortiger Reliquien. — Die Parteien in dem Patrimonium Petris. — Michel wäſcht dem Erzbiſchof zu Rouen den Kopf. — Eine Teufelei im Naſſauiſchen. — Offenes Schreiben an die Mainzer Schönen. — Michel und der Teufel wohnen einer geheimen Berathung der Jeſuiten zu Rom bei. — Abſtecher nach Civita-Vecchia. — Sittengemälde des Kirchenſtaates . . . . 625—685

XX.

Die deutſchen Auswanderer in Frankreich. — Michel giebt ein großes Inſtrumental- und Vocal-Concert zum Beſten der Loire-Ueberſchwemmten. — Noch eine Höllenfahrt. — Merkwürdige Bekenntniſſe Richelieus, Annas v. Oeſtreich, und Ludwig XIV. — Das Geheimniß der eiſernen Maske entdeckt . . . . 686—734

XXI.

Michel-Arago beantwortet die Reden Montalemberts, Thiers, Genoudes ꝛc. in der franzöſiſchen Deputirtenkammer in den Angelegenheiten Krakaus und der ſpaniſchen Heirathen. — Michel und Asmodi in einer Frankfurter Senatsſitzung. — Ein lebendig Begrabener; ein Hunger-Auflauf; Hochzeits- und Leichengepränge. — Roſa-Maria in der großen Welt. — Eröffnung des hiſtoriſchen Theaters zu Paris. — Die Königin Margot. — Univerſalamneſtie für alle Sünder. — Roſa-Maria geraubt . . . 735—799

XXII.

Michel bei dem Meeting in der Taverne der Freimaurer zu London. — Roſa-Maria wieder gefunden. — Wiederherſtellung und neue Verfaſſung der Hölle. — Michels Hochzeitsfeier . . . . 800—826

Dämoniſche Reiſen

in alle Welt.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Asmodis Wiederbefreiung. — Die Pariſer Feſtungswerke. — Seltſame Schilderung Napoleons. — Roſa = Maria. — Der Teufel in der großen Oper. — Schilderung mehrerer Pariſer Tagesnotabilitäten. — Komiſche Scene im Divan. — Der Teufel in der Deputirten= kammer. — Der Teufel auf der Pariſer Börſe.

Glühend brannten die in der Mittagsſtunde beinahe ſenkrecht herabfallenden Strahlen der ſpaniſchen Juliſonne auf den dürren Boden eines faſt ſchattenloſen Gartens des ehemaligen Dominikaner= kloſters zu Madrid, jetzt das Eigenthum eines Börſenparvenüs, in deſſen Taglohn der arme Michel die harten Schollen der dürren Erde ſchweißtriefend behackte, um die wenigen Realen zu verdienen, die ihn in Stand ſetzen ſollten, nach gethaner Arbeit durch ein frugales Mahl ſeinen Hunger ſtillen und eine Schlafſtätte auf halbfaulem Stroh für die kommende Nacht bezahlen zu können.

Nach einem kräftigem Hieb mit der Hacke, der auf einen harten, in der Erde verborgenen Gegenſtand fiel, vernahm er plötzlich ein tiefes Stöhnen, dann ein ziſchendes Brauſen, und einen Augenblick darauf ſtand eine kleine putzige Dämonengeſtalt vor ihm, die dem geſpaltenen Gefäß entwiſcht war.

— Uff! beim Großſatan und Leviathan, das war mehr als Höllenqual, wieder beinahe anderthalb hundert Jahre in der engen Phiole geſteckt zu haben! krähte die kleine Figur mit einer kreiſchend grellenden Stimme, die den erzwungenen Fiſteltönen des großen Tenoriſten Düpré*) nicht ganz unähnlich war. Dieſe Worte fuhren dem vor Staunen ſtarren Michel ſo ſchneidend durch Mark und Bein, wie mancher unſerer nervenſchwachen Damen das freilich nicht flötenartige Pfeifen der Führer eines Dampfwagenzugs. —

*) Der früher vortreffliche erſte Tenoriſt der großen Oper zu Paris, der aber bereits ſeine Stimme verloren hat und nur noch kräht.

Bayerische Staatsbibliothek München

Als Michel endlich von ſeinem Schrecken ob dieſer wunderlichen Erſcheinung wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, faßte er ſich ein Herz und fragte mit vernehmbarer Stimme:

— Wer biſt Du?

— Sey mir willkommen, mein Befreier, kreiſchte die kleine Geſtalt.

— Aber, wer biſt Du?

— Dein Freund Asmodi.

— Wie, doch nicht der, der vor etwa hundert und vierzig Jahren dem Studenten Don Kleophas, Leander Peres Zambullo, ſo treffliche Dienſte leiſtete?

— Derſelbe.

— Iſt's möglich? — Doch, wie iſt mir, ich habe ja ſchon mehrmal von deſſen Wiederbefreiung geleſen.

— Dieß waren nur Pſeudo-Asmodis, der einzig wahre und ächte bin ich.

— So erlaube mir, Dir meine Schickſale mitzutheilen und Dich um Deinen mächtigen Beiſtand und Schutz anzuflehen.

— Iſt unnöthig, liſpelte das Zwergteufelchen. Deine Schickſale leſe ich deutlich in Deinem Angeſichte, und daß ich Dir meinen Schutz gewähre, fordert ſelbſt meine diaboliſche Dankbarkeit. Du biſt der ehrliche Michel Stürmer, haſt in Heidelberg und Göttingen Jura ſtudiert, Deine Collegien ziemlich fleißig beſucht, verſtandſt Dich aber noch weit beſſer darauf Deinen Stiefel Bier zu leeren, Deinen Knaſter zu qualmen und akademiſch-klaſſiſche Flüche zu brüllen, warſt bei der Hand, wo es galt einen Philiſter oder Juden zu prellen, und warſt eine von den gutmüthigen und leichtgläubigen Seelen, welche afterliberale Schlauheit und Liſt dazu auserſehen hatte, die gebratenen Kaſtanien aus dem Feuer zu holen, um dann ein flottes Leben auf Koſten dummer Einfaltspinſel, die ſie glauben gemacht hatten, ſie ſeyen von der Vorſehung zu Weltreformatoren erkoren, zu führen. Du mußteſt flüchtig werden, als nach der Erſtürmung der Frankfurter Hauptwache Deine Helfershelfer beichteten, daß Ihr dem deutſchen Bund ein Ende habt machen wollen, entkamſt glücklich über den Rhein, gingſt nach Paris, triebſt Dich daſelbſt eine Zeitlang herum, harrend und hoffend, es werde ſich bald eine Gelegenheit finden, mit einem Heere als Deutſchlands Befreier zurückzukehren, liebteſt nebenbei eine hübſche Griſette, die Dich an der Naſe herumführte und be-

gabſt Dich, endlich einſehend, daß Du von Frankreich nichts zu erwarten hatteſt, nach Madrid, glaubend, daß Spanien reif für ein republikaniſches Eldorado ſey, und ließeſt Dich in der Fremdenlegion anwerben. Abermals gewaltig betrogen, mußteſt Du, nachdem Dein letzter Maravedis verſchwunden war, Dein ſaures Stück Brod im Schweiß Deines Angeſichts verdienen, als ſoeben, zu meinem und Deinem Heil, Du den glücklichen Hieb führteſt, der mich befreite. Dieß Deine Geſchichte. — Auf mich kannſt Du nun zählen, ich bin zu Deinen Dienſten.

Staunend und erfreut dankte Michel dem liebenswürdigen Teufelchen, deſſen Stimme ihm jetzt lieblicher klang, als die Nachtigallentöne einer Catalani und Malibran, einer Sonntag und Perſiani, einer Lutzer und Jenny Lind, und wie die Geſangsgöttinnen alle heißen mögen. Asmodis Geſchichte und ſchätzbare Eigenſchaften waren ihm ſchon längſt aus Le Sages trefflichem Werk bekannt, nur erlaubte er ſich noch die beſcheidene Bemerkung: daß es leicht der Fall ſeyn könnte, daß ihn abermals ein mächtiger Zauberer auf Jahrhunderte bannen und einſperren ließe, und er ſo ſeines Beſchützers wieder beraubt würde.

— Bah! ſey deßhalb unbeſorgt, erwiederte pfiffig lächelnd der Hinkende, damit hat es jetzt keine Gefahr mehr, die alten Beſchwörer und Hexenmeiſter ſind längſt ausgeſtorben und ihre Kunſt mit ihnen, dafür hat die weiland heilige Inquiſition geſorgt. Die letzten Hexen ließ der hochweiſe Magiſtrat von Sevilla und der eben ſo weiſe Senat der Stadt Glarus im Jahr 1783 verbrennen, weil ſie mit Papa Großſatan auf einem zu vertrauten Fuß geſtanden haben ſollen. Was meine Wenigkeit anbetrifft, ſo hauchte mein Peiniger, mich ganz vergeſſend, ſeine ſchwarze Seele aus, und ſo kam es denn, daß ich, nachdem man das Gewölbe, in dem mein Gefängniß aufbewahrt wurde, abgeriſſen und in einen Garten umgewandelt hatte, ich ſammt demſelben verſchüttet und in die Erde vergraben wurde, wo mein Geiſt in Spiritus eingemacht, bis jetzt unthätig ſchmachten mußte. In Deinem Vaterland iſt zwar noch eine Macht vorhanden, welche die Gewalt hätte mich zu bannen, ſie wird aber wohl die Güte haben, keine Notiz von uns zu nehmen, wenn wir es mit unſern Teufeleien nicht gar zu arg treiben.

— Und die wäre? fragte Michel neugierig die Ohren ſpitzend.

— Es iſt auch ſo eine Art von Hexenmeiſter, man nennt ſie

gewöhnlich die Cenſur, und man kann nicht leugnen, daß ſie, ihren rothen Zauberſtab ſchwingend, die Kunſt Geiſter zu bannen oft meiſterhaft verſteht. Doch kommt es ſehr auf den Grund und Boden an, auf dem ſie ihr Handwerk mit mehr oder weniger Vernunft und Einſicht treibt.

— Mag wahr ſeyn, meinte Michel, aber was iſt da zu thun?

— Wir müſſen ſo klug ſeyn, es mit dieſen modernen Hexenmeiſtern nicht ganz zu verderben. — Und dann, wenn ich als ehrlicher Teufel die Wahrheit geſtehen ſoll, ſo iſt mir eine Cenſur, wie ſie im Königreich Württemberg, in Preußen, im Großherzogthum Heſſen und einigen andern deutſchen Ländern gehandhabt wird, immer noch lieber als die jetzige franzöſiſche Preßfreiheit, wo man zwar drucken laſſen kann was man will, aber auf die Gefahr hin, Jahre lang mit Gaunern und Diebsgeſindel eingeſperrt und gerupft zu werden, daß auch dem beſten Geiſt die Flügel auf lange Zeit gelähmt werden. —

— Du magſt recht haben, doch genug davon; ich bin das Leben hier herzlich müde, laß uns den Boden, wo es jetzt ſo wahrhaft ſpaniſch zugeht, je eher je lieber verlaſſen.

— Und wohin?

— Vorerſt nach Paris.

— Recht ſo, das iſt doch der Sitz aller Teufeleien.

Der kleine Hinkende ſchwang ſeine eiſerne Krücke, befahl dem guten Michel ſich an ſeiner linken Ferſe feſtzuhalten, und dahin flogen beide, ſich in den Wolken verlierend. Einige Augenblicke darauf ließen ſie ſich im faſhionabelſten Coſtüme zweier gelbtatzigglacirten Löwen im Boulogner Gehölz nieder.

— Was iſt denn das, fragte Michel ſeinen Begleiter, auf einen Graben deutend, jenſeits deſſelben ſich eine Mauer und ein Erdwall erhoben.

— Das ſind die neuen Feſtungswerke, durch die man ſich einen dritten Beſuch der Ruſſen, Preußen, Oeſterreicher, Engländer ꝛc. zu verbitten gedenkt, nebenbei aber hofft, die unruhigen Köpfe des Pariſer Volks bei Gelegenheit gehörig zurecht zu ſetzen.

— Glaubſt Du? — Aber das Nebenbei iſt vielleicht die Hauptſache, wie?

— Möglich, antwortete malitiös lächelnd der Hinkende.

— Höre, ich hätte wohl Luſt, die Feſtungswerke in Augenſchein zu nehmen, laß uns einen Ritt um dieſelben machen.

Asmodi ſtampfte mit ſeiner Krücke auf den Boden und im Augenblick ſtanden zwei ſchnaufende, prächtig aufgeſchirrte Nubier von ausgezeichneter Schönheit vor ihnen, und im Sturm braußten Michel und ſein Begleiter an Baſtionen, Courtinen, Wällen und Gräben vorüber, zugleich auch die abgeſonderten Forts muſternd.

— Laß mich Deine Meinung über dieſe Feſtungswerke hören, ſagte Stürmer zu ſeinem Gefährten.

— In wenig Worten, erwiederte der Hinkende höhniſch. Dieſe in dem Kopf des kleinen Thiers entſprungenen Werke, angeblich den Feind zu verhindern Paris einzunehmen, werden niemals dieſen angeblichen Zweck erreichen, denn kommt ein ſolcher mit hinlänglicher Macht, und ohne eine ſolche wird er nicht kommen, vor die Mauern der ungeheuern Stadt, die durch dieſe Befeſtigung noch mehr als noch einmal ſo groß geworden als ſie war, und in kurzer Zeit, da Paſſy, Auteuil, Grenelle, Montmartre, Batignolle, Vaugirard, Bercy, La Vilotte, La Chapelle, Menilmontant ꝛc. jetzt alle innerhalb ihren Mauern liegen, noch einmal ſo viel Einwohner zählen wird *), und iſt ſo im Stande alle Zugänge zu derſelben gehörig beſetzen und alle Zufuhr abſchneiden zu können; ſo zwingt bald der mächtigſte aller Feinde, der, der es auf die leeren Magen abgeſehen hat, der Hunger, in wenig Tagen zur Uebergabe, denn an eine Verproviantirung der unermeßlichen Stadt auf längere Zeit iſt nicht zu denken. Anders iſt es, wenn der eigentliche Zweck, nämlich das im Zaumhalten des unruhigen Volkes erreicht werden ſoll, und die Ausrede, daß man die Forts nicht gegen die Stadt gebrauchen könne, weil die Tragweite des Geſchützes derſelben nicht bis Paris, ja kaum an die erſten Häuſer der Octroi-Mauern reiche, iſt faſt kindiſch. — Iſt man Herr dieſer Feſten, ſo iſt ein Beſchießen der Stadt ganz unnöthig, auch in dieſem Fall iſt das Aushungern derſelben ein weit wirkſameres Mittel als Bomben und Kanonenkugeln, und allerdings ſind dieſe Feſtungswerke in der Hand eines Herrſchers, der ſich das Heer geneigt zu machen weiß, ein furchtbares Werkzeug für Tyrannen-

*) Schon jetzt wird alles noch unbebaute Land, das zwiſchen der alten Stadtmauer und den neuen Wällen liegt, und ſeit Kurzem zehnfach im Werth geſtiegen iſt, zu neuen Straßen abgemeſſen und angelegt, neue Häuſer entſtehen allenthalben, und ehe zehn Jahre vergehen, wird all dieſer Boden mit Gebäuden bedeckt ſeyn, und Paris wird zwei Millionen Einwohner zählen.

willkühr, er kann die armen Pariſer nach Herzensluſt nach ſeiner Pfeife tanzen laſſen.

Je mehr und je länger Michel alle dieſe Werke zu Geſicht bekam, deſto mehr leuchtete ihm die Wahrheit der Worte ſeines Begleiters ein. Die beiden Reiter waren endlich, das heißt in kaum einer Stunde, wieder in der Gegend angekommen, von der ſie abgeritten waren, und Michel wünſchte nun noch einen Spazierritt durch die elyſäiſchen Felder zu machen, da es gerade um die Zeit war, in welcher ſich die faſhionable Pariſer Welt hier zu zeigen pflegt. — Sie ritten um den koloſſalen Triumphbogen des Sterns, der mit den Namen aller Siege und der Helden aus der franzöſiſchen Kaiſerzeit prangt. Asmodi äußerte gegen Michel:

— Ein prächtiges Monument menſchlicher Thorheiten, von dem man übrigens ſchon nach einem halben Jahrtauſend vergeblich eine Spur mehr ſuchen dürfte.

— Wie ſo?

— Die Frage iſt etwas naſeweiß und ich kann Dir nur ſoviel ſagen, daß das kommende Jahrtauſend noch nie geſehene gewaltige Dinge erzeugen wird.

Während unſere beiden Reiſenden noch den Triumphbogen in Augenſchein nahmen, näherte ſich ihnen ein Greis mit ſchneeweißen Haaren und krummem Rücken, der ſich mit Hilfe eines Rohrs mit goldnem Knopf nur langſam fortbewegte und die beiden Roſſe der Fremdlinge wohlgefällig zu betrachten ſchien.

— Ein paar Prachtexemplare, rief er endlich aus.

— Sie haben Ihren Beifall? ſagte Michel.

— Ich habe in meinem Leben noch keine ſchönern geſehen und habe doch ſchon viele Pferde geſehen und eigne gehabt. — Die Herren ſcheinen fremd und bewundern den Prachtbogen, den ſich Napoleon ſelbſt ſetzen ließ.

— Nun, mich dünkt er hatte wohl das Recht dazu, erwiederte Michel, er war ein großer Mann, und zudem iſt er es nicht allein, der hier nebſt ſeinen Siegen verewigt iſt, ſondern nahe an 400 Generale und Siege, die er nicht erfochten, ſind es mit ihm.

— Wohl, doch das iſt nicht ſeine Schuld. — Sie nannten ihn einen großen Mann; das Wort groß iſt relativ; als Taktiker und Strategiker, als Feldherr überhaupt räume ich Ihnen ſeine Größe bis zu einem gewiſſen Punkt ein; als Regent war er nur

mittelmäßig, als Politiker ein Stümper, als Menſch klein, ſehr klein, ſagte der alte Mann.

— Wie, mein Herr, ſind Sie ein Franzoſe?

— Allerdings, und zwar ein ächter, und eben dieß gibt mir ein Recht, frei meine Meinung zu ſagen. — Hören Sie mich, ich war ſchon Page bei der Königin Maria Antoinette, habe zwar ſelbſt keine bedeutende Rolle in dem letztverfloſſenen ereignißvollen halben Jahrhundert geſpielt, dagegen war ich ein um ſo aufmerkſamerer Beobachter aller Begebenheiten, die ich erlebte, und deren Augenzeuge ich zum Theil war. Ueber die Abgötterei, die man jetzt mit Napoleon und ſeinen ſterblichen Ueberreſten in Frankreich treibt, kann ich nur mitleidig die Achſeln zucken. Die Franzoſen ſind wahre Kinder; wer es verſteht, das rechte Gängelband für ſie zu finden, macht mit ihnen, was er will. — Sie, die jetzt ein Zetergeſchrei erheben, wenn ihrer individuellen Freiheit auch nur ein Haar gekrümmt wird, die jeden Schritt des Königs, der Regierung, der Miniſter mit Argusaugen bewachen und in hundert Journalen den geringſten wirklichen oder vermeintlichen Fehltritt derſelben auf das empfindlichſte rügen, ſie haben es ganz vergeſſen, daß während der Herrſchaft ihres kaiſerlichen Götzen kein freies Wort ihrem Mund entſchlüpfen durfte, ohne zu riskiren, in irgend einem Kerker Jahre lang ohne Recht und Urtheil ſchmachten zu müſſen; ſie haben vergeſſen, daß alle Zeitungen unter dem Druck der eiſernſten Cenſur ſtanden, und die Preßfreiheit in den ſchwerſten Ketten und Banden lag, ſo daß preußiſche und öſtreichiſche Cenſur, über die man jetzt ſo ſehr ſchreit, und ſelbſt das ſo gewaltig verſchrieene Rußland, noch ein goldnes Zeitalter im Vergleich mit jenem bieten, das unter Napoleons Scepter Frankreich in den ſchmachvollſten und erniedrigendſten Feſſeln ſah. — Das dünkt ihnen zu hart, meine Herrn. — Wohlan, ſchlagen Sie die Regiſter der Staatsgefängniſſe nach, und Sie werden über die Zahl der Opfer, die in denſelben ohne Urtheil durch die grenzenloſeſte Willkür ſchmachteten, die Hände zuſammenſchlagen; und den nennen ſie einen großen Mann, deſſen Ohr kein freies Wort mehr vertragen konnte! den, der einen Enghien, einen Palm, die Officiere von des wackern Schills Corps gleich Raubmördern erſchießen ließ, und die armen Soldaten dieſes Corps, die doch nur den Befehlen ihrer Vorgeſetzten folgten und gehorchen mußten, gleich Dieben, Mördern und Gaunern, über 500 an der Zahl, auf die Galeeren

von Toulon ſchmiedete [1]! ... Ich nenne ihn einen kleinlichen, verächtlichen Menſchen. — Seine Politik war nicht nur eine durch und durch verbrecheriſche, gewiſſenloſe und kriegeriſche, das hat er leider mit den meiſten Politikern gemein, aber ſie war auch eine alberne, kurzſichtige und dumme, der die Strafe immer auf dem Fuß folgen mußte. Die eroberten und neugeſchaffenen Throne beſetzte er mit den unfähigſten Menſchen aus dem Grund, weil ſie ſeine Brüder oder Schwäger waren; war ein Joſeph, ein Hieronymus, ein Ludwig, ein Murat wohl geſchaffen, Staaten zu beherrſchen? — und wie verkehrt, ja wie unſinnig war ſeine Politik gegen England, Rußland, Preußen und Oeſterreich, und wie niederträchtig ſein Benehmen gegen Spanien und die königliche Familie daſelbſt. Ja, auch als Regent war er unter der Mittelmäßigkeit, die Krone war zu ſchwer für ſein Haupt, ſie verrückte ihm das Gehirn. Schon der Conſul war um hundert Procent gegen den Obergeneral des italieniſchen Heeres gefallen. Als Eroberer, als Feldherr war er nur groß, ſo lange ihm das Glück lächelte, aber zaghaft und feig, ſobald es ihm wetterwendiſch war. In Egypten ließ er das Heer im Stich, als er für das von ihm ausgegangene Unternehmen ein ſchlechtes Ende vorausſah, und in Rußland machte er es nicht beſſer, entfloh, das unglückliche Heer im Stich laſſend, nach Paris, rieb ſich die Hände am hellodernden Kamin, ausrufend: „Hier iſt es doch beſſer, als in den ruſſiſchen Eisfeldern“, und ließ Gott und den Zufall für die Trümmer des von ihm verlaſſenen Heeres ſorgen, während er ſelbſt ſorgte, neue Heerden aufzutreiben, um ſie für ſeine Herrſchſucht auf die Schlachtbank zu führen. Und dieſen nennen ſie einen großen Mann!!! — Wie ſchimpflich iſt nicht ſeine zweimalige Abdankung! Mußte er nicht, ſtatt eines kindiſchen Abſchieds zu Fontainebleau, wollte er nur einigermaßen conſequent handeln und

1) Napoleon befahl, daß jene Officiere mit Eclat erſchoſſen werden ſollten, und auf den Bericht des Kriegsminiſters, der einſtweilen die 300 Unterofficiere und Soldaten in die Gefängniſſe der Depots hatte ſperren laſſen, und an Napoleon ſchrieb, er würde ſie ſo lange daſelbſt laſſen, bis es Seiner Majeſtät gefiele, anders darüber zu verfügen, antwortete der große Kaiſer: „Sie werden alle 300 auf die Galeeren ſchicken.“ Später wurden noch 200 von dieſen Soldaten eingefangen, der Miniſter fragte an, ob ſie gleiches Schickſal haben ſollten, und der Kaiſer antwortete mit einem lakoniſchen „Oui!“ ...

groß daſtehen, ſtatt abzudanken, die, die ihm hierzu riethen, als Verräther feſtnehmen laſſen, und an der Spitze ſeiner treuen Garden ſich bis auf den letzten Mann ſchlagen! Zudem hatte er, wenn nicht die Heerführer, doch die Soldaten ganz auf ſeiner Seite, die weder von Abdankung noch Waffenſtillſtand etwas wiſſen wollten und nur auf einen Wink von ihm warteten, um loszuſchlagen. — Und war nicht ſeine zweite Abdankung nach der Schlacht und der famöſen Flucht von Waterloo wo möglich noch ſchimpflicher? — Wie er ſelbſt ſagte, gruppirte ſich um ihn her das Heer, und noch über 80,000 Mann Nationalgarden und ein Theil des Volkes ſtanden ihm zu Gebot, und bald würde er die doppelte Zahl gehabt haben, und er — dankte ab, flüchtete ſich auf ein engliſches Schiff, das er mit der Behendigkeit eines Seiltänzers erklimmt und erläßt ein demüthiges Schreiben an den Prinz-Regenten von England, in welchem er „Seine königliche Hoheit den mächtigſten und großmüthigſten ſeiner Feinde“ nennt! Und dieſen nennen ſie einen großen Mann und machen jetzt einen Götzen aus ihm, ihn, der ſie durch eine Art Rauch, die ſie **la gloire** nennen, ſo zu blenden wußte, daß ſie ihre Sklavenketten küßten und verehrten. — Wie anders handelte und benahm ſich Preußens Friedrich unter ähnlichen, ja noch weit kritiſchern Umſtänden, ringsum von zehnmal mächtigern Feinden umgeben, der größte Theil ſeines kleinen Landes von denſelben beſetzt, ſchlug er ſich nach allen Seiten und vervielfältigte ſich und ſein kleines Heer, überall hin dem Feinde die Spitze bietend, und würde ſich bis auf den letzten Mann geſchlagen, und ſeinen Tod im Kampf geſucht und gefunden haben, hätte er nicht endlich obgeſiegt. So mußte Napoleon enden; wäre er wahrhaft groß geweſen, es ſtanden ihm noch zehnmal mehr Mittel zu Gebot, als dem von allen Seiten bedrängten Friedrich; aber ſich nicht auf einem engliſchen Schiff in die ſchimpfliche Gefangenſchaft nach St. Helena abführen laſſen, wo ihm übrigens nur wurde, was ſeine Tyrannei und ſein letztes Benehmen verdiente. — Gerechte Vergeltung! —

Staunend und mit weit aufgeriſſenen Augen hatte Michel dem alten Mann zugehört, und als derſelbe endlich zu ſprechen aufhörte, ſagte er noch einmal:

— Und Sie ſind ein Franzoſe?

— Mit Leib und Seele, aber kein von Vorurtheil, kein von dem Rauch, den ſie **gloire** nennen, geblendeter.

— Aber beurtheilen Sie den Mann nicht zu ſtreng, haben Sie alle Umſtände erwogen, die ihn ſo zu handeln vermochten?

— Alle, und wie ich Ihnen ſchon ſagte, ich war nicht nur Zeitgenoſſe, ſondern oft Augenzeuge und hellſehender Beobachter dieſer Begebenheiten. —

Der alte Mann war während ſeiner Rede ganz Feuer und Flamme geworden, und es bedurfte mehrerer Minuten, bis ſich ſein leidenſchaftliches Weſen wieder legte. — Endlich ſagte er in einem ruhigern und gemäßigtern Ton: Dieſer Tyrann hat mich zwar frühzeitig kinderlos gemacht, aber glauben Sie nicht, meine Herrn, daß mich dieſes Unglück, das ich mit ſo vielen Familienvätern theile, ſo ſprechen macht, nein, ich kann und mag dieſe Abgötterei, die man jetzt mit dem Andenken und Ueberreſten dieſes Menſchen treibt, und wodurch die Politik der jetzigen Herrſcherfamilie dem Volk Sand in die Augen ſtreuen will, einer Generation, die ſich von der Sklaverei der berüchtigten Kaiſerzeit keinen Begriff machen kann und ſie nicht ahnet, nicht befreunden. — Dieſes verblendete Volk ſieht nur den ſo theuer erkauften Ruhm, die nichtigen Ueberbleibſel aus jener Zeit. Käme Napoleon heute wieder, um nach ſeiner Weiſe zu herrſchen, ſo würden ſie ihn morgen ſchon todtſchlagen wollen. — Meine guten Landsleute kommen mir vor, wie die alten Jungfern, die ſich immer mit Vergnügen an ihre Jugendzeiten erinnern, wo ſie von Liebhabern und Courmachern umſchwärmt waren, und darüber ihre jetzige Hinfälligkeit und Armſeligkeit vergeſſen.

— Der Herr iſt ein Legitimiſt?

— Ich leugne es nicht.

— Dürfte ich mir die Ehre Ihres Namens ausbitten? ſagte Michel.

— Mit Vergnügen; ich bin der Marquis C....

— Auf Wiederſehen, Herr Marquis, ſagte Michel und ſprengte mit ſeinem Begleiter den breiten Weg nach den elyſäiſchen Feldern hinab. —

Der Mann mag wohl nicht ſo ganz Unrecht haben, ſagte Michel zu ſeinem Gefährten.

Dieſer zuckte die Achſeln, und lachte höhniſch.

Dem olympiſchen Cirkus gegenüber angekommen, auf ihren allenthalben bewunderten Roſſen kapriolirend, nahmen ſie einen

dichten, ziemlich großen Kreis wahr, den viele Menſchen aus allen Ständen bildeten, die irgend eine Sehenswürdigkeit zu bewundern ſchienen.

Michel, neugierig zu wiſſen was da vorgehe, hielt ſein Roß an, ſtellte ſich in die Steigbügel, und über die Menge wegſehend erblickte er zwei junge Mädchen in etwas phantaſtiſcher Kleidung, von denen die eine, etwa vierzehn Jahre alt, die Harfe ſpielte, die zweite, etwas über elf Jahre, eine Romanze ſang und ſich mit der Guitarre dazu begleitete. Die ältere war gut gewachſen und hatte ein hübſches, doch ziemlich alltägliches Geſicht, die jüngere hingegen hatte eine Weſpentaille und das ſchelmiſchſte Amorettengeſichtchen, das man ſich denken kann und das mit dunkelbraunen, auf den weißen Hals und Buſen herabwallenden Ringellocken eingerahmt war. Die Züge des Geſichts waren von äußerſter Feinheit, die ſchwarzen Augen blitzten wie ein paar feurige Sterne, die Naſe war unmerklich gebogen und fein geſpitzt, den kleinen lächelnden Purpurmund umgab ein unwiderſtehlich reizender Zug; in den karminglühenden Wangen fehlten die Grübchen ebenſo wenig als am niedlich geformten Kinn, die Stirne war frei, und zwei ſchön gezeichnete Augenbraunen wölbten ſich über den ſchon erwähnten Augen. Der Wuchs des Mädchens war ſchlank, ätheriſch, ſo wie Canova ſeine Nymphen und Göttinnen zu meiſeln pflegte; Hände und Füße waren ſo zierlich und nett, daß man ſie hätte mit Küſſen bedecken mögen, und der Gang und jede Bewegung des Wunderkindes waren ſo graziös, daß ſie auch den Stumpfſinnigen noch entzückten. Dabei hätte man dem Mädchen eher vierzehn als elf Jahre zugetheilt, ſo ſehr war ſie phyſiſch herangebildet. Auch entging dem ſcharfen Beobachter nicht, daß durch ihre ſcheinbare Unbefangenheit ſchon ein ziemlicher Grad von Koquetterie hervorleuchtete. — Die Stimme dieſes Mädchens hatte einen wunderlieblichen Silberklang, und in ihren höhern Corden lag beſonders ein Wohllaut, der jedes Ohr hinriß, obgleich von Kunſt hier auch nicht im entfernteſten die Rede ſeyn konnte, ſondern Vortrag und Ausdruck das reine Naturkind, aber doch Gefühl verriethen. Beide Kinder trugen Blumenkränze in den Haaren, deren ſeidene Locken a l'enfant auf die Nacken herabfielen. Sie waren in himmelblaue, ſammtne, mit Silberflittern reich beſetzte Leibchen eingeſchnürt, von dem eine weiße Tunika von Gaze, mit Volants garnirt, bis über die Knie herabfiel, und weiße Beinkleider von

Atlas bedeckten die Beine bis an die Knöchel; die Füße waren mit Schnürſtiefelchen von karmoiſinrothem Sammet bekleidet.

Das jüngere Mädchen unterbrach von Zeit zu Zeit ganz ungenirt Geſang und Spiel, um ihrer ältern Schweſter etwas zuzuflüſtern oder irgend eine ſich auf die Zuſchauer beziehende Bemerkung zu machen. Dann nahm ſie auch wohl, ohne den Geſang zu unterbrechen, ein kleines ſilbernes Schüſſelchen aus ihrer Taſche und machte damit die Runde im Kreis der Zuſchauer, das Tellerchen rüttelnd und dieſe zur Großmuth auffordernd; jedesmal nach Beendigung der Tour war daſſelbe mit dicken Sous angefüllt, unter denen auch manches Silberſtück hervorſchimmerte. Aber nicht nur mit Geld, ſondern auch mit herrlich duftenden Blumenſträußen wurde das Kind beſchenkt, das nach der Rückkehr zu der Schweſter alles auf ein vor beiden ausgebreitetes weißes Tuch ſchüttete, das bald mit Blumen und Geld bedeckt war. Sah das Mädchen wohlgekleidete Perſonen außerhalb dem Kreis ſtehen, ſo durchbrach ſie denſelben, das Köpfchen vorwärts bückend; willig öffneten ſich ihr die Reihen, und mit einem Knicks ſtand ſie vor dem Mann oder der Dame, das Schüſſelchen hinhaltend, und faſt nie wurde ihr eine Gabe verſagt. Ihre mit feiner Koquetterie und Naivität gepaarte Ungezwungenheit flößte Jedermann Bewunderung ein *).

Bei einem ſolchen Einſammeln erblickte ſie auch unſere beiden Reiter, und huſch war ſie durch den Kreis geſchlüpft, ſtand an Michels linker Seite, mit unausſprechlich freundlicher Anmuth ihre Verbeugung machend und ihr Tellerchen hinhaltend. Dieſer wechſelte leiſe ein paar Worte mit ſeinem Begleiter und warf dann dem Mädchen ein blitzendes Goldſtück auf das dargereichte Silberſchüſſelchen. Sich graziös verneigend, dankte das Kind, drehte ſich auf dem linken Abſatz herum und wollte davon ſpringen, als ihr Michel zurief.

— Noch ein Wort, mein kleiner Engel.

Das Mädchen blieb ſtehen und blickte den Sprecher groß an.

— Wie nennſt Du Dich?

— Roſa-Maria.

*) Wer im Sommer 1845 öfters die elyſäiſchen Felder zu Paris beſuchte, wird ſich gewiß der beiden ſingenden Mädchen erinnern, die in der Nähe des olympiſchen Circus oft ein ſo großes Gedränge verurſachten.

Huſch war ſie wieder im Kreis neben ihrer Gefährtin, raſch in die Saiten ihrer Guitarre greifend und ſich beeilend ihre Glockenſtimme erſchallen zu laſſen.

— Wer ſind dieſe Mädchen? fragte Michel den Hinkenden.

— Armer Leute Kinder; hier auf dieſer Bank ſitzen ihre angeblichen Eltern, die von dem Verdienſt der Mädchen leben.

— Ein trauriger Verdienſt, der nothwendig auf ſchlimme Wege führen muß, wenn es nicht ſchon geſchehen iſt, meinte Michel.

— Noch nicht, doch ſind ſie dem Falle nah, verſetzte höhniſch lächelnd Asmodi.

— Wir müſſen ſie retten.

— Stehe zu Dienſten, murmelte der Teufel noch höhniſcher.

Mit einem Sprung war Michel vom Pferd, gab daſſelbe einem neben ihm ſtehenden Gamin zu halten und näherte ſich der Bank, auf welcher die Eltern außerhalb des Kreiſes der Zuhörer ihrer Kinder ſaßen und dieſe und deren Einnahme nicht außer Augen ließen.

— Brave Leute, ſind dieß eure Kinder? redete ſie Michel an.

— Ja, Herr, lautete die Antwort.

— Ihr habt Unrecht, das Talent dieſer Kleinen ſo preiszugeben, das, gehörig ausgebildet, Euch ſpäter goldne Früchte, Ruhm und Ehre einbringen würde, während es ſo in wenig Jahren zu Grunde gerichtet ſeyn wird, und was dann? —

— Wohl wahr, junger Herr, aber wir ſind arme Leute, die von Tag zu Tag leben müſſen; wo ſollen wir wohl die Mittel hernehmen, den Kindern die theuren Lehrer zu bezahlen? Dieß iſt der erſte Sommer, in dem ſie öffentlich ſingen und etwas verdienen; und dazu, Herr, es iſt nicht alle Tage Sonntag, der Sommer iſt ſo ſchlecht, auf einen ſchönen Tag zwanzig Regentage, und alſo kein Verdienſt für uns.

— Wohlan, wenn ich Euch die Mittel zu Eurem Lebensunterhalt hinlänglich gebe und die Koſten einer Penſion und aller Lehrer für die Kinder übernehme, willigt Ihr ein, dieſe auf einige Jahre in ein Inſtitut zu thun? —

Mann und Frau ſahen ſich einander fragend an und blieben die Antwort ſchuldig.

— Ich ſehe, Ihr ſeyd unſchlüſſig, das finde ich aber ganz natürlich, die Sache kommt Euch unerwartet, überlegt was Ihr thun wollt; doch damit Ihr wißt woran Ihr Euch zu halten habt,

ſo ſage ich Euch im Fall Eurer Einwilligung 500 Franken monatlich für Euren Unterhalt zu und bezahle außerdem alle Koſten für die Mädchen; morgen will ich wieder anfragen und hören, was Ihr beſchloſſen habt. Wo iſt Eure Wohnung?

Beide Eltern ſperrten den Mund weit auf und ſchienen dem Unbekannten ſagen zu wollen: „Herr, Ihr foppt uns“; doch erwiederte nach einem kurzen Bedenken die Frau:

— Straße Chaillot 53, im zweiten Hinterhaus, vier Treppen hoch.

— Gut, morgen in der Nachmittagsſtunde ſeht Ihr mich in Eurer Behauſung.

Michel ſchwang ſich nun wieder auf ſein Roß und theilte ſeinem Gefährten mit, daß ihn ſein Magen gewaltig zu mahnen beginne und er ein gutes Mittageſſen nicht verſchmähen würde.

— Du darfſt nur befehlen.

— Laß uns im Hotel der Prinzen in der Straße Richelieu abſteigen, dort iſt ein vortrefflicher Tiſch und man lernt Fremde aus allen Welttheilen kennen; nachher wollen wir in das Palais-Royal gehen und der Bank ein Schnippchen ſchlagen, daß den Herren die Augen übergehen ſollen.

— Oho, damit iſt's vorbei.

— Wie ſo?

— Schon ſeit Jahren haben Regierung und Kammern allen öffentlichen Hazardſpielen ein Ende gemacht und Roulet und Pharo ꝛc. ſind längſt aus dem ſeither weit weniger beſuchten Palais-Royal verſchwunden *).

— Bravo! und was iſt aus den Spielpächtern und ihren Spießgeſellen geworden?

— Viele davon ſind nach Deinem lieben Vaterland gewan-

*) Es iſt Thatſache, daß das Palais-Royal und deſſen Eigenthümer hauptſächlich durch das Aufhören der Hazardſpiele, ſo wie durch die Entfernung der ebenfalls aus demſelben verbannten Freudenmädchen viel verloren hat, namentlich auch die Reſtaurateurs, Caffeewirthe und Boutiquiers, beſonders aber die Erſtern, denn wer verſpielt hatte, ſuchte ſeinen Kummer bei Vefour, Very, den frères provenceaux ꝛc. in Champagner oder Capwein zu ertränken, wenn ihm noch ſo viel übrig blieb; der aber gewonnen, hielt noch eine Freudenmahlzeit, brachte aber oft den Reſt wieder in die Spielſäle, und beſchloß dann in der Regel ſein Tagwerk ebenfalls mit einer Leidenmahlzeit.

dert, um in den Bädern, wo ſie geduldet werden, reichen Ruſſen, Engländern, Amerikanern und auch den dummen Deutſchen, wie ſie ſie zu nennen belieben, von ihrem etwaigen Zuviel zu helfen. Benazet und Conſorten haben in Baden, Chabert in Wiesbaden und die Gebrüder Leblanc in Homburg ihre Raubanſtalten aufgeſchlagen und beuten daſelbſt die gewinnſüchtige Dummheit aus.

— Man hätte nimmermehr zugeben ſollen, daß ſich franzöſiſcher Auswurf ein ſo bequemes Lager in Deutſchland bereiten durfte. — Mich wundert, daß man das geſtattete, ſetzte Michel mit etwas einfältiger Miene hinzu.

— Das hat ſeine beſondere Bewandniß, höhnte Asmodi. Dieſe Spiele werden auch nur in den Ländern geduldet, in denen hochweiſe Staatsmänner, aus ſehr handgreiflichen Urſachen, den Beſchönigungsgrund anführen: „Dieß bringt Geld in das Land und füllt manche Caſſe!“

— Ei, das riecht ja ganz gewaltig nach der bekannten Jeſuitenmoral: „Der Zweck heiligt die Mittel.“

— Auch hat ein edeldenkender deutſcher Fürſt, ein wegen ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit allgemein geachteter Regent, einem ſeiner Räthe, der ihn unter den oben angeführten gewichtigen Gründen bereden wollte, franzöſiſchen Induſtrierittern die Spielconceſſion zu ertheilen, in mehr als ernſtem Ton erwiedert: „Bei Gott, Sie bringen mir da ſeltſame Gründe vor; ich bin überzeugt, daß wenn ich einem Cartouche oder Schinderhannes das Privilegium gäbe, in meinem Land ungeſtraft ſtehlen oder rauben zu dürfen, mir dieſe Herrn noch ganz andere Summen als die Spielpächter bieten würden, und viel beſſer iſt deren Handwerk doch nicht.“ — Der hochweiſe Rath verſtummte und brachte dieſe Materie nie wieder auf das Tapet.

— Brav! rief Michel abermals; nun, ich behalte mir vor, dieſem Geſindel eine derbe Lection zu geben. —

— Nach Belieben. —

Unterdeſſen waren die beiden Reiter an dem Hotel der Prinzen angekommen, wo man ihnen eine fürſtliche Wohnung anwies. Bei Tafel nahm der Teufel Platz zwiſchen einer italieniſchen Prima-Donna und einer deutſchen hochgräflichen Pietiſtin, gegen ihm über ſaß ein verkappter Jeſuite zwiſchen einer emancipirten Hebräerin und einer Exfavoritin des Deys von Algier. — Michel aber hatte das Glück an die Seite einer blonden Milady und einer etwas

braunen ſpaniſchen Grandin geführt, ſein en face war ein Miſſionär aus Indien zwiſchen zwei Quäckerinnen; etwas weiter unten ſaßen Araber, Türken, Amerikaner, ein Biſchof und ein Huſarenoberſt, ein aus Rußland entlaufener Fürſt ꝛc. — Alle ließen ſich die köſtliche Küche des Herrn Piva trefflich munden, und Weine aus allen Zonen ſchwenkten die koſtbaren Biſſen die Gurgeln hinab. Die Unterhaltung war lebhaft und heiter, drehte ſich um Theater- und Staatsangelegenheiten, Politik und Muſik, und als die Sprache auf die große Oper kam, fragte Michel:

— Was wird denn heute daſelbſt gegeben? —

— Der hinkende Teufel! antwortete Prima-Donna.

Michel ſah den Asmodi mit einem bedeutungsvollen Blick an, und beide beſchloſſen, ſich nach aufgehobener Tafel in die große Oper zu begeben.

Als ſie über die Boulevards gingen, fiel ihnen die hinter den Fenſtern eines Buchladens ausgeſtellte neueſte illuſtrirte Ausgabe von Le Sages Diable boiteux, mit Holzſtichen von Johannot, auf, und Asmodi grinzte, auf ſein Contrefait deutend:

— Wenn man nicht ſchon ein Teufel wäre, müßte man des Teufels werden, ſich ſo abgemalt zu ſehen. Das Menſchenpack kann ſich nun einmal den Teufel nicht abſcheulich genug denken, und ſchmückt uns immer auf das Freigebigſte mit Hörnern, Klauen, Schwänzen und ähnlichen Zierathen aus, während es doch täglich die ärgſten Teufel in den verführeriſchten und liebenswürdigſten Geſtalten zu Geſicht bekommt. —

Es war bereits Abend und aus allen Seitengaſſen und Gäßchen ſchlüpfte das leichtfüßige und leichtſinnige Corps der Pariſer Boulevardsnymphen hervor, als wollte es des Hinkenden Worte beſtätigen. Bald waren auch unſere beiden Helden von ihnen umſchwärmt, doch wurden ſie durch die diaboliſchen Blicke des Einen eben ſo ſchnell wieder verſcheucht, der zu ſeinem Gefährten ſagte: das Völkchen könnte den Teufel ſelbſt noch verführen.

Sie lenkten nun in die Straße Lepelletier ein, und hatten bald darauf in der Avantſcene des Opernſaals mitten unter Diplomaten und diplomatiſchen Damen Platz genommen. Victor Hugos Esmeralda war ſo eben beendigt, und Asmodi unterhielt nach gefallenem Vorhang ſeinen Schützling, indem er ihm einige der anweſenden Tagescelebritäten zeigte und dieſelben mit wenigen Worten charakteriſirte. —

— Siehſt Du dort links die kleine queckſilberige Figur, das iſt der große Thiers, der gar zu gern die Rolle des eben nicht immer großen Napoleon ſpielen möchte. Er iſt ein großer Freund der franzöſiſchen Gloire, beſonders auch der klingenden, und das muß ihm ſein Erzfeind laſſen, daß er als Miniſter, ſo wie noch keiner vor ihm, die koſtbare Erfindung des Telegraphen zu benutzen verſtand; was ihn aber jetzt gewaltig bewegt und ihm Tag und Nacht die Ruhe raubt, iſt, daß er a tout prix wieder ein Portefeuille haben will, und er hat es ſchon tauſendmal bereut, daſſelbe ſo ſchnell abgegeben zu haben, in der Meinung, es hänge nur von ihm ab, es wieder zu nehmen ſobald er nur wolle. — Irren iſt menſchlich. — Einſtweilen tröſtet er ſich damit, eine biſſige Oppoſition, und ſeinem Geifer, Aerger und ſeiner Galle im Conſtitutionel Luft zu machen und einen großen Roman zu ſchreiben, den er „das Conſulat und das Kaiſerreich“ betitelt, und dabei ſich ſelbſt als Carrikatur ſeines Helden allenthalben producirt. — Er beſitzt eine große Gewandtheit, auch die abſurdeſten Doktrinen mit großer Leichtigkeit zu vertheidigen, wie er erſt wieder bei Gelegenheit der Armirung der Pariſer Feſtungswerke bewies. Das frühere Leben des Advokaten Adolph Thiers iſt bekannt genug. Lange Zeit konnte man auch in den elyſäiſchen Feldern ein Aushängeſchild leſen, auf dem geſchrieben ſtand:

„Madame Thiers, Schwägerin des Ex-Miniſters, Aepfelverkäuferin,“ und die Frau ſoll gute Geſchäfte gemacht haben. Aus ſeinen Schuljahren ſagt man ihm nicht viel Gutes nach; als Advokat zu Aix ſpielte er eine mehr als traurige Rolle, und beſchloß nun in Paris ſein Glück zu verſuchen. — Hier kam der kleine Mann mit ein paar Brillen auf den blinzelnden Augen an, mit einem Rock bekleidet, deſſen Farbe zu beſtimmen auch den erfahrenſten Chemiker in Verzweiflung hätte bringen können, mit anliegenden, ſehr kurzen Beinkleidern, die etwa bis an die Waden reichten und einen Eckel erregenden Glanz hatten, mit ein paar Waſſerträgerſtiefeln an den Füßen, einem faſt fabelhaft verſchabten Hut, würdig das Cabinet eines engliſchen Narren-Antiquars zu zieren *). Lange ging es ihm in Frankreichs Hauptſtadt unglücklich genug. — Endlich fand er Gelegenheit, ſich dem Deputirten Manuel vorſtellen zu laſſen, der ihn in den Bureaus des Conſtitutionel empfahl,

*) Man ſehe: Biographie de M. Thiers, par un locataire de St. Pelagie.

wo er zuerſt Salons=Artikel ſchrieb. Bevor Thiers Politiker wurde, war er alſo Maler, er hat nur die Farben gewechſelt. — Bald bewies er ſich jedoch undankbar gegen ſeinen Beſchützer und intriguirte gegen Manuels Wiedererwählung, nachdem dieſen die Ultras aus der Kammer geſtoßen hatten. Dieſer eben ſo feige als treuloſe Verrath war das Vorſpiel von dem, was er ſpäter that. Wahr iſt jedoch, daß er ſeitdem, um das Gehäſſige der Undankbarkeit zu mindern, dieſelbe zu einer Staatstugend erhoben hat. — Kaum hatte er ſich durch ſeine Zudringlichkeiten Zutritt in Laffittes Salon zu verſchaffen gewußt, ſo nahm er auch daſelbſt, mit dem Hut auf dem Kof eintretend, eine Protektionsmiene an, ſich eine Wichtigkeit gebend, die Niemand anerkennen wollte, alle Welt um neue Mittheilungen zu einem großen Revolutionswerk, das er ſchreiben wolle, angehend.

Felix Bodin hatte zuerſt die Idee gehabt, eine Geſchichte der Revolution zu ſchreiben, und Thiers dabei als Secretair zu Hülfe genommen. Nach drei Monaten und nachdem der erſte Band erſchienen war, war Bodin nicht mehr der Autor ſeines Buchs, und Thiers wußte ihn von einem Werk auszuſchließen, bei dem er von deſſen urſprünglichem Autor Anſtellung und Verdienſt erhalten hatte *).

Intriguant, unverſchämt, dreiſt bis zur Frechheit, wollte Thiers **a tout prix** ſeinen Weg machen, und es gelang ihm, wozu ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, die er einem Andern aus den Händen geſpielt hatte, die Bahn brach.

Thiers ſagte ſich nun vom Conſtitutionel los und gründete den National mit Armand Carrel, der ihm in jeder Hinſicht überlegen war. Als die Juli=Ordonnanzen erſchienen, unterzeichnete er mit den andern Journaliſten die Proteſtation gegen dieſelben, die den andern Tag auf einem einzigen Bogen erſchïen.

Nach Beendigung der drei Tage machte er ſich mit ſo manchen Andern auf die Aemterjagd, bot Lafayette, Guizot, Laffitte und dem König ſeine Dienſte an, der Baron Louis öffnete ihm

*) Thiers hatte es einem alten, ihm wohlwollenden Buchhändler zu verdanken, daß er die Bekanntſchaft des Baron von Cotta machte, der ihm eine damals ſehr werthvolle Aktie des Conſtitutionels verſchaffte. Als ſpäter der alte Schubart, der noch die Trümmer ſeines Vermögens mit Thiers getheilt hatte, Alles verlor, würdigte ihn Thiers — keines Blickes mehr! (Ebend.)

die Pforten zu dem Staatsrath, und ſchon im Jahr 1832 hatte er ſich, nachdem er als Unterſtaatsſecretair der Finanzen Frankreich dem Banquerout nahe gebracht, zum Miniſter intriguirt, kaufte als ſolcher dem infamen Deutz das Geheimniß der Herzogin von Berry ab, wußte bald darauf den Conſeil-Präſidenten Soult, der ihn einen Charlatan genannt hatte, aus dem Miniſterium zu verdrängen, ſo wie nach ihm auch die Marſchälle Gerard und Mortier, ſpäter eben ſo Broglie und Guizot, und bemeiſterte ſich der Präſidentſchaft. — Thiers hielt ſich nun wirklich für ein Univerſalgenie und wollte an der Spitze aller Zweige der Verwaltung ſtehen. Frankreich verdankt ihm nebſt den Feſtungswerken auch die Septembergeſetze, und das Geſetz, alle, die im Verdacht ſtehen zu geheimen Geſellſchaften zu gehören, aus Paris wegſchicken zu dürfen, und er ſuchte nun auch ſeinen alten Freund Carrel in das ſcheußliche Attentat des Fieschi zu verwickeln, weil ihm deſſen Polemik nicht mehr behagte. Der ganz unſchuldige Carrel rief bei ſeiner Verhaftung aus: „Sagt dem Thiers, daß ich mich dafür rächen werde!“ Als dieß dem Herrn Miniſter hinterbracht und ihm Carrels vermuthliche Unſchuld bekräftigt wurde, rief er aus: „Ich verlange ja nicht mehr, als daß Carrel unſchuldig ſey; ſobald er es bewieſen, geben wir ihm die Freiheit wieder. Als Haupt der Republik muß er auch etwas tragen, denn es iſt doch die Republik, die den Schlag führte!“

Napoleons Name mußte dem hochmüthigen Miniſter-Präſidenten zum Fußgeſtell dienen; da er deſſen Aſche von St. Helena hatte kommen laſſen, zählte er ſich beinahe ſelbſt zu deſſen Familie, wickelte ſich in den napoleoniſchen Mantel, ahmte ſelbſt den Gang des Kaiſers nach, ſeine kleinen Augen blitzten hinter ſeiner Brille flammender hervor; er nannte England einen großmüthigen Alliirten, geſtattete daß das mittelländiſche Meer ein engliſcher See wurde, und war dabei nur der geprellte Spielball des Lord Palmerſton, der den berühmten Londner Vertrag vom 15. Juli 1840 mit Brunow fabricirte. Als Thiers officiell von der Sache unterrichtet wurde, ſchrie er Feuer und Schwert, ſchlug mit der Hand an ſeinen Degengriff, erließ drei oder viermal ſein Ultimatum und endigte den Skandal mit der Note vom 8. October. Das heißt, er ſagte, Shakſpeare parodirend: „Alles hat ſchlimm für uns geendigt!“ Indeſſen wollte er doch der Welt zeigen, daß es ihm Ernſt ſey, ſich als gewaltiger Kriegsheld zu zeigen, und

daß er nicht nur Kriege beſchreiben, ſondern auch führen könne. Er ließ das Heer organiſiren, in Deutſchland ausrangirte Pferde aufkaufen, um die franzöſiſche Cavallerie damit beritten zu machen, antwortete auf die Kanonenſchüſſe von Beyruth und St. Jean d'Acre durch die Befeſtigung von Paris, drohte Deutſchland, das linke Rheinufer in ſeine Taſche zu ſtecken und franzöſiſch-thieriſche Herrſchaft daſelbſt einzuführen, forderte ganz Europa heraus, ſpielte à la bête mit Mehemed Ali und — wurde bête, und trat — aus dem Miniſterium, den kaum halbgezogenen Degen beſcheiden wieder einſteckend — ſchwörend, ſo etwas ſolle ihm nie wieder paſſiren.

Man glaubte, daß Thiers damals ſogar uſurpatoriſche Gedanken gehegt habe, und der Fliegen-Mirabeau an einen Cäſarmantel gedacht habe; aber man that dem armen Mann Unrecht; ſo ſehr er auch von ſich und ſeinem Genie eingenommen und aufgeblaſen ſeyn mag, ſo verſtiegen ſich doch nie ſeine Gedanken ſo hoch, er kennt Ludwig Philipp zu gut, und macht ſich in dieſer Hinſicht keine ſo abgeſchmackte Illuſionen. Ein wenig Lärmen und von ſich reden machen, das war Alles, und leer trat er nicht ab, Dank dem Telegraphen, den er zur großen Freude ſeines Schwiegervaters, Herrn Dosne, den er aus Dankbarkeit für gewiſſe Gefälligkeiten ſeiner Gattin zum Receveur-General von Lille gemacht, beſſer als die engliſche Allianz zu benutzen verſtand. Jetzt ſpielt er parlamentariſche Comödien in der Kammer, jedoch mit wenig Glück und Beifall, macht Reiſen, um Schlachtfelder zu beſuchen, die ihm jedoch unverſtändliche Hieroglyphen ſind, da er von der Taktik nichts weg hat, und beſchließt das erſte halbe Jahrhundert ſeines Lebens *) mit dem Roman ſeines Kaiſerreichs, deſſen gewaltige erwieſene Irrthümer, Entſtellungen und unpolitiſche Partheilichkeit ihm ſchon manche tüchtige Rüge zugezogen haben.

Hier endigte der Hinkende ſeine kurze Lebensbeſchreibung des Herrn Thiers, die er aus deſſen Zügen zu leſen ſchien.

— Siehſt Du dort, ſieben Sitze links von Thiers, das etwas pedantiſche Geſicht, das iſt Couſin, der an der deutſchen Philoſophie, das heißt an der deutſchen Narrheit, einen Narren gefreſſen hat, und nun ſein Vaterland mit deutſchem Unſinn beglücken will.

*) Thiers wurde zu Ende des Jahres 1797 zu Marſeille geboren, wo ſein Vater Schloſſer war, und jetzt noch mehrere ſeiner Verwandten ehrliche Handwerksleute ſind.

Ihm gegenüber dort auf der linken Seite der galante gelbbetatzte faſhionable Löwe, das iſt Eugen Sue; er ſpielt noch immer den Jüngling, obgleich ſchon in den Vierzigen, möchte ſich gerne in den Stand der Ehe begeben, die Wahl fällt ihm jedoch ſchwer, er fürchtet die — Unbeſtändigkeit und die leichtſinnige Koquetterie der Franzöſinnen, und verlangt auch, trotz ſeiner ſich in Gold verwandelnden Dinte, eine Ausſteuer von wenigſtens einer halben Million. Seine Pariſer Geheimniſſe, man mag auch dagegen ſagen was man will, haben doch die ſocialen Gebrechen der franzöſiſchen Geſellſchaft und die Zweckwidrigkeit und Unzulänglichkeit der franzöſiſchen Geſetze, eher gemacht zum Verbrechen anzureizen als davon abzuhalten, aufgedeckt und in ein grelles Licht geſetzt, wenn diejenigen nur darauf achten wollten, denen es zukommt ſie zu verbeſſern und ſo greulichen Uebelſtänden abzuhelfen! Sein ewiger Jude trägt freilich das Gepräge eines beſtellten, um Taglohn gefertigten Machwerks, und hat ein gar klägliches Ende genommen.

Dort rechts, der nahe an den Lampen ſitzende, wohlgenährte Mann mit den etwas bäuriſchen unbeholfenen Manieren, mit dem ausdruckloſen Geſicht, iſt Jules Janin, der Taglöhner des Journals des Debats, jenes miniſteriellen Bordellhauſes, deſſen verſchiedene Spalten die liebenswürdigen, aber nicht immer klugen und politiſchen Buhldirnen der jedesmal am Ruder ſitzenden Herren Miniſter ſind. Er ſcheint längſt ſein beſtes Pulver in den Feuilletons dieſes miniſteriellen Freudenhauſes verſchoſſen zu haben; ſeine Kritiken ſind ohne Lauge und ohne Salz, ſie laſſen ſo kalt wie der Applaus der bezahlten Claqueurs. Er hat aber ein reiches Mädchen geheirathet und pflegt jetzt behaglich ſeines etwas plumpen Leibes. Jüngſt haben aber die dummen Deutſchen, wie er ſie zu nennen beliebt, dem großen und feinen Satyriker einen argen Streich geſpielt und ihm eine lange Naſe gedreht. — Von ſeinem Brodherrn, dem Eigenthümer des Debats, Bertins, bei Gelegenheit der Feſte in Bonn dahin abgeſandt, um, ohne ein Wort deutſch zu verſtehen — denn was hätte dieß ein franzöſiſcher Autor nöthig — die Berichte für das miniſterielle Journal über die dortigen Begebenheiten einzuſchicken, erkundigte er ſich bei Peter und Paul, was dieſes und jenes alles zu ſagen habe. Nun machte ſich aber Paul den Spaß, den klugen Franzoſen zum Beſten zu haben, indem er ihm einen Bären über den andern aufbürdete

und ihm oft das Gegentheil von der Wahrheit verfranzöſiſchte, und der gute Jules berichtete in der Einfalt ſeines Herzens alles ſo wie ihm vorgeſagt worden, daher der Unſinn und die Abſurditäten, die man zu jener Zeit in dem Feuilleton des Debats las. — Er hatte ſogar Beethoven ſchon den Compoſiteur des Don Juan und der Zauberflöte genannt, was der beſſer unterrichtete Corrector in der Correktur noch glücklicherweiſe ſtrich.

Der dort hinten in dem Winkel der düſtern Gitterloge ſitzt und nur von Zeit zu Zeit den Kopf verſtohlen und etwas ſchüchtern vorbeugt, iſt der eben erſt von einer Schamreiſe zurückgekehrte Victor Hugo. — Aber es war nicht etwa der totale Durchfall ſeiner Burggrafen, der ihn zu der verſchämten Reiſe antrieb, ſondern das galante Abentheuer mit einer Malersfrau, bei dem er ſo einfältig war, ſich von dem Ehemann und hochlöblicher Polizei en flagrant delit erwiſchen zu laſſen, bewogen ihn, den Reiſeſtab in die Hand zu nehmen, nachdem er den Skandal ſoviel als möglich mit dem in Frankreich mehr als irgendwo alles bezwingenden Metall getuſcht hatte, und ſo vermied, daß der neugebackene Pair auch ſogleich von ſeinen Herren Collegen gerichtet wurde, während der armen Sünderin doch drei Monate lang vergönnt wurde, in der Einſamkeit ihres Kerkers über ihr galantes Abentheuer nachzudenken. Unterdeſſen ſind die Salons des Herrn Victor Hugo, in denen eine liebenswürdige Gattin, eine nicht minder einnehmende Tochter und andere Frauen auf das Unterhaltendſte die Honneurs machten, gänzlich verödet, und die noch über den herben Verluſt einer trefflichen Tochter und Schweſter trauernden Damen beweinen nun auch den des moraliſchen Rufes ihres Gatten und Vaters, der die Rolle Tartüfs trefflich zu ſpielen wußte.

Dort in der Mitte dieſer koloſſale Krauskopf mit dem Mulattengeſicht, das iſt der berühmte Eigenthümer der Romanenfabrik, Alexander Dumas und Comp., und die neben ihm ſitzende Dame mit dem prächtigen Blumenſtrauß à 20 Franken iſt eine Deutſche, ſeine erſte Favoritin, die ihm den Inhalt mancher in Deutſchland längſt vergeſſenen Chartäke mittheilt, um ſo ſeiner Imagination Stoff und Ideen zu einem modernen franzöſiſchen Roman mehr zu liefern. — Seine legitime Frau, ehemalige Schauſpielerin und Maitreſſe, die holde Ida, hat er nach Florenz expedirt, als er von da zurück nach Paris kam, und zahlt ihr dort eine anſehnliche Penſion, um ſie am Zurückkommen zu verhindern. Sein älteſter

Sohn iſt ſein Aſſocié in der Fabrik, in welcher bei der Verfertigung der Fabrikate ungefähr folgende Procedur angewandt wird: Sobald der Chef des Hauſes in alten Bibliotheken oder Büchern einen ſich zur Compilation oder zum Roman ihm geeignet ſcheinenden Stoff aufgefunden zu haben glaubt, theilt er denſelben in Kapitel ein, deren Inhalt er notirt, und läßt ſodann diejenigen ſeiner Fabrikarbeiter vor ſich kommen, die er am geeignetſten zur Bearbeitung des einen oder andern Kapitels hält, und theilt jedem derſelben mündlich mit, etwa ſo wie ein Kaufmann ſeinen korreſpondirenden Commis, was ſie ungefähr niederſchreiben ſollen. Iſt dieß geſchehen, ſo wird ihm die Arbeit zur Durchſicht vorgelegt und er ſtreicht oder ändert, was ihm daran mißfällt, ſetzt auch wohl hie und da noch etwas hinzu, und ſchickt dann das ſo verbeſſerte Manuſcript in die Druckerei eines Journals. Dieß iſt das Geheimniß der ungeheuern Fruchtbarkeit dieſes Autors, über deren Möglichkeit ſich ſchon Mancher den Kopf zerbrach. — Trotz der Einträglichkeit dieſes Handwerks iſt Alexander Dumas aber doch in ewigen Geldverlegenheiten, wie die meiſten dieſer Herren, und als ihn neulich ſein großer Hund ſo in den rechten Arm biß, daß er längere Zeit denſelben nicht rühren und folglich auch nicht ſchreiben konnte, fürchteten ſeine vielen Gläubiger, daß er toll werden möchte, und waren nahe daran es ſelbſt zu werden, aus Furcht, ihren Debitoren zu verlieren. Obgleich ſeine florentiniſchen Händel einen guten Stoff zu einem neuen Roman ſeiner Art geben würden, ſo ſcheint er bis jetzt doch keine Luſt zu haben, ſie dazu zu benutzen.

Ein paar Schritte von ihm ſitzt Balzac; der gute Mann hat ſich längſt ausgeſchrieben, auch er iſt gewaltig mit ſeinen Finanzen brouillirt, und das Wechſelfieber treibt ihn häufig an, ſich dem Genuß des Landlebens hinzugeben. Er gibt dem König Ludwig Philipp und dem belgiſchen Nachdruck die Schuld, daß ſich ſeine Caſſe nicht mehr füllen will, indem er behauptet, erſterer hätte ſchon längſt dem letzteren ein Ende machen können, wenn er gewollt, aber er ſey ein Feind der franzöſiſchen Literatur und ihrer Autoren. — Wohin nicht Mißmuth und Selbſtüberſchätzung verirren können. Balzac leidet beſonders an dem letztern Uebel, und iſt ein eitler, aufgeblaſener Thor, der ſich einbildet, jedes von ihm geſchriebene Wort ſey ein Monument für die Nachwelt. — An dieſem Wahn leiden jedoch die meiſten der Herren, die ich Dir

gezeigt, alle denken noch die ſpäteſten Enkel, gleich einem Homer, Thucydides, Cicero, Dante, Arioſt, Shakſpeare, Racine ꝛc. ꝛc. durch ihre Werke in Staunen und Bewunderung zu ſetzen. Die armen Narren, ſie ahnen nicht, daß noch ehe ein Vierteljahrhundert vergeht, all ihre ſämmtlichen Werke vergeſſen und ungeleſen mit Staub bedeckt im Winkel der Bodenkammern modern, oder von den Krämern zur Umwickelung der Waaren aller Art benutzt werden. O vanitas vanitatum! — Uebrigens macht der arme Balzac Glück bei etwas bejahrten Damen, die ſich ſeines Ungeſchicks annehmen, ihn nach Kräften zu tröſten ſuchen, und in ſeiner ländlichen Einſamkeit unterhalten.

Der dort im Baignoir ſitzende Herr iſt Madame Dûdevant, George Sand genannt; dieſe Er-Sie hat . . .

Doch der Vorhang rauſcht in die Höhe, und ich bin begierig, mein alter ego agiren zu ſehen, unterbrach ſich Asmodi ſelbſt, Michel ſehr zur Unzeit, der gerne noch mehr Notizen über die anweſenden Tagesnotabilitäten gehabt hätte.

Die Ballſcene war bereits vorüber und Kleophas in dem Laboratorium des Chemiſten angekommen, wo er die Flaſche zerſchlug, aus welcher das andere Ich des wirklichen Asmodi entſtieg, das aber der es darſtellende Künſtler ſo linkiſch und tölpiſch und ſo wenig zur Zufriedenheit des Veritabeln repräſentirte, daß dieſer ausrief:

— Pfui Teufel, mich ſo zu verhunzen! Und da nach wenigen Scenen des Ballets, in dem auch nicht ein Funken von Le Sages Geiſt aufzufinden war, auch Stürmer ſich zu langweilen anfing, ſo machte er ſeinem Begleiter den Vorſchlag, das Theater zu verlaſſen; dieſer willigte um ſo lieber ein, als er eingeſtand, er habe ſich ſelbſt in ſeinem engen Gefängniß in keiner ſo peinlichen Lage befunden.

In den Vorhallen des Hauſes ſtießen ſie gerade auf den Direktor der Oper, Herrn Leo Pillot, der eine ſtolze Dame am Arm und zum Wagen führte.

Dieß iſt auch ein Fabrikat des Herrn Thiers, ſagte Asmodi, auf Pillot deutend, der aus einem mittelmäßigen Schreibersgehülfen einen jämmerlichen Theaterdirektor ſchuf, der nun unter dem furchtbaren Pantoffel der an ſeinem Arm hängenden Dame ſtehend, mit deren wirkſamer Hilfe die große Oper zu Grunde dirigirt, und bereits ſo heruntergebracht hat, daß in der Regel

die Künſtler vor den leeren Bänken ſpielen, ſingen und tanzen, und die vom Staat bezahlten ungeheuern Subventionsgelder auf das unverantwortlichſte verſchleudert und vergeudet werden.

— Wohin nun? fragte jetzt der Hinkende.

— Laß uns in einem nahen Kaffeehaus einige Erfriſchungen einnehmen.

— Dann müſſen wir in den Divan, der iſt ganz in der Nähe.

In die Kaffeezimmer daſelbſt eingetreten, ließen ſich unſere dämoniſchen Reiſenden an einem in einem Winkel ſtehenden Tiſchchen nieder; der Teufel verlangte flammenden Punſch und Michel eine Flaſche Bier, und jeder ließ ſich eine Cigarre à 15 Sous geben.

Kaum hatten ſie ſich niedergeſetzt, als ſie am andern Ende des Saales ein ziemlich lebhaftes Geſpräch hörten, das von ungefähr einem Dutzend Gäſten in deutſcher Zunge geführt wurde.

Michel ſpitzte die Ohren.

Asmodi flüſterte ihm auf gut ſpaniſch zu: ſeine Landsmannſchaft nicht zu früh zu verrathen, wenn er ſich ergötzen wolle.

— Das hätten die Deutſchen nimmermehr zugeben dürfen, daß ſie Paris ſo befeſtigt haben, ließ ſich eine Stimme in ſchwäbiſcher Mundart vernehmen.

— Den Rhein hätte man befeſtigen müſſen, ſagte ein Badenſer.

— Ach was, fiel der Unternehmer einer Wiener Bäckerei in Paris ein, Paris muß halt feſt ſeyn, und wann ſie's belagern, dann liefre ich's Brod.

— Und ſie kriegen ihn doch noch, den Rhein, wenn ſie da drüben nit klüger werden, und ſich um en alten Rock disputiren, zehnerlei Religionen und zehnerlei Zollvereine und weiß Gott was alles haben wollen.

— Das werden ſie wohl bleiben laſſen, ſo lange unſere Fahnen am deutſchen Strome wehen, meinte ein Altpreuße.

— Geht weg, ihr ſeyd's mir auch die Rechten, ihr windige Preußen, euch jagt die erſte franzöſiſche Luft weg, die übern Rhein weht.

— Haltet's Maul, ihr einfältigen Knödelfreſſer, ohne uns wäre heute noch ganz Deutſchland franzöſiſch, wir waren die wahren Befreier Deutſchlands, ihr ſeyd nur immer hinten drein gekommen,

die Mahlzeit aufzufreſſen, die wir euch zubereitet haben; ohne uns und unſern Blücher hätte nie ein deutſcher Krieger die Ufer der Seine und Paris erblickt, und hätte man dieſem gefolgt, ſo wären jetzt Lothringen und Elſaß längſt wieder deutſch, und vom Rhein gar keine Sprache mehr.

— Schaut's den windigen Preußen an, man kann vor dem Rauſchebeutel gar nit zu Wort mehr komme. Und unſer Erzherzog Karl? Hä? ſagte der Bäcker.

— Allen Reſpekt, erwiederte der Preuße, aber den habt ihr, ſo oft er in der beſten Arbeit war, jedesmal ſo disguſtirt, daß er einen Eckel am Commando haben mußte, auch er konnte euern alten Schlendrian: „'s bleibt halt immer beim Alten,“ nicht wegſchaffen. — Freilich hatte er die Schneide unſers wackern Blücher nicht, der mit ſeinem Vorwärts allen diplomatiſchen Plunder und alle ängſtliche Cabinetspolitik und ihre Bedenklichkeiten über den Haufen warf, nach Paris drang, den Pariſern Mores lernte und bei Waterloo, zwei Tage nachdem er ſelbſt eine Schlappe erlitten und unter dem Pferde gelegen, wo die feindliche Reiterei über ihn wegſetzte, dem ſchon geſchlagenen Wellington und ſeinen Engländern aus der Patſche half, und den kopf- und hutlos fliehenden Napoleon zum Teufel jagte. — Seht, das war ein Held noch aus unſers einzigen Friedrichs Schule, ein anderer Kerl als Napoleon ſammt allen ſeinen Marſchällen!

— Oho, ſo arg iſt's nun eben auch nicht, ließ ſich jetzt ein Sachſe vernehmen.

— Ja ſo iſt's, fiel dieſem ein Churheſſe ins Wort, Blücher war ein ganzer Kerl, und von all den napoleoniſchen Kriegshelden, die meiſtens Raubgeſindel waren, reicht ihm ſammt ihrem Herrn noch keiner das Waſſer, und ohne ihn und ſeine Preußen ſäßen wir heute noch im Dreck.

— Daß die Heſſen blind ſind, iſt eine alte Geſchichte, ſo wie daß ein Blinder nicht klar ſehen kann, entgegnete ein Württemberger.

— Und daß die Schwaben vor vierzig Jahren nicht klug werden, und es niemals werden, wie ſie erſt kürzlich bei den Eiſenbahndebatten in den Kammern bewieſen, iſt eine eben ſo alte Geſchichte.

Der Streit wurde immer heftiger geführt, und die Epitheten gegenſeitig weniger geſpart. Redensarten wie: ſtupide Oeſterreicher,

windige Preußen, lahme Baiern, einfältige Schwaben, hochnaſige Sachſen, blinde Heſſen, fielen unaufhörlich, und ſchon ſah Michel den Augenblick kommen, wo ſich die Repräſentanten der verſchiedenen deutſchen Volksſtämme in die Haare fallen würden. Da riß ihn der Zorn hin, und er rief aufſpringend unwillig auf gut deutſch aus: Ach! Ihr ſeyd immer noch das alte Pack, und das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß Ihr alle Recht habt; doch nun haltet die Mäuler, ſonſt werde ich ſie Euch zu ſtopfen wiſſen.

— Was will der Naſeweis, uns die Mäuler ſtopfen? ei den ſoll ja ein ...... brummte ein Baier.

— Un i glab, der S......z hat uns gar noch an Sottiſen geſagt, daß er uns alle Recht gibt, — fiel der Brodlieferant in spe ein.

— Das dürfen wir uns nicht gefallen laſſen, fiel ein Dritter ein, und alle ſchickten ſich an, über den armen Michel herzufallen, und ihm recht handgreiflich zu beweiſen, daß auch er Recht gehabt; aber dieſer warf ſeinem Begleiter einen bedeutungsvollen Blick zu, der nun ſeine Cigarre ſo gewaltig anbließ, daß in einem Nu das ganze Gemach in eine undurchdringliche Rauchwolke gehüllt war, ſo daß keiner den andern mehr ſah und ſie alle unter einander wie benebelt umhertaumelten und mit den Köpfen wider einander rannten und anſtießen.

Michel und der Hinkende lachten wohlgefällig, und letzterer ſagte: ſieh hier das Bild Deines Vaterlandes, in welchem Zuſtand es ſich jetzt befindet, im Kleinen; religiöſe, politiſche, induſtrielle und philoſophiſche Wirren haben Deinen Landsleuten über dem Rhein eben ſo wirbeln gemacht, wie hier mein infernaliſcher Tabaksdampf. Dabei ſiehſt Du, daß es nicht gerathen iſt, ihnen die Wahrheit zu ſagen, ſie können ſie nicht vertragen, werden gleich böſe und wollen mit Fäuſten drein ſchlagen, und das Schlimmſte iſt, man darf in Deutſchland das Wort Eſel oder Einfaltspinſel nicht ausſprechen, ohne daß ſogleich ein paar hundert Individuen Y—a ſchreien und ſprechen: Damit bin ich gemeint. Darin ſind doch die Franzoſen zehnmal klüger, die nehmen auch die derbſten Wahrheiten lachend an, machen ſich über ihre eignen Gebrechen luſtig, ſpötteln, witzeln darüber, karrikiren ſich ſelbſt und geſtehen ihre Fehler freiwillig mit einem: que voulez vous? — ein, ohne ſich jedoch deßhalb zu beſſern.

Michel zuckte die Achſeln, verließ mit dem Teufel den Divan

und begab ſich ins Hotel der Prinzen zur Ruhe, während ſich Asmodi bis zum kommenden Morgen von ihm beurlaubte, verſprechend, ſich bei ſeinem Lever wieder einzufinden.

Den andern Morgen, als Michel ziemlich ſpät erwachte und ſich die Augen rieb, ſaß der kleine Dämon ſchon ganz behaglich in einem Armſtuhl vor ſeinem Bett.

— Schon ſo früh, gähnte Michel, und was Neues?

— Ich habe die erſte Nacht wieder einmal recht vergnügt in meinem Element zugebracht.

— In der Hölle?

— Verſteht ſich.

— Und wie nahm man Dich auf?

— Mit wahrhaft teufliſcher Freude, es war ein großer, allgemeiner Jubel, und nächſtens wird zu Ehren meiner Befreiung ein infernaliſches großſataniſches Hoffeſt veranſtaltet.

— Dem möchte ich beiwohnen.

— Ein diaboliſcher Wunſch. Je nun, wir wollen ſehen. Aber was treiben wir heute?

— Was meinſt Du? mache mir Vorſchläge!

— Mein unmaßgeblicher Rath wäre, wir wohnten der Sitzung der Deputirtenkammer bei, die wird heute ziemlich unterhaltend werden.

— Wie ſo?

— Der Fliegen-Mirabeau Thiers will das Miniſterium dafür verantwortlich machen, daß es den Abdel-Kader noch nicht erſchießen ließ.

— Aber die Nürnberger hängen ja Keinen, bevor ſie ihn haben.

— Thut nichts, Thiers will es aber ſo haben.

— Vergeſſen wir nicht, daß ich Roſa-Marias Eltern verſprach, ſie heute Nachmittag zu beſuchen, ſagte Michel.

— Nun, das hat noch Zeit nach der Kammerſitzung, die, ich verſpreche es Dir, eine der intereſſanteſten werden ſoll, die noch je ſtatt gefunden.

— Gut, aber wo werde ich die Mädchen hinbringen?

— In ein Nonnenſtift, höhnte der Hinkende. — Allenfalls in die **Abbaye aux bois**, oder in das **Sacré coeur de Jesus**.

— Wird man ſie da aufnehmen?

— Warum nicht! Ein paar reiche Geſchenke, und dann hört

Madam Recamier noch immer gern, daß ſie ſehr ſchön — war, und macht mit dem frommen Chateaubriand, was ſie will.

— Gut. Laß uns das Frühſtück nehmen und dann unſer Tagwerk beginnen.

Der Teufel bedankte ſich und verſicherte, daß er ſchon ein hölliſches Frühſtück, aus einem Stück der geräucherten Milz des in einem Höllenpfuhl ſchmachtenden Kardinal Mazarin beſtehend, eingenommen habe.

— Wohl bekomm's, ſagte Michel, und ließ ſich ſeine Chokolade und Beefſteaks trefflich ſchmecken.

Hierauf machten ſich die beiden Kumpane auf den Weg, flankirten den Boulevards auf und ab, muſterten die Spaziergänger in den Tuilerien und fanden ſich zur rechten Zeit in der Deputirtenkammer ein, wo man ihnen, Dank ihrer Einlaßkarten, recht bequeme Plätze einräumte.

Schon währten Discuſſionen und Reden über anderthalb Stunden lang, und man debattirte um des Kaiſers Bart, oder pour des prunes, wie die Franzoſen ſagen. Keinem der Redner ſchien es recht Ernſt zu ſeyn, und das Ganze drehte ſich um die Zuſtimmung oder um die Nichtzuſtimmung einiger neuen Geldmittel für Algerien, als Thiers dem Kriegsminiſter zurief:

„Hätte man es verſtanden, ſeine Schuldigkeit zu thun, ſo hätte man dem Urheber all dieſes Uebels, dem Abdel-Kader, ſchon längſt den Garaus gemacht, und wenigſtens gefangen.“

Dieſe Worte brachten ein großes Geſchrei, zum Theil Lachen hervor, worauf die Debatten wieder eben ſo lahm wurden, als ſie es vorher geweſen.

— Höre, flüſterte jetzt Michel gähnend ſeinem Gefährten zu, die Herren langweilen mich gewaltig, ſie kommen mir vor wie ein Haufen Schlafmützen, wenigſtens iſt ihr Gerede ganz zum Einſchlafen gemacht.

— Du haſt recht, ich will Ihnen einmal derbe aber reine Wahrheit ſagen.

— Nach Belieben; ſchaden kann es nichts.

Der Teufel ließ einen gellenden Pfiff hören. Alle Miniſter, Deputirten und Zuhörer ſahen ſich nach dem Ort um, wo der Pfiff hergekommen war.

— Mais c'est une infamie, riefen mehrere Deputirte.

Und ein zweiter noch ſtärkerer Pfiff ertönte.

— Hinaus mit dem Unverſchämten, riefen jetzt viele Stimmen.

— Thut eure Schuldigkeit, Huiſſiers, und werft den pfeifenden Bengel zur Thüre hinaus, rief der Präſident und ließ ſeine Klingel ertönen, um den überhand nehmenden Tumult zu ſtillen.

— Man gebe ſich keine unnöthige Mühe, ließ ſich jetzt eine ſehr vernehmbar kreiſchende Stimme hören, die von eben der Stelle herkam, wo man gepfiffen hatte, ich werde ſchon von ſelbſt gehen, wenn mir's beliebt, vorher aber ſeyd ihr Herren ſo gut, und hört einmal meine unmaßgebliche Meinung an, ich weiß zwar, daß dieß gegen Eure Geſetze iſt, Ihr laßt Euch aber ſo viel Ungeſetzliches zu Schulden kommen, daß Ihr mir dieß nicht übel nehmen könnt, doch zuvor erlaubt mir, Euch ſammt und ſonders in die gehörige Poſitur zu bringen, meine Rede recht klar und deutlich vernehmen zu können.

Hier machte der Hinkende eine kleine Bewegung mit der rechten Hand, und ſämmtliche Herren Deputirten ſtanden und ſaßen mit aufgeſperrten Mäulern, gewaltig geſpitzten Ohren und aufgeriſſenen Augen unbeweglich da, Arme und Hände meiſtens in die Luft ſtreckend, ſie ſchienen und waren in der That alle wie verſteinert, und hatten die Sinne, die des Gehörs und Geſichts ausgenommen, verloren.

— Hört mich wohl an, Ihr Herren, ich könnte wie Cromwell zu vielen von Euch ſprechen: Pfui über Euch, weichet von hinnen, Ihr ſeyd nicht länger würdig, in dieſer Kammer zu ſitzen, der Herr mag Euch nicht mehr, Ihr ſeyd Räuber, gewiſſenloſe Diebe, Gauner, ehrloſe Betrüger, Dummköpfe, Ehebrecher, Hurer, unwiſſende Träumer, Trunkenbolde (und dabei warf der Teufel ſo manchen hämiſchen Seitenblick auf den einen und den andern), und ich könnte Euch ohne weiteres zur Thüre hinaus jagen und den Saal verſchließen, aber ich will dießmal noch Gnade für Recht ergehen laſſen und Ihr ſollt mit einer derben Strafpredigt davon kommen.

„Ich frage Euch, was habt Ihr aus dem konſtitutionellen Syſtem gemacht? was aus dem konſtitutionellen Frankreich? Ihr, die Ihr die Piloten, wenigſtens die Matroſen des Staatsſchiffs ſeyn ſolltet, Ihr ſeyd deſſen falſche, unſinnige Steuermänner, die es ſo lange von Klippe zu Klippe führen, bis es endlich ſcheitern und zerſchellen muß. — Die auf der Rechten verkaufen ihre Stimmen für Vicinalwege, ein Denkmal, ein halbes Hundert

Eiſenbahnaktien, für Sinecuren für ihre Kinder und Schützlinge, und Gott weiß für was alles, und die auf der Linken ſind noch zehnmal ärger; durch tolles Widerſtreben, auch gegen Alles, was dem Land gut und heilſam iſt, wollen ſie die Herrſchaft und Oberhand erlangen, und das Centrum, das der Kern ſeyn ſollte, iſt durch und durch faul. Aus Frankreich macht Ihr ein Zuchthaus, und wenn es ſo fort geht, nur ein einziges Spital des Elends und der Armuth, in dem ſich nur die wenigen Spitalmeiſter wohl befinden. — Das Volk ſchreit um Brod, Ihr, in der Bibel wohl bewandert, gebt ihm Steine und Eiſen. Dieß das ſo gerühmte, gefeierte konſtitutionelle Syſtem, das mit Strömen von Blut erkauft wurde! — Alle Abgaben verdoppelt, verdreifacht und bald verzehnfacht! Ohne Eure abſcheuliche Majorität kann die Regierung nicht regieren, auch keinen Schritt in der beſten Abſicht thun; um dieſe Majorität zu haben, muß ſie auf jede Art beſtechen, und um beſtechen zu können, muß ſie durch eben dieſe Majorität die Mittel erlangen, und dieß iſt das ganze, ſich ewig im Kreiſe drehende Manoeuvre Eures konſtitutionellen Räderwerks, deſſen Reſultat iſt Verderbtheit und Entſittlichung, gleich Peſtilenz unter allen Klaſſen, unter allen Gliedern der Geſellſchaft zu verbreiten, und ſie zu vergiften. — Ich frage Euch, in welchem Lande der Welt werden tag-täglich ſo viele ſcheußliche Verbrechen aller Art als in Euerm hochgerühmten Frankreich begangen? in welchem Land finden ſo häufige, ſich faſt täglich erneuernde Hinrichtungen ſtatt? wo iſt die Zuchtloſigkeit und Immoralität größer, wo ſind die Weiber ſchamloſer und die Männer ehrenloſer? Seht, mit welchem furchtbaren Auswurf der Menſchheit Eure Hochſchulen der Verbrechen, Eure Galeeren, Dank Euren ſo unſinnigen, das Verbrechen befördernden Geſetzen, bevölkert ſind; nein, Dank Euch, Ihr Schlafmützen, die Ihr über ein elendes Wort in einer Adreſſe Wochen, ja Monate debattirt und ſo die koſtbarſte Zeit unverantwortlich vergeudet; und Eure heilloſe, barbariſche Juſtiz, die nur Erbitterung erzeugend, Rache athmet, aber niemals zur Beſſerung führt, ihren längſt veralteten Schlendrian gehen läßt; und nichts kann Euch die verblendeten Augen öffnen, nichts das verſtockte Gewiſſen rühren, wenn gleich Jahr aus Jahr ein ein Heer von viertauſend Banditen, den Galeeren entlaufen oder ihre Hochſtudien daſelbſt geendigt habend, in Paris unter Euren Augen täglich mordet, raubt und Gräuel aller Art verübt. Eure

Civilgeſetze ſind eben ſo ſchlecht und erbärmlich als Eure peinlichen, und ſie ſind es, die meiſtens den Verbrecher zuerſt kreiren und den Menſchen oft mit Gewalt zum Böſewicht machen. — Für den Armen iſt gar keine Juſtiz; denn ohne Gold iſt in Frankreich, wie leider in noch vielen Ländern, gar nicht daran zu denken, die heilige Juſtiz auch für die gerechteſte Sache in Bewegung zu ſetzen. Eure hochgerühmte perſönliche Freiheit iſt jedem Wucherer Preis gegeben, der Luſt hat einen armen, von ihm geprellten Teufel, der ihm wenige Franken ſchuldet, einſperren zu laſſen; iſt wohl ein Funken von geſunder Vernunft in Geſetzen, die da den Menſchen ſein höchſtes Gut, ſeine perſönliche Freiheit raubt, weil er nicht im Stande iſt, eine in der Noth kontrahirte Schuld augenblicklich abzuzahlen? denn das werdet Ihr mir doch zugeben, daß unter hundert Schuldnern kaum ein böswilliger, wenn auch mancher leichtſinnige iſt, und alle gerne bezahlten, wenn ſie könnten. Aber Eure ſcheußlichen Geſetze treiben den Unſinn ſo weit, zu geſtatten, daß ein armer Familienvater, der Ernährer ſeiner Kinder und Familie, um eine kleine Schuld, die freilich eben dieſe verruchten Geſetze ſchon oft auf das zehnfache ihres urſprünglichen Nennwerthes brachte, den Seinigen entriſſen werde, die dann im Elend und Hunger verſchmachten und umkommen, oder ſtehlen und rauben müſſen, wenn ſie erſteres nicht wollen; und ihr wundert Euch noch ob der vielen Verbrecher und Verbrechen? ... Ihr habt die Geheimniſſe von Paris und Jerome Patürot geleſen, es ſind Romane, einfältige Romane, wenn ihr wollt, aber Romane, die ſo furchtbare als bedauernswürdige Wahrheiten enthalten, ſtudirt ſie und werdet endlich klüger. An Euch iſt es, alles Andere bei Seite ſetzend, ſich vor allem mit der höchſtnothwendigen Reform der Geſetze und der eben ſo nöthigen Verbeſſerung des Schul- und Erziehungsweſens augenblicklich zu befaſſen. — So lange Ihr aber die Verbrecher auf die Galeeren ſchmieden laßt, und den, der oft nur in der Uebereilung oder in der Heftigkeit der Leidenſchaft gehandelt und zum erſtenmal geſündigt hat, mit dem durch und durch verdorbenen und unverbeſſerlichen Schurken erſter Klaſſe in eine Geſellſchaft bringt und gar zuſammenſchmiedet, ſo lange könnt ihr verſichert ſeyn, daß ihr nur Banditenheere bildet und rekrutirt. — Ihr habt das Pönitentiarſyſtem votirt, gut, es iſt das einzige, das mit Einſicht und Vernunft angewandt, auch den verſtockteſten Sünder noch zur Reue, Buße und Beſſerung

führen kann, was auch ſogenannte Philanthropen deßhalb von Wahnſinn, Selbſtmord u. ſ. w. faſeln und träumen mögen, als ob auf Euern Galeeren, in Euern Zuchthäuſern, wie ſie jetzt ſind, Wahnſinn und Selbſtmord Seltenheit wären! — Ihr habt das Pönitentiarſyſtem ſchon ſeit zwei Jahren genehmigt, und noch haben Eure wo möglich noch ſchläfrigern Kameraden in der Pairskammer keine Zeit gefunden, das Geſetz über daſſelbe zu prüfen und gut zu heißen. Auch ihnen werde ich nächſtens die alten Perücken-köpfe zurecht ſetzen. — Und das Inſtitut Eurer hochgerühmten Jury, ſo wie es jetzt zuſammengeſetzt, iſt das bedauernswürdigſte, jämmerlichſte Machwerk, was Menſchen je erfunden haben. Es hat ſchon mehr Ungerechtigkeiten auf ſeinem Gewiſſen, wenn es eines haben könnte, als es Mitglieder ſeit fünfzehn Jahren zählt. Sehet doch einmal Eure Gerichtszeitungen durch, ihr leſet ſie alle Tage, ſind da auch nur in einem ganzen Jahrgang zwei ſich ganz gleiche Verbrechen zu finden, die gleich beſtraft worden wären? Für daſſelbe Vergehen, für das der Eine Jahre lang in Gefäng-niſſen ſchmachten muß, ja auf Lebenszeit auf die Galeeren ge-ſchmiedet, und zur Schande der Menſchheit und zur Beluſtigung des Pöbels, aber wahrlich nicht zur Warnung und Beſſerung, immer noch öffentlich an den Pranger geſtellt wird, kömmt der Andere mit einer leichten geringfügigen Strafe oder gar Losſprechung da-von, und in der Regel ſind es die ſchlechteſten Subjekte, die ſich der größten Milde zu erfreuen haben, da kömmt alles auf gewiſſe Umſtände, hauptſächlich auf den Leithammel der Jury an, der die andern nach ſeiner Pfeife ſtimmt und die beſte Lunge zum Ueber-reden hat. — Und wie viele Juſtizmorde und Verſehen hat ſich dieſe Jury nicht ſchon zu Schulden kommen laſſen?

Denkt nur an den unglücklichen Leſcüre, und wie viel Leſcüre ſind nicht ſchon unſchuldig hingerichtet worden? kaum iſt es ein Jahr daß die Jury in Belgien drei arme Teufel, als des Raub-mords ſchuldig, dem Tode überliefert hätte, wenn nicht die ein-ſichtsvolle Gnade des Königs den ſcheußlichen Juſtizmord verhin-dert und die Strafe umgewandelt hätte; wenige Monate darauf fing man die wirklichen Thäter ein, die ihr Verbrechen eingeſtan-den und ſo die Unſchuld der Verurtheilten klar an den Tag brachten. Eure Jury iſt eben ſo ſchlecht zuſammengeſetzt wie eure Kammer, die leicht zu überredende Unwiſſenheit und Einfalt gibt hier wie dort meiſtens den Ausſchlag, und Menſchen ohne alle Kenntniſſe,

Einſicht und Erziehung, die man im gewöhnlichen Leben nicht bei den allereinfachſten Dingen um Rath fragen würde, thronen in beiden und entſcheiden über die wichtigſten Angelegenheiten des Staats und der Menſchheit!!! ... Wahrlich, ich ſage Euch, Eure Conſtitution, wie eure Geſetzgebung bedürfen der Reform, und zwar der nicht mehr aufzuſchiebenden, wenn nicht Euer ſchönes Frankreich über kurz oder lang abermals in bodenloſe Abgründe und grenzenloſe Greuel verſinken ſoll; und das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß Ihr noch andern Völkern mit einem böſen Beiſpiel vorangeht, die ſo einfältig ſind, nach einer ſolchen jetzt beliebten Modeverfaſſung und Juſtiz Verlangen zu tragen: wahrlich, man ſollte ſie hieher führen und mit der Naſe auf dieſes infame Treiben jeder Art ſtoßen und ſie es in der Nähe ſehen laſſen, gewiß ſie würden von ihrer Conſtitutionswuth bald geheilt ſeyn. — Doch davon ein andermal, ſo wie von den Mitteln, hier abzuhelfen. — Aber jetzt noch ein paar Worte zu Euch, ihr ſaubern Herren (hier wandte er ſich an die in ihrer Loge ſitzenden Journaliſten); Ihr ſeyd auch ſo ein verruchtes, heilloſes, feiles Gelichter, deſſen Sündenregiſter noch mehr Folianten füllen würde, als die Rieſenanzeigen aller Charlatans von ganz Paris an allen Häuſern und Mauern....

Ihr, mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, ehrloſes Geſindel, macht Euch gegenſeitig herunter wie die Gaſſenbuben daß an keinem ein gutes Haar mehr bleibt, und füllt Eure Spalten mit Lügen oder mit theuer bezahlten Lobhudeleien, es iſt nichts ſo dumm, ſo albern und ſo abſurd erſonnen, das Ihr nicht dem leichtgläubigen Publikum auftiſchtet, wenn es nur in Euern Kram paßt, und ſchrieb man Euch, der Kaiſer von Rußland verzehrte alle Morgen drei frikaſſirte Polen zum Frühſtück, und der König von Preußen ließ Elephanten in Champagner kochen, Ihr ließt es drucken und glaubtet es am Ende ſelbſt, und fürs Geld macht Ihr aus jedem erbärmlichen Federfuchſer einen Racine, Schiller oder Shakſpeare, oder wie man ſich von Euch taufen laſſen will; fürs Geld wird jeder Stümper auf dem Klavier zu einem Liszt und Thalberg; fürs Geld jede krähende Gans eine Catalani, jeder lahme Tanzmeiſter ein Veſtris, jeder Pinſel ein Raphael. Wahrhaftig, der Mann hatte recht, der da ſagte: ich leſe ſchon lange keine Zeitung mehr, ſie enthalten ja doch nichts als Dummheiten, Abgeſchmacktheiten, Lügen und Abſcheulichkeiten. — Ihr ſeyd mir ein ſauberes Pack, aber Geduld, die Höllenſtrafen, die Euch erwarten, ſind Euerm

Treiben angemeſſen und werden Euch, wenn auch zu ſpät, zur Erkenntniß bringen. Beſonders aber ihr Herren, die ihr in Euren feilen Zeitungen eine ſyſtematiſche Oppoſition, nicht aus Ueberzeugung, ſondern um euch oder eure im Hintergrund lauernden Hampelmänner und watſchelnden Gliedermänner ans Ruder zu bringen, und deßhalb jede, auch die beſte und wohlmeinendſte Maßregel der Regierung zu verunglimpfen und in euern Koth herabzuziehen ſucht, die ihr für einen jeden vom Dach herabfallenden Ziegel Miniſter und Polizei verantwortlich machen wollt, daß ſie deſſen Fallen nicht im Voraus geſehen und verhindert haben, obgleich es allgemein anerkannt, daß letztere, die Polizei, ſo lange Paris ſteht, noch nicht mit ſo viel Umſicht, Rechtlichkeit, Humanität und vom beſten Erfolg gekrönten Maßregeln gehandhabt wurde, wie unter der jetzigen Verwaltung. Nur Uebelthäter, Schurken und Ruheſtörer kennen das Daſeyn der Polizei zu Paris! — Und ſomit habe ich Euch allen für heute meine Meinung ohne Schminke geſagt. Ihr könnet Euch für die Zukunft darnach richten, wehe Euch, komme ich zum zweitenmal wieder.

Der Teufel gab durch ein abermaliges Zeichen der ganzen Deputirtenkammer und allen Anweſenden ihre Bewegungskraft wieder, die Herren gafften ſich gegenſeitig einander an, ohne ein Wort hervorbringen zu können, denn noch immer ſtand ihnen der ohnehin nicht ſehr rührige Verſtand ſtill, und endlich brachte der Präſident ſtotternd die Worte heraus: „die Sitzung iſt für heute geſchloſſen!“ und alle ſchlichen davon wie die Katze von dem Taubenſchlag. — Michel und der Teufel aber begaben ſich lachend in die Straße Chaillot No. 53, um Roſa-Maria und ihre Eltern aufzuſuchen. —

Sie fanden dieſelben bereit, auf den ihnen gemachten Vorſchlag einzugehen, nahmen die Fremden, die ſie mindeſtens für ein paar reiche Prinzen hielten, mit der zuvorkommendſten Freundlichkeit auf, Roſa-Maria blickte Michel mehrmals verſtohlen und mit ihren ſchelmiſchen Augen prüfend an, und man kam überein daß man im **Sacré coeur** die beiden Schweſtern für deſſen nahe Anverwandte ausgeben wolle, um den frommen Damen keinen Anſtoß zu geben, und der Teufel machte ſich anheiſchig, die Mädchen im Kloſter unterzubringen, was in der That auch wenig Anſtand fand, da er und Michel ſich den über die Aufnahme daſelbſt zu beſtimmenden Perſonen mit ſolchen Empfehlungen vorſtellten, daß

ſie mit offenen Armen empfangen wurden und ihren werthen Couſinen jeden Augenblick die Pforten des heiligen Aſyls offen ſtanden. Asmodi beſorgte nun noch ſchnell die nothwendige Equipirung der Mädchen, die vierundzwanzig Stunden darauf unter der frommen Obhut und aus den elyſäiſchen Feldern verſchwunden waren, ohne daß Jemand von ihren zahlreichen Verehrern wußte, was aus ihnen geworden. — Michel, den der Teufel als einen deutſchen Reichsgrafen vorgeſtellt hatte, erhielt die Erlaubniß, ſeine Couſinen-Comteſſen von Zeit zu Zeit beſuchen und auch deren Eltern mitbringen zu dürfen.

Denſelben Tag, an dem Michel zu Chaillot geweſen, hatte das Miniſterium der ſich unter der Aegide des Hauſes Rothſchild gebildeten Compagnie das Unternehmen der Nordeiſenbahn zuerkannt, deren Aktien ſogleich und in wenig Tagen von ihrem Nennwerth, 500 Franken, bis auf 900 ſtiegen, ganz Paris wirbeln machten und allen Leuten, vom Pair und Herzog bis zum Portier und Schuhputzer, die Köpfe verrückten. Alle Dienſtboten, Arbeiter und andere arme Teufel, die ein paar Pfennige in der Sparkaſſe angelegt hatten, beſtürmten dieſelbe, um ihr Geld zurückzunehmen, und allein oder in Verbindung mit einigen Collegen jetzt Nordeiſnbahn-Aktien à — 900 Fr. zu kaufen. Die Börſe bot fortwährend das Schauſpiel eines von losgekommenen Narren und entfeſſelten Wahnſinnigen erſtürmten Tollhauſes. Die Hyder der Agiotage, die Geldgier und die Gewinnſucht hatten noch nie ihr ſcheußliches Haupt ſo greulich-furchtbar erhoben und geſchüttelt wie bei dieſer Gelegenheit.

Michel hatte Luſt, den Spektakel mit anzuſehen, und nur mit Mühe konnte er und ſein Begleiter durch die vor der Börſe ſtehenden Haufen, unter denen auch zahlloſe Frauen von allerlei Gelichter, namentlich auch Loretten, Actricen von verſchiedenen Theatern und beſonders eine große Zahl femmes entretenues oder Maitreſſen aller Art waren, die ihre Beſchützer erwarteten um die ihnen verſprochenen Promeſſen in Empfang zu nehmen. Unſere beiden infernaliſchen Reiſenden hatten endlich auf den Gallerien Platz genommen, von wo aus ſie das Treiben unter ihnen, auf der Bühne wie hinter den Couliſſen, mit Muße beobachten konnten. In ihrer Nähe hatte ſich ein heftiger Wortwechſel zwiſchen einigen Perſonen entſponnen, der bald ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog und dem ſie folgendes Geſpräch ablauſchten:

— Ich kann Euch nicht helfen, Ihr müßt mir noch wenigſtens 1200 Aktien zum Nennwerth ablaſſen, ſonſt ſchlage ich Lärm; die Compagnie hat 150 Millionen bei der Geſchichte gewonnen, ſagte ein Mann, den Asmodi als den Redakteur en Chef eines bekannten Pariſer politiſchen Journals erkannte.

— Wo denken Sie hin, nicht die Hälfte, nicht den dritten Theil, auf meine Ehre, Sie wiſſen ja wie man alles übertreibt, antwortete der Agent eines bekannten Banquierhauſes, und fügte dann hinzu: Mehr als die Hälfte, mehr als zwei Drittheile haben wir zum Nennwerth ausgeben müſſen, was haben nicht allein Sie und manche Ihrer werthen Herren Collegen erhalten, um Euer Schweigen zu erkaufen, und Sie wiſſen ja ſelbſt am beſten, was es koſtet, wenn man den Pariſer Preſſen das Maul ſtopfen will. Und dann, an ſo viele der Herren Deputirten, von der Rechten wie von der Linken und vom Centrum, in allen Nüancen, was haben wir nicht an die abgeben müſſen?! Großer Gott, Sie haben gar keinen Begriff davon, der hat für die Mlle. D. von den Varietäten, der für die Mlle. C. vom Palais-Royal-Theater, der für die Mlle. F. vom Gymnaſe, der für Mad. G. aux francais, dieſer für die berühmte J. L. in der Straße la paix, der für Mme. X., und ihre beiden ſchönen Töchter, 50, 100, 200 und 500 Aktien verlangt und erhalten, und wie konnte man dieß refüſiren? In das Lorettenquartier ſind wenigſtens ein paar Tauſend gewandert, doch das wiſſen Sie ja wohl ſelbſt am beſten! —

— Das mag alles ſeyn, erwiederte der Herr Redakteur en Chef, aber etwas muß ich noch haben, ich kann Euch nicht helfen, 200 habe ich auf mein Ehrenwort noch der kleinen Octavie verſprochen, und Sie wiſſen, daß ein Mann von Ehre ſein Wort halten muß.

— Nun, ich werde ſuchen, mein Möglichſtes zu thun. Alſo noch 200 zu den 1500, die Sie und die Mitredakteure Ihres Journals ſchon erhielten, macht 1700.

— Ein rechter Bettel für Leute, die Milliarden gewinnen.

— Aber wenn die Einen gewinnen, müſſen doch Andere immer verlieren, wer iſt denn hier der verlierende Theil?

— Wie können Sie ſo naiv fragen; die dummen Teufel, die die Aktien jetzt mit 900 bezahlt haben und bezahlen.

In dieſem Augenblick wurde der Tumult im Parterre der Börſe ſo ſtark, daß Michel und ſeinem Begleiter das Weitere dieſes intereſſanten Geſprächs entging. Erſterer ſagte zu ſeinem Ge-

fährten: Höre, wie wäre es, wenn Du auch dieſem Agiotagengeſindel da unten ein wenig die Meinung ſagteſt, ich glaube, es könnte Nichts ſchaden.

— Du willſt es, wohlan, es ſey. —

Der elegante Hinkende ſchlug mit ſeiner eiſernen Krücke dreimal auf das Bruſtgeländer, ſprach einige myſteriöſe Worte und ſogleich hatte eine Todesſtille und eine totale Bewegungsloſigkeit das ſinnenverwirrende Getöſe und die fieberhaften, queckſilberartigen Geſten und Manipulationen der Handelnden erſetzt, und Alle verdrehten ihre Augen ſtarr nach dem Orte hin, wo die drei Schläge gefallen waren, als erwarteten ſie den Aufzug eines Vorhangs im Theater. — Stumm und ſtarr hörten ſie die Worte Asmodis an, der ſich alſo vernehmen ließ:

Hört mich, ihr eingefleiſchten Wucherſeelen, ihr verſteinerten Börſenherzen, die ihr für nichts anderes mehr Gehör, Gefühl und Geſicht habt, als für den Klang und Glanz eures Götzen, des goldenen Kalbes, und beſonders ihr, die ihr ſchon Schicht auf Schicht gelegt, von euerm Mammon doch nie einen edlen Gebrauch zu machen wißt, höchſtens aus Prahlerei oder Oſtentation der Armuth einen Brocken, einen wahren Bettel, und dann auch noch die Wurſt nur nach einer Speckſeite oder vielmehr einem gemäſteten Schwein hinwerft, was wird es euch nützen, wenn ihr der Armuth auch noch den letzten Pfennig aus dem Säckel entwendet habt, — nichts, gar nichts wird und kann es euch helfen, im Gegentheil am Ende euch und den eurigen nur Schmach und Fluch, Unheil und Verderben bringen, wenn erſt das Volk wird eingeſehen haben, und ſeyd verſichert, es iſt nahe daran es einzuſehen, daß unter allen Ariſtokratien die ſcheußlichſte, unter allen Tyranneien die unerträglichſte die der eiſernen, herz- und gefühlloſen Ariſtokratie des Reichthums iſt! — Dann wird es euch zerknicken, wie es die Ariſtokratie des Erbadels und der Geburt zerknickt hat. Und geſetzt ſelbſt, dieſes Geſchick drohte euch nicht und ganz Europa wäre euer, wie lange dauert es denn noch, und ſechs Bretter ſchließen eure faulen Leiber ein, die dann die eckelhafte Speiſe der Würmer werden. — Aber glaubt ihr, damit iſts abgethan? — Nein, dort drüben an den Pforten der Ewigkeit erwarte ich euch, wo euch die furchtbarſten Qualen und Strafen drohen, ihr, die ihr für den nagendſten Hunger, das Elend der rechtſchaffenſten Familien keinen Biſſen Brot habt, während euren eckelhaften Gelüſten

zu fröhnen ihr Tauſende und Hunderttauſende, der Armuth abgepreßt, den feilſten Buhldirnen, die ſich dennoch über euch luſtig machen und eurer ſpotten, in den Schoß ſchleudert. — Seht dort jenen armen Soldaten, er hat geſtern ſein Commisbrot, alles was er noch ſein nennen konnte, mit einem hungernden Greis getheilt; wahrlich, ich ſage euch, er gab mehr, als wenn ihr Millionen verſchenktet. Und dabei ſpielen noch ſo Viele von euch die Frommen, die Pietiſten, ja dieſe ſind gerade die ärgſten Chriſten, mit Traktätchen und unſinnigen Büchelchen wollen ſie die Armuth abſpeiſen und tröſten, die kein faules Stroh zu ihrem Lager, kein verſchimmeltes Stückchen Brot, ihren Hunger zu ſtillen, hat, während ſie in Damaſtpolſtern ſchlafen und ihren Gaumen keinen ihm lieblichen Kitzel verſagen. — Dem um Brot Bittenden reichen ſie ihr Makulatur und legen ihren Lakaien koſtbare Hanswurſtkleidungen an, mit der ſie die Blöße ſo manches nackten Greiſes zehnmal bedecken könnten!!! —

O geht in euch, bereuet und bekehrt euch ſo lange es noch Zeit iſt, denn ich ſage euch, es erwartet euch ein furchtbares Gericht, ſelbſt hienieden, und ſey es erſt an euerm nicht fernen Sterbeſtündlein, und dann das Jenſeits! —

Der Teufel that wieder drei Schläge, und Alles war wieder im vorigen Zuſtand, nur wurde für heute kein Handel mehr auf der Pariſer Börſe geſchloſſen, alle flohen kopfhängend davon, und die unheiligen Hallen waren ſo öde, wie das Nichts.

Michel meinte, der Teufel habe den Herren, wenn auch nicht ſüßen, doch recht klaren Wein eingeſchenkt, und bezeigte ſodann das Verlangen, ſein Vaterland einmal wieder zu ſehen und ſich in demſelben umzuſchauen. Nicht mehr wie billig, ſagte Asmodi, und ſchon in der nächſten Viertelſtunde ſpazierten die Herren vor dem Kurſaale in Baden-Baden auf und nieder. —

II.

Michel in den Spielhöllen zu Baden=Baden, Wiesbaden und Homburg. — Ein wunderbares Feuerwerk. — Abentheuerliches Feſt in Homburg vor der Höhe. — Ein verhafteter Geiſt. — Ronge in Offenbach und Frankfurt. — Michel wohnt einer Berathung der Deutſch=Katholiken bei. — Michel züchtigt betrügeriſche Lotterie=Collekteure. — Der 18te October zu Frankfurt am Main. — Erſte Höllenreiſe.

Sie hören nicht, ſie ſehen nicht, ſie fühlen nicht! — Was thun ſie denn? — ſie ſpielen! . . .

Die Saiſon in Baden=Baden hatte den Zenith ihres Glanzpunktes erreicht. Geſunde und Kranke aus allen Ecken und Enden Europas hatte der romantiſche Zauber dieſes weltberühmten Badeorts und ſeiner herrlichen Umgegend herbeigelockt; was Paris und London, St. Petersburg und Berlin Faſhionables entbehren konnten, hatte ſich hier vereinigt.

Es war gerade am Tage des großherzoglichen Geburtsfeſtes, und die kirchliche Feier deſſelben ſo eben beendigt, als zwei kaum angekommene Fremde, nachdem ſie Badens ſtattliche Bürgergarde, aus der Kirche kommend, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen hatten vorübermarſchiren ſehen, in den Spielſaal des Kurhauſes traten, in einiger Entfernung von dem ſchon wohlbeſetzten Roulettiſch ſtehen blieben und die finſtern, düſtern, ſorgenvollen, angſtſtieren Phyſiognomien der meiſten Spieler zu beobachten ſchienen.

— Bemerkſt Du dort jenes bleifarbige, ſtumpfſinnige, bittere, Myſanthropie ausdrückende Geſicht, das dem nachläſſig gekleideten Menſchen angehört, der dicht neben dem zahlenden Croupier ſteht? ſagte der kleinere der beiden Ankömmlinge zu ſeinem Gefährten;

der Mann zählt kaum ſechs und dreißig Jahre, obgleich man ihm eben ſo viele fünfzig gäbe. Derſelbe hat bereits nicht nur ſein bedeutendes väterliches Vermögen, ſondern auch die noch weit bedeutendere Mitgift ſeiner Gattin, ſammt alle deren Koſtbarkeiten, Schmuck und Geſchmeide den grünen Tiſchen Benazets zum Opfer gebracht. Jetzt hat er noch fünfzig Louisd'ors in der Taſche, der Reſt von dem Geld, das er von einem Juden gegen ſein demſelben verpfändetes Mobiliar mit zwölf Procent Zinſen entlieh; in einer halben Stunde iſt er auch damit fertig, dann wird er noch das letzte Kleidungsſtück ſeiner Frau verpfänden und den Erlös der Bank bringen; Frau und Kinder aber werden von mitleidigen Seelen ein verſalzenes Gnadenbrot erhalten, und er wird im Spital oder Zuchthaus endigen.

Der ihm gegenüberſtehende, ſchon etwas ältliche Mann, deſſen kummervolle Mienen und faſt an Wahnwitz grenzende Geberden die unverkennbarſte Verzweiflung und Höllenangſt verrathen, und an dem alle Muskeln in vibrirender Bewegung ſcheinen, der eben mit zitternder Hand zehn Napoleon auf manque ſetzt, das iſt ein ***ſcher Finanzbeamter, der eine landesherrliche Kaſſe unter Händen hat, in der bereits ein manco von zehntauſend Gulden vorhanden iſt. Heute macht er ſeine letzten Coups, und Caſſation und Correctionshaus erwarten ihn. Auch er iſt ein Familienvater von fünf Kindern, die ins Elend wandern werden. Dort jenes ſtupid-ſtiere, hohlwangige Angſtgeſicht mit den hervorſtehenden Backenknochen, dicht neben dem Finanzbeamten, deſſen klotzende Blicke wie angepicht auf dem im Spiel ſtehenden Geld hängen, das iſt ein fleißiger Handwerksmann, der heute ſeinen ganzen Wochenlohn in Benazets bodenloſe Tonne wirft. Jetzt ſteht ſein letztes Guldenſtück auf Schwarz, und die Kugel rollt in Roth. Jenes hochrothe, weisköpfige Vollmondsgeſicht, das mit ſorgloſer Gleichgültigkeit Hände voll Gold verliert und gewinnt, iſt der Fürſt von .... Der neben ihm ſtehende Mann, mit dem militairiſchen Anſtand, iſt ein ehemaliger Officier von der weiland großen Armee Napoleons, jetzt ſchriftſtellert er. Geſtern erhielt er hundert Napoleon von ſeinem Pariſer Verleger, die er zum Theil erſt noch verdienen muß; ſich im Beſitz einer untrüglichen Martingal wähnend, wird er, bevor eine Stunde vergeht, geſprengt ſeyn. — Er hatte ſchon einmal durch ein paar glückliche Coups über 50,000 Franken in Paris gewonnen, und verließ ein paar Stunden ſpäter

das Palais=Royal ohne einen Pfennig in der Taſche. — Die an ſeiner Seite ſitzende, wie ein Espenlaub zitternde Dame, deren ſonſt ſchöne und edle Züge jetzt bis zur karrikaturartigen Frazze verzerrt, deren Nerven in ewigem Zucken, deren Adern bis zum Zerſpringen angeſchwollen ſind, und deren hohlliegende Augen mit habgierigen Geierblicken die rollende Kugel unaufhörlich verfolgen, hat nicht nur den Verluſt ihres Geldes und den durch denſelben herbeigeführten Ruin ihres Gatten und ihrer Kinder, zweier liebenswürdigen, hoffnungsvollen Mädchen, ſondern auch den ihrer Ehre zu beweinen, denn ſie ſpielt jetzt mit dem Verdienſt ihrer an einen alten jüdiſchen Banquier verhandelten Reize, deſſen gelbbraunes Faunengeſicht ihr jedoch den Geldkorb ziemlich hoch hält. Vor noch einem Jahr war ihr Loos das beneidenswertheſte und glücklichſte, angebetet von allen, die ſie kannten, im Schoß ihrer Familie und Verwandten lebend, konnte ſie . . . . *)

Genug dieſer widerlich eckelhaften Gemälde einer tiefgeſunkenen Menſchheit, unterbrach jetzt Michel den ihn unterrichtenden Asmodi; denn Niemand anders waren die die Spieler beobachtenden Fremden, wie unſere Leſer ſchon längſt vermuthet haben werden —, ich will den Herren der Bank eine kleine Lection geben und rechne auf Deinen Beiſtand.

Beide traten nun an den Tiſch, an dem ſie ſich nicht ohne Mühe Plätze verſchaffen konnten. Michel pointirte mit Gold, verdoppelte, verdreifachte und vervierfachte jeden Verluſt, ſo lange, bis ihm eine Martingale eingeſchlagen war, und hatte bald eine runde Summe von mehr als 20,000 Gulden gewonnen, ſo daß er ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit und der Neugierde der Anweſenden wurde. In dem Augenblick, als er wieder einen Haufen Gold einſtrich, ſah er den ihm gegenüber ſpielenden Beamten, nachdem dieſer abermals einen nicht unbedeutenden Satz verloren hatte, ſchnell den Spieltiſch verlaſſen und zum Saal hinausſtürzen. Stürmer erſuchte ſeinen Begleiter, ſeine Rolle fortzuſpielen, und eilte dem ſich Entfernenden nach. Er ſah ihn den nach Lichtenthal führenden Weg einſchlagen, den er mit gebeugtem, bis auf die Bruſt herabſinkendem Haupt, mit ſchnellen, aber wankenden Schritten fortſetzte. Michel folgte ihm in einiger Entfernung.

*) Wer den letzten Sommer Baden=Baden, Homburg ꝛc. beſuchte, konnte ſich überzeugen, daß dieſe Bilder ganz der Natur getreu gezeichnet ſind.

Beide erreichten um die Mittagsſtunde das Kloſter, wo der ſich unbemerkt glaubende Beamte den Pfad einſchlug, der hinter demſelben zu dem auf einer Anhöhe liegenden Gehölz führt. An einer einſamen Stelle deſſelben angekommen, und ohne ſich umgeſehen zu haben, zog er eine Piſtole aus der Taſche, lud ſie, fiel ſodann auf die Knie, ein kurzes Gebet mit troſtlos gegen den Himmel gewandtem Blicke murmelnd. Eben war er im Begriff, die Waffe, den Mund weit aufſperrend, gegen ſich zu richten, als ihm der Fremde, den er nicht wahrgenommen und der in einer geringen Entfernung jede Bewegung des Verzweifelten beobachtet hatte, in den Arm fiel und ihm zurief:

— Unglücklicher, was haben ſie vor? —

— Mich von einem Leben zu befreien, deſſen furchtbare Laſt mich erdrückt.

Indem er dieſe Worte ſprach, verſuchte er ſeinen Arm von der ihn kräftig feſthaltenden Hand Michels mit Gewalt los zu machen. Es entſpann ſich ſo eine Art Kampf um die Piſtole, die durch das Ringen zufällig losging, und die Kugel ſauste dicht über Michels Kopf dahin, und traf einen naheſtehenden Eichſtamm. Dem Kampf, dem der Schuß ein Ende machte, folgte eine augenblickliche tiefe Stille, die Stürmer endlich mit den Worten unterbrach:

— Mein Herr, dürfte ich ohne unbeſcheiden zu ſeyn, fragen, was Sie zu einem ſo verzweifelten Entſchluß bringen konnte?

Nach einigem Beſinnen erwiederte der Andere, faſt in den Ton eines heftigen Vorwurfs ausbrechend:

— Ich kann meine Schande nicht überleben, und habe es Ihnen wenig Dank, daß Sie mich an meinem Vorhaben verhinderten, jetzt hätte ich es überſtanden und Ruhe, und ſo habe ich noch einmal die Mühe und . . . .

— Wenn Sie mir einiges Zutrauen ſchenken wollten, mein Herr, ſo könnte ich Ihnen vielleicht dienen. Es gibt keine Lage in der Welt, die ſo mißlich wäre, daß ſie nicht gelindert werden könnte, ich ſpreche aus Erfahrung, kann ich etwas für Sie thun, ſo gebieten Sie über mich. —

— Unmöglich, das Uebel iſt unheilbar, ich habe Alles verſucht, was in meinen Kräften ſtand, ich bin ein verlorner, entehrter Mann. Bevor ich mich zu dieſem Schritt entſchloß, und als mir noch mit einer geringen Summe zu helfen war, wandte

ich mich an bemittelte Freunde und Verwandte, ſetzte Himmel und Hölle in Bewegung; vergeblich, ich fand nur taube Ohren, nur verſchloſſene Herzen und Kaſſen, obgleich ich nur um einen kleinen Theil ihres Ueberfluſſes leihweiſe, gegen mögliche allmälige Abzahlungen begehrte..... Ach, die Unglücklichen haben weder Freunde noch Verwandte mehr!

— Sehr wahr! Doch geſtehen Sie mir ohne Rückhalt Ihre Lage, es iſt nicht Neugierde, die mich ſo zudringlich erſcheinen läßt, ich habe den Willen Ihnen zu helfen, und bin es vielleicht im Stande.

Der Unglückliche ſchüttelte ungläubig den Kopf. Stürmer nahm ihn beim Arm, führte ihn zu einer ſich in der Nähe befindenden Raſenbank und nöthigte ihn ſich niederzuſetzen. Nachdem er ihn abermals aufgefordert hatte, Vertrauen in ihn zu ſetzen, entfuhren dem Verzweifelnden endlich folgende Worte:

— Mein Herr, ich bin Staatsdiener, morgen wird die mir anvertraute Kaſſe inſpicirt, in welcher zehntauſend Gulden fehlen, die ich am Roulet in Baden verſpielte,.... an Erſatz iſt nicht zu denken, und ich hinterlaſſe meinen fünf Kindern die Schande meiner Ehrloſigkeit!...

Ohne ein Wort zu ſagen, zog Michel ſein Portefeuille aus der Taſche, nahm zwei und zwanzig Pariſer Bankbillets, jedes à 1000 Franks, aus demſelben und übergab ſie dem Unglücklichen mit den Worten:

— Hier mein Herr, nehmen Sie und ſpielen Sie nicht wieder!

Hierauf wollte er ſich ſchnell entfernen, der Gerettete fiel ihm aber zu Füßen, ſeine Knie umklammernd, und rief aus: Nein, Sie ſind kein Sterblicher, Sie ſind ein rettender Engel des Himmels. — Darf ich aber annehmen, was ich vielleicht nie wieder erſetzen kann?

Stürmer beruhigte den Beamten deßhalb, und rieth ihm ſich ohne Verzug auf den Weg zu machen, um ſeine Kaſſe zu ordnen.

— Erlauben ſie mir nur noch vorher, mein großmüthiger Retter, Sie mit den Umſtänden bekannt zu machen, die mich ſo ſchuldig als unglücklich machten.

— Dieß iſt unnöthig, verſetzte Stürmer, Ihre Ehre und Ihr Leben iſt gerettet, und dieß iſt mir genug.

— Es würde mir aber eine große Beruhigung ſeyn, wenn

Sie mir geſtatteten, Ihnen, meinem großmüthigen Retter, mein Herz auszuſchütten.

— Wenn das iſt, ſo ſprechen Sie, wir können ja den Rückweg zuſammen machen.

Beide machten ſich ſofort auf den Weg, und der Beamte begann, nachdem er ſeine reichlich fließenden Thränen getrocknet:

Ich heiße Borda, bin Finanzrath mit einem jährlichen Gehalt von achtzehnhundert Gulden. Mit einiger Oekonomie hätte dieſes mäßige Einkommen wohl hinreichen können, mich und die Meinigen anſtändig zu ernähren. Von meinen fünf Kindern ſind zwei Töchter ſchon erwachſen, und der älteſte meiner Söhne ſtudirt bereits auf der Hochſchule zu Heidelberg. Die Bedürfniſſe einer ſo zahlreichen Familie ſind aber nicht gering, und dann wird auch von oben und namentlich in unſern kleinen Reſidenzen ſehr darauf geſehen, daß man als Beamter auf einem gewiſſen Fuß lebe. Da gibt es hundert Gegenſtände des Putzes und der Toilette, die man der Frau und den Töchtern nicht gut verſagen kann, ſie würden ſich ſonſt bei ihren Bekannten und Freundinen zurückgeſetzt fühlen, dürfen dieſen nicht nachſtehen, man kann nicht umhin Geſellſchaft zu beſuchen, Geſellſchaften zu geben, ſich in der Welt ſehen zu laſſen, in der Hoffnung, ſeine Kinder bälder zu verſorgen. Dieß Alles verleitet zu Ausgaben, welche die Kräfte überſteigen. Wir ſind hier an den Thoren Frankreichs, dem Vaterland der Moden und des Putzes, das uns unaufhörlich mit den Gegenſtänden, welche die Begierden der Frauen und die Verzweiflung der Männer erregen, aus erſter Hand überſchüttet. Dieß und die Furcht, zu früh penſionirt zu werden, wenn man ſich das Mißfallen irgend eines Hochgeſtellten durch allzugroße Sparſamkeit zuzieht, macht, daß gar manche Beamte zu Ausgaben verleitet werden, die nicht im Verhältniß mit ihren Einnahmen ſtehen. Es ſind kaum zwei Jahre, daß ich anfing, kleine Summen aus der mir anvertrauten Kaſſe zu entlehnen, die ich anfänglich, ſo oft ich meinen Gehalt empfing, wieder einlegte, bald aber wurden meine Schulden zu groß; um das Deficit zu decken, nahm ich zuerſt meine Zuflucht zu Juden, die mir Geld zu hohen Zinſen vorſchoſſen. Aber auch dieſe wollten bezahlt ſeyn, peinigten mich, und ich griff wieder in die Kaſſe. Das Deficit in derſelben wurde immer größer, von allen Bekannten, an die ich mich wandte, die aber nur amis jusqu'a la bourse waren, abgewieſen, nahm ich jetzt meine Zuflucht

zum Spiel, zu den fehlenden Tauſend kamen nach wenigen Tagen noch Tauſende hinzu, die ich nach und nach der Kaſſe entnahm. — Heute Morgen verlor ich den Reſt des Kaſſenbeſtandes und mit ihm jede Hoffnung. — Entehrung und Tod war, was mir übrig blieb — da nahten Sie, großmüthiger Mann, im Augenblick der Entſcheidung, erhielten mir das Leben und retteten meine Ehre!

Laſſen wir das gut ſeyn, unterbrach Stürmer den Redner, indem er hinzuſetzte: Es wundert mich, daß der Großherzog, der doch den Ruf einer großen Menſchenfreundlichkeit hat, ein ſo gefährliches und unmoraliſches Inſtitut, wie dieſe Hazardſpiele, duldet.

Perſonen, die Einfluß auf ihn haben, und aus leicht zu errathenden Urſachen die Spielbank in Schutz nehmen, wiſſen dem Regenten glauben zu machen, daß ohne dieſe leidige Anſtalt Baden wenig mehr beſucht werden, und ſo das Intereſſe des Landes, wohl das letzte, was ſie berückſichtigen, gefährdet würde. — Ich bin indeſſen überzeugt, daß das Verbot der Hazardſpiele, weit entfernt, die Fremden vom Beſuche Badens abzuhalten, manche rechtliche Familie anziehen würde, um der Genüſſe eines Ortes theilhaftig zu werden, den Kunſt und Natur ſo reich und der Geſundheit ſo zuträglich ausgeſtattet haben, und den ſie jetzt, trotz ſeiner Schönheiten, meiden, die Gefahren der Spielbank für die Ihrigen fürchtend. Glücksritter würde man dann wohl weniger hier ſehen, aber gerade deren Wegbleiben wäre ein Glück. Ein guter Theil der Einwohner Badens iſt auch der Meinung, daß das Aufhören der Hazardſpiele ihrer Stadt eher Nutzen als Schaden bringen würde. So oft ein Fremder plötzlich verſchwindet, Schulden hinterläßt, ſeinen Wirth nicht bezahlt, was hier täglich vorkommt, haben Bürger und Wirth nur der Bank dieſen Verluſt zu verdanken; und Benazet und ſeine Spießgeſellen verpraſſen die im Sommer hier erbeuteten Gelder im Winter in Frankreichs Hauptſtadt in luſtiger Geſellſchaft. Aber ſelbſt in den Kammern haben ſich gewiſſenloſe Abgeordnete gefunden, die dieſen Schandfleck des Landes in Schutz nahmen. Es iſt bekannt, daß der Spielpächter Benazet ſich öffentlich rühmte, daß kein Organ der franzöſiſchen Preſſe es wagen würde, ihn und ſeine Anſtalt anzugreifen; wie groß war daher deſſen Zorn, als er erfuhr, daß mehrere deutſche Journale ſich unterfangen hatten, einige fulminante Artikel gegen das geheiligte Inſtitut der Hazardſpiele Ba-

dens zu ſchleudern. Aber daß dieß auch ſelbſt in Deutſchland nicht ſo ganz gefahrlos iſt, bewies die bald darauf erfolgte plötzliche Ausweiſung eines ſich während der Saiſon in Baden aufhaltenden Schriftſtellers, den man im Verdacht hatte, einige dieſer Artikel gegen Benazet und Conſorten an die Kölner Zeitung geſandt zu haben.

Unter dieſen und ähnlichen Reden kamen die beiden neuen Bekannten in Baden am Kurſaal an. Noch in einiger Entfernung von demſelben vernahm man einen ungewöhnlichen Lärmen. Den Finanzrath ergriff ein unwillkührlicher Schauder, als er in die Nähe der Spielſäle kam, und er ſchwur hoch und theuer, nie mehr einen Fuß in dieſelben zu ſetzen. Er nahm Abſchied von ſeinem Wohlthäter, der ihm verſprechen mußte, ihn und die durch ihn gerettete Familie in Kurzem in ihrer Wohnung zu K.... mit einem Beſuch zu beehren, und empfahl ſich ſodann mit dankerfülltem Herzen.

Als Stürmer in den Spielſaal trat, ſeinen Gefährten aufzuſuchen, fand er daſelbſt eine große Aufregung; letzterer hatte während ſeiner Abweſenheit die Bank nicht weniger als viermal geſprengt, und nachdem die Spielpächter auch die zuletzt geholten Goldrollen noch eingebrockt hatten, erklärten ſie das Spiel für geſchloſſen. Die Sache hatte großes Aufſehen unter den Anweſenden gemacht, die ſich alle um den glücklichen Spieler drängten, den ſie für einen reichen Ruſſen hielten, und der ſich nun Arm in Arm mit Stürmer entfernte, um ein Mittagsmahl an der table d'hôte des badiſchen Hofes einzunehmen.

Die Tafel war heute ungwöhnilch ſtark beſetzt, da zu Ehren des Großherzoglichen Geburtsfeſtes viele Beamte an derſelben ſpeisten und die Geſundheit des Landesfürſten in edlem Rheinwein und Champagner tranken.

Gegen das Ende der Tafel kamen einige dieſer Herren auf den Einfall, dem Großherzog einen Toaſt ausbringen zu wollen, und begehrten deßhalb Stille und das Wort. Sogleich ließ ſich am andern Ende des Tiſches eine dagegen proteſtirende Oppoſition vernehmen, behauptend, daß Niemand das Recht habe, an öffentlicher Wirthstafel Geſundheiten gegen den Willen anderer Gäſte auszubringen. Die Sache gab zu einem heftigen Wortwechſel Anlaß, die Toaſte unterblieben, und die Beamten ſtanden plötzlich vom Tiſch auf und verließen ſämmtlich den Saal. „Eine glückliche

Reiſe“ ſchallte ihnen lachend nach. — Kaum waren ſie zur Thüre hinaus, als einer der gebliebenen Gäſte ein „Vivat Itzſtein und Hecker!“ brüllte.

Das iſt mir auch der Rechte, brummte ein etwas ältlicher Mann, der Itzſtein ließ ja die Leute bis auf's Blut hauen, als er noch Amtmann war.

— Es ſind doch immer noch die Alten, die guten Deutſchen, ſagte Michel lachend zu ſeinem Gefährten, ſtieß mit dieſem an und rief laut aus: **pereat** die Bank! **pereat**! wiederholte Asmodi, ein Glas Champagner hinunterſtürzend.

— Wir müſſen dieſen Nachmittag den Herren die zweite Lektion geben, meinte Michel.

— Nach Belieben, höhnte Asmodi.

Und beide verfügten ſich nach gehaltenem Mahle wieder in die Spielſäle, wo ſie das Spiel mit gleichem Glück, zum Erſtaunen der Zuſchauer und zur Verzweiflung Benazets und Conſorten, fortſetzten, bis es letzterer abermals für geſchloſſen erklären mußte.

Unterdeſſen war die Dämmerung herangekommen, die Nacht breitete bald ihren Schleier über Thal und Flur, und ein luſtiges Feuerwerk mit allerlei Schnickſchnack wurde zu Ehren des Großherzogs vor dem Kurſaal abgebrannt. Plötzlich erhob ſich mitten unter den aufſteigenden Raketen, Sonnen, Feuertöpfen, romaniſchen Sternenlichtern ꝛc. eine gewaltige Feuerkugel in die Luft, die, immer größer werdend, endlich platzte und ſich in einen reichverzierten, in Brillantfeuer glänzenden Galgen verwandelte, an dem unverkennbar ähnlich ein halbes Dutzend ſehr bekannter Spielpächter ſammt ihren Protektoren in gluthrothem Feuer dargeſtellt, baumelten, zappelten und die poſſirlichſten Bewegungen machten.

Ein hochdonnerndes Bravo und Braviſſimo erſchallte aus tauſend und abermals tauſend Kehlen zumal, das Beifallklatſchen und der Jubel wollten gar kein Ende nehmen. Aber Einer rannte verzweiflungsvoll die Hände ringend umher; es war der Anordner des Feſtes, und er rief einmal über das anderemal aus: wer hat mir das gethan? — das geht nicht mit rechten Dingen zu! — Bald miſchte ſich auch die hochlöbliche Polizei in die Sache und befahl den Feuerwerkern die augenblickliche Löſchung dieſes Bildes. Dieſe, die nicht wußten wie ihnen geſchah, verſuchten alles Mögliche, das unbegreifliche Kunſtfeuerwerk zu tödten; aber vergeblich waren alle ihre Bemühungen, es brannte nur um ſo lichter,

dehnte ſich immer mehr aus, und nahm zuletzt eine koloſſale Größe an.

Das iſt gewiß griechiſches Feuer! rief eine Stimme.

Sagt lieber hölliſches, erwiederte eine andere.

Als alles nichts helfen wollte, verſuchte man dem Skandal vermittelſt der Feuerſpritzen, die man herbeiholte, durch ein tüchtiges Kreuzwaſſer ein Ende zu machen, aber auch dieß war vergeblich und hatte kein anderes Reſultat, als daß ein großer Theil der Zuſchauer bis auf die Haut durchnäßt wurde. Es bildete ſich endlich ein wahres, hohe Wellen ſchlagendes Feuermeer unter dem Galgen aus, von dem die Gefangenen plötzlich abgeſchnitten in den unter ihnen brennenden Pfuhl fielen. Nun ließ ſich mit einemmal ein ſo furchtbares Krachen hören, daß man den Weltuntergang nahe glaubte, und die ganze Erſcheinung zerplatzte, verſchwand, und ein hölliſches Hohngelächter erklang.

Die doch etwas erſchrockenen Zuſchauer waren anfänglich verſtummt, ließen aber, nach und nach wieder zu ſich ſelbſt kommend, ihre donnernden, langwährenden Bravis wieder hören, und meinten: das war denn doch einmal ein Meiſterſtück von einem Feuerwerk; der Feuerwerker, der es erfunden, verdiente wenigſtens den Orden des Hoſenbandes (honny soit qui mal y pense) zu erhalten.

Das Feuerwerk war beendigt, eine Unterſuchung wegen dem letzten Spuck von hoher Polizei angeordnet, und das tanzluſtige und ballfähige Publikum fand ſich nach und nach in dem Kurſaal ein, in welchem zu Ehren des Großherzogs ein glänzender Ball veranſtaltet war. — Auch Michel und Asmodi nahmen Theil an demſelben, und letzterer galloppirte und polkte recht artig mit ſtifts- und hoffähigen, zwölf- und mehrahnigen Damen, die es ſich nicht träumen ließen, den Teufel ſelbſt, wenn auch einen recht galanten, im Arm zu haben.

Aller guten Dinge ſind drei, ſagte endlich Stürmer zu ſeinem Freund. Geben wir der Bank eine dritte Lektion.

Und zum Drittenmal wiederholten ſie daſſelbe Spiel mit demſelben Erfolg.

Es war beinahe Mitternacht, als ſich Asmodi bei ſeinem Schützling beurlaubte, und dieſer ermüdet ſich ebenfalls zur Ruhe in den badiſchen Hof begab.

Schon war es hoch am Tag, als der Hinkende vor Michels Bett trat und zu ihm ſagte: Was werden wir heute beginnen?

Noch halb im Schlaf und ſich die Augen reibend, erwiederte dieſer: ich denke eine Reiſe nach Wiesbaden....

Gegen Mittag ſpazierten beide unter den Colonaden zu Wiesbaden. — Man ſprach hier viel von einem vor wenig Stunden ſtatt gehabten Selbſtmord eines jungen Menſchen von guter Familie, der bedeutende Summen für ein Frankfurter Haus, bei dem er konditionirte, in Cöln, Coblenz und Mainz einkaſſirt, und dieſelben in Wiesbaden am Roulet verſpielt hatte. Seine Mutter, an die er geſchrieben, war kurz nach ſeinem Tod angekommen und hatte das nöthige Erſatzgeld mitgebracht; als ſie die ſchreckliche Kunde vernahm, ſtürzte ſie ſich in den Weiher hinter dem Kurhaus, aus dem man ſie jedoch augenblicklich gezogen und bewußtlos in das Hotel der vier Jahreszeiten gebracht hatte, wo ſie ſich noch in demſelben Zuſtand und heftig phantaſirend befand.

— Hier iſt nichts mehr zu retten, ſagte Michel, dieſe Geſchichte hörend, zu ſeinem Gefährten.

— Todte vermag ich nicht zu erwecken, erwiederte Asmodi.

Beide begaben ſich nun in den Spielſaal, wo die Kugel ſo ruhig, die Karten ſo gleichgültig geworfen wurden, als ſey nicht das Mindeſte vorgefallen.

Ein konfiscirtes Galgengeſicht, das mit unbeſchreiblicher Herzensbeklemmung zu pointiren ſchien, fiel Michel beſonders auf, und ſein Gefährte theilte ihm mit, daß dieſes ein verrufener, ſchon banquerotter Kaufmann ſey, der den ihm bevorſtehenden Bruch mit Hilfe des Spiels zu verhindern ſuche, ihn aber durch ſeine verzweifelten Sätze nur um ſo ſchneller herbeiführe. Auch hier erprobten unſere beiden Reiſenden ihr Glück an Chabert's Bank mit gleichem Erfolg und gleichem Erſtaunen, und ſandten den gemachten bedeutenden Gewinn an die unglückliche Mutter des jungen Selbſtmörders. — Etwa acht Tage früher hatte ſich ein anderer junger Menſch unter ähnlichen Verhältniſſen eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Wiesbaden war unſerm Michel bald zuwider und er eilte nach Homburg vor der Höhe.

Kaum im heſſiſchen Hof daſelbſt eingekehrt, hörte er in dem Saal deſſelben ein gewaltiges Getöſe, Murren und verworrenes Hadern, und zuweilen Verwünſchungen ausſtoßen. Sich bei einem der Aufwärter nach der Urſache dieſes Tumults erkundigend, theilte

ihm derſelbe mit, daß ſich ſo eben eine höchſt traurige Nachricht im ganzen Ort verbreitet habe: ein Edelmann nämlich, der in der Gegend von Mainz begütert war, fuhr der Kellner fort, und daſelbſt mit ſeiner liebenswürdigen Frau und vier hoffnungsvollen Kindern zufrieden und im Wohlſtand lebte, ließ ſich durch einen Frankfurter Bekannten verleiten, ſein Glück an der Bank der Gebrüder Blanc zu probiren. Er verlor, wie in der Regel alle, wollte den gehabten Verluſt erſetzen, nahm deßhalb Gelder in Frankfurt auf, verlor abermals, machte neue Verſuche, das Verlorne wieder zu gewinnen, die eben ſo unglücklich ausfielen, kurz in weniger als vier Wochen war der Mann um Hab und Gut, Silber, Weißzeug, einige Juwelen waren ebenfalls darauf gegangen. Vor etwa ſieben Tagen verlor er den letzten Satz, und heute Morgen kam die zuverläſſige Nachricht hier an, daß ſich der Mann erhängt, die Frau wahnſinnig geworden und die Kinder bereits von allem entblößt im Armenhaus untergebracht ſeyen. Vor vier Wochen lebte die Familie noch im Wohlſtand und beſaß ein Vermögen von mehr als hunderttauſend Thalern.

Michel warf bei dieſer Erzählung ſeinem Collegen einen grimmigen, bedeutungsvollen Blick hin. Ein alter Mann, der dieſe Erzählung mit angehört hatte, ſagte zu dem Fremden: Ja, meine Herrn, ſo iſt es, und vor wenig Tagen war die Gattin des Unglücklichen noch hier, und bat die Spielpächter nur leihweiſe um eine kleine Summe, um ihren Kindern den nöthigſten Unterhalt für die nächſten Tage, bis ſie weitere Mittel zu deren Fortkommen gefunden habe, zu ſichern, und wurde auf das hartherzigſte abgewieſen! ... Die Sache macht hier und in der ganzen Umgegend ein gewaltiges Aufſehen, und das abſcheuliche Spiel bringt wahrlich unſerm armen Städtchen kein Glück, wenn auch wenige Einzelne ſich vielleicht bereichern, ſo iſt wenigſtens das moraliſche Elend der andern um ſo größer. Sehen Sie, meine Herrn, fuhr der alte Mann, ein geborner Homburger, fort, es iſt noch nicht gar lange her, da wohnte hier ein zwar armes, aber doch vergnügtes, glückliches, harmloſes Völkchen, zufrieden mit ſeinem Schickſal, Niemand beneidend, und ſeinen guten Fürſten innigſt verehrend und liebend. Sie hätten uns zur Zeit des verſtorbenen Landgrafen Friedrich Ludwig kennen ſollen. Damals machte das ganze landgräfliche Haus mit ſeinen Homburgern nur eine Familie aus. Aber ſeitdem man unſere neuen Heilquellen entdeckt, die Homburg

in einen Badeort verwandelten, beſonders aber, ſeitdem ein paar franzöſiſche Abenteurer mit Hilfe einiger ſchlechten und intriguanten Subjekte, die ſie mit bedeutenden Geldſummen beſtachen, und durch deren Intriguen ſie die Erlaubniß ſelbſt unter Bedingungen, die nichts weniger als vortheilhaft für das Ländchen ſind, erhielten, ihre Raub- und Verarmungsanſtalten bei uns aufzuſchlagen, ſeitdem iſt es gerade, als ſey der — Gott ſey bei uns, — wenigſtens der Teufel der Habſucht in uns gefahren. Die frühere gutmüthige Uneigennützigkeit hat dem graſſeſten Egoismus Platz gemacht, der blaßgelbe Neid hat alles Wohlwollen und alle Nächſtenliebe verdrängt, und Unbehaglichkeit, Unzufriedenheit mit ſeinem Schickſal hat in allen Häuſern und Familien ihren Sitz aufgeſchlagen, Niemand will ſich mehr mit dem Loos begnügen, das ihm zu Theil geworden, und das Dichten und Trachten eines Jeden geht nur dahin, den größtmöglichſten Vortheil von den Fremden zu ziehen, das heißt, ſie gehörig zu prellen, wie dieß leider in den meiſten Badeorten, beſonders aber wo das leidige Spiel herrſcht, der Fall iſt. Um uns in dieſen Zuſtand in kurzer Zeit zu verſetzen, haben es ſich die Herren Gebrüder Blanc ungeheure Summen koſten laſſen. Viele Tauſende für Anzeigen in franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Zeitungen ausgegeben, Jagden für das Vergnügen der Bad- oder beſſer Spielgäſte gepachtet, alle möglichen Künſtler auf ihre Koſten hieher kommen laſſen, möglichſt bequeme Transportmittel von dem nahen Frankfurt hierher eingerichtet, u. ſ. w. Genug, ſie haben aus Homburg einen Tummelplatz für alle Leidenſchaften und Ausſchweifungen geſchaffen. — Ich erkenne meine Vaterſtadt nicht mehr, ſchloß der Mann mit thränenden Augen.

Das verdammte Spiel, rief Michel mit den Füßen ſtampfend aus; wartet ihr Herrn, auch ihr ſollt wenigſtens lange an mich denken! — Und er nahm ſich vor, den Gebrüdern Blanc wenigſtens dreimal ſo arg als dem Benazet in Baden und Chabert in Wiesbaden mitzuſpielen. Da die Sache mit dem unglücklichen Edelmann einen ordentlichen Aufruhr in Homburg und der Umgegend, namentlich in dem nahen Frankfurt machte, wo man der Homburger Bank aus verſchiedenen Urſachen beſonders gram war, ſo ſuchten die Spielpächter alles mögliche hervor, um die Gedanken des Publikums auf andere Dinge zu leiten, und veranſtalteten deßhalb ein glänzendes Feſt, zu dem ſie alle Badegäſte

von Diſtinction und Homburgs Notabilitäten einluden und dabei keine Koſten ſparten.

Eine halbe Stunde von Homburg befindet ſich ein Park, den man den kleinen Tannenwald nennt, weil früher hier ein äußerſt romantiſches Tannenwäldchen ſtand, das jetzt in engliſche Anlagen umgewandelt iſt. — Mitten in dieſem Garten liegt eine ſehr maleriſche Inſel in einem großen Weiher, zu der eine Brücke führt. Rund um dieſen Weiher ſind ſchöne pittoreske Parthien angebracht, dunkelgewölbte Wandalleen, Grotten, japaniſche Pavillons u. ſ. w. ſchmücken die Ufer. Auf der Inſel ſelbſt befindet ſich eine mit Roſen und Jasmin bekränzte canellirte Tempelcolonade, die eine Art Salon, deſſen Decke das Himmelsgewölbe iſt, bildet. Hier feierte in frühern Zeiten das landgräfliche Haus ſeine Familienfeſte, wozu ſich dieſer von der übrigen Welt abgeſchiedene Ort, an dem in der Regel eine heilige Stille herrſcht, die nur von dem Zwitſchern der Vögel und dem Plätſchern wohlgenährter Goldkarpfen im Weiher unterbrochen wird, beſonders eignete, und der namentlich in den heißen Sommerabenden eine erfriſchende Kühle gewährt, wenn das Säuſeln der Abendlüfte das Laubwerk dieſes einzigen Salons in Bewegung ſetzt und die ſich hieher verlierenden Spaziergänger erquickend fächelt.

Dieſen Ort hatten die Spielpächter zu dem Centralpunkt ihres Feſtes auserſehen. Mit einbrechender Nacht wurden wie durch einen Zauberſchlag alle den Weiher umgebenden Alleen mit den buntfarbigſten Lampen erleuchtet, eben ſo die Tempelcolonade; und alle dieſe unzähligen Lichter ſpiegelten ſich tauſendfach im Waſſer wieder, und zogen deſſen zahlreiche, goldſchimmernde Bevölkerung auf die Oberfläche deſſelben. Ein paar grüne, reich vergoldete Gondeln, die ſich um die Inſel herumbewegten, hatten ein treffliches Orcheſter am Bord, welches eine bezaubernde Muſik machte, nach der in dem Salon der Inſel die eingeladenen Ballgäſte tanzten. Das Ganze gewährte in der That einen magiſchen Anblick und ſchien ein Sitz der Götter und Nymphen.

Gegen elf Uhr in der Nacht wurde eine Pauſe gemacht, um ein köſtliches Souper zu ſerviren; die Tafel war bald reichlich mit dem was vier Welttheile Leckeres erzeugen, beſetzt, und man ließ ſich's wohl und trefflich ſchmecken. Da fiel es einem der Gäſte, es war einer der ſaubern Patrone, die für die Erlaubniß des Hazardſpiels in Homburg intriguirt hatten und gehörig geſchmiert wor-

den waren, ein, die Geſundheit der freigebigen Feſtgeber auszubringen; der ihm gegenüber ſitzende Fremde, es war unſer Michel, ſtand ſogleich auf und goß ihm ſein volles Glas über ſeinen ganz nackten Schädel, auf dem die Flüſſigkeit alſobald wie Spiritus brannte; in demſelben Augenblick erloſchen ſämmtliche Lampen und Lichter unter einem furchtbaren Donnerſchlag, ſo daß eine Minute lang die dichteſte Finſterniß herrſchte, nur von dem grünbrennenden Schädel des Toaſtausbringers matt unterbrochen. Jetzt aber fing die ganze Inſel zu erbeben an, alle Gäſte ſtürzten in Todesangſt nach der Brücke zu, über welche auch mehrere entkamen; als ſich aber die Spielpächter mit ihren Spießgeſellen auf derſelben befanden, um zu entfliehen, da brach ſie unter der ſchweren Sündenlaſt zuſammen, und dieſes Geſindel ſtürzte ins Waſſer, das nun mit einemmal zu einem brennenden Schwefelmeer wurde, aus dem nur noch die gräßlichen, wehheulenden Köpfe der Hineingefallenen hervorragten, und man unterſchied deutlich von Zeit zu Zeit die Worte **treize, noir, impair et manque** u. ſ. w., die ſie ausſtießen.

Mit dem Schlag Mitternacht der Homburger Thurmuhr hatte der ganze Spuk ein Ende, alles befand ſich wieder in dem vorigen Zuſtand, und Jedermann glaubte betäubt aus einem ſchweren Traum zu erwachen. Die letzten Gäſte verloren ſich erſt mit dem erſten Krähen des Hahns. Niemand wußte eigentlich, wie ihm geſchehen war, und ſchien gar keine Erinnerung von dem zu haben, was vorgegangen war. Nur die Gebrüder Blanc und ihre Gehülfen ſah man ſeit der Zeit kopfhängeriſch und mit etwas düſtern Mienen einherſchleichen, gleichſam als ſchwebte ihnen eine Art Vorgefühl von dem, was ihrer dereinſt harrt, vor den Augen. — Dieſe Geſichter verfinſterten ſich noch weit mehr, als drei Tage hintereinander ein glücklicher Spieler der Bank große Summen entzog und dieſelbe alle Augenblicke aufs Trockne brachte, ſo daß die Herrn kaum Geld genug von ihrem Bankier in Frankfurt ziehen konnten.

Indeſſen trug ſich faſt zu derſelben Zeit eine andere Geſchichte in Homburg zu, welche die mit dem armen Edelmann bald vergeſſen machte, und in den Hintergrund drängte. Es hatte ſich nämlich das Gerücht verbreitet, daß es im Schloß ſpuke, und jedesmal um Mitternacht ein graues Geſpenſt aus dem weißen Thurm komme und ſich in dem Schloßflügel verliere, in welchem ſich die Gemä-

cher der Hofdamen befanden. Alte Leute behaupteten, es ſey der alte Schloßgeiſt, der ſich wieder zeige, was den nahen Tod eines Mitgliedes der fürſtlichen Familie bedeute. — Eine hohe Perſon wollte ſich jedoch überzeugen, was es für eine Bewandniß mit dieſem Geiſt habe, ließ demſelben aufpaſſen und befahl, ihn, von welcher Qualität er auch immer ſey, feſtzuhalten und auf die Schloßwache zu bringen.

Dieſer Befehl wurde auf das pünktlichſte vollzogen, man ſah den angeblichen Geiſt zwar nicht aus dem weißen Thurm, wie man geſagt hatte, kommen, ſondern er kam ganz einfach aus dem erſten Schloßhof, durchſchritt den zweiten, begab ſich von da in den Schloßgarten, wo er ſich hinter einem Gebüſch verlor, das die Fenſter der Zimmer der Kammerzofen verbarg; hier hatte er eben den Fuß auf eine Strickleiter geſetzt, als einige handfeſte Burſche aus dem Gebüſch ſprangen, das wirklich in einen grauen Mantel gehüllte Geſpenſt packten, und trotz aller Einreden und ungeachtet alles Sträubens auf die Wache abführten. Die Sache wurde ſchnell im Schloß ruchbar, und eine halbe Stunde ſpäter kam ein fürſtlicher Livreebedienter zum Unteroffizier der Wache, um dieſen zu beſtimmen, den Verhafteten auf den Wunſch einer hohen Dame frei zu geben, und bot ihm ſogar eine gefüllte Börſe an. Der Unteroffizier verweigerte beides, ſich auf ſeine Inſtruction berufend. Den übrigen Theil der Nacht ging es im Schloß unruhig zu, man ſah in den Gängen deſſelben beſtändig Lichter hin und her wandeln, und noch bevor der Morgen graute, erſchien der Hofmarſchall auf der Schloßwache, dem Commandant derſelben den Befehl überbringend, den Gefangenen frei zu geben.

Dieſe Begebenheit gab zu den ſeltſamſten Gerüchten in der Reſidenz Veranlaſſung, und man hatte ſelbſt hochgeſtellte Damen in einem entehrenden Verdacht. Michel, noch immer in Homburg, wollte der Sache auf den Grund kommen, und erfuhr durch ſein Factotum, daß das Ganze nichts als eine elende Intrigue einer ſchon etwas verblühten Hofdame, einem Fräulein von Rabenſtein, ſey, welche den Verdacht derſelben von ſich und auf unſchuldige und hochgeſtellte Perſonen zu leiten ſuche.

— Ei, die ſoll ja das Donner....

— Geduld Freund, das Gewitter iſt im Anziehen, und der Sturm bricht los, noch ehe zweimal vierundzwanzig Stunden vergehen.

In der That, als den andern Tag die fürſtliche Familie von einer Spazierfahrt von Frankfurt in mehreren Wagen zurückkehrte, in deren letztern die Hofdamen und namentlich Fräulein von Rabenſtein ſaßen, wurde dieſer von einer Bande wilder Burſche gewaltſam angehalten, deſſen Schlag geöffnet, Fräulein von Rabenſtein aus demſelben geriſſen, gemißhandelt und bei den Haaren herumgezerrt, ſo daß ſie jämmerlich zu ſchreien begann. Der Fürſt, der mit ſeiner Gemahlin in dem erſten Wagen ſaß, ließ ſogleich halten, ſtieg aus und wollte die rohen Burſchen an ihrem ſchmählichen Treiben hindern, ihnen befehlend, die Damen ſogleich loszulaſſen, und dieß Benehmen ernſtlich rügend; aber die Wüthenden horchten nicht auf die Stimme ihres Landesherrn, fuhren in ihren Mißhandlungen fort, und würden es, Gott weiß wie weit, getrieben haben, wenn nicht in dieſem Augenblick zwei Reiter daher geſprengt wären, welche die Unglückliche aus den Händen ihrer Henker befreiten, und dieſe ſchnell in einen Zuſtand totaler Unthätigkeit verſetzten, indem ſie ſie mit Reitpeitſchen züchtigten, ſo daß ſie laut auf- und um Gnade ſchrien. — Die Dame wurde nun wieder in ihren Wagen und nach Homburg gebracht, wo ſie jedoch den nächſten Tag verabſchiedet und nach ihrer Heimath zurückgeſchickt wurde.

Ihre Retter waren Michel und Asmodi geweſen.

Indeſſen hatte der Angriff auf einen fürſtlichen Wagen gewaltiges Aufſehen gemacht, eine ſolche Verwegenheit war bis dahin in Deutſchland noch nicht vorgekommen, und man erwartete, daß die vermeſſenen Verbrecher, welche Hand an das Eigenthum und die Begleitung ihres Souveräns gelegt hatten, die allerſchärfſte Strafe erhalten und auf Majeſtätsverbrechen angeklagt würden, aber zum großen Erſtaunen aller Welt wurde jede Unterſuchung niedergeſchlagen und die ganze Sache unterdrückt.

Eine andere Neuigkeit brachte, wie das ſo der Welt Lauf iſt, alles Vorgefallene bald wieder in Vergeſſenheit. — Man kündigte nämlich die nahe Ankunft Ronges zu Frankfurt an.

Wer iſt dieſer Ronge? fragte Stürmer einen an der Mittagstafel neben ihm ſitzenden Badegaſt.

— Wie, mein Herr, Sie kennen Ronge nicht, den großen Reformator, den zweiten Luther, von dem alle Welt voll iſt, der dem päpſtlichen Unweſen den Garaus machen, den letzten Todes-

ſtoß verſetzen wird! antwortete der Gefragte, ein ehrlicher Frankfurter. — Ei, wo ſind Sie denn her?

— Um Vergebung, ich bin erſt ſeit einigen Tagen wieder in Deutſchland und habe noch nicht Gelegenheit gehabt ...

— Aber von Ronge iſt ja die Welt voll, Sie müſſe von Nova Zembla komme.

— Nicht doch, nur von Paris.

— Und da weß mer noch nix von Ronge?

— Nicht, das ich wüßte.

— Gut, ſo hören Se.

„Der Biſchof von Trier ließ vor ähm Jahr en ſogenannte heilige, ungenähte Rock, den unſer Herr Chriſtus getrage hawe ſoll, öffentlich ausſtelle, und viele Hunderttauſend Narre ſin nach Trier gewannert, den merkwürdige heilige Rock zu begaffe, dadurch nebebei Vergebung ihrer Sünden hoffend, un es ſoll gar mancherlei Mirakel dabei vorgefalle ſeyn. Do erließ awer Ronge, über den damals eine Kircheſtrof verhängt war, ein famoſes Schreibe an den Biſchof Arnoldi zu Trier, in welchem er dieſem tüchtig die Meinung ſagte, und dieſe Ausſtellung gewiſſermaßen als en abergläubiſche Götzedienſt, als eine leidige Geldſpekulation auf den Beutel der Einfältigen abgeſehen, darſtellte. Un weiter war es auch nichts. Jetzt machen der Ronge, der Czersky, der Kerbler und der Dowiat all dem katholiſche Unweſe en End; in Leipzig hawe ſe bei'me prächtige Gaſtmohl gerufe: ähn Gott un ähn Ronge, un dann ſin ſe in die Comödie gange un hawe dem Teufel ſei Antheil ſpiele geſehn, un jetz komme ſe morge nach Offebach un übermorge nach Frankfort, den Spektakel will ich ſehe den's da gewe wird, das werd noch än anner Gewihl gewe, als beim Göthe ſeim Denkmol, odder wann än Aff uf em Kamehl in der Meß am Nickelchestag durch die Gaſſe reit, odder wann die Jenny Lind ſingt. Wann Sie ä mohl än rechte Spaß hawe wolle, ſo roth ich Ihne, den Tag nach Frankfort zu gehe, wo Sie ihr Wunnerwerk ſehe wern. In der Fahrgaß werd ä Triumphboge zwerch üwer die Gaß gehängt. Die Sach gibt mich freilich nix an, dann ich bin Gott ſey Dank ä guter Altlutheraner, awer freie thut michs doch, wann ämol des katholiſche Oſepaffezeug de Marſch gemacht kriegt.“ —

Und ſo fuhr der gute Frankfurter noch eine Zeitlang fort, Ronge zu preiſen und die Römiſch-Katholiſchen zu verwünſchen.

Stürmer dankte höflich für die gütigſt mitgetheilte Auskunft, und beſchloß der Ankunft Ronges beizuwohnen. Schon am andern Tage fuhr Michel mit ſeinem Begleiter nach Frankfurt und von da nach dem nahen Offenbach, wohin ebenfalls die Frankfurter ſtrömten, den Wundermann, wie ſie ihn nannten, um ſo eher in Augenſchein nehmen zu können. Der ungeheuren, ſich auf der Chauſſee nach Offenbach wälzenden Menſchenmenge folgend, hörten ſie ſchon unterwegs die Freudenſchüſſe fallen, welche die nahe Ankunft des großen Reformators ankündigten. Gegen vier Uhr Nachmittags traf endlich der Heißerſehnte in einem vierſpännigen Wagen, von Reitern umgeben, in Offenbach ein, wo man ihn mit Muſik, Geſang und ſich unaufhörlich ſchwingenden Fähnchen empfing. Er war in Begleitung der Pfarrer Dowiat und Kerbler. Hocherfreut über den ihm hier, wie noch nirgends gewordenen Empfang, hielt Ronge aus dem Fenſter des Hauſes, in dem er abgeſtiegen war, eine Anrede an die enthuſiaſtiſche, jubelnde Menge, verſicherte ſie ſeiner tiefen Rührung und ließ ſich durch dieſelbe ſogar hinreißen, ein Wortſpiel über den Namen der Stadt Offenbach zu improviſiren, indem er das gute Städtchen nicht nur einen offenen Bach, ſondern einen offenen Strom nannte, der kräftig alle Hinderniſſe überwinden und ſie hinaus ins Meer der Weltgeſchichte ſchleudern würde! Nun ſtieg die Extaſe der guten Offenbacher aufs Höchſte und des Jubelgeſchreis und der Vivats war kein Ende. Auch Kerbler begrüßte die hochherzigen Offenbacher von der Höhe ſeines Wagens herab mit einem dreifachen Hoch. Am Abend waren viele Häuſer der Stadt Offenbach durch bunte Lampen prächtig erleuchtet, und hie und da ſah man allegoriſche Transparente mit allerlei Sinnſprüchen, welche die Begeiſterung des Tages gedichtet. Man führte Ronge und ſeine Gefährten in einen öffentlichen Garten, in welchem ſie abermals mit Geſang und Muſik und von einigen hundert bunten Laternenträgern mit, wie man zu ſagen pflegt, donnernden Vivats empfangen wurden. Dieſe Laternen begeiſterten den Pfarrer Dowiat zu einer improviſirten Prophezeihung, durch welche er verkündete, daß dieſe vielen leuchtenden Lichter bald eine Sonne bilden, welche die ganze Welt überſtrahlen würde. — Ein ehrlicher Bürger, der dieß mit anhörte und die Sache buchſtäblich nahm, äußerte: aber dann muß es erſt hell ſeyn, wenn wir zwei Sonnen haben werden, die eine wird dann bei Tag und die andere bei Nacht ſcheinen! . . .

Daß ſich das Ganze nach löblicher alter deutſcher Weiſe mit einem tüchtigen Feſtſchmaus endigte, bei dem es namentlich nicht an zahlloſen Toaſten fehlte, welche die Köpfe noch mehr erleuchteten, wenn auch endlich etwas ſchwer machten, bedarf wohl kaum erwähnt zu werden. Auch Michel und ſein Begleiter hatten an dem Mahl Theil genommen und unterhielten ſich köſtlich. Sie ließen jedoch der ganzen Sache, eine kleine vorübergehende Bosheit abgerechnet, ihren Lauf. Als nehmlich einer der Toaſtausbringer in ſeiner Begeiſterung ſchrie: „ja, meine Herrn, die Teufel der Finſterniß werden für immer in die Abgründe der Hölle geſchleudert werden, und unſers Ronge hellſtrahlendes Lichtmeer . . . bei dem Wort Lichtmeer trat plötzlich eine dichte Finſterniß ein, denn ein Zugwind löſchte faſt alle Lichter zumal aus, bis auf eine kleine, gleich einem Nachtlicht leuchtende Lampe, die nur noch einen matten Schein auf die gluthrothen Geſichter der Gäſte warf, die ſich plötzlich verwundert einander anſtarrten; zugleich ließ ſich ein höhniſches Spottgelächter hören, aber Niemand vermochte zu entdecken, wo dieſer Schall eigentlich herkam. Auch der Redner war verblüfft bei dem hellſtrahlenden Lichtmeer ſtecken geblieben, und nachdem man von ſeinem erſten Erſtaunen zurückgekommen war, begann man die Lichter wieder allmählig anzuzünden, und Ronge ſagte endlich: meine Herrn, ſo wird es uns auch gehen, der römiſche Wind wird unſere Lichter hie und da ausblaſen, aber wir werden ſie immer wieder anzünden und leuchten machen.

Bravo, bravo, erſchallte es von allen Seiten, und das Feſtmahl hatte nun ſeinen ungeſtörten Fortgang.

Den folgenden Morgen bereitete ſich Ronge zur Abfahrt nach Frankfurt vor, wohin er, von einem Dutzend Wagen gefolgt, fuhr, und wo er von einer unermeßlichen Menſchenmenge ſchon vor den Thoren dieſer Stadt mit einem ungeheuern Vivatgeſchrei empfangen wurde.

Auch Michel war dem neuen Reformator nach Frankfurt gefolgt, und hatte unterwegs den Hinkenden gefragt, was dieſer von der Sache halte. — Seine höhniſche Miene annehmend, erwiederte Asmodi:

Nicht viel, eine Sekte mehr, und das iſt Alles; Ronge erboſt, wegen geiſtiger Inſubordination gegen ſeine Obern ſuspendirt worden zu ſeyn, ſchrieb mehr aus Rache als um einer guten Sache willen jenen Brief an den Biſchof Arnoldi, ohne dabei im mindeſten die Folgen, die er hatte, zu ahnen. Dieſes Schreiben

in mehreren ſogenannten liberalen Blättern abgedruckt und verbreitet, verurſachte einen gewaltigen Rumor, worauf großes Geſchrei und Wehklagen im Feldlager der Römiſch-Katholiſchen, deren Prieſter einfältig genug ſind, den hingeworfenen Handſchuh aufzuheben, in die Poſaune zu ſtoßen, einen Federkampf auf Leben und Tod, oft nicht in den anſtändigſten Ausdrücken zu veranlaſſen, und ſo dem Sendſchreiben und ſeinem Verfaſſer eine Wichtigkeit und eine Kraft zu verleihen, welche beide ohne dieſen heilloſen Lärmen nie erlangt haben würden. Tauſendjährige Erfahrungen vermögen dieſe Herrn nicht klüger zu machen, ſie gießen unaufhörlich Oel ins Feuer, und zwar ſo lange bis es ſie ſelbſt verbrennen wird. Ohne ihr Wuthgeſchrei wäre Ronges Schreiben, das ſammt ſeinem Verfaſſer nur ein ſehr mittelmäßiges Erzeugniß iſt, nach wenig Monden in das Meer der Vergeſſenheit geſunken. Aber der Skandal erſtarkte den ex-katholiſchen Prieſter, der nun Anhänger und Vertheidiger findet und ſich dadurch berufen glaubt, die Rolle eines großen Reformators zu ſpielen, ein zweiter Luther zu werden, an was Alles er bei dem Abfaſſen jenes Briefes auch nicht im entfernteſten dachte, eine Rolle, der er in keiner Hinſicht gewachſen iſt, obgleich man in unſern Zeiten ziemlich gefahrlos dergleichen Unternehmungen wagen darf, und ſtatt Kerker, Gefängniß, Märtyrthum und Scheiterhaufen, höchſtens ein Ausweiſen von löblicher Polizei riskirt. — Die Wichtigkeit, die ſeine Feinde Ronges Handlungen beilegten, und das Lob und die Marktſchreiereien ſeiner Freunde und Anhänger haben dem guten eben nicht ſehr ſtarkgeiſtigen Mann, der ſich nun ſelbſt für ein Phänomen hält, ſchwindeln gemacht, und ihn zu den ſo unpaſſenden als lächerlichen Triumphreiſen veranlaßt, bei denen er gleich einem Poſſenreiſer von Ort zu Ort in Blumen bekränzten Wagen fährt, die herbeilaufenden Haufen anredet, und ſo die erſte Rolle in dem wahrhaft komiſch-tragiſchen Poſſenſpiel übernommen hat. Doch wir ſind in der guten Stadt Frankfurt angekommen, folgen wir unſerm Triumphator, um Zeuge ſeiner neuen Siege zu ſeyn.

Die guten Frankfurter hatten ſich gehörig vorbereitet, um den erſehnten Reformator würdig zu empfangen. Durch die Straßen fahrend, wurde er faſt mit Blumen, Kränzen und Guirlanden erſtickt, an vielen Fenſtern ſah man ſein mit Blumen gekröntes Bildniß hängen, Fähnlein und Tücher wehten unaufhörlich. Unter dem hängenden Triumphbogen in der Fahrgaſſe angekommen, an

dem man die ſinnreiche Inſchrift: Willkommen Ronge, und ſeine Mitſtreiter, las, wurde er mit einer Anrede begrüßt, und ein als weißer Engel gekleidetes Mädchen überreichte ihm eine koſtbar eingebundene Prachtbibel. Ronge dankte höflichſt, und ſetzte hierauf ſeinen Zug weiter bis zu dem Gaſthof fort, der ihn aufzunehmen beſtimmt war; hier hielt er nochmals eine Rede an das verſammelte und unaufhörlich jubelnde Volk, und predigte ſpäter in einer der proteſtantiſchen Kirchen Frankfurts. Daß das prächtige Feſt wieder mit einem köſtlichen Schmaus und vielen Toaſten endigte, iſt kaum nöthig zu bemerken. Die ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten ſo ſchwierige Regierung und löbliche Polizei Frankfurts, eben keine beſondern Lichtfreunde, drückte jedoch dießmal die Augen zu, und ließ den Abend leuchten, wer da leuchten wollte.

— Ein tolles Treiben, ſagte Michel zu ſeinem Begleiter, gegen Abend über die Zeil gehend.

— O, das will nichts heißen, wir müſſen jetzt einer Berathung dieſer Deutſch-Katholiken, wie ſie ſich zu nennen belieben, beiwohnen, da wirſt Du erſt Dein blaues Wunder erleben.

— Wie ſo? —

— Folge mir.

Und der Hinkende führte ſeinen Befreier durch mehrere enge Straßen in ein geräumiges Wirthshaus in der Saalgaſſe, in welchem ſich eine zahlreiche Verſammlung von römiſchen Katholiken aus Frankfurt und der Umgebung eingefunden hatte, bei denen durch Ronges Umtriebe und Ankunft die Luſt deutſch-katholiſch zu werden erwacht war, und die hieher gekommen waren, um bei einem Schoppen Wein die nöthige Rückſprache zu nehmen, und ſich nach den Umſtänden und Bedingungen zu erkundigen, unter denen man dem neuen Glauben beitreten könne.

Als Michel und ſein Begleiter eintraten, fanden ſie den Saal ſchon ziemlich angefüllt. — Bald darauf bat ein ſchon etwas ältlicher Mann um Stille, und als dieſe eingetreten war, ſprach er zu der Verſammlung:

— Meine Herren, Sie ſind alſo Willens, deutſch-katholiſch zu werden?

Ein vernehmbares Ja ertönte faſt von jedem Mund.

— Wohlan, ſo will ich Sie mit dem Hauptartikel unſerer neuen Lehre bekannt machen. Vor Allem keinen Papſt mehr! —

Keinen Papſt mehr! wiederholten mehrere Stimmen.

Das heißt, wir erkennen dem unter dieſem Titel zu Rom ſitzenden Biſchof nicht mehr das Recht zu, ſich, unter welchem Vorwand es auch immer ſey, in unſere Religionsangelegenheiten zu miſchen! fuhr der Redner fort; ſind Sie damit einverſtanden?

— Einverſtanden! ertönte es von vielen Seiten, doch bemerkte man hie und da auch ein bedenkliches Kopfſchütteln.

Ferner werden Sie ſchon wiſſen, fuhr der Redner fort, daß das Leipziger Concilium als allgemein bindend den Glauben an einen dreieinigen Gott, an eine heilige, unſichtbare chriſtliche Kirche, Vergebung der Sünden, ewiges Leben, und das Beibehalten zweier Sacramente, der Taufe und des Abendmahls, anerkannt hat. —

— Und die andern Sacramente? rief eine Stimme.

— Sind als ſolche abgeſchafft.

— Wie? auch die Ehe ſoll kein Sacrament mehr ſeyn? das will mir nicht recht in den Kopf! ließ ſich Einer vernehmen.

— Und die Beichte und die letzte Oelung? ſchrie ein Anderer.

— Sind abgeſchafft! riefen mehrere Stimmen.

— Hm, hm! meinten Andere.

— Und die Heiligen?

— Sind abgeſetzt! rief einer der Anweſenden lachend.

— Und die heilige Jungfrau? —

— Von der iſt die Sprache nicht geweſen! ſagte der erſte Redner; außerdem iſt es ja jeder ſich neu bildenden Gemeinde anheimgeſtellt, Satzungen, auf denen ſie beſteht, nach Gefallen beizubehalten.

— Gut, wir wollen die heilige Jungfrau, die Mutter Gottes, beibehalten! ließen ſich einige Stimmen vernehmen.

— Warum nicht gar! ſchrie ein Anderer; eine Jungfrau, die Mutter geworden iſt! baarer Unſinn! ſagte wieder ein Anderer.

— Was? Unſinn? ein Wunder iſt es! rief eine Stentorſtimme.

— Wir wollen keine Wunder mehr, die Wunder ſind abgeſchafft! ließen ſich wieder Mehrere hören.

— Geſchehene Wunder kann man nicht abſchaffen! wurde erwiedert; und wir wollen die Jungfrau und wenigſtens die Hauptheiligen beibehalten.

— Nichts da, die Heiligen müſſen ſammt und ſonders ein für allemal wegbleiben, das iſt Götzendienerei!

— Nicht doch, die Familie des heiligen Joſeph muß bleiben! ſchrie einer der Anweſenden.

— Und der heilige Johannes! rief ein Anderer.

— Und der heilige Petrus! ſchrie ein Dritter.

— Und der heilige Paulus! ein Vierter.

— Und ich lege ein gutes Wort für die heilige Magdalena ein! ein Fünfter.

— Und ich für die heilige Anna! ein Sechster.

— Und die heilige Catharina, die heilige Agathe, die heilige Genofeva und die heilige Cäcilia, die ſo ſchöne Muſik macht, müſſen vor Allen bleiben. —

— Dann behaltet lieber gleich die ganze Legion, ſammt den Engeln und Erzengeln und den eilftauſend Jungfrauen bei! ließ ſich unwillig eine Stimme vernehmen.

— Das wäre wohl das Beſte! meinte ein Anderer.

— Wollt Ihr Deutſch-Katholiken werden oder nicht? rief nun der erſte Redner.

— Ja! ertönte es von vielen Seiten.

— Nun dann müßt Ihr Euch auch von dem römiſchen Unſinn und Aberglauben losſagen, ſonſt bleibt ins Teufelsnamen lieber römiſch-katholiſch! —

— Nein, wir wollen keinen Papſt mehr anerkennen, das iſt die Hauptſache, alles Andere gehört nicht hieher, oder iſt Nebenſache! rief ein Altkluger.

— Alles, was die katholiſche Religion berührt, gehört allerdings hieher! erwiederte ein Anderer, dem viele Anweſende beiſtimmten. —

Es war nun des Hin- und Herſchreiens kein Ende, dabei leerte man Schoppen auf Schoppen; Mehrere verlangten, man ſolle Ronge herbeiſchaffen, der möge entſcheiden; Andere erklärten dieß für unthunlich, da er eben bei einem ihm zu Ehren gegebenen feſtlichen Gaſtmahl ſey. Der Tumult, das Lärmen, das Streiten wurde immer ärger, und es war nahe daran, daß man ſich wegen der heiligen Dreieinigkeit, der heiligen Jungfrau, allen und einzelnen Heiligen u. ſ. w. an den Köpfen gekriegt hätte, als ſich endlich eine herculiſche Baßſtimme, nachdem deren Inhaber mehrmals mit ſeiner Schoppenflaſche gewaltig auf den Tiſch geklopft hatte, um einen Augenblick Ruhe und Stille bittend, brüllend ver-

nehmen ließ. — Als die erbetene Stille eingetreten war, ſagte der Stentor laut und vernehmbar:

Mein Herren, auf dieſe Art werden wir uns nimmermehr verſtehen; um die gewünſchte Einigkeit zu erlangen, ſchlage ich der ehrbaren Verſammlung vor, über alle ſtrittige Punkte abzuſtimmen, wo dann, wie in unſerm geſetzgebenden Körper oder in den Kammern der konſtitutionellen Staaten, die Majorität entſcheiden wird. —

— Bravo, bravo! erſchallte es von vielen Seiten; das war ein guter Gedanke! —

Doch ſchien der gute Gedanke nicht Allen einzuleuchten, wie hie und da ein abermaliges Kopfſchütteln zu beweiſen ſchien.

— Herr Wirth, rief der Stentor, ſchaffen Sie doch ſchnell ſchwarze und weiße Kugeln herbei, damit wir ballottiren können!

— Ich habe noch die vom Colleg her; ſind Ihnen dieſe recht, ſo . . . .

— Nur her damit!

— Sonſt könnten wir auch Kurz oder Lang ziehen, das wäre eben ſo gut, meinte einer der Gäſte.

— Warum nicht gar! fiel ihm ein Andrer ein; nein, laſſen wir es bei dem Ballottiren! und Alle ſtimmten ihm nochmals bei.

Die Kugeln wurden nun herbeigebracht, und auf den Vorſchlag des erſten Redners ballottirte man, zuerſt über die Anerkennung der heiligen Dreieinigkeit; dieſe wurde mit großer Majorität anerkannt.

Hierauf ſtimmte man über die Jungfrauſchaft Marias; dieſe fiel mit einer bedeutenden Majorität durch.

Nun kam die Reihe an die Heiligen. Da ſich aber die meiſten Anweſenden heftig gegen eine Generalabſtimmung über dieſelben erklärten, ſo mußte man ſich bequemen, wenigſtens über jeden Hauptheiligen beſonders abzuſtimmen, und das Reſultat war, daß der heilige Joſeph, der heilige Petrus, der heilige Paulus, der heilige Johannes, der heilige Andreas, der heilige Stephan, nebſt der heiligen Magdalena, der heiligen Catharina, der heiligen Genofeva, der heiligen Agnes und der heiligen Cäcilia beibehalten, alle übrigen aber ohne Gnade mit mehr oder weniger Majorität in Plenum abgeſetzt und aus dem Paradies der Heiligen hinausballottirt wurden, wobei es jedoch manche ſaure Geſichter gab.

Als dieſe Ballottage, die ein paar gute Stunden währte, endlich beendigt war, ließ ſich eine ſchon etwas heiſere Stimme mit den Worten vernehmen:

Aber Eines, meine Herren, haben wir noch vergeſſen: wie ſieht es denn mit dem Fegfeuer, der Hölle und dem Teufel aus?

Auch dieſe müſſen abgeſchafft werden! ſchrieen mehrere Stimmen. —

Asmodi ſpitzte jetzt gewaltig die Ohren, und Michel ſah ihn lachend von der Seite an.

— So ganz den Glauben an dieſe abzuſchaffen, rathe ich doch nicht, ſagte eine etwas ſchüchterne Stimme; denn vor was ſollen ſich dann die Böſen noch fürchten? —

— Das iſt wahr! ſagten Mehrere. —

— Ach, vor der Hölle fürchtet ſich jetzt doch kein Teufel mehr! meinte ein Anderer; wenn die irdiſchen Strafen und Geſetze, ſo ſchlecht ſie auch ſeyn mögen, nicht wären, ich wollte ſehen, wie es auf Erden zuginge, darum **pereat** Fegfeuer und Hölle. —

— Sammt allen Teufeln! fiel ein Anderer ein;

„Allen Sündern ſoll vergeben
Und die Hölle nicht mehr ſeyn!“

— Oho, da habe ich auch ein Wort mitzuſprechen! murmelte Asmodi. —

Da indeſſen Viele nicht der Meinung waren, daß die Hölle nicht mehr ſeyn ſolle, ſo ergriff man, um auch über dieſe Angelegenheit zu entſcheiden, das Auskunftsmittel der Kugelung, und brachte zuerſt das Fegfeuer zum Abſtimmen.

— Dawider habe ich nichts, ſie mögen damit machen, was ſie wollen, aber an der Hölle ſollen ſie mir nicht rütteln, oder ich will ſie Mores lehren, das Volk kugelte mich am Ende ſelbſt noch um meine Exiſtenz, aber Geduld! — Michel lachte, und das Fegfeuer fiel mit geringer Majorität durch.

Jetzt ging es an die Hölle.

Als zu dieſer Ballottage die Kugeln ausgetheilt waren, wurden ſie auf einmal in den Händen derer, die ſie hielten, glühend, und ſie verbrannten die Finger ſo gewaltig, daß Alle zumal einen Schrei des Entſetzens hören und die feurigen Kugeln fallen ließen, die, als ſie den Boden berührten, gleich Bomben zerplatzten und einen ſo gewaltigen Pech- und Schwefeldampf verbreiteten, daß

die Gefahr des Erſtickens groß war, und mehrere der Anweſenden, die ihre Beſinnung noch nicht ganz verloren hatten, Fenſter und Thüre aufriſſen und über Hals und Kopf zur letztern hinaus- und die Treppen hinabſtürzten, um ins Freie zu kommen und friſche Luft zu ſchöpfen, ſelbſt die ſchon bezahlten und noch nicht getrunkenen Schoppen im Stich laſſend. Dem letzten Nachzügler wiſchte der erboste Hinkende noch einige Hiebe mit ſeiner Krücke aus, indem er ſagte: Ich will euch lernen, eure verruchten Hände ſogar an die Hölle legen zu wollen.

Der Spuck machte in der guten Stadt Frankfurt nicht wenig Lärmen, und man ſchrieb den Teufelsſtreich allgemein einem erzrömiſchen Katholiken oder gar einem Jeſuiten zu; der die Polizei präſidirende Senator, ein gewiſſer Leonhard Reuß, behauptete aber mit giftiger Miene, das letztere ſey unmöglich, denn er habe noch keinem Jeſuiten eine Aufenthaltskarte ertheilt.

Michel begab ſich in den weißen Schwan und Asmodi in die durch ihn glücklicherweiſe noch gerettete Hölle zur Ruhe.

Als beide den andern Morgen die Treppe von Michels Gaſthof herabſtiegen, hörten ſie einen heftigen Wortwechſel in dem Weinſaal deſſelben, ſie traten ein und vernahmen wie ein Mann in den mittlern Jahren mit zornentbranntem Geſicht ausrief:

— Nein, das iſt nicht erlaubt, ihr ſchimpft und ſcheltet über die Hazardſpiele in Homburg und Wiesbaden, nennt ſie Raubhöhlen, verbietet euern Söhnen und euern Commis, bei Strafe augenblicklichen Fortjagens, dieſelben zu beſuchen, und eure Lotterie iſt ein noch zehnmal ärgeres Hazardſpiel; die Homburger und Wiesbadner bezahlen doch wenigſtens noch, wenn man gewinnt, aber bei euch wird man um den Einſatz und um den Gewinnſt zumal geprellt.

— Mein Herr, Sie ſchütten das Kind mit dem Bad aus, erwiederte ein ſchon ältlicher Mann kaltblütig, was kann Frankfurt und ſeine Regierung dafür, wenn unter den Lotteriecollekteurs Spitzbuben ſind?

— Sie muß ſie hängen laſſen, hängen, eiferte der Zornige, die ganze Bande, ſie iſt ſammt und ſonders keinen Schuß Pulver werth, wie eure ganze Lotterie, die ihr ſchon längſt hättet eingehen laſſen ſollen, ſie taugt nichts; umſonſt iſt das Spielen in derſelben nicht in faſt allen monarchiſchen Staaten des deutſchen Bundes ſo ſtreng verpönt!

— Aber, mein Herr, was bringt Sie denn ſo gewaltig auf? fragte jetzt der hinzutretende Michel.

— Wie mögen Sie noch ſo fragen. Da läßt ſich mein Sohn von einem Schuft von Collekteur ſo ein Frankfurter Loos aufhängen, bezahlt es mit neunzig Gulden, die Nummer gewinnt das große Loos und mein Sohn erhält nichts, gar nichts, und verliert noch ſeinen Einſatz.

— Aber wie iſt das möglich?

— Der Kerl hat ein und dieſelbe Nummer fünfzig=, hundert=, Gott weiß wie vielmal verkauft, ſagte der Zornige.

— Wie kann das ſeyn?

— Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Sache erkläre, fiel nun der ältliche Mann ein: die emſigen Collekteurs, unter denen auch mancher rechtliche Mann, ſchicken ſogenannte Probelooſe in alle Welt hinaus, von denen Viele die nämliche Nummer haben, und wer ſie nicht kennt, für ächte hält, indem ſie ſogar mit Stempel, Unterſchriften ꝛc. verſehen ſind; die Leute, die mit dieſem Umſtand nicht bekannt ſind und ſpielen wollen, ſenden den Betrag des Looſes ein, wofür ſie dann von rechtlichen Collekteurs ein ächtes Loos erhalten; viele dieſer Herren laſſen es jedoch darauf ankommen; fällt die vielfach verſandte Nummer durch, ſo ſtecken ſie das erhaltene Geld in die Taſche, kommt ſie mit einem kleinen Gewinnſt heraus, ſo zahlen ſie denſelben aus, was ſie um ſo leichter können, als ſie zehnmal mehr durch die mit Nieten herausgekommenen Looſe gewinnen; fällt aber freilich ein bedeutender Gewinn oder gar das große Loos auf ſo eine vielfach verkaufte Nummer, wie es dießmal der Fall iſt, ſo daß die auszuzahlende Summe Hunderttauſende oder gar Millionen beträgt, ſo können natürlich die Herren nicht bezahlen, und es gibt dann einen gewaltigen Skandal.

— Und ſo etwas duldet man? Das iſt ja ſchändlich, ſagte Michel.

— Nicht allein das, ſagte der Beſitzer eines ſolchen falſchen Looſes, ſondern ſo ein verdammter Rechtsverdreher hat mir ſogar noch mit Arreſt gedroht, wenn ich mich zu mauſig mache, weil ich ein Fremder und kein hieſiger Bürger ſey. Und nun ſehen Sie, urtheilen Sie, hier iſt das von mir erkaufte Loos, hier ein ächtes, erkennen Sie einen Unterſchied, ſind ſich die Stempel nicht ganz gleich?

— Vollkommen.

— Es iſt nicht zu leugnen, daß ſich beſonders dieſer Lotterie-collekteur einer ſehr ſtrafbaren Täuſchung ſchuldig gemacht hat, aber er wurde auch dafür beſtraft.

— Das nennen Sie Strafe? Der Kerl erhielt ein paar Wochen bürgerliches Gefängniß, während welchem er jeden Abend Orgien gab und ſich in Rheinwein und Champagner betrank, und als die kurze Zeit um war, ſich in ſeiner Equipage brüſtend, durch die Straßen fuhr; der Buchdrucker aber, der, um die Täuſchung vollkommen zu machen, den Stempel nachdruckte, wurde um einige lumpige Gulden geſtraft. Und das nennen Sie Juſtiz? In England würde der Kerl gehängt und in Frankreich an den Pranger geſtellt und auf Lebenszeit auf die Galeeren geſchmiedet worden ſeyn. — Aber hier machen ſie es noch ärger wie ehemals die Nürnberger, die keinen Dieb hingen, bevor ſie ihn hatten, denn hier hängen ſie ihn nicht, und wenn ſie ihn auch mit Händen greifen können.

— Aber die Lotterie iſt doch von der Stadt garantirt, man müßte Ihnen den Gewinn auszahlen, meinte Michel.

— Mit nichten, verſetzte der ältliche Mann, die Stadt ſteht nicht für falſche Looſe, denn etwas anders ſind die ſogenannten Promeſſen oder Muſterlooſe nicht, es iſt ein ſchlecht verkappter Betrug.

— Und ſomit wäre alſo die Sache ſo gut wie abgemacht und ſämmtliche Loosbeſitzer geprellt.

— Erlauben Sie, ſagte der ältliche Mann, dem Lotteriecollekteur iſt der fernere Debit von Frankfurter Lotterielooſen unterſagt....

— Lariſari, fiel der Betrogene ein, er verkauft ſie vor wie nach, nur unter einem andern Namen. Und dann hat man mir noch ein paar Hiſtörchen erzählt, welche dergleichen Herren verübt haben, die auch den ausgefeimteſten Pariſer und Londoner Gaunern noch Ehre machen würden.

— Laſſen Sie doch hören, ſagte Michel.

— Vor nicht gar langer Zeit, fuhr der Geprellte fort, verkaufte ein anderer Collekteur ein Viertelloos (denn damit auch den ärmſten Teufeln die Möglichkeit gegeben iſt, in der Frankfurter Lotterie ihr Glück zu machen, verkauft man ſogar auch Achtel) an einen Bürger der benachbarten bairiſchen Stadt Aſchaffenburg, das er ihm jedoch, wie das meiſtens der Fall iſt, zuſchickte, ohne ihn

perſönlich zu kennen, da ihm der Mann als ſolvabel empfohlen war. Die Zahlung dafür hatte er empfangen. Auch dieſes Loos kam mit einem bedeutenden Gewinn heraus, der für das Viertel 25,000 Gulden betrug. Da nun in Baiern ebenfalls den Bürgern ſtreng unterſagt iſt, Frankfurter Looſe zu kaufen, ſo ließ ſich der Collekteur ſchnell eine baieriſche Gensdarmerie-Uniform machen und hatte die Frechheit, ſogar noch einen Frankfurter Polizeibeamten, den er beſtochen, mitzunehmen. Die beiden Herren fuhren mit Extrapoſt nach Aſchaffenburg, wo ſie in der Dämmerung ankamen und ſich ſodann der Collekteur als Gensdarme verkleidete. Beide begaben ſich mit eingebrochener Nacht in die Wohnung des Inhabers des Looſes, traten keck in deſſen Wohnzimmer und ſagten ihm, daß die Polizei die Beweiſe in Händen habe, daß er im Beſitz eines Frankfurter Lotterielooſes ſey, worauf, wie ihm wohlbekannt, eine ſcharfe Strafe ſtehe; da er indeſſen den Behörden als ein ſonſt achtbarer, ehrenwerther und ruhiger Bürger bekannt ſey, ſo nähmen ſie Rückſichten auf ihn und wollten ihn nicht unglücklich machen, forderten ihn jedoch auf, das Loos, deſſen Nummer ihm genannt wurde, ohne alle Weigerung herauszugeben, widrigenfalls er unausbleiblich der ganzen Strenge der Geſetze anheimfallen würde. Der gute Mann, ſo überraſcht als erſchrocken, lieferte der vermeintlichen baieriſchen Polizei ohne weiteres das Loos aus und dankte noch auf das innigſte und unterthänigſte für die ihm bewieſene Nachſicht der hohen Polizei. — Man kann ſich denken, mit welcher Haſt ſich die beiden Gauner mit ihrem Raub in der Taſche davon machten. Sie kaſſirten den auf das Loos gefallenen Gewinn baldigſt ein, und leerten lachend eine Flaſche Hochheimer auf die Geſundheit des ehrlichen Mannes, der ihnen das Loos ſo gutwillig eingehändigt hatte.

Später erfuhr derſelbe zwar den ihm geſpielten Streich, aber wo ſollte er klagen? — Die Sache wurde auch ruchbar genug, dennoch blieb der Polizeibeamte in ſeinem Amt....

Ein anderer dieſer ſauberen Herren wußte ſich auf ähnliche, aber weniger waghalſige Weiſe den auf ein von ihm an einen Schweizer, in der Nähe von Bern, verkauftes Loos gefallenen Gewinn zuzueignen. Die Summe betrug etwa 30,000 Gulden. Er ließ nun im Geheimen eine Lotterieliſte drucken, wie deren nach jeder Ziehung von der Direktion ausgegeben werden und in welcher das verkaufte Loos, jedoch nur mit einem Gewinn von

300 Gulden angegeben war. Mit derſelben verſehen, reiste er nach der Schweiz zu ſeinem Kunden und trat mit den Worten: freundlichſten guten Tag, mein Herr, ich bringe Ihnen eine frohe Nachricht, in deſſen Zimmer, und ſetzte hinzu: Sie haben einen ſchönen Gewinn gemacht, ich ſagte es Ihnen gleich, daß Sie in meiner Collekte glücklich ſeyn würden, Sie haben 300 Gulden gewonnen, und da ich in Bern ohnehin ein Geſchäft abzumachen hatte, ſo bringe ich Ihnen das Geld gleich mit. Sehen Sie hier gefälligſt die Ziehungsliſte. — Der Mann und deſſen Frau, die gerade nicht ſehr wohlhabend waren, freuten ſich kindiſch über den Gewinn, holten auf Verlangen des Collekteurs das Loos herbei, welches ſie ihm gegen die Zahlung der 300 Gulden einhändigten und ſich höflichſt bedankten. Sich hierauf entfernend, bat der Collekteur um ferneres Zutrauen, das ihm auch freundlichſt zugeſichert wurde.

Auch dieſer Betrogene erfuhr bald darauf den Gaunerſtreich, den man ihm geſpielt hatte, und reiste auf den Rath einiger guten Freunde perſönlich nach Frankfurt, um dort ſein Recht geltend zu machen; er vermochte aber nichts durchzuſetzen, da er keine Beweiſe hatte; die falſche Liſte hatte der Betrüger wohlweislich, unter dem Vorwand, daß er ihrer in Bern bedürfe, wieder mitgenommen; ja es wäre ihm beinahe noch ſchlimm ergangen, indem der Schurke nicht nur den Betrug leugnete, ſondern ſogar behauptete, der Kläger ſey ſein Schuldner, indem er ihm das letzte an ihn abgeſandte Loos noch nicht bezahlt habe und zu bezahlen ſich weigere. Dieß hatte ſeine Richtigkeit, denn der Collekteur hatte ihm ſogleich ein Loos zur nächſten Lotterie zugeſchickt, und der Empfänger war eben im Begriff, ihm den Betrag deſſelben zu übermachen, als er durch eine ächte Ziehungsliſte, die einer ſeiner Bekannten hatte, hinter den ihm geſpielten Betrug kam. Der Collekteur drohte nun, daß, wenn er ihm nicht zahle, er ihn, vermöge des Rechts, das jeder Frankfurter Bürger beſitze, einen Fremden, der ihm ſchulde, ohne weiteres verhaften und einſtecken laſſen zu können, in die Mehlwage, das Frankfurter Schuldengefängniß, ſetzen laſſen würde, und der arme Schweizer mußte Gott danken, als er wieder mit heiler Haut aus der Stadt war.

— Ich muß geſtehen, man ſollte glauben, die Herren hätten ihre Studien auf der Hochſchule zu Toulon oder Breſt gemacht. Das iſt mir eine ſaubere Lotterie, ſagte Michel.

— O mein Herr, bei der Lotterie ſelbſt geht alles auf das honnetſte und ehrlichſte zu, die Gewinnſte werden nach dem ſtatutenmäßigen Abzug ohne die mindeſte Einrede an die Inhaber der Looſe ausgezahlt. — Es ſind nur einige Collekteurs und Untercollekteurs, welche ſich ſolche Spitzbübereien zu Schulden kommen laſſen und dadurch das ganze Inſtitut in üblen Ruf und Mißkredit bringen, erwiederte der ältliche Mann.

— Den es wohl verdient, meinte Michel, da man die Halunken nicht hängt, ſondern ſie zum Skandal der Welt hier unter den ehrlichen Leuten herumgehen und ſogar fahren läßt. Und dann das tolle Recht der Bürger, jeden Fremden, der ihm angeblich ſchuldet, ohne weiteres einſperren laſſen zu können.

— Auch damit iſt ſchon mancher himmelſchreiende Mißbrauch geſchehen, ſagte ein junger Mann aus Hanau, und ich könnte gar manches Hiſtörchen in dieſer Hinſicht erzählen.

— Ich begreife nicht, wie die umliegenden Staaten, die doch wenigſtens eine eben ſo gute, wo nicht zehnmal beſſere Juſtiz als die freie Stadt Frankfurt haben, einen ſolchen Unfug dulden mögen; es könnte ja den Frankfurter Geſetzgebern eben ſo gut einfallen, ein Geſetz zu erlaſſen, daß jeder Fremde, der in ihrer Stadt ausſpie, geköpft werden ſollte.

— Auch haben wir Darmſtädter es den Herren ſchon gelegt, ſie werden es ſich ſobald nicht mehr einfallen laſſen, einen der Unſrigen zu verhaften, ſagte ein anweſender Offenbacher.

— Ein andersmal mehr davon, meinte Michel, und Asmodi bei Seite nehmend, ſagte er zu dieſem: die betrügeriſchen Lotteriecollekteurs dürfen nicht leer ausgehen, ſorge dafür, daß ſie gehörig beſtraft werden.

Noch denſelben Tag erhielten alle, die ſich betrügeriſcher und unredlicher Handlungen in ihrer Collekte hatten zu Schulden kommen laſſen, eine Einladung, ſich den nächſten Tag, jedoch in eigener Perſon, und jeder zu einer genau beſtimmten Stunde, mit Lotterieelooſen verſehen im Gaſthof zum Schwan bei dem in Nummer 5 und 6 wohnenden Fremden einzufinden, da derſelbe eine Parthie Looſe zu kaufen beabſichtige.

Man kann ſich denken, daß die Herren nicht ermangelten, ſich zur beſtimmten Zeit einzufinden. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde kam einer derſelben mit ſeiner Waare im Portefeuille angerannt, und einem jeden derſelben nahm Michel für eine bedeutende

Summe Looſe ab, nachdem er ſich hinlänglich überzeugt hatte, daß dieſelben ächt ſeyen. Er bezahlte ſie baar mit preußiſchen Treſorſcheinen zu fünf und zu fünfzig Thalern, und mit franzöſiſchen Bankbillets à 1000 Franken; zu gleicher Zeit lud er die Herren zu einem kleinen Gabelfrühſtück ein, und ſo oft ein neuer anklopfte, wurde der andere einſtweilen in ein Seitenzimmer ſpedirt. Mit dem dreizehnten war die ſaubere Geſellſchaft bei einander und konnte ſich nicht genug verwundern, ſich hier ſo verſammelt zu ſehen; doch waren alle fröhlich und guter Dinge, denn ſie hatten ja herrliche Geſchäfte gemacht und Betrag und Gewinn in der Taſche. Indeſſen ließ das Frühſtück ziemlich lange auf ſich warten, und da es ſchon längſt Mittag vorüber war, ſo mahnten die leeren Mägen gewaltig. Man zerbrach ſich den Kopf darüber, wer der vornehme Herr ſeyn müſſe, der ſo generös kaufe, bezahle und hoffentlich auch traktire. Endlich trat Michel ein und bat die feine Geſellſchaft vorlieb zu nehmen, indem er auf die im erſten Zimmer herrlich ſervirte Tafel zeigte, aus deren Schüſſeln die Gerüche köſtlicher Speiſen dampften.

Man hatte ſich eben zu Tiſche geſetzt und ſchickte ſich an, die bereits ſervirte treffliche indianiſche Vogelsneſterſuppe zu genießen, als Michel mit den Worten: noch einen Augenblick, meine Herren, die von Gelüſten leuchtenden Geſichter unterbrach; es iſt meine Gewohnheit, jedes Vergnügen mit einem guten Werk zu beginnen. Es ſind da mehrere ohne ihr Verſchulden ins Unglück gekommene arme Familien, und da, wie ich verſichert bin, Sie ſich ſämmtlich in guten Umſtänden befinden, ich auch an Ihren guten Herzen nicht zweifle, ſo wage ich die Bitte an Sie, um eine kleine Beiſteuer für dieſe Unglücklichen; ich für meinen Theil gehe Ihnen mit einem guten Beiſpiel voran, und beſtimme fünfhundert Gulden zu dieſem Zweck. Hier ſind ſie.

Mit jedem dieſer aus Michels Mund kommenden Worte verlängerten ſich die Geſichter der Herren Collekteurs, bis ſie faſt die Länge einer halben Elle hatten, auch ſchien auf einmal ihre große Eßbegierde verſchwunden zu ſeyn; dieſe unerwartete Anrede hatte ihnen allen Appetit benommen.

— Gerne, ſehr gerne würde ich den Wunſch des Herrn .... ſtotterte endlich einer der Gäſte, aber ich habe ſelbſt eine große Familie zu ernähren, arme Verwandte....

— Und ich habe in der letzten Collekte ſcheußliches Malheur

gehabt, von dem ich mich in zehn Jahren noch nicht erholen..... ſtammelte ein Zweiter, ohne was ich....

— Meine Kunden zahlen nicht, meine Ausſtände ſind enorm und meine Kaſſe leer, lispelte ein Dritter, ſonſt mit Vergnügen.

Und ſo wußten alle dreizehn der Reihe nach die plauſibelſten Ausflüchte hervorzubringen, keiner aber bot einen Pfennig zur Unterſtützung der Armen an, und alle bedauerten, ihrem Herzensdrang nicht folgen zu können.

— Wohlan, ſprach nun Michel, ſeine Stimme erhebend, da Sie alle außer Stand ſind, etwas anderes als Ihren guten Willen dem Elend anzubieten, ſo beſtimme ich ſämmtliche von Ihnen gekaufte Looſe den armen Teufeln, die ſchon von Ihnen betrogen und hintergangen wurden. — Ich kenne Euch durch und durch, Ihr Schurken, ſetzte er jetzt donnernd hinzu, und würde Euch auf der Stelle alle hängen laſſen, ich mag aber der Hölle ihren ſicheren Raub nicht zu frühe in den Rachen werfen, indeſſen ſollt Ihr doch einen kleinen Vorgeſchmack von ihr haben. Bei dieſen Worten warf er dem Asmodi einen Blick zu, und in demſelben Augenblick fingen ſämmtliche Collekteurs ein Mordjozetergeſchrei und Schmerzensgeheul an, indem ſie von ihren Sitzen auf- und wie Beſeſſene herumſprangen. — Sie griffen zugleich in ihre Taſchen, in welche ſie das von Michel für die Looſe empfangene Geld geſteckt hatten, das gleich feurigen Kohlen brannte und ſich in glühendes Metall verwandelte, und ihnen die ſchmerzlichen Brandwunden verurſacht hatte, die ſie ſo ſchreien machten. — Daſſelbe ergreifend, um es von ſich zu werfen, zündeten ſie ſich nun auch die Finger an, die lichterloh zu brennen anfingen, ihren St. Veitstanz fortſetzend, bis endlich Michel die Zimmerthüre öffnete und ihnen befahl, ſich davon zu machen. Dieß ließen ſich die Herren nicht zweimal ſagen, und ſtürzten über Hals und Kopf zur Thüre hinaus und, einer über den andern purzelnd, die Treppe hinab. — Ein hölliſches Gelächter ſchallte ihnen nach.

Dieſe Begebenheit, ſowie jene im Wirthshaus in der Saalgaſſe, gaben den guten Frankfurtern für längere Zeit Stoff zur Unterhaltung. Man hielt ſie für vervollkommnete Taſchenſpielerkünſte eines neuen Philadelphia; hielt auch manches für übertrieben und ausgeſchmückt, und die erzählenden Collekteurs für närriſch. In der That gaben ſeitdem mehrere von ihnen unverkennbare Zeichen des Tiefſinnes und einer ſchwarzen Melancholie von ſich.

Eine andere Begebenheit brachte jedoch auch dieſe wieder in ſchnelle Vergeſſenheit, und dieß war — wer ſollte es glauben — ein Artikel der Aſchaffenburger Zeitung, durch welchen man in Beziehung auf den triumphartigen Empfang Ronges und der ihm zu Ehren veranſtalteten Feſte auf nichts weniger antrug, als den Frankfurter Magiſtrat unter Vormundſchaft zu ſtellen. Es hieß unter andern in demſelben:

„Daß der Frankfurter Magiſtrat die Regierungskunſt nicht gründlich verſteht, iſt demſelben nicht ſo hoch anzurechnen, da die Wahlart wie die Zuſammenſetzung von nicht wiſſenſchaftlich gebildeten, ja zum Theil des Schreibens kaum kundigen Männern dieß nicht anders erwarten läßt. Um ſo mehr ſollte daher derſelbe dem Beiſpiel anderer Staaten folgen, wie z. B. Kurheſſen, Baden, Hannover, Sachſen ꝛc. Wie gar oft der Frankfurter Magiſtrat auch in früheren Zeiten auf Irrwege gerathen iſt, beweiſen die vielen kaiſerlichen Reſolutionen, wodurch dieſe Behörde vielfältig ins richtige Gleis gebracht werden mußte. Da jetzt eine Behörde wie der ehemalige kaiſerliche Reichshofrath mangelt, würde es um ſo mehr die Klugheit anempfehlen, mit den Verfügungen anderer Bundesſtaaten gleichen Schritt zu halten, damit nicht gar dieſelben Maßregeln gegen Frankfurt nöthig werden, welche vor einigen Jahren gegen die Republik Krakau angewendet werden mußten, als die Schutzwächter einſahen, daß die ſchwache republikaniſche Regierung es nicht verſtehe, ſich über die Parteien zu ſtellen.“

Man kann ſich nicht vorſtellen, welchen Spektakel dieſer Artikel, der noch gar manche andere bittere Pille zu ſchlucken gab, hervorbrachte. Hundertmal mehr, als alle Spuckereien Michels. (Wer weiß, am Ende rührte er gar von dieſem her?)

Man ſteckte die Köpfe zuſammen, berieth ſich hin und her, was wohl bei der Sache zu thun ſey; die geſetzgebenden Herren konnten ſich deßhalb nicht vereinigen, Magiſtratus blieb auch im Zweifel über die zu ergreifenden Maßregeln. Da fiel es plötzlich einem klugen Kopf, der ſich zu der Parthei der Deutſch-Katholiken neigte, ein, daß die Feier des 18ten Octobers herannahe, und man dem ſchwer beleidigten Magiſtrat bei dieſer Gelegenheit eine glänzende, hellleuchtende Genugthuung geben müſſe.

Als Michel dieß vernahm, beſchloß auch er, dieſer Feier beizuwohnen, von der er ſich viel Vergnügen verſprach, und trieb ſich

einſtweilen in Frankfurt und der Umgegend herum, allerlei kleine Teufeleien und Bosheiten ausübend, Wucherer neckend und prellend, manchem armen Teufel zu ſeinem Recht, oder wenigſtens ſeinem Gut wiederhelfend, um das ihn eine ſchändliche und feile Juſtiz gebracht hatte, u. ſ. w.

Endlich war der hehre Tag erſchienen, in welchem ſich Frankfurt alljährlich im höchſten Licht ſeines Glanzes zu zeigen pflegt, um ſein Verfaſſungsfeſt und mit ihm zugleich das Feſt der Leipziger Schlacht, an der es zwar keinen Antheil genommen, der es jedoch ſeine republikaniſche Wiederbegründung verdankt, zu feiern. Schon am frühen Morgen wirbelten die ſtattlich herausgeputzten Trommelſchläger der Stadtwehr, die Bürger ermahnend, ſich bei Zeiten in das Geſchirr zu werfen.

Nachdem ſämmtliche Bataillone auf dem Roßmarkt zuſammengekommen waren, und die Weiber, Mütter und Schweſtern ihre Männer, Söhne und Brüder in der ſtattlichen Uniform gehörig bewundert hatten, ſchickte man ſich zum Abmarſch an, um auf dem Römerberg vor dem hohen Senat zu defiliren.

Michel, der die Stadtwehr ebenfalls an ſich vorüberdefiliren ließ, ſagte zu ſeinem Gefährten: Sieh, wer iſt denn der Graukopf dort mit den kleinen Schweinsaugen, der an der Spitze eines Bataillons reitet und mit der Haltung eines Rochus Pumpernickel zu Roß ſitzt?

— O, der gehört ſchon mit Haut und Haar der Hölle an, das iſt ein Bankier en detail und Wucherer en gros, der nebenher auch mit Spezereien und ſonſt noch allerlei handelt; er beſitzt mehr ungerechtes Gut, als Haare auf dem Kopf, und hat manche ſchwere Thräne derer, die er betrogen, auf ſeinem Gewiſſen; aber jetzt bringt er dieſes noch durch den Klang der harten Taler, die er theils zuſammengewuchert, oder als Hauptkontrebandier zur Zeit, da Frankfurt noch nicht dem Zollverein angehörte, zuſammengeſcharrt hat, zum Schweigen, aber bald wird ſein Stündchen ſchlagen, und er dann unfehlbar in unſere Klauen fallen.

— Wie nennt ſich denn der ſaubere Patron?

— Das Volk nennt ihn nur den Dietrich Harpax.

— Der Kerl hat für mich eine fatale Phyſiognomie, ich möchte ihm wohl einen Streich ſpielen, meinte Michel.

— Laß ihn laufen, verſetzte Asmodi, ich ſage Dir, er entgeht ſeinem Galgen, das heißt der Hölle nicht. Er iſt dabei ein gro-

ſer Heuchler, und weiß durch eine affektirte Gutmüthigkeit und eine etwas plumpe Sprache die Leute treuherzig zu machen, und ſich für alle ſeine Unthaten durch gewiſſe Protektionen und ſeine gewiſſe Aemter bekleidenden Verwandten Strafloſigkeit zu ſichern. Doch laß uns auf den Römerberg eilen, die Truppen defiliren zu ſehen.

Der hohe Senat ſtand ſchon in Gallakleidung, den Degen an der Seite, die beiden wohlregierenden Bürgermeiſter an der Spitze, auf den Stufen des Römers, und Kavallerie, Artillerie, Scharfſchützen, Jäger, Löſchanſtalt und Infanterie defilirten in gehöriger Ordnung, die Offiziere ehrerbietig ſalutirend, welche Salutationen jedesmal vom Senat durch einen Bückling **in corpore** erwiedert wurden, vorüber. Dießmal aber wurde demſelben noch ein extra Lebehoch und Vivat auf Veranlaſſung der Rongiſten, wegen dem abſcheulichen Artikel in der Aſchaffenburger Zeitung gebracht. — Um ihn noch mehr wegen dieſer Unbill zu tröſten, hatten die Anhänger der neuen Sekte beſchloſſen, an dieſem Abend dem Senat auch eine Serenade und einen Fackelzug zu bringen, wobei ein Rongiſt eine Rede hielt, in welcher er unter anderm ſagte:

„Und ſo wie das Licht dieſer Fackel leuchtet, wird ungeachtet der Bemühungen aller Römlinge, die hohe Weisheit unſers verehrten Senats und ſeiner Polizei leuchten, und ...

Aber kaum war das Wort leuchten aus ſeinem Mund, als auch hier ein boshafter Windſtoß plötzlich ſämmtliche Fackeln löſchte, und hoher Senat, löbliche Polizei und ſämmtliche Rongiſten ꝛc. ſich in der dickſten Finſterniß befanden, denn man hatte auch die Stadt nicht erleuchtet, weil der Kalender Mondſchein angezeigt hatte, wie das in Frankfurt ſo gebräuchlich iſt, obgleich ſchwere ſchwarze Wolken dieſes Scheinen unmöglich machten.

Man tröſtete ſich bei den Schoppen in verſchiedenen Gaſthäuſern über den kleinen Unfall, und Michel und ſein Gefährte hatten beſchloſſen, für heute im ruſſiſchen Hof ihr Abendmahl einzunehmen, wohin ſich die meiſten Notabeln der uniformirten Bürger begeben hatten, und hier über die Vorfälle und wichtigen Staatsangelegenheiten disputirten.

Als viele der Gäſte dem heutigen Tag zu Ehren ſchon den dritten Schoppen hatten durch die Gurgel wandern laſſen, da wurde die Unterhaltung lebhafter und artete hie und da bald in

heftigen Wortwechſel, Geſchrei und wohl auch in förmliche Zänkereien aus. Beſonders war es ein Streit über die Frankfurter Verfaſſung, der endlich alle Anweſenden mehr oder minder beſchäftigte.

— Nein, und ich bleibe dabei, was Sie auch ſagen mögen, Herr Major, unſere Verfaſſung taugt nichts und bedarf einer radikalen Reform, ſagte ein ſtattlicher Infanterie-Hauptmann und Auditeur der Stadtwehr. Sie gewährt in vielen Fällen dem Bürger weder Schutz noch Recht gegen Willkür, und die Unterthanen in allen monarchiſchen deutſchen Bundesſtaaten ſind zehnmal beſſer daran, denn ſie haben, wenn ihnen offenbares Unrecht geſchieht, noch immer die Miniſterien und endlich den Thron ſelbſt als letzten Rekurs; aber bei uns verübt die Juſtiz nicht ſelten himmelſchreiendes Unrecht, und der ſchwer Beſchädigte hat das Nachſehen. Denken Sie nur an die Geſchichte mit dem Herrn von Fabeck, und ſo könnte ich Ihnen ähnliche Fälle zu Dutzenden aufzählen.

— Das Unglück iſt, daß unſere Verwaltung und Juſtiz nicht getrennt ſind, fiel ein anderer uniformirter Bürger ein, was in einem ſo kleinen Staat, der nur aus einer mittelmäßigen Stadt und ſieben Dörfern und einem halben beſteht, und wo alles verſchwägert und vervettert iſt, nothwendigerweiſe die ſeltſamſten Colluſionen herbeiführen muß. Oft kömmt man in den Fall, den Peter bei dem Peter und den Paul bei dem Paul verklagen zu müſſen.

— Aber unſere Verfaſſung wurde doch von ſuperklugen Leuten fabricirt, meinte der Major.

— Seyn Sie mir ſtill davon, fiel ihm der Hauptmann-Auditeur ins Wort; einer ihrer Abfaſſer äußerte ſich ſelbſt: es iſt ein Haufen Unrath, je mehr man daran rührt, deſto übler riecht er *).

— Das wird auch der Grund ſeyn, warum man nicht gerne daran rühren mag, ſagte ein Jägersmann.

— Es iſt ein jämmerliches Machwerk, fuhr der Hauptmann-Auditeur fort, das, obgleich nach Jahre langen Debatten, Streitereien und Zänkereien, dennoch über Bauſch und Bogen zuſammengeflickt wurde, nur um endlich fertig damit zu werden, und dem

*) Dr. Jaſſoys eigne Worte, nur daß er ſich noch etwas derber ausdrückte. Dr. Jaſſoy war nebſt dem Syndikus Buchner und dem Pfarrer Kirchner bekanntlich einer der Hauptredakteure der Frankfurter Verfaſſung.

Skandal, den dieſe Angelegenheit hervorbrachte, die uns dem Spott von ganz Deutſchland und allen vernünftigen Menſchen Preis gab, ein Ende zu machen; auch iſt ſie eigentlich nur eine Conſtitutions-Ergänzungsacte der alten reichsſtädtiſchen Verfaſſung, oder vielmehr eine Verballhorniſirung jenes, wenigſtens in unſern Zeiten an und für ſich ſchon ganz untauglichen Machwerks, ein wahres Monſtrum von Widerſprüchen. Wir haben einen geſetzgebenden Körper, von dem beinahe ein Drittheil aus Senatsmitgliedern beſteht, und der bei verſchloſſenen Thüren das Wohl und Weh unſerer Republik beräth. Was würden Sie zu einer Kammer in einem konſtitutionellen Staat ſagen, deren Mitglieder aus einem Drittheil der Glieder der regierenden Familie oder der Miniſter beſtänden. Es herrſcht bei uns eine unerträgliche Familienariſtokratie, die auf das Verderblichſte in alle Zweige, und namentlich auch in die heilige Juſtiz eingreift, die hier nicht nur eine wächſerne Naſe, ſondern ſogar ein wächſernes Haupt hat, und unſere Geſetzgebung, ſo ſchlecht ſie auch ſeyn mag, illuſoriſch macht. Bei der Beſetzung einer wichtigen Stelle iſt bei uns niemals die Rede davon, ob der ſich meldende Candidat auch die nöthigen Fähigkeiten, Kenntniſſe, Talente u. ſ. w. beſitzt, nein, Protektion, nur Protektion, und welcher? ... bedarf er; denken Sie nur an die Lersner'ſche Geſchichte! ... daher kömmt es denn auch, daß, um mit unſerm Schiller zu ſprechen, hier nicht ſelten Wölfe die Finanzen, Füchſe die Caſſen beſorgen, Tauben und Schafe im Kriminalgericht ſitzen, Böcke die Heirathsproceſſe ſchlichten, Haſen, oder was noch ſchlimmer iſt, aus aller Welt zuſammengerafftes Geſindel die Soldaten oder Vaterlandsvertheidiger, Tiger die Friedensrichter, Eſel die Geſandten des Reichs, Maulwürfe die Oberaufſeher über die Verwaltung der Aemter ſind, Lahme zu Tanzmeiſtern und Blinde zu Richtern über die Farben geſetzt werden, während Löwen, Elephanten, das edle Roß bei der Bagage bleiben, oder, ſolchen ſchmähligen Unfug nicht ertragen könnend, lieber für immer dem theuern Vaterland den Rücken zukehren und es gerne verläugnen, wie Klinger, Göthe, Börne und Andere. Ich gebe es zu, Protektion ſpielt allenthalben eine große Rolle, aber in unſern monarchiſchen Staaten iſt doch immer Fähigkeit zu einem Amt die erſte Frage, und erſt wenn dieſe gehörig erwieſen iſt, wird Protektion berückſichtigt. — Doch genug davon, ſchloß der Hauptmann-Auditeur, die Sache wird doch nicht eher anders werden, bis end-

lich einmal ſo ein **Deus ex machina** kömmt, und dieſem republikaniſchen Unweſen ein Ende macht. Die Aſchaffenburger Zeitung hatte vielleicht ſo eine Ahnung davon, als ſie den fulminanten Artikel gegen Magiſtratus abdruckte.

Michel, der dieſem Geſpräch mit ziemlicher Ungeduld zugehört hatte, wandte ſich gegen Asmodi mit den Worten:

— Höre, ich habe das erbärmliche alltägliche Treiben auf unſerm Planeten und die große Miſere und ſchlaraffenartige Armſeligkeit hieſelbſt herzlich ſatt, die armen Menſchlein aller Gattung und von jedem Kaliber mit all ihrem Geſichterſchneiden, ihren Intriguen, ihrem Wühlen und Abmühen um eingebildete Güter, ihrem Lügen und Trügen, drehen ſich doch am Ende um Nichts. — Ich hätte Luſt einmal ſo etwas recht pikant-infernaliſches zu ſehen, laß mich die Hölle ſchauen — laß uns eine Fahrt in Dein Reich machen!

— Ein verteufelter Wunſch, grinzte der Hinkende, doch er ſoll Dir gewährt ſeyn. Du könnteſt es übrigens nicht beſſer treffen, da heute Nacht die Hölle das Feſt meiner Wiederbefreiung feiert.

— So laß uns fort!

— Oho! noch einen Augenblick Geduld, armes Menſchenkind, Du mußt erſt gehörig vor- und zubereitet, feuerfeſt und unverbrennbar werden, ſonſt würdeſt Du ſchon an den Pforten von Satans Reich in einen Aſchenhaufen verwandelt.

— Wohlan, ſo mache Deinen Hokus Pokus.

— Folge mir.

Beide verließen nun, nachdem ſie ihre Zeche an Herrn Sarg berichtigt hatten, den ruſſiſchen Hof. Asmodi ſchlug den Weg nach der Pfingſtweide, ein etwas entlegener Ort vor dem Allerheiligenthor, ein. Hier angekommen ſtampfte er mit ſeiner Krücke auf den Boden, dem ſogleich ein großer Keſſel entquoll, in welchem eine bräunlich ſchäumende, hochſiedende und große Blaſen ziehende Materie ſprudelte.

— Was ſoll dieß? fragte Michel erſtaunt.

— Bangt Dir ſchon? brummte Asmodi, packte ohne weiteres ſeinen Schützling bei deſſen blondgelocktem Schopf und tauchte ihn dreimal drei Sekunden lang in den ziſchenden Brei, zog ihn dann wieder heraus, indem er zu ihm ſagte:

„Jetzt biſt Du unverbrennbar und unverwundbarer als wei-

land Held Achilles, denn ich habe auch keinen Fleck unbenetzt an Dir gelaſſen.

Der Keſſel verſchwand, Michel wußte nicht wie ihm geſchehen war und fühlte ſich wunderſam gehärtet und geſtählt.

— In was zum Henker haſt Du mich denn da getaucht? fragte er endlich.

— Menſchenvorwitz! ſeufzte der Hinkende, es war eine infernaliſche Beize, aus dem Herzfleiſch und dem Gehirn von dreimal ſiebzehn Wucherern gebraut und mit dem Blut und dem Schweiß von tauſendmal ſiebzehn Witwen, Waiſen und andern armen Teufeln, welche jene Blutſauger elend gemacht und ausgezogen, gewürzt.

— Aha! darum fühle ich mich auf einmal ſo ſtahl- und felſenfeſt, daß ich der Hölle ſelbſt trotzen würde.

— Jetzt fort zum Aetna, ſprach der Hinkende.

— Warum zum Aetna?

— Alle Vulkane ſind eben ſoviel Zugänge zu unſerm Reich.

Und dahin flogen Beide Arm in Arm in gerader Linie nach Sicilien und verſchwanden im Krater des dampfenden Aetna.

Mit der Schnelle der Kanonenkugel, die eben den Lauf verläßt, fuhren die beiden Geſellen beinahe eine halbe Stunde lang durch ein Gewölbe, das von allen Seiten Funken ſprühte, die faſt einen Feuerregen bildeten, und wäre Michel nicht ſo feuerfeſt geweſen, ſo würde ſchon in der erſten Sekunde ſein Körper in Kohlen verwandelt worden ſeyn. — Viele Tauſend Meilen hatten ſie in kurzer Zeit abwärts fahrend zurückgelegt. Sie kamen endlich an ein weißglühendes, von ein paar ungeheuern gräßlichen Thürhütern bewachtes Gitterthor, das bei Asmodis Ankunft klirrend und ſprühend auseinander ſchlug. Jetzt befanden ſich die Reiſenden in der Vorhölle, einem unabſehbaren, neblichten, halbdunkeln Raum, deſſen Atmoſphäre heiß genug war, um jeden andern Sterblichen auf der Stelle zu erſticken. Seltſam tolle Geſtalten, Fantome und Fratzen aller Art ſchwebten näher und ferner, ſich in Nebelwolken verlierend.

— Wir ſind jetzt in einem der Hunderttauſend Vorhöfe der Hölle, äußerte Asmodi, und dieſe Fratzen, die Du hier ſiehſt, ſind nur die Seelen ganz gewöhnlicher und alltäglicher Sünder, die ihrer dereinſtigen Erlöſung harrend, einſtweilen ein hölliſches Dampfbad nehmen müſſen.

Jetzt waren die Geſellen an einer zweiten Pforte angekommen, deren Wölbungen tauſendmal höher als der Himalaya waren. Dieſe wurde von zwei ſo koloſſalen Hütern bewacht, daß man füglich ganz Paris und London, Wien und Neapel und noch ein Dutzend europäiſcher Großſtädte in ihren Klauen hätte bergen können.

Auch dieſe gelbglühenden Gitter öffneten ſich praſſelnd bei Asmodis Anblick und die Reiſenden befanden ſich auf einem ungeheuern, ringsum von lodernden Flammen erbauten Paläſten umgebenen Platz, von denen der kleinſte wohl hunderttauſendmal die Größe des römiſchen Vaticans übertraf.

— Jetzt ſind wir in der hölliſchen Hauptſtadt, ſprach Asmodi, in welcher auf allerhöchſten Befehl wegen meiner Befreiung heute eine außerordentliche Illumination, jedoch ohne Transparente, veranſtaltet wurde. Hier reſidiren die Teufel zweiten Ranges, und hier befinden ſich auch die Strafbehälter der hinlänglich qualificirten Sünder und verdammten Verbrecher, die ich Dir mit noch andern Merkwürdigkeiten ein anderes Mal zeigen werde.

Sämmtliche infernaliſche Herrſchaften haben, wie ich ſehe, bereits ihre Paläſte verlaſſen und ſich zu dem Banket begeben, welches Papa Großſatan zu Ehren meiner Wiederbefreiung im Allerhölliſchſten veranſtaltet hat, wo nur er und ſeine Großwürdenträger, Teufel erſten Ranges, reſidiren. — Eilen wir dahin, wir werden erwartet und ſind willkommene Gäſte.

Beide traten nun durch ſechsfache, bluthroth glühende Pforten, die von Berge ähnlichen Ungeheuern bewacht wurden, und befanden ſich ſomit im Allerhölliſchſten, in deſſen Mitte das feuergoldene, von ſeltſamen Farben, wie man deren auf Erden nie ſieht, glänzende Pandämonium oder der großſataniſche Palaſt ſtand, der an Umfang und Größe alle übrigen Höllengebäude eben ſo ſehr übertraf, als das Weltmeer das Baſſin des Neptuns zu Verſailles. — Von dreizehn himmelhohen Feuermauern, zwiſchen denen jedesmal ſchwarzglühende Feuerſtröme in ungeheuern, wie von Stürmen gepeitſchten Wogen dahinbrauſten, und die rieſige Flammenthürme flankirten, war das Allerhölliſchſte und des Großſatans Feuerburg umgeben.

Unaufgehalten ſchritten Asmodi und ſein Begleiter durch die dreifachen Spaliere, welche die infernaliſche Leibwache des Großſatans bildeten, und die, als Asmodi an ihnen vorüberging, ihre Gewehre, aus großen zwei- und dreizackigen Ofen-, Miſt- und Heugabeln beſtehend, präſentirten, wozu fünfhundert hölliſche

Trommelſchläger einen Parademarſch auf ihren, mit aus Wucherer-häuten gegerbten Fellen überzogenen Trommeln ſchlugen, deren Kaſten von glühendem Erz waren. Nur einen ſchwachen Begriff kann man ſich von dem durch ſie verurſachten Lärmen machen, wenn man ſich denkt, daß die Berührung jedes einzelnen Schlägels auf ſolchem Fell dem Knall von tauſend zugleich gelösten Vierund-zwanzigpfündern gleichkömmt. ... Abwechſelnd mit dieſen Tambours ſpielte die Janitſcharenmuſik der großſataniſchen Garden die beliebteſten Melodien hölliſcher Spontinis, Roſſinis, Bellinis, Donizettis u. ſ. w., und der Lärm, den ſie machten, ſtand vollkommen im Verhältniß zu dem der Trommelſchläger.

Endlich traten unter einem dreimaligen, wirklich teufliſch donnernden Lebehoch Asmodi und ſein Gaſt in den prächtig dekorirten Prunkſaal des Pandämoniums, wo Papa Großſatan an einem Ende deſſelben hoch erhaben auf einem Schädelthron ſaß, deſſen Baldachin auf künſtlich von Armenſünderknochen geformten Säulen ruhte. — Ueber ihm ſchwebte die aus ſeinem Haupt entſprungene Sünde. — Zu ſeiner Linken ſaß die Hexe von Endor im Gallakleid nach dem neueſten Pariſer Modeſchnitt geformt, und rechts und links um das erhabene Paar ſtanden in gehöriger Rangordnung ſämmtliche Großfürſten und Großteufel der Hölle und unterhielten ſich zum Theil mit den hölliſchen Prinzeſſinnen und Hofdamen. Zunächſt dem Thron ſaß Beelzebub, der erſte nach dem Großſatan, deſſen peſtilenzialiſcher Hauch nicht ſelten die teufliſchen Naſen ſelbſt incommodirte; Leviathan, Belphegor und Aſtaroth, als Großräthe des Reichs, umgaben ebenfalls den Thron. Dann ſah man in ihrer Nähe den ſtolzen König der böſen Geiſter, den Aſchmedai, der dem weiſen Salomon ſchon ſo verteufelte Streiche ſpielte; er ſchmunzelte und ſchwänzelte mit der Judith, welche das Amt der Oberhofmeiſterin verſah. Unfern von ihm machte der Höllenfürſt Duma der Prinzeſſin Satanella, des Großſatans älteſtes Töchterchen, den Hof. Ein wenig weiter links ſtand Lucifer, der beſondere Beſchützer der Marktſchreier und Beutelſchneider, und unterhielt ſich traulich mit der Prinzeſſin Diavolina. Der grobſinnliche Fürſt Belial koſ'te mit der dritten Schweſter Cornalina, der auch der ſchmutzigſte aller Teufel, der Mammon, den Hof von der Linken machte. Der Verführer Samuel war von einem ganzen Schock hölliſcher Hoffräulein umringt, und der Intriguen- und Chikanenteufel Flagel, Großprotektor der Rabuliſten, Rechtsverdreher

und Proceßkrämer, von dem ſo mancher Richter und Advokat beſeſſen iſt, hatte wenigſtens ein halbes Hundert überreifer Hexen um ſich. Aber am tollſten ging es in der Nähe des Barbatos, dem Zwietrachtsteufel, her; ein ganzes Heer von Furien mit Schlangenhaaren umgab ihn. Der blutdürſtige und wollüſtige Moloch mit dem gekrönten Kalbskopf ſchien in einem Winkel auf neue Teufeleien zu ſinnen. Mephiſtopheles koquettirte hinter des Großſatans Rücken mit der Endor, Chemor, der Moabiter Abgott, ſtand ihm eiferſüchtig zur Seite. Außer dieſem und noch andern Großteufeln, welche das Miniſterium, den Staatsrath und die Pairskammer des Reichs bildeten, waren noch unzählige Teufel und Teufelchen niedern Ranges gegenwärtig, hatten ſich im hölliſchen Hof-Gallakoſtüm eingefunden und bildeten einen weiten Halbkreis. Da waren der Hoffahrts- und Hochmuthsteufel, der Neidteufel, der Faulteufel, der Ränketeufel, der Prachtteufel, der Kabalenteufel, der Kuppelteufel größtentheils mit glühenden Kammerherrnſchlüſſeln decorirt. Die Raub-, Sauf- und Mordteufel trugen hölliſche Generalsuniformen. Die Wucher- und Geizteufel erſchienen als geheime Commerzienräthe, die Spekulations- und Sorgenteufel als Hofbankiers. Die Teufel der Heuchelei und der Scheinheiligkeit trugen Jeſuiten-Gewänder und lange Talare. Der politiſche Teufel, der diplomatiſche und der des Ehrgeizes waren in dünne, durchſichtige, angeblich aus Menſchenwohl gewebte Gewändern gehüllt. Der Lottoteufel, der Spielteufel und der Wolluſtteufel trugen Schafspelze. Ein ganz kleines, aber ſehr rühriges Teufelchen machte ſich gewaltig wichtig und beſonders viel mit den infernaliſchen Schönen und dem Ehe- und Hausteufel zu ſchaffen; es war dieß das drollig aufgeputzte Modeteufelchen. — Dann waren noch ... doch wer das ganze Heer der Teufel aufzählen wollte, würde in alle Ewigkeit nicht fertig; er müßte denn ſelbſt Teufel oder wenigſtens hölliſcher Ceremonienmeiſter ſeyn, der ebenfalls an des Großſatans Hof nicht fehlte und ſpaniſches Grandenkoſtüm aus den Zeiten Philipps II. trug.

Als nun Asmodi mit ſeinem Begleiter in den endloſen, mit Millionen Lichtern aller möglichen Farben beleuchteten Saal trat, da erhoben ſich Alle von ihren Sitzen und ließen ein dreimaliges Vivat, von einem dreifachen Höllentuſch begleitet, erſchallen, und hießen die Eintretenden höflichſt willkommen. Selbſt Papa Großſatan warf ihnen einen freundlichen, grinzenden Nicker zu und rückte die dreifach gehörnte Krone ein wenig. Als ſich der Be-

willkommnungstumult etwas gelegt hatte, bat der Hinkende um das Wort und erhielt es; auf einen Wink des Oberceremonienmeiſters waren alle mäuschenſtille und Asmodi begann:

— Meine ſpitz- und hochgeöhrte, krumm- und gradgehörnte, kurz- und langgeſchweifte, ſcharf geklauete und gekrallte hochanſehnliche Herrn Ober- und Unterteufel, vielgeliebte Confratres und Pairs des Reichs! Da ich ſeit beinahe anderthalb hundert Jahren nicht die Ehre hatte, dieſer hochanſehnlichen Verſammlung beizuwohnen, wegen Hinderniſſen, die Ihnen alle wohl bekannt, ſo kann ich kaum meine infernaliſche Rührung verbergen, alles noch vollkommen in demſelben Zuſtand anzutreffen, wie es ſonſt war, noch iſt der fatale Geiſt der Neuerungen und der Revolutionen und Rebellionen nicht bis zur Hölle gedrungen und wird auch hoffentlich nimmermehr dahin bringen. Ohne mich ſelbſt loben oder überſchätzen zu wollen, bin ich doch feſt überzeugt, daß Sie mich bei Ihren hochwichtigen teufliſchen Verrichtungen gar manchmal vermißt haben werden. (Ein hört, hört, ließ ſich bei dieſen Worten von vielen Seiten vernehmen.) Hier habe ich die Ehre Ihnen meinen Befreier, den Erdemagogen und Erweltreformator Michel vorzuſtellen, der ſich durch meine Befreiung um das geſammte Höllenreich hochverdient gemacht hat, auch für die Zukunft noch viel verſpricht, weßhalb ich es wage, Eure Großſataniſche Majeſtät um eine gnädige Belohnung für denſelben unterthänigſt zu bitten.

— Nicht mehr wie billig, daß man ſolche Verdienſte belohne, ließ ſich nun Papa Großſatan von ſeinem Thron herab vernehmen. — Man bringe mir die Ordensinſignien des Großkreuzſpinnenordens an der Gluthkette.

Zwei hölliſche Hofpagen, ſchön behörnt und beſchweift, brachten ſchnell auf einem blutrothen Kiſſen, was der mächtige Gebieter begehrte.

Der Oberhofceremonienmeiſter nahm Michel bei der Hand, führte ihn an die Stufen des Thrones, hieß ihn niederknien und die liebenswürdige Endor hing ihm höchſt dürrhändig das Ordenszeichen um, worauf ihm Großſatan höchſt eigenkrallig unter dem donnernden Jubelgeſchrei der Verſammlung den Ritterſchlag auf den **salva venia** Poder mit der Spitze ſeines Schweifes ertheilte.

Michel war nun unter die Zahl der Kreuzſpinnenordensritter aufgenommen, und empfing die bei dieſer Gelegenheit üblichen Glückwünſche von ſämmtlichen Groß-, Ober- und Unterteufeln.

Als dieſe Ceremonie beendigt war, wurde auf einen Wink

des Großſatans das Zeichen zum Aufbruch zur Tafel durch ſchmetternde Poſaunen gegeben. Die infernaliſche Majeſtät ergriff die Dame Endor bei der Hand und eröffnete den endloſen Zug, bei dem jeder der Geladenen ein Prinzeßchen oder Herchen zur Tafel führte. Unſerm Michel wurde die Auszeichnung, die gar nicht häßliche Prinzeſſin Sataniella zu führen und bei Tiſch neben derſelben Platz nehmen zu dürfen, und er hatte ſich einer ſehr geiſtreichen Unterhaltung zu erfreuen.

Keine irdiſche Feder vermag es die Speiſen alle herzunennen und zu beſchreiben, die hier aufgetragen wurden, und von denen ſich auch die erfahrenſten Leckermäuler der Wiener und Pariſer Hof- und Gutſchmecker keinen Begriff machen können, eben ſo wenig wie die feinſten Weinzungen von den hier ſtatt Nektar ſervirten brennenden Getränken. — Nur eines pechſchwarzen Ragouts, aus dem im Rauchfang der Hölle zum Theil ſeit Jahrtauſenden aufbewahrten Pöckelfleiſch von Menſchenſchindern und Wüthrichen, wie eines Sylla, Tiberius, Nero, Ludwig XI., Ali-Paſcha, Robespierre, Marat, Couthon, Fouquier, Thionville, Collot d'Herbois, Carriers u. ſ. w. zubereitet, und eines großen ſchwarzen Höllenbocksbraten, mit Zungen von Verläumdern und Meineidigen geſpickt, will ich als Satans Leibgerichte erwähnen, die nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten auf der großſataniſchen Tafel erſchienen und ſämmtlichen Teufeln ganz beſonders mundeten. Auch an Toaſten fehlte es hier eben ſo wenig als bei einem engliſchen Lordmayors- oder iriſchen Repealſchmaus, oder einem der auf tauſenderlei Veranlaſſungen gegebenen deutſchen Feſteſſen.

Zuerſt geruhten Großſatan ſelbſt ein ſiebenfaches Vivat allen Denen auszubringen, die ſich die Beförderung und Bevölkerung ſeines Reiches angelegen ſeyn laſſen, gleichviel von welcher Farbe und Partei ſie auch immer ſeyn mochten, Stockariſtokraten oder ultraradikale Bluthunde, Royaliſten oder Jacobiner, Servile oder Afterliberale, ſpaniſche und franzöſiſche Carliſten oder Republikaner, Legitimiſten oder Demagogen, Carbonari oder Communiſten, Jeſuiten oder Pietiſten, Rongiſten oder Licht- und Nachtfreunde, das galt ihm alles gleich, wenn ſie nur die Bevölkerung ſeines Reiches mehrten und deſſen Ruhm beförderten.

Nach dieſem Generaltoaſt, der ſich des ungetheilteſten Beifalls aller Gäſte, Michel ausgenommen, zu erfreuen hatte, wurden noch unzählige beſondere Toaſte ausgebracht; namentlich war es Barbatos, der Zwietrachtsteufel, der gar manche Deputirte der

franzöſiſchen, deutſchen, engliſchen, belgiſchen, griechiſchen ꝛc. Kammern, von den verſchiedenſten Schattirungen, ſo wie auch allerlei Miniſter, den Agitator O'Connel, den alten Mehemed-Ali, den Lamenais, den Cormenin, den Hengſtenberg, die Pfarrer Eberhard, Ronge, Czersky, den Kerbler und Dowiat, kurz alles durcheinander, engliſche, franzöſiſche und deutſche Journaliſten und Zeitungsredakteure, Recenſenten, Kritikaſter und Advokaten und namentlich auch die ganz freie Preſſe hoch leben ließ. Hiezu blies nun die großſataniſche Hofkapelle allerliebſte infernaliſche Tuſche, und zum Nachtiſch wurden allerlei teufliſche Schelmenlieder, bald in Chorus, bald von Soloſtimmen, vorgetragen.

Noch war man mit dem Deſſert nicht fertig, als ein Flügeladjutant und Ordonnanzteufel ſeiner hölliſchen Majeſtät die Ankunft eines neuen Transports Verdammter meldete. Se. Majeſtät geruhten zu befehlen, daß man die Conduitenliſten dieſer Ankömmlinge allerhöchſt demſelben ſogleich vorlegen ſolle, indem ſie ſofort über das Schickſal derſelben verfügen wolle, um das Ende des Gaſtmahls zu würzen.

Der Flügeladjutant nahm ein braungeräuchertes Pergament aus der Echarpe und las:

Nr. 1. Ein Mitglied des engliſchen Unterhauſes, das ſich durch die Beſtechung der faulen Flecken wählen und wiederwählen ließ, und dann ſeine Stimme um ſchnödes Gold dem verkaufte, der ihm am meiſten bot, und ſo das Wohl des Volkes und der Regierung verſchacherte.

— Auf den Kreuzglühroſt mit dem Patron, wo ſchon faſt die Hälfte der Mitglieder aller Schattirungen der Kammern aller ſogenannten konſtitutionellen Staaten braten, die ihre Stimmen, ihr Gewiſſen und ihre Ueberzeugung dem eignen Intereſſe opferten. Er wird alle 24 Stunden 23 und eine halbe geröſtet, — donnerte Großſatan.

Nr. 2. Ein Wucherer, der nie weniger als 50 vom 100, und wenn es anging, 200 vom 100 per Monat von den Bedrängten nahm, die ihm in die Hände fielen, und denen er oft ſtatt baarem Geld drei Viertheile des Betrags in verlegener und ſchlechter Waare gab und ſie zum zehnfachen Werth anrechnete; ſodann ſeinen unglücklichen Schuldnern, die ihn zu bezahlen nicht im Stande waren, das letzte Stroh vom Lager und das letzte Hemd vom Leibe nehmen ließ, ſie ſammt ihren Familien auf das unerbittlichſte dem Hunger preisgab, ja die ſo barbariſchen als

ſtupiden Geſetze des ſich ſo hochciviliſirt nennenden Europas benutzend, Familienväter, die mit ſaurem Schweiß und großer Mühe Frau und Kinder ernährten, in das Schuldgefängniß werfen ließ, wenn er glaubte, durch dieſes Mittel noch etwas herauspreſſen zu können *).

— Wird, nachdem er mit glühenden Kneipen geſchunden und ſeine zum Trommelfell für unſere Leibgarde gegerbte Haut in unſerem Arſenal deponirt iſt, jede Stunde dreimal in dem großen, glühenden Miſchkeſſel zu Brei verrührt, dann in dem Kühlkeſſel wieder hergeſtellt, um immer wieder von Neuem und für alle Ewigkeiten geſotten, gerührt und wiederhergeſtellt zu werden.

*) Es iſt in der That unbegreiflich, wie man in ſo vielen und namentlich in den ſogenannten größern konſtitutionellen Staaten noch eben ſo unſinnige als dem Staat ſelbſt verderbliche Geſetze beſtehen laſſen kann. Es iſt, als wollte man abſichtlich den Ruin und das Elend des ärmern Theils der Bevölkerung und ſomit den des Landes befördern, wozu beſonders noch die enormen Verfaſſungs= und andern Koſten einer barbariſchen Geſetzgebung kommen, welche gewiſſenloſen und ſchurkiſchen Schergen einer ſchlechten Juſtiz ſo weiten Spielraum laſſen und ſo herrliche Gelegenheit zum Prellen geben. Namentlich laſſen England und Frankreich, dieſe von der Unwiſſenheit ſo hochgerühmten Länder der Freiheit (???), Alles zu wünſchen übrig. Wie ganz anders iſt es in dieſer Hinſicht in Preußen, das man ſo gerne als das Land des unbedingten Abſolutismus verſchreit, während in keinem Land die perſönliche Freiheit und Eigenthum mehr vor Willkür geſchützt ſind, als gerade hier. O, ihr Großkreiſcher und Schwatzmäuler ſo mancher konſtitutioneller Kammern! ſtatt eure Lungen ſtundenlang mit dem unſinnigſten politiſchen und unpolitiſchen Gewäſch zu ermüden, und die koſtbare Zeit der Sitzungen wochenlang mit Wortſtreitereien über den Ausdruck in einer Adreſſe, mit Erörterungen und Eiferſüchteleien über Abſichten dieſes oder jenes Staates, die demſelben im Traum nie einfielen, hinzubringen, wendet dieſe theure Zeit vorerſt und vor allem dazu an, eine beſſere, vernünftigere und menſchlichere Geſetzgebung, namentlich auch für die Civiljuſtiz, die eine wahre Verarmungsanſtalt iſt, und der Criminaljuſtiz in die Hände arbeitet, zu ſchaffen. Dieß iſt, was vor Allem Noth thut. „Schlechte Geſetze ſind die ſchrecklichſten Tyrannen," hat Börne, der einzige wahre Liberale, den ich kennen lernte, und der es um der Sache willen war, ſo wahr als gewiß geſagt. Woher das namenloſe Elend der untern Klaſſen in England, Frankreich, Belgien ꝛc.? — Die Koſtbarkeit der Gerichtsbarkeit macht, daß ſie für den Armen ſo gut als gar nicht vorhanden iſt. — Der vom Reichen und Bemittelten Betrogene und Geprellte kann unter den vorhandenen Umſtänden weder an Klage noch an Recht denken, er verliert ſchnell das Wenige was er noch hat, und kann dann nicht weiter, iſt völlig ruinirt. Und dieß nennt man Civiliſation!!! —

Nr. 3. Ein Lotteriecollekteur, der die nehmlichen Nummern eines Looſes hundertmal verkaufte und falſch ſtempelte.

— In das glühend ſtachliche Höllenrad mit ihm, um unaufhörlich darinnen gedreht zu werden.

Nr. 4. Ein Advokat, der immer von beiden Parteien zu nehmen gewohnt war, und mit den Herren Confratres ſeiner Gegner Conferenzen hielt, wie ſich die Proceſſe am beſten in die Länge ziehen ließen, und man den Clienten, welchen man dieſe Conferenzen theuer berechnete, den letzten Groſchen abnehmen könne.

— Hat mit glühenden Federn und mit ſeinem eignen, ſiedend zu machenden Herzblut ſämmtliche ſchlechte Geſetze, mit denen ſeit 3000 Jahren die Welt beglückt wurde, und die noch alle in den kommenden Jahrhunderten gegeben werden, abzuſchreiben, und das Abgeſchriebene täglich brühheiß zu verſchlucken.

Nr. 5. Ein Richter, der ſich beſtechen ließ, und das Recht für ſchnödes Geld, Geſchenke, Liebkoſungen ſchamloſer Weiber u. ſ. w. verkaufte und verdrehte.

— Auf den großen Bratſpieß mit ihm, an dem ſchon viele Tauſende ſeines Gleichen röſten, mit ſeinem eignen Fett begoſſen und tauſendmal in jeder Stunde bis in alle Ewigkeit umgedreht, diktirte Großſatan. —

Nr. 6. Ein Jude, der ſich reich geſchachert, indem er fünftauſend arme Teufel betrog.

— In den großen Schmelztigel mit ihm, in dem er zu Metall geſchmolzen, dann in den Kühlkeſſel geworfen wieder zum Juden wird, um immer wieder von Neuem eingeſchmolzen zu werden. Dieſe Operation iſt ſechzigmal in jeder Stunde in alle Ewigkeit vorzunehmen. —

Nr. 7. Ein geſchickter Arzt, der einem Neffen und deſſen Geſchenken zu lieb den zu beerbenden reichen Oheim 20 Jahre zu früh ſterben ließ.

— Dieſem wird jede Stunde ein Maaßlöffel voll von der ſiedend glühend-abführenden Höllenmixtur eingeſchüttet, und nebenbei muß er täglich dreißig von ſeinen eigenen Recepten verſchlingen.

Nr. 8. Eine etwas magere Opernſängerin und zwei Operntänzerinnen der großen Oper zu Paris, die etwas zu viel geliebt, getrillert und entrechatirt haben.

— Bah, denen wird mein allergnädigſter Pardon großmüthig zu Theil. Die erſte iſt als geheime Kammerſängerin bei mir angeſtellt, und die beiden andern werden bei außerordentlichen Gelegenheiten im Ballet tanzen.

Die Endor machte ein verdrießliches Geſicht und Michel murmelte vor ſich:

Das Volk findet doch überall Protektion, ſelbſt in der Hölle!

Nr. 9. Ein Premier-Miniſter und zwei Biſchöfe, die....

— Genug für jetzt! fiel Großſatan dem Berichterſtatter ins Wort, man wird mir den Reſt morgen beim Frühſtück rapportiren; es iſt Zeit daß der Tanz beginne. —

Seine infernaliſche Majeſtät gab nun das Zeichen zum Aufbruch, und alle Gäſte erhoben ſich zumal vom Tiſch, und Papa Großſatan eröffnete den Ball mit einer Polonaiſe an der Endor Hand. — Hierauf kamen hölliſche Walzer, Galloppaden, Polkas, Mazurkas u. ſ. w. an die Reihe, und man tanzte und bankettirte als es auf Erden ſchon zu tagen begann. Asmodi, der auch nicht übel hinkend mitgehopſt hatte, erinnerte nun den Michel, daß es wohl Zeit zum Aufbruch ſey. Großſatan hatte ſich ſchon bald nach Mitternacht ſammt der Endor zur Ruhe begeben. Beide ſchlichen ſich nach dem Brauch in den Pariſer Salons, um alles Aufſehen zu vermeiden, unbemerkt davon.

Als ſie das Allerhölliſchſte verlaſſen hatten, machte Asmodi im Vorübergehen ſeinen Gefährten auf mehrere Straforte aufmerkſam, in denen Verdammte verſchiedener Gattung ihre Strafen abzubüßen hatten. Zuerſt zeigte er ihm eine große vergitterte Höhle, in der man nur eine geringe Anzahl Sträflinge wahrnahm, die mit blutrothen Schürzen und aufgeſtreiften Hemdärmel von derſelben Farbe unaufhörlich mit dem Schlachten ſchwarzer Böcke beſchäftigt waren, in deren Eingeweiden wühlten und dabei bis an den Nabel in ſiedendem Blut wadeten.

— Was haben denn dieſe Herrn pexirt? fragte Michel neugierig.

— Das waren auf Erden große Eroberer und ſind deßhalb hier zu Hof-Schlächtern für die großſataniſche Küche avancirt, wo ſie die beſte Gelegenheit haben, unaufhörlich ſchlachten und im Blut baden zu können. Unter ihnen ſiehſt du Seſoſtris, Alexander den Großen, Attila, die Geiſel Gottes genannt, Ferdinand Cortez, Pizarro, Carl den Großen, Gengis-Chan, Thomas-Kulikan, Herzog Alba, Ludwig XIV., Napoleon u. ſ. w.

— Was zum Henker auch Napoleon hier? rief Michel erſtaunt.

— Nicht mehr wie billig; denn in ſeinem Leben ſchlachtete er ſchon recht artig für unſere Hofküche, antwortete Asmodi. Was ihn aber hauptſächlich hieher brachte, iſt die Ermordung Palms, Enghiens und der Offiziere von Schills Corps.

— Und wer zum Henker ſind denn dieſe hier dicht neben den Eroberern, in dem mit bepechten Zwirnsfäden vergitterten Behälter, ſo krumm zuſammengekauerten, klapperdürren Pickelhäringe? fragte Michel weiter.

— Das waren auf Erden ganz wohlhabende und ehrſame Schneiderlein, oder um mit dem Zeitgeiſt fortzugehen, Kleidermachermeiſter, und ſind jetzt zu großſataniſchen Hof- und Leibſchneidern avancirt. Sie müſſen die kleine und große Garderobe für unſern infernaliſchen Hof mit glühenden Scheeren zuſchneiden und mit detto Nadeln nähen, während ſie auf glühenden Nadelſpitzen ſitzen. Und dieß alles, weil ſie ihren Kunden in der Oberwelt das Tuch ſtahlen. — Die Du dort in jenem Winkel ſitzen ſiehſt, ſind ....

— Für heute laß es gut ſeyn, fiel Michel ſeinem hinkenden Freund ins Wort, ſich durch ſo viele hölliſche Schwulitäten ganz unbehaglich fühlend, und nach der Oberwelt zurückſehnend. Es muß auf Erden ſchon hoch am Tag ſeyn, und ich fühle mich gewaltig beklommen.

— Mir auch recht, erwiederte Asmodi, ich behalte mir das Vergnügen vor, Dir die übrigen hölliſchen Raritäten, Curioſitäten, Merkwürdigkeiten und Geheimniſſe ein anderesmal zu zeigen, die Dich nicht wenig in Erſtaunen ſetzen werden, da Du hier ſo manche Geſellſchaft und Individuen finden wirſt, die Ihr dort oben alle in Abrahams Schooß glaubt. Du wirſt Wahrheiten und Myſterien entdecken, von denen ſich eure Hiſtorienfabrikanten nichts träumen ließen, und die gar manchen Nimbus, Heiligenſchein und irdiſche Größe verwiſchen werden. — Doch das Weitere bei Deinem nächſten Höllenbeſuch. Und wohin nun? —

— Wo es etwas Intereſſantes zu ſehen gibt.

— Da müſſen wir in die drei Reiche, Großbritannien genannt, da geht es jetzt toll genug zu, beſonders in Irland.

— Wohlan, ſo laß uns dahin eilen.

— Wir müſſen den Weg durch den Hekla nehmen, das iſt wenigſtens der nächſte. —

Unſere Höllenreiſenden entfuhren wenig Minuten darauf dem Krater des Hekla, und eilten von da nach Altengland.

III.

Der Teufel nebſt Michel bei den engliſchen Wahlumtrieben. — Der Agitator O'Connel. — Ein Meeting bei Wakefield. — Eine italieniſche Opernvorſtellung in London. — Michel beſucht Roſa-Maria im Sacré-Coeur. — Michel im Bedlam-Hospital und auf dem Maskenball der großen Oper zu Paris.

Stürmer hatte ſeinem infernaliſchen Reiſekumpan den Wunſch geäußert, ihn in ein recht tolles Weltgewühl zu bringen, damit ſich die Eindrücke, welche die hölliſchen Scenen auf ſein noch menſchliches Gemüth gemacht, etwas verwiſchen möchten.

Die Luftſegler ohne Ballon ſchwebten jetzt über Alt-England und ließen ſich in der Nähe des unermeßlichen Londons nieder, nahmen ein irdiſches Frühſtück zu ſich, laſen die Times, in der wie gewöhnlich wenig Erbauliches ſtand, ſetzten ſich ſodann in einen Fiaker, und ließen ſich nach Weſtminſter, dem Sitz der ſogenannten vornehmen engliſchen Welt fahren. Hier fanden in dieſem Augenblick ſeltſame Wahlumtriebe ſtatt. Eine junge, hübſche, blondgelockte Lady, eine der eleganteſten Londoner Löwinnen, fuhr in einer prächtigen Staatskaroſſe, mit ſchneeweiß gepudertem Kutſcher und Lakaien die breite Kronenſtraße auf und nieder, um Tory-Stimmen bei den Gewerbsleuten dieſes Stadtviertels zu werben. — Milady war eben aus ihrem Wagen geſtiegen, um ſich in das Comptoir eines eben nicht mehr jungen, ruſigbraunen und rothgrauhaarigen Gerbers, der hauptſächlich mit amerikaniſchen Häuten handelte, zu begeben. — Michel, dem die engliſche Schönheit auffiel, zeigte Luſt ihre Bekanntſchaft zu machen, und der gefällige Asmodi ſagte:

— Nichts leichter als dies, laß uns ihr folgen.

Beide traten wenige Minuten nach der Dame in das Comptoir des alt-engliſchen Brummbären, und ſahen und hörten wie ihm die Schöne einen recht ſaftigen Kuß auf ſeine etwas bleifarbigen Wangen applicirte, und ſich das Vergeltungsrecht auf ihre roſigen Lippen gefallen ließ. — Die ſo zur Unzeit eintretenden Herren, denen ein ſehr mürriſcher Empfang von Seiten des Principals zu Theil wurde, gaben vor, in Geſchäftsangelegenheiten zu kommen, und wollten eine anſehnliche Beſtellung auf Häute machen, worauf ihnen jedoch etwas barſch die Antwort wurde: ſie möchten zu einer andern Zeit wiederkommen, indem man jetzt weit wichtigere Geſchäfte, die das Wohl und Weh Alt-Englands beträfen, abzumachen habe. Beide entfernten ſich nun, einen hämiſchen Seitenblick auf das zärtliche Paar werfend. — Asmodi ſagte im Herausgehen zu ſeinem Freund: ich habe Dir nur einen Beweis geben wollen, wie ſich die ſtolzen brittiſchen, ariſtokratiſchen Hochtory-Ladys ſelbſt von den eckelhafteſten alt-engliſchen Bären belecken laſſen, aus Furcht, daß wenn die Kornbill durchginge und das brittiſche Lumpenpack wohlfeileres Brod eſſen und weniger Hunger leiden würde, ſich dieſe edlen Damen mit etwas weniger Schmuck, Cachemire, neuen Equipagen u. ſ. w. begnügen müßten. — Auch ſetzt es die Dame wirklich durch, daß ein Gegner der Kornbill mehr ins Parlament kommt. — Zu Hauſe angekommen, reinigt ſie ſich von all den erhaltenen Leckereien mit Prinzeſſinnen-Waſchwaſſer *).

— Es lebe die treffliche engliſche Coſtitution! rief Michel aus.

— Gedulde Dich noch ein wenig, Freund, Du wirſt ſogleich noch ganz andere Dinge erleben, verſetzte der Hinkende. —

Die beiden Abgewieſenen begaben ſich nun in die Wohnung eines andern ſtimmfähigen Mannes, von dem Asmodi wußte, daß er abweſend ſey, und ihm die ſchöne Lady ſogleich ihren Werbbeſuch abſtatten würde. Er nahm nun des Abweſenden Geſtalt an und trat in deſſen Haus, wo ihn die Diener ſämmtlich für ihren werthen Patron hielten. Er harrte nicht lange, als die Equipage der ſchönen Lady vorfuhr, die ſich bei ihm anmelden ließ. —

*) Es iſt erwieſene Thatſache, daß ſich die engliſchen Damen vom höchſten Adel nicht ſcheuen, ihre Liebkoſungen an die ſchmutzigſten und eckelhafteſten Graubärte bis zu einem gewiſſen Grad zu verſchwenden, jedoch Alles in Ehren!? — So weit haben es die graziöſen altadlichen Franzöſinnen im Faubourg St. Germain und anderswo doch noch nicht gebracht.

— Höchſt willkommen! rief er dem meldenden Bedienten zu, und die Schöne trat in das Zimmer des vermeintlichen Geſchäftsmannes, der ſie, auf einem bequemen Lehnſtuhl ſitzend, ziemlich kalt und ungalant empfing, und Stürmer bei ihrem Eintreten in ein Seitenkabinetchen gehen hieß, aus welchem dieſer vermittelſt einer grünbehängten Glasthüre beobachten konnte was vorging. Jetzt ließ die Dame ihre trefflich eingelernten Schmeichelworte hören, und es an den bei dieſer Gelegenheit üblichen Careſſen nicht fehlen. Aber unſer Mann blieb immer kalt und höchſt einſylbig.

— Ich komme zu einem der edelſten und liebenswürdigſten Männer Alt-Englands, ihn um ſeine Stimme für die gute Sache, von der das Wohl der drei Reiche abhängt, zu bitten, ſprach die Dame.

— Thut mir leid, Milady, kann aber nicht dienen; die Korngeſetze müſſen abgeſchafft werden, wenn das Volk der drei Reiche nicht verhungern ſoll; noch eine Kartoffelkrankheit, und wir ſind verloren.

Aber die Schöne ließ ſich nicht abſchrecken, wenn ſchon unſer teufliſcher Engliſhman unerbittlich zu ſeyn, und ſich durch nichts rühren zu laſſen ſchien. Je mehr er Kälte zeigte, je mehr gerieth Milady ins Feuer, drang immer mehr in den anſcheinenden Eisblock, und bot ihm zuletzt ihre holden Wangen zum Küſſen dar.

— Wohlan, Milady, ließ ſich endlich der Unerbittliche vernehmen, nur um Einen Preis erhalten Sie meine Stimme, aber um dieſen auch noch fünfzig andere mit.

— Und der wäre? fragte haſtig die Dame.

— Ihre höchſte Gunſt, Milady, und — eine Schäferſtunde!

— Fünfzig Stimmen, iſt dies auch gewiß? Kann ich ſicher darauf zählen?

— So gewiß, als ich Sir L.....t bin, erwiederte hämiſch der Hinkende, und warf der Dame dabei einen ſo recht zuckerſüßen dämoniſch-bezaubernden Blick zu, dem ſchwer zu widerſtehen war.

— Wohlan, für fünfzig Stimmen würde ich mich dem Teufel ſelbſt ergeben, rief Milady, und fiel ihm in die Arme.

— Iſt auch dies gewiß, und kann ich mich darauf feſt verlaſſen? ſagte mit hämiſcher Miene der vermeintliche L.....t.

— So gewiß, als ich aus dem altadlichen Blut der Hoch-

tory der Familie Y... ſtamme, erwiederte raſch Milady, und ſetzte leiſe hinzu: er iſt ja doch ſo häßlich nicht.

— Wohlan, ich halte Sie beim Wort; er ſteht leibhaftig vor Ihnen. —

In dieſem Augenblick nahm Asmodi ſeine wahrhafte, teufliſche Geſtalt an, ſprühte Funken, Feuer und Flammen, und die Schöne ſank ohnmächtig in ſeine Arme. — Als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, war der Teufel verſchwunden, und der wirkliche L.....t und ſeine Leute ſtanden um ſie herum, bemüht, ſie wieder zu ſich zu bringen. Als ſie aber den L.....t gewahrte, ſchrie ſie aus Leibeskräften: Fort, verruchter Zauberer, Hexenmeiſter, man ſollte Dich verbrennen, ha, Du abſcheulicher Teufel, weiche von hinnen.

Alle Umſtehenden glaubten die Dame habe den Verſtand verloren, da ſie nichts als von Feuer, Flammen und Teufeln ſprach, und ſelbſt ihr Gemahl, Lord Y... und ihr Arzt glaubten ſie nach Bedlam bringen zu müſſen*), da ſie zu toben und von Teufeleien zu ſprechen nicht aufhörte. Dort wurde ſie zwar ruhiger, nur durfte man ihr den Namen L.....t nicht hören laſſen, ſonſt ging der Tanz von Neuem los. Lord Y... nahm endlich ſeine Gattin wieder zurück, da der Arzt erklärte, daß ſie nur an der einen fixen Idee leide, ſonſt aber ganz vernünftig ſey, wie es ſich auch in der Folge zeigte. Milady miſchte ſich aber ſeit dieſer Zeit nie wieder in Wahlumtriebe.

Michel, der mit ſeinem Begleiter das Haus, wo ſie den Spuck verübt, lachend verlaſſen hatte, begab ſich mit demſelben nach der Weſtminſter-Abtei, wo er die hier befindlichen Grabmäler der Königinnen Eliſabeth und Maria Stuart, deren körperliche Ueberreſte hier faulen, während ihre beiderſeitigen Seelen in der Hölle braten, wie Asmodi verſicherte und ſeinem Gefährten bei einer andern Höllenfahrt zu zeigen verſprach, in Augenſchein nahm. Er ſah auch den Helden Nelſon als Wachsfigur in ſeiner Staats-Uniform in einem Glasſchrank aufgeſtellt, und mehr dergleichen Merkwürdigkeiten. Da aber Asmodi ſeinem Schützling bemerkte, daß in dieſem Augenblick weit merkwürdigere Dinge in Irland vorgingen, ſo ſchwangen ſich beide aus einem entlegenen Winkel der Abtei unbemerkt empor, und fuhren durch eine Oeffnung hinaus, ſich wenige Minuten darauf bei Dublin niederlaſſend. Sie

*) Bedlam-Hoſpital iſt das von Eduard VI. 1533 geſtiftete größte Tollhaus Londons.

begaben ſich nun in eine Taverne, in welcher ein Parlaments=Candidat, zu der Parthei der Whigs gehörend, ſchon ſeit mehreren Tagen freie Zeche für alle ſtimmfähigen Wähler eröffnet hatte. Hier dampften vom Grauen des Tages bis nach Mitternacht Plumpuddings, Roſtbeefs, Beefſteaks, und Ströme von Ale und Porter rannen die iriſchen Wahlkehlen hinab; eben ſo wenig mangelten Rhum, Gin, Rak und andere Spirituoſen. Aber nicht blos Whigsgeſinnte fanden ſich hier ein, ſondern gar manche Torygeſinnte machten gleichfalls guten Gebrauch von der verſchwenderiſchen Freigebigkeit des Wahlkandidaten. Halb Berauſchte und ſolche, die ſich ſchon um ihre Sinne getrunken hatten, taumelten Treppe auf und nieder, kugelten wohl auch dieſelbe hinab, die widerlichſten Spuren ihres viehiſchen Zuſtandes zurücklaſſend. Fahnen und Bänder ſah man allenthalben wehen und wimpeln. An Zänkereien, Balgereien und Boxereien fehlte es nicht, ſo daß man oft ſeines Lebens nicht ſicher war. Dabei fingen die Partheien die Betrunkenen von der Gegenpartei auf, lockten ſie an einſame Orte, und ſperrten ſie ſodann wohlverwahrt und bewacht ſo lange ein, bis die Stimmen abgegeben waren, ſo daß ſie von den ihrigen keinen Gebrauch machen konnten, was man in der Kunſtſprache der Wähler Kidnapping, d. h. Wegſchnappen nannte, und die beſinnungsloſen Trunkenbolde blieben eingeſperrt, bis der Poll geſchloſſen war. — Es iſt doch eine treffliche Sache um die engliſche Conſtitution! — Asmodi und Stürmer ließen es ſich gleichfalls in der gaſtfreien Taverne wohl ſchmecken, das patriotiſche Geſchrei der halbtrunkenen Raufbolde anhörend, durch welche heroiſche Mittel ſie das theure Vaterland retten, beſchirmen und deſſen Wohl und Glück befördern wollten. Dabei ließ man von Zeit zu Zeit auch den freigebigen Candidaten hoch leben. Der Hinkende hatte hier die Geſtalt eines ſtimmfähigen iriſchen Wählers angenommen, und ſpielte nebſt Stürmer die Rolle der Trunkenen, denen Weg und Steg zu enge ſchien, vortrefflich. Beide ließen ſich auch ganz geduldig von einem toryſtiſchen Wegſchnapper gefangen nehmen und in ein dunkles Loch führen und einſchließen. Aber kaum hatte ſich ihr Führer entfernt, ſo machten ſie ſich wieder frei, und waren früher in die Taverne zurückgekehrt als jener. Der Wegſchnapper wollte ſeinen Augen nicht trauen, als er, in das Trinkgelag tretend, die beiden Weggeſchnappten hier wieder auf ihren alten Plätzen luſtig zechen ſah. — Er glaubte nicht ge=

hörig geriegelt und geſchloſſen zu haben, und ſuchte die beiden vermeintlichen Wähler noch einmal zu verlocken, was ihm auch mit Hülfe eines Collegen, dem er den Vorfall mitgetheilt hatte, gelang. Arm in Arm gingen ſie mit den ſcheinbar Trunkenen ab, und führten ſie wieder zu dem etwas abgelegenen Haus, in dem ſchon viele wirklich betrunkene Wähler eingeſperrt waren. Hier angekommen, ließen der höfliche Asmodi und ſein Gefährte ihren Führern den Vortritt, und als dieſe das für jene beſtimmte Gemach öffneten und zuerſt in dasſelbe traten, da knappte raſch die Thüre hinter ihnen zu, und aus den Wegſchnappern wurden diesmal Weggeſchnappte, die ſich vergeblich bemühten, aus ihrer wohlverwahrten Kammer zu kommen. Dagegen befreite Michel alle auf dieſe Art Gefangenen, und ſperrte noch mehr der Knippings ein.

Unterdeſſen hatte ſich ein ungeheurer Wahlauflauf gebildet und in Bewegung geſetzt; die Polizei, die dem Unfug ſteuern wollte, wurde mißhandelt, geprügelt und weggejagt; Dragoner ſprengten nun mit verhängten Zügeln unter die tumultirenden Volkshaufen, rechts und links Säbelhiebe austheilend und die Menſchen niederreitend; ein ganz unſchuldiger Greis wurde von Roſſeshufen wirklich zerſtampft; die tapfern Reiter hieben ſogar wacker in die Parterrefenſter der Wohnungen ein*). Das Volk errichtete Barrikaden, man ſchoß mit Feuergewehren nach Polizei und Soldaten. Große Proceſſionen mit Fahnen und Bändern verſehen und geſchmückt, zogen unter hölliſchem Lärmen durch die Straßen; aus allen Alehäuſern, wo der ächte engliſche Nektar gratis aus dem Horn des Ueberfluſſes ſtrömte, ertönte unaufhörlich ein wüthendes Gebrüll, dazwiſchen ſchrieen und tobten die iriſchen Orangiſten, daß Einem Hören und Sehen verging. Zahlreiche Haufen von Kohlenträgern und Bandmännern, in zerfetzten und zerlumpten Kleidern und Kitteln, mit dicken Knitteln bewaffnet, zogen wie wüthend umher, und drohten Jedem den Garaus zu machen, der ſich unterſtehen würde eine andere Meinung als ſie zu haben. Sie ſchlugen ſich wacker mit den Polizeiſoldaten herum, die endlich den Kürzern zogen und weichen mußten. Wei-

*) Wer einmal ſolchen Wahlen in den drei Königreichen beigewohnt hat, wird geſtehen müſſen, daß hier nichts übertrieben, ſondern alles der Wahrheit gemäß und der Wirklichkeit treu geſchildert, ja Vieles noch gemildert und verſchwiegen iſt.

ber und Kinder, deren Männer und Väter weggeſchnappt und eingeſperrt waren, rannten heulend, ſchreiend und fluchend umher, ihre Väter und Männer wuthentbrannt ſuchend. Eine Hausthüre, vor der ſich einige fünſzig Kinder und Frauen, weggeſchnappten Torys angehörend, befanden, öffnete ſich plötzlich, und man ſchoß mit Piſtolen und Flinten unter die Unglücklichen, von denen mehr als zwanzig verwundet wurden und ein halbes Dutzend todt niederfielen. Dabei regnete es unaufhörlich zerbrochene Glasſcheiben und Töpfe von den Häuſern herab, in denen man die Fenſter einſchlug!... Hoch lebe die engliſche Freiheit!..

Unfern dieſer Gräuelſcenen ſtand der große Agitator Daniel O'Connel auf einem Huſting, unaufhörlich gleich einem Beſeſſenen ſchreiend, die Katholiken und Papiſten gegen die Proteſtanten hetzend, den Strohwittwen und Strohwaiſen die baldige Befreiung ihr weggeſchnappten Männer und Väter verſprechend, während ihm mehrere Stimmen ein: Halt's Maul, Du faule Schwatzkartoffel! zuriefen; und immer heftiger und toller tobend wurde die Aufregung in der Gegend und der Straße, wo das Huſting ſtand. Agitatoren, Repealer, Radikale, Demagogen, Torys, Whigs, Separatiſten, Methodiſten, Prieſter, Socianer, Bandmänner, Kohlenträger, Vagabunden und Geſindel aller Art, wüthende Weiber und heulende Kinder 2c., alle tobten, ſchrieen und geſtikulirten wie raſend durch- und untereinander. Doch dies Alles ließ ſich der Kohlenträger-König O'Connel ſo wenig anfechten, als das Schimpfen und Schelten ſeiner Gegner, die ihn einen ſchlechten Miethgaul, eine elende Schindmähre, einen Sclaven der Pfaffen, einen Papiſten, einen Tyrannen der Regierung u. ſ. w. nannten, und ihm vorwarfen, daß er die Nothpfennige, die er durch ſeine ſchlechte Comödie und ſchamloſe Poſſenreiſerei der bitterſten Armuth entlocke, und welche Hunderttauſende betrügen, mit den Seinigen im Wohlleben verpraſſe und verſchlemme. — Man hörte auch den Conſervativen und dem conſervativ geſinnten Dublin vielfache Lebehochs und Hurrahs bringen. Jetzt hatte der ſchreckliche Tumult den höchſten Grad erreicht: ſchon mehr als dreißig Menſchen waren erſchlagen oder erdrückt worden, da ſagte Stürmer zu ſeinem hinkenden Freund:

— Hier geht es ja zehnmal ärger als in der Hölle zu! machen wir dem Skandal ein Ende.

Beide näherten ſich dem Huſting, von welchem herab der

Bayeriſche Staatsbibliothek München

große Agitator brüllte; Asmodi berührte dasſelbe mit ſeiner Krücke, und furchtbar krachend brach und ſtürzte das Gerüſt zuſammen, und der gewaltige Sprecher lag unter deſſen Trümmern ohne ſich jedoch wehe gethan zu haben, ſondern nur einmal über das anderemal rufend: Ich erſticke, helft doch, ich erſticke, ſo helft ins Teufels Namen! — Aber Alle hatte ein paniſcher Schrecken ergriffen; das wahrhaft infernaliſche Krachen des zuſammenſtürzenden Huſtings hatte die Maſſe betäubt, und Jedermann ſuchte in der Flucht ſein Heil; einer ſtürzte über den andern hin, und das Gewühl und Gewirre vermag keine Feder zu beſchreiben. Asmodi und Michel aber erhoben ſich mitten unter dieſem chaotiſchen Treiben der Fliehenden lachend in die Lüfte, und ließen ſich in der Nähe der Ebene von Wakefield im Weſtbezirke von Yorkſhire nieder, wo gerade ein großer Meeting gehalten wurde.

Als ſie durch die Straßen von Wakefield gingen, ſahen ſie unzählige Fahnen, und in deren Ermanglung Schnupf-, Hals- oder Taſchentücher von blauer oder gelber Farbe wehen, welche die Wakefielder Ladys und Mißriſtes wacker ſchwangen. Die blauen verkündeten den blauen Dunſt der Torys und die gelben den Schwefeldampf der Whigs. Lange Züge, ſchreckliche Muſik machende Banden an der Spitze, mit blauen oder gelben Bändern geſchmückt, und mit Stöcken und Prügeln bewaffnet, abwechſelnd mit Hurrahs und Hohngeſchrei empfangen, zogen durch die Straßen von Wakefield nach der Ebene zu, auf der ſich ſchon mehr als 50,000 Menſchen eingefunden hatten. Auf der einen Seite der Huſtings hatten ſich die Gelben, auf der andern die Blauen in Schlachtordnung aufgeſtellt, und ließen hunderte von blauen und gelben Fahnen, mit allen möglichen Aufſchriften verſehen, hoch wehen; auf den Hüten hatten ſie Karten von dieſen beiden Farben aufgeſteckt, auf welchen die Namen der Candidaten, für die ſie ſtimmten, aufgeſteckt waren. Vor einem der ankommenden Züge tanzte ein ganz in ſchwefelgelbe Farbe gekleideter Hampelmann, deſſen Schuhe, Strümpfe und Haare ſogar gelb waren, nur ſeine Naſenſpitze war glänzend vergoldet. — Dort kam gar ein Whig auf einem Eſel angeritten, und während von des Reiters Hut die ſchönſten goldgelben Bänder flatterten, war das Thier und beſonders deſſen Ohren mit blauen geſchmückt, und als man ihn fragte, weßhalb dieß ſey? gab er zur Antwort: Jedes von uns trägt die Farbe ſeiner Parthei.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Jeꜩt näherte ſich ein mehrere Tauſend Menſchen ſtarker grüner Zug, mit infernaliſcher Muſik an der Spiꜩe; alle die zu demſelben gehörigen Muſikanten ſahen Laubfröſchen ähnlich, waren bis auf die Zehen in grasgrüne Farbe gehüllt und hüpften und quakten der Bande voran. — Es waren lauter Chartiſten, welche die Wahlreform begehrten, und auf deren Fahnen Allgemeines Wahlrecht und geheime Abſtimmung geſchrieben ſtand. Nun kamen nacheinander die Candidaten der Blauen, Gelben und Grünen zum Theil in vierſpännigen Caleſchen von der Farbe ihrer Parthei angefahren. Kutſcher und Jokeys waren in Seidenzeug von derſelben Farbe gekleidet. Unter ihnen befanden ſich mehrere Lords, Earls, Viscounts ꝛc., Robert Peel, Palmerſton, ein Sohn des Generalſecretairs für Irland, ein toryſtiſcher Lord, der nicht weniger als 50,000 Acres Land und ein halbes Tauſend Pächter hatte und wie toll gegen die Kornbill wüthete.

Die Candidaten beſtiegen nun die Huſtings, auf denen die Banner und Standarten der Partheien luſtig flatterten. —

Der Sheriff begann nun den Befehl zur Vornahme der Wahl ſowie die Aufruhracte zu leſen, und ſchrie ſodann dreimal mit lauter, vernehmbarer Stimme: **Oyez, Oyez, Oyez** *).

Die auf der Ebene wogende Menſchenmaſſe mochte jeꜩt zu 200,000 Seelen herangewachſen ſeyn. Als nun die Candidaten der verſchiedenen Partheien vorgeſchlagen wurden, da erhob ſich ein furchtbares Gebrüll, ein Hohngelächter, Ziſchen, Huſten, Hurrahgeſchrei, Pfeiffen, Klatſchen und Jubelgetöſe durcheinander, ſo daß viele der Anweſenden taub zu werden glaubten. Bald liefen Tauſende von Weibern mit einem Zetergeſchrei davon und ergriffen die Flucht. — Wurde der Name eines blauen Candidaten ausgerufen, ſo ließen die Gelben ein Ziſchen, Höhnen und Brüllen erſchallen, und man glaubte der Welt Ende vor der Thür, und ſo umgekehrt wenn ein Gelber oder Grüner genannt wurde. Alle ſuchten ſich wechſelſeitig zu übertäuben. Von den Reden der Candidaten konnte man kein Wort verſtehen. Bald ſah man Hunderttauſende von Stöcken, Prügeln und Knitteln in der Luft ſchwingen, zu deren Bewegungen hundertfünfzigtauſend Mäuler ein furchtbares

*) Hört, Hört, Hört.

Accompagnement brüllten; dabei wehten die grünen, gelben und blauen Tücher der Weiber, und fünfzigtauſend Mützen und Hüte wurden unaufhörlich in die Luft geworfen und wieder aufgefangen. Jetzt wurde das Zeichen zum Aufheben der Hände gegeben, um dadurch die Wahl der Parlamentsglieder zu erkennen, und in einem Nu ſanken die hunderttauſend Prügel und Knittel nieder, und über zweimalhunderttauſend Arme ſtreckten ihre Hände gen Himmel, die Willensmeinung ihrer Eigenthümer kund zu geben. Aber jetzt ſtreckte auch, auf Michels Verlangen, Asmodi ſeine Krücke empor, und machte eine kaum merkbare Bewegung mit derſelben, und ſiehe da, alle Anweſende, Lords, Counts, Earls, Viscounts, Gentlemans, Gutsbeſitzer, Kaufleute, Bandmänner, Muſiker, Blaue, Grüne und Gelbe, ſammt dem Sheriff und den Candidaten, Frauen und Mädchen u. ſ. w., unſere beiden dämoniſchen Reiſenden ausgenommen, machten in ein und derſelben Sekunde auf einen Schlag jedes einen Purzelbaum, und alle blieben auf den Köpfen ſtehen, queckſilberartig mit den Beinen in der Luft zappelnd, ſo daß man ſtatt der Hände, 3—400,000 Füße gewahrte, was beſonders bei den Frauen einen ſo komiſchen Anblick darbot, daß ſich ſogar der Teufel vor Lachen den Bauch halten mußte. —

Asmodi und ſein Reiſegefährte ſchwebten nun, ſich aber dieſesmal nicht übereilend, über den Füßen des ungeheuren Meetings, die Reihen des ſonderbaren Heeres muſternd, allmählig in die Höhen.

Erſt bei einbrechender Dämmerung verließen ſie das ſeltſame Schlachtfeld, deſſen Helden und Streiter Asmodi bei ſeinem endlichen Abzug wieder in ſeine natürliche Stellung verſetzte. Ob nun gleich die Köpfe wieder oben waren, ſo ſchienen die Menſchen ſolche dennoch gänzlich verloren zu haben, und trollten ſich, nicht wiſſend wie ihnen geſchehen, recht betucht, mäuschenſtill und ſtumm nach Haus, ohne daß für dieſesmal irgend eine Wahl zu Stande gekommen wäre.

— Wo nun hin? fragte Asmodi im Auffliegen.

— Ich dächte nach London.

— Für heute Abend mag ſeyn, erwiederte der Hinkende, doch für morgen rathe ich mit dem früheſten nach Paris.

— Warum?

— Roſa-Maria iſt in Gefahr. —

— Alle Teufel! ſo laß uns gleich dahin. —

— Nicht doch, noch hat es keine ſolche Eile, wenigſtens iſt für dieſe Nacht noch nichts zu fürchten; morgen müſſen wir aber vorbauen.

— Und was iſt es, was ihr droht?

— Man ſtellt ihrer Tugend nach.

— Verdammt, wer wagt es?

— Ein alter Banquier, der die Eltern mit Eiſenbahnactien beſtechen will oder ſchon beſtochen hat. —

— Den ſoll ja das Donnerwetter! — fort nach Paris.

— Sey doch ruhig, Freund, ich ſage Dir, daß Du Dich nicht zu übereilen brauchſt, und wir können dieſen Abend ganz bequem einer königlichen Vorſtellung in der italieniſchen Oper in London beiwohnen, ohne daß es Dir etwas verſchlägt, noch iſt Roſa-Maria ſicher in ihrem Kloſter.

— Iſt das gewiß?

— Gewiß.

— Alſo auf Deine Gefahr.

— Sey unbeſorgt. —

Bald nach dieſer luſtigen Unterredung ſaßen die beiden Weltreiſenden in einer Loge des italieniſchen Operntheaters, nachdem Michel vorher noch ſeinen Magen mit ächt engliſchem Plumpudding und Roſtbeef geſtärkt hatte.

Der Saal bot einen, wenn auch nicht imponirenden, doch merkwürdigen Anblick dar. — Da ſah man den alten etwas zuſammengeſchrumpften Wellington, deſſen Ruhm mit ihm veraltert, und der noch immer die Peitſche für den wirkſamſten Commandoſtab hält; unfern von ihm ſtand der etwas ſchwerfällige Robert Peel.

— Wie gewaltig irrt man ſich auf dem Feſtlande, ſagte Asmodi zu ſeinem Gefährten, ihm dieſen Miniſter bezeichnend, wenn man glaubt, daß die von demſelben vorgeſchlagenen Reformen, die ſo großen Enthuſiasmus erregten, und ihm ſo unverdientes Lob brachten, aus einer wohlwollenden und menſchenfreundlichen Geſinnung entſprangen. — Peel iſt und bleibt ein eingefleiſchter, eitler engliſcher Egoiſt, dem die engherzige Politik Großbritanniens und deſſen merkantiliſches Intereſſe als das höchſte gilt; er giebt nur der eiſernen Nothwendigkeit nach, und behängt ſich mit dem Mantel des Menſchenwohls, um ſeine weiteren Pläne deſto beſſer unter demſelben verbergen und ausbrüten zu können. Er kömmt nie den

Reformen entgegen, ſondern er wird von der Nothwendigkeit derſelben mit fortgeriſſen und hat gerade ſo viel Verſtand, um einzuſehen, daß man nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen kann, und dies iſt bei einem Miniſter ſchon etwas, ſchon viel. Gar Manche, hiezu zu kurzſichtig, haben a la Polignac das Unglück der Regierung und des Thrones herbeigeführt. Neben Robert Peel, fuhr der Hinkende fort, ſteht der hochmüthige und alberne Bucelengh, der heftige und aufbrauſende Kanzler Lyndhurt, weiter links der falſche und heuchleriſche Goulburn, ein miniſterieller Nothbehelf, ſodann der etwas unverſchämte Sir Graham und Stanlay, dieſer politiſche Apoſtat, der ſo gerne der Henker der armen Irländer ſeyn möchte; drei Schritte hinter Robert Peel ſiehſt Du den unter den Sportmen ſo berühmten J. Peel. Dort weiter links ſind die edlen engliſchen Pairs, Lord Brougham, Lord Beaumont, einer der wackern Verfechter des unglücklichen Irlands; der durch ſeine ungeheuern Schulden berühmte Herzog von Buckingham; Lord Haddington; der Marquis von Camden, zwei Biedermänner, der Hampelmann Lord Dincorben, der Graf von Denon nebſt Clanruarde, zwei noch immer ſtockſteif geharniſchte engliſche Edelmänner. Lord Palmerſton, der den Thiers ſo ſchön bei der Naſe herumzuführen verſtand. Auf der andern Seite ſitzen faſt in einer Reihe die Notabilitäten du haut commerce, unter ihnen der wahrhaft ehrenwerthe Baring, was Rechtlichkeit und großmüthiges Wohlwollen anbetrifft, der engliſche Lafitte; Goldſmid, deſſen auf ererbte Treu und Glauben gegründeten Credit auch keine politiſchen Umwälzungen erſchüttern konnten; ferner Child, Baring, einer der Rothſchilde, die wahren Ueberall und Nirgends unſerer Tage, die Comptoire und Tempel in der ganzen Welt haben, die Merkure und Plutuſſe der neuen Götterlehre; Scott, Borard ꝛc. —

Doch jetzt hörte man den Donner der Kanonen erſchallen.

— Dies bedeutet die Abfahrt der Königin vom S. James-Palaſt, belehrte der Hinkende ſeinen Begleiter; — ſeltſamer Gebrauch, daß man die Abreiſe und Ankunft eines Herrſchers immer mit Zerſtörungswerkzeugen verkündet, als brächte ihre Annäherung Unheil! Indeſſen iſt es hohe Zeit, daß ſie kömmt, ſonſt könnte es ihr leicht ergehen wie eines Tages Georg III., als er die Stunde verſäumte, zu welcher ſeine Ankunft angekündigt worden war.

— Wie ſo? fragte Michel.

— Das Kommen Georgs III. war in den Zeitungen Punkt

ſieben Uhr angeſagt, die Stunde war vorüber, und der König erſchien nicht; das überfüllte Haus wurde ungeduldig; endlich, eine gute Viertelſtunde ſpäter öffneten ſich die Thüren der königlichen Loge, und ſtatt mit dem gewöhnlichen **God save the King** wird ſeine Majeſtät mit einem ſo gellenden Pfeifen und Ziſchen empfangen, daß die Mauern davon zu erbeben ſcheinen. Der erſtaunte König erhebt die Hand zum Zeichen, daß er um einen Augenblick Ruhe bittet, es tritt eine plötzliche Stille ein, und er befragt Logen und Parterre was ihnen mißfällig ſey?

— Eure Majeſtät haben ſich verſpätet, ruft ihm eine ſtarke durchdringende Stimme zu.

Der König zieht ſeine Uhr, findet, daß die Stimme wahrgeſprochen, verbeugt ſich entſchuldigend, das Pfeifen und Ziſchen verwandelt ſich in ein donnerndes Bravo, dem unmittelbar das God save the King, von allen Kehlen angeſtimmt, folgt.

Doch jetzt öffneten ſich die Thüren der königlichen Loge, und Asmodi verſtummte. Die Königin Victoria trat in Begleitung des Prinzen Albert und der wunderſchönen Herzogin von Sutherland und einem anſehnlichen Gefolge in dieſelbe und ward gleichfalls mit donnerndem Beifall und ſtehend empfangen. Die Künſtler, welche auf der Vorderbühne ſtanden, ſtimmten die Nationalhymne an und das Publikum fiel mit ein, wodurch freilich der Geſang an Harmonie nicht, jedoch deſto mehr an Stärke gewann.

Man gab die heimliche Ehe von Cimaroſa; Lablache, Victorias Singlehrer, ſpielte zum Entzücken und hatte ſich des Beifallsklatſchens ſeiner königlichen Schülerinnen zu erfreuen, die mit ihren kleinen Händen und ihrer faſt kindiſchen Stimme das Zeichen zum allgemeinen Applaus gab, den die hinter ihr ſtehenden Oberſtall- und Oberjägermeiſter, die Grafen von Jerſey und Roßlyn auf das kräftigſte mit ihren ſtarkknochigen Händen, ſowie die Ehrenritter, der Marquis von Osmond, der Graf von Warwick, der Graf von Hardwick und Lord Byron mit ihren niedlichen, zu ſonſt wenig taugenden Hofpatſchen unterſtützten. — Die Perſiani ſpielte und ſang allerliebſt; ebenſo die Griſi und Mario, die andern taugten nicht viel. Was aber Michel mehr als die Oper intereſſirte, war, die hohe engliſche Ariſtokratie, ſowohl die des Adels als die der Finanzen, hier ſo ziemlich vereint zu ſehen, und er ließ ſich von ſeinem Freund Asmodi hauptſächlich diejenigen unter ihnen bezeichnen, welche die eingefleiſchteſten Gegner der Korngeſetze wa-

ren, die das grenzenloſe Elend des armen Volkes etwas mildern ſollten.

Er machte ihn mit einem hundert derſelben, meiſtens reiche und große Gutsbeſitzer, bekannt, deren mitleidsloſer Egoismus ſich zum Theil in ihren langen, hagern, etwas, ſtieren, zum Theil in ihren ſonſt ausdrucksloſen dickbackigen Geſichtern deutlich wahrnehmen ließ. Die meiſten derſelben verſchwendeten ungeheure Summen für überflüſſige Pferde, wohlgenährte Jagdhunde, die ſie zu Hunderten oft mit Leckerbiſſen fütterten, während ſo mancher arme Taglöhner in den Grafſchaften, in denen ſie ihre Güter hatten, ſeinen auf verfaultem Stroh halb nackten oder dürftig in Lumpen gehüllten Kindern oft kein Stückchen verſchimmeltes Brod, keine verdorbene Kartoffel reichen konnte, um deren nagenden Hunger zu ſtillen. Andere zahlten Jahrgehalte von zwei, drei, vier Tauſend Pfunden und mehr an feile Weiber, die ſie, freilich ohne es zu ahnen, mehr für Andere als für ſich unterhielten. — Beſonders gehörte es zum guten Ton, eine Bein- und Fußkünſtlerin, vulgo Tänzerin zur Maitreſſe zu haben, und dieſe gehörig mit Diamanten und Brillanten zu ſchmücken, ſo daß wenigſtens Ohren, Arme und der Buſen bei jeder Bewegung die blendendſten Blitze in allen Farben ſchleuderten, und manche dieſer Sylphiden die Schatzkammer eines indiſchen Nabobs geplündert zu haben ſchien, wie z. B. Miß Plumbett.

Den Michel wurmte dies gewaltig: wie, rief er aus, während Hunderttauſende im Elend und Jammer verſchmachten, verhungern und umkommen, verpraſſen einige Hundert dieſer Privilegirten die Schätze Indiens in der ſchamloſeſten Ueppigkeit, ſelbſt den Anblick dieſes Elends ſcheuend und ihm ausweichend, aus Furcht, daß es den Genuß ihrer Gelüſte mindern könnte! Warum läßt wohl die Vorſehung ſo etwas zu? —

— Dies wird ſich dereinſt Alles aufklären, meinte Asmodi.

— Einſtweilen möchte ich aber dieſen engliſchen Granitherzen doch eine kleine Lektion geben. —

Das Duett: „Sie müſſen ſich bequemen ꝛc.“ war ſo eben beendigt, und die Worte: „Nur mit Gold kann man lenken einen ſolchen Mammonsknecht“ hatte der ſingende Künſtler recht vernehmlich und mit großem Beifall vorgetragen, als ſich die Bühne nach dem Abtritt der Sänger auf einmal verfinſterte, und die Dekoration zuerſt in Wolken gehüllt ſich allmählig in eine armſelige

Hütte verwandelte, in welcher auf mehreren faulen Strohlagern ſich einige Dutzend noch lebende Menſchengerippe befanden, an denen nichts als Haut und Knochen war, und die, von jedem Alter und Geſchlecht, in Lumpen gehüllt, zur höchſten Nothdurft ihre verſchämteſten Blößen deckten, wimmerten, heulten, ächzten und krächzten und nach einem Stück Brod ſchrieen.

— Was ſoll das? rief eine Stimme neben der königlichen Loge, dies iſt doch keine Scene aus der heimlichen Ehe, ſo viel mir bekannt iſt.

— Wahrhaftig nein, Herr Oberhofmarſchall, die Scene iſt nur zur Unterhaltung Ihrer Majeſtät und der hohen Herrſchaften eingelegt, improviſirt, aber ganz aus dem Leben gegriffen, rief eine Stimme aus einer andern Loge dem Frager zu.

Das ganze Publikum war wie verſteinert; unterdeſſen ſpielte die eingelegte Scene auf der Bühne fort.

Statt der italieniſchen Triller, Coloraturen und ſonſtigen muſikaliſchen Schnörkeleien, vernahm man nur ein herz- und ohrenzerreißendes Wimmern, Heulen und Schreien, das, ſo grell auch die Töne ſeyn mochten, doch eine gräßliche Harmonie hervorbrachte. Plötzlich trat ein Menſch mit zerſtörtem wildem Blick in die einem Hundeloch ähnliche Hütte, ein grobes halbes Brod in der einen Hand haltend, und damit auf ein Lager, das links in einem Winkel war und ſieben ſolcher halb verhungerten Geſchöpfe groß und klein beherbergte, zugehend, denſelben die Worte: Brod! Brod! zukeuchte. Alle riſſen die Augen ſtarr auf, erhoben ſich mühſam, mit gierigen Blicken, offnem Mund, ihre ſchmutzige Beſchäftigung verlaſſend, die darin beſtand, ſich von einem Theil des ſie freſſenden Ungeziefers möglichſt zu befreien, und umringten den Mann, der Brod gerufen hatte, während die Gerippe in den andern Winkeln ſehnſüchtig nach der aufgeſtandenen Gruppe ſtierten. Der Mann, der das Brod brachte und nun unter die ſieben Unglücklichen vertheilte, von denen eines die Mutter der Uebrigen ſchien, war der Vater dieſer elenden Familie. Das halbe, ganz trockene, grobe Brod war ſchnell in ſieben Stücke gebrochen oder vielmehr zerriſſen, denn die Hände des Vaters mußten das Meſſer erſetzen, und eben ſo ſchnell waren mit dem ſchrecklichſten Heißhunger die Stücke verſchlungen, und Aller Blicke ſprachen deutlich ein: „noch mehr!“ aus, und die nicht halb Geſättigten ſchlichen und krochen wieder zu ihrem Lager, ſich krümmend und ſtöhnend wieder an die ge-

wohnte eckelhafte Beſchäftigung machend. — Zum zweitenmal öffnete ſich die Thüre der Hütte, und ein hohlaugiges, in farbloſe Lumpen gehülltes Weib trat ſchlotternd ein, in ihren Händen ein topfartiges Gefäß haltend, mit dem ſie in einen andern Winkel dieſes Stalles wankte und einem andern halben Dutzend ähnlicher Geſchöpfe den Inhalt deſſelben auf das ſchmutzige Stroh ausleerte. Es werden Ueberreſte von abgequellten, noch ungeſchälten, größtentheils verdorbenen Kartoffeln, über welche die Elenden gleich hungrigen Wölfen herfielen, ſie mit Haut und Schaale auffraßen, oft nicht einmal ſich die Mühe gebend, ſich ihrer Hände zu bedienen um ſie aufzufaſſen, ſondern gleich dem lieben Vieh ſie mit den Mäulern wegſchnappend.

Ein zweites, wo möglich ſich in einem noch ſcheußlicheren und eckelhafteren Zuſtand befindendes Weib trat nun ein, eine Schüſſel unter dem Arm haltend, mit der ſie in einen dritten Winkel ſchlich und dieſelbe einer ähnlichen Gruppe vor das Strohlager ſtellte; auch hier fielen die elenden Geſchöpfe gleich den andern gierig darüber her und verſchlangen die Ueberreſte von im Waſſer geſottenen Gemüſe, einige Rüben und Grütze durcheinander gerührt, eine Koſt, wie man ſie in den deutſchen Bauerndörfern in der Regel den Schweinen vorſtellt; eines unter dieſen Elenden war ſo glücklich, einen Knochen zu erhaſchen, der ſich unter dem Gemengſel vorfand und an dem noch einige Fetzen Haut und Knorpel hingen; aber kaum hatte er den Fang gethan, ſo fielen auch die andern über ihn her und wollten ihm den Fund entreißen, um den ſich die ganze Gruppe nun balgte, bis die Mutter, welche das Eſſen gebracht, mit Fäuſten dreinſchlug, den Kindern den Knochen entriß und ihn dem älteſten, eilfjährigen Jungen zutheilte, der ihn nun ruhig abnagen durfte, während ſeine Geſchwiſter mit neidiſchem Blicke nach ihm ſchielten.

— Aber iſt dies auch eine Vorſtellung, welche in die italieniſche Oper gehört und der allerhöchſt Ihre Majeſtät mit dero ganzem Hofſtaat und allen Miniſtern beiwohnen? ſagte jetzt eines der platteſten Geſichter in der königlichen Loge.

— Allerdings, mein Herr, gerade für dieſes Publikum iſt ſie gemacht und am paſſendſten, wurde ihm aus Michels Loge geantwortet; doch nur einen Augenblick Geduld, ſogleich werden erfreulichere Bilder ihre Augen und Ohren ergötzen. —

Die Königin, ſowie das ganze Publikum war ſtarr, ſtumm,

und wie verſteinert. Einige verſuchten es zwar, ſich von ihren Sitzen zu erheben, um ſich zu entfernen, aber vergeblich; alle waren bewegungslos und wie an die Stelle, auf der ſie ſtanden, angenagelt, gebannt, und vermochten ſich nicht zu rühren.

Jetzt verwandelte ſich die Bühne wieder, und das Theater ſtellte ein freundliches, helles, ſehr geräumiges, hohes und wohlverwahrtes, mit bunten Farben luſtig bemaltes Behälter vor, in welchem theils auf friſchem Stroh, theils auf Teppichen und kleinen Matratzen mehr als ein halbes Hundert der ſchönſten, wohlgenährteſten, zum Theil mit ſilbernen oder doch ſammtnen Halsbändern geſchmückten Hunde in der wohlbehaglichſten Ruhe lagerten. Es traten ein paar reich und bequem gekleidete Diener ein, welche in reinlichen Gefäßen wohlzubereitete Speiſen, theils aus kräftigen Suppen und geſottenem oder geröſtetem Fleiſch, theils aus gut gebackenem Waizen- oder Roggenbrod beſtehend, brachten, und ſetzten die mehr als zum ſatt werden reichhaltigen Portionen den vierbeinigen Geſchöpfen vor, welche eben kein ſehr gieriges Verlangen nach dieſem ſplendiden Mahl zu haben ſchienen, obgleich ſie von den gefälligen Dienern geſchmeichelt, geſtreichelt und geliebkoſt wurden, und die aus den vorgeſtellten Schüſſeln nur das Leckerſte herausſchnüffelten und den Reſt verächtlich ſtehen ließen, die Gefäße umwarfen, den Boden mit den Brühen tränkten, und ſich dann wieder zur gemächlichen Verdauung niederlegten, bis auf einmal ein Halloh und Hörnerklang von außen ertönte, worauf alle luſtig aufſprangen, der ſich öffnenden Pforte zueilten, und als ſie ſich durch dieſelbe gedrängt hatten, traten andere Diener ein und reinigten das verlaſſene Gemach auf das ſorgfältigſte und ſäuberlichſte, gehörig friſche Luft einlaſſend, während man von außen das Getöſe zur Vorbereitung einer glänzenden Jagd, luſtigen Hörnerklang, wilde Hallohs, Peitſchenknall und Rüdengebell vernahm.

Die Bühne veränderte ſich abermals und ſtellte jetzt das Budoir der Miß Betty Adkinſon, einer modernen engliſchen Lais, vor, die früher unter einem andern Namen Operntänzerin geweſen, jetzt aber, obgleich noch jung und wenn auch eine etwas gekünſtelte Schönheit, es vorzog, auf ihren goldnen Lorbeeren zu ruhen.

Das Gemach war mit karmoiſinrothem genueſiſchem Thronſammet drapirt, die Draperien mit goldnen Bienen geſtickt, und die Behänge mit dicken Bouillonfranſen von demſelben Metall ver-

ziert. Acht Rieſenſpiegel warfen die Pracht des köſtlich ausgeſchmückten Gemachs, deſſen Möbel alle von Palyrander mit reich vergoldeten koſtbaren Stukkaturarbeiten verziert waren, hundertfältig wieder. Die Schöne lag nachläßig auf einer Ottomane ausgeſtreckt, ihre vertraute Zofe kniete vor ihr nieder, ihr mehrere geöffnete Schmuckkäſtchen hinhaltend, während ſie aus einer Vermeiltaſſe Thee ſchlürfte.

Die Scene ſpielte in den erſten Abendſtunden. —

— Dies ſchickte Lord B..., ſagte die knieende Clary zu ihrer Gebieterin.

— Opalen, kaum 200 Pfund werth, der edle Lord hätte beſſer gethan, ſie ſeiner alten Hausehre zu verehren; er iſt toll, wenn er glaubt daß ich mich mit ſolchem Bettel ſchmücke; lege ſie bei Seite, Du wirſt ſie ihm bei erſter Gelegenheit mit guter Manier wieder zuſtellen, ſagte Betty mit ärgerlich-verächtlicher Miene zur Zofe.

— Dies hier iſt von Lord O...., fuhr Clary fort, eine Kapſel öffnend.

Betty nahm eine Broche aus derſelben, und dieſelbe von allen Seiten betrachtend ſprach ſie: Der Solitair iſt nicht übel, könnte jedoch etwas größer ſeyn und mehr Feuer haben, übrigens iſt er vom reinſten Waſſer und ſchön geſchliffen, ſo wie die ihn umgebenden Roſetten. Was meinſt Du, Clary, was der Bettel wohl werth ſeyn mag?

— Ich verſtehe mich ſchlecht auf die Schätzung der Diamanten, Milady, aber auf jeden Fall ſind ſie mehr als fünfhundert Pfund werth.

— Bah! wo denkſt Du hin, der Solitair iſt unter Brüdern zwei tauſend Pfund werth, einfältiges Mädchen.

— Wie geſagt, ich verſtehe nicht zu ſchätzen. Hier noch ein Präſent von dem Herzog von C......

— Von dieſem einfältigen Gecken? laß ſehen! wie, ſein Portrait? es lohnte ſich auch der Mühe, dieſes Affengeſicht malen zu laſſen; aber die Steine, die es umfaſſen, ſind koſtbar, herrlich! Ha, wie das funkelt und blitzt! Bei Gott, damit könnte man ja das prächtigſte Landgut erkaufen; höre, der Herzog iſt doch ſo albern nicht, er hat wenigſtens einen guten Geſchmack. Iſt das Alles? —

— Außer einem Dutzend Billet-doux. Ja.

— Für heute genug, die Briefchen kannſt Du mir morgen beim Lever vorleſen.

Ein ſchwer mit Gold betreßter weißgepuderter Lakay tritt ein.

— Der Viscount F. . . .

— O der langweilige filzige Pinſel.

— Milady befehlen? —

— Er mag eintreten, da ich doch keine beſſere Unterhaltung habe. Clary, Du bleibſt.

Der Viscount tritt durch die geöffneten Flügelthüren, nähert ſich der Miß, und küßt deren Hand unter tauſend Bücklingen, ſich zugleich nach ihrem theuren Befinden erkundigend.

— Erlauben Sie, meine Schönſte der Schönen, Ihnen meine ſchuldige und grenzenloſe Verehrung in dieſer kleinen Blume darzubringen.

Der Viscount überreicht der Miß ein goldnes emaillirtes **forget me not**, mit einigen Perlen beſetzt, auf deſſen emaillirten Blättern kleine, Pfeile abdrückende Amoretten gemalt ſind. Das Ganze hat die Größe einer gewöhnlichen Vorſtecknadel.

— Allerliebſt, Viscount; mein Gott, wie kommen Sie dazu, mich ſo koſtbar zu beſchenken, welche Verſchwendung! dies bin ich gar nicht werth.

— Doch, doch, meine Beſte, Sie ſind alle Schätze der Welt werth: wenn ich ſie nur hätte, mit Freuden legte ich ſie Ihnen zu Füßen; einſtweilen nehmen Sie mit dieſer Kleinigkeit vorlieb, die mich bei Ihnen in geneigtem Andenken erhalten ſoll. Leider kann ich heute Abend nicht bei Ihnen verweilen, da ich an den Hof unſerer kleinen Victoria eilen muß, um meine Aufwartung zu machen, und mich ſchon etwas verſpätet habe; Sie wiſſen, Miß, unſere gute Königin iſt ein kleiner jähzorniger Teufel, wenn er anfängt, mit dem nicht gut ſpaßen iſt; Sie werden mich alſo für heute entſchuldigen, wenn ich . . . .

— Gehen Sie, gehen Sie, Viscount, ich wäre untröſtlich, wenn Sie ſich wegen mir die geringſte Unannehmlichkeit zuzögen, gehen Sie, Viscount. Clary, leuchte dem Herrn. (Sie ſpricht einige Worte leiſe mit der Kammerfrau.)

— Ein andermal, Holdeſte der Schönen, werde ich — — —

— Schon gut, ſchon gut, machen Sie, daß Sie ſich nicht verſpäten. —

Clary hat unterdeſſen aus einer Tiſchlade ein Stück Papier

genommen, und zündet es am Licht an, der Viscount bemerkt es, ſieht mit der Lorgnette hin, und fällt der Zofe ſchnell in den Arm, denſelben mit dem ſchon brennenden Papier zurückziehend.

— Um Gotteswillen, mein Kind, was thun Sie, das iſt ja eine Banknote, welche Zerſtreuung!

Er verſucht es die Flamme auszublaſen, aber Clary hält den Arm höher und Betty ſpricht:

— Nicht doch, Herr Viscount, ſo pflege ich meinen beſten Freunden heimleuchten zu laſſen. Es iſt ja nur ein Licht von hundert Pfund.

Der Viscount entfernte ſich nun mit ſtieren Augen, rückwärts unter tauſend Bücklingen zur Thüre hinausſtolpernd, und Betty und Clary brechen in ein lautes Gelächter aus.

In dieſem Augenblick treten die Lords B.... und P.... ein, der eine Oberſt bei der Garde, der andere General der Cavallerie, bringen der Schönen ihre Huldigung dar, und erkundigen ſich nach der Urſache ihrer gewaltigen Hilarität, und die Dame erzählt ihnen lachend den Scherz, den ſie ſich mit dem Viscount F.... ſoeben erlaubt habe, der ihr ein herzbrechendes Geſchenk mit einer Nadel von etwa anderthalb Guineen an Werth gemacht.

— Wir begegneten ihm auf der Treppe, er war ſo zerſtreut, daß er kaum unſern Gruß erwiederte, und ſchien gewaltig verblüfft, ſagte der Gardeoberſt.

— Dieſe Geſchichte muß ich morgen am Hof unſerer kleinen Victoria erzählen, die wird ſich köſtlich amüſiren. —

Es kamen nun nacheinander noch mehrere Cavaliere vom Hof, Pairs, Lords, Banquiers zu der berühmten Schönen, dieſelbe um die Wette mit Artigkeiten überſchüttend, und zwar oft auf Koſten der berühmteſten Hofſchönheiten und der Königin ſelbſt; aber das Aergſte bei der Sache war, daß alle täuſchend ähnlich gewiſſe Perſonen darſtellten, die ſich ſammt deren Frauen zum Theil in der königlichen Loge oder doch in der Nähe derſelben ihrem alter ego en face befanden, ſo daß es unmöglich war, ſie zu verkennen, und dieſer Theil der Zuſchauer ſich dadurch in die allerpeinlichſte Lage verſetzt ſah, ohne ſich auch nur im mindeſten auf irgend eine Art derſelben entziehen zu können, während die Augen ihrer Frauen Zorn und Galle zu ſprühen ſchienen. — Doch plötzlich verwandelte ſich abermals die Bühne, und das Theater ſtellte nun einen freien Platz vor, auf deſſen Mitte ein Galgen ſtand, der von zahlloſen

Menſchen umgeben war, und aus allen Fenſtern der den Platz umgebenden Häuſer reckten die Neugierigen Kopf an Kopf heraus, um das Vergnügen zu haben, einen armen Teufel hängen zu ſehen, der einen reichen Lord auf offener Straße eine zwar ungeladene Piſtole auf die Bruſt geſetzt, weil er ihm eine milde Gabe für ſeine verhungernde Familie verſagt hatte, und nun durch Drohung und Gewalt fünf Pfund von demſelben ertrotzte, weßhalb er als des Straßenraubes mit gewaffneter Hand ſchuldig, zum Strick verurtheilt worden war. — Als das Schauſpiel dieſer Hinrichtung, während welcher man viele Taſchendiebe ihre Kunſtſtücke machen ſah, vollendet war, verwandelte ſich das Theater wieder in die Zimmerdekoration der heimlichen Ehe, und die Oper hatte nun ihren ungeſtörten Fortgang. — Der Hof und alles was ihn umgab ſchien jedoch ſelbſt an Lablaches und der Perſiani Spiel und Geſang kein Behagen mehr zu finden, und entfernte ſich ſamt der Königin; ihm folgten bald alle übrigen Notabilitäten in den Logen, wenige ausgenommen, unter denen der Banquier Baring und einige andere. Die Oper, die ſo glänzend begonnen, wurde nun faſt vor leerem Haus beendigt.

Auch Michel und der Teufel machten ſich davon, und gaben ſich für den andern Morgen ein Rendez-Vous im Prinzenhotel zu Paris, wohin Asmodi ſeinen Gefährten noch denſelben Abend brachte, und der daſelbſt übernachtete.

Den andern Morgen ſtand zur gewöhnlichen Stunde Asmodi vor ſeinem Schützling, das heute vorzunehmende Tagwerk berathend.

— Zuerſt muß die Sache mit Roſa-Maria, die ich dieſen Morgen beſuchen will, ins Reine, ſonſt habe ich keine Ruhe; das Mädchen liegt mir mehr am Herzen als ich glaubte.

— Wohlan, bekleide Dich, wir wollen im **Sacré-Coeur** die beiden hübſchen Kinder beſuchen, dann zu deren Eltern gehen, wo wir den alten Sünder finden und ihm den Kopf zurechtſetzen werden, und dann? ...

— Dann möchte ich Bedlam einen Beſuch machen.

— Wie, dem Londner Tollhaus?

— Freilich.

— Haſt Du an der übrigen Welt nicht genug?

— Dieſe iſt nur voll unnatürlicher Narren; ich möchte auch einmal die natürlichen ſehen. Sodann iſt heute Abend maskirter,

traveſtirter, und Bal paré in der großen Oper zu Paris, damit können wir das Tagewerk beſchließen.

— Gut, von einem Narrenhaus in das andere, oder in noch etwas Schlimmeres.

— Wie ſo?

— Durch dieſe Opernbälle hat Leo Pillet das Opernhaus in ein wahres Proſtitutionshaus und in eine Diebshöhle verwandelt. Im Allgemeinen werden dieſe Bälle nur von drei Klaſſen Menſchen beſucht, nämlich den Freudenmädchen und feilen Dirnen, den Dieben und Beutelſchneidern, und den Einfaltspinſeln, die ſich dort von den Dirnen betölpeln und von den Dieben beſtehlen laſſen.

— Wir würden zu den Einfaltspinſeln gehören. —

— Du wahrſcheinlich, wenn ich nicht wäre.

— Warum geſtattet man aber ſolchem Geſindel den Zutritt?

— Dies iſt wieder einmal eine recht naive Frage: Weil Herr Leo Pillet, der die königliche Akademie der Muſik zu einer Akademie der Stümper umgewandelt hat, ſich auf jede Weiſe Geld machen will und muß, um die trotz der großen Subvention beſtehenden Ausfälle zu decken.

— Indeſſen dächte ich, daß die ziemlich hohen Eintrittspreiſe doch das ärgſte Geſindel von dem Beſuch dieſer Bälle abhalten ſollte.

— Man ſieht, wie wenig Du mit den Theaterzuſtänden bekannt biſt. Auf dem Zettel ſteht allerdings 10 Franken das Billet, indeſſen kannſt Du dasſelbe bei allen Perrückenmachern, in allen Eſtaminets, Kaffeehäuſern und andern Kneipen für 6 Franken und noch darunter kaufen; aber das iſt noch nicht Alles, Du erhältſt noch zwei bis drei, ja vier ſogenannte Damenbillets mit in den Kauf, die man Dir ſo zu ſagen noch aufdringt; daher kömmt es denn, daß ſich mehrere Damen der Art, wie man ſie zu Hunderten auf dieſem Ball findet, cotiſiren, um ein Herren-Billet zu kaufen, welches ſie ſodann einem Subjekt von ihrer ſaubern Bekanntſchaft um drei Trumpel wieder verkaufen oder wohl auch verehren, ſo daß nun vier bis fünf Perſonen, von denen eine jede nur wenige Sous ausgibt, den Eintritt zum Ball haben. Außerdem erhalten alle die Tagdiebe und ähnliche Subjekte, welche ſich in ſogenannten Charaktermasken, ſie mögen auch noch ſo lumpig und ſchmutzig ſeyn, anmelden, auch die Herren-Billets um ein Drittheil ihres Nennwerthes und noch darunter. Du ſiehſt alſo, auf welche Weiſe man dieſe Bälle zu füllen und zu überfüllen

verſteht, und ſodann die Gimpel auf die plumpſte Manier intriguirt und ihnen die Taſchen leert.

— Daß aber die Journale einen ſolchen Unfug nicht rügen?

— Die Journale? O sancta simplicitas! Die Journale? Iſt denn auch ein einziges, deſſen Direktor oder Redakteur en chef nicht bisweilen eine Freiloge von der Gnade des Herrn Leo Pillet zu erbitten hätte? Im Gegentheil, findeſt Du nicht alle Augenblicke, um dem Publikum und der Welt Sand in die Augen zu ſtreuen, Stellen wie dieſe:

„Was man auch über die Bälle unſerer großen Oper ſagen „mag, es bleiben dieſe doch immer eines der großartigſten und „prachtvollſten Schauſpiele dieſer Art; keine Stadt der Welt kann „Aehnliches aufweiſen (wohl möglich) und auf dem letzten bemerk„ten wir wieder Perſonen aus den höchſten Ständen, wenn auch „im tiefſten Incognito, in Maſſe im Opernſaal und in den Lo„gen. Man ſpann eben ſo intereſſante als pikante Intriguen ꝛc.“ und ähnliche in denſelben? — Doch jetzt wird es Zeit ſeyn, daß wir uns auf den Weg machen.

— Ich bin bereit.

Ein Remiſewagen fuhr vor und brachte die beiden Kameraden in das Sacré-Coeur.

In das Sprachzimmer geführt, verlangten die Herren ihre Couſinen zu ſprechen. Man willfahrte ihnen mit zuvorkommender Gefälligkeit, und bald traten Roſa-Maria und ihre Schweſter in Begleitung einer älteren Schweſter in das Zimmer. Beide waren ſchwarz gekleidet und in eine Art Schleierkappe gehüllt; dieſes Coſtüme trug nicht wenig zu der Verſchönerung ihrer Reize bei, und Roſa-Maria beſonders glich in ihrer Einfachheit einem wahren Engel; ihr früheres koquettes Weſen ſchien faſt gänzlich verſchwunden, und eine liebliche Einfalt an deſſen Stelle getreten. Michel war entzückt, konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem ſchönen Kind, und fragte erſt nachdem er von ſeinem bewundernden Staunen etwas zurückgekommen war nach dem Befinden der beiden Mädchen, und wie es ihnen hier gefalle.

— Recht ſehr gut, erwiederten Beide zugleich, ſchade nur, daß wir dieſen Aufenthalt, wo man uns ſo wohl will und wir die Schweſtern ſchon ſo lieb gewonnen haben, ſo bald wieder verlaſſen ſollen.

— Wie ſo? fragte Michel erſtaunt.

— Geſtern war meine Mutter hier, erwiederte Roſa-Maria mit faſt kläglicher Stimme, und verkündete uns, daß wir in wenig Tagen das Kloſter verlaſſen würden, da ſich die Umſtände geändert hätten, und dies auch Ihr Wille ſey.

— Iſt's möglich! rief Michel aus. Sich jedoch ſchnell beſinnend ſetzte er hinzu: dies muß auf einem Irrthum beruhen; ſeyd ganz ruhig, Kinder, ich verſpreche euch daß ihr bleiben werdet.

— O das iſt allerliebſt, riefen beide Mädchen aus, in ihre kleinen Hände patſchend, man gibt uns hier einen ſo angenehmen und unterhaltenden Unterricht und lehrt uns ſo ſchöne Dinge, Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, von denen wir nie eine Ahnung hatten, ſetzte Roſa-Maria hinzu.

Michel ließ ſich nun von der Kleinen mittheilen, wie ſie ihre Tage zubrachte, und ſie erzählte ihm mit großer Geſchwätzigkeit, wie ihre Stunden zwiſchen dem Religionsunterricht, feinerer Handarbeit, von der ſie hoffe ihm bald eine Probe geben zu können, und dem Unterricht in der Erdbeſchreibung, Geſchichte, Muſik, Sprachlehre u. ſ. w. getheilt ſeyen. Ihre ältere Schweſter Octavie plauderte nicht minder zur Zufriedenheit des Hinkenden, der ein recht frommes Schafsgeſicht angenommen hatte; die Unterhaltung mochte beinahe eine Stunde gedauert haben, als eine der frommen Schweſtern eintrat und den Mädchen verkündete, daß ihre Klavierlehrerin ſie erwarte. — So gerne Michel noch länger verweilt hätte und ſo ungern er ſich von dem Mädchen trennte, ſo blieb ihm doch keine andere Wahl übrig, als der Nothwendigkeit nachzugeben. Oefteres und baldiges Wiederkommen verſprechend, nahm er ſamt ſeinem Freund Abſchied, und fühlte dabei eine große Beklommenheit, ein faſt banges Gefühl, das verkündete, daß ſein Herz ihm nicht mehr angehöre. — Asmodi hatte es bemerkt, und ſagte das Kloſter verlaſſend: Aha, wir haben uns gefangen.

— Nun zu den Eltern! war alles was Michel antwortete. — Dieſe wohnten jetzt nicht mehr in einem Hinterhaus der Straße Chaillot, ſondern hatten eine elegante Wohnung im Faubourg St. Honoré bezogen.

Es mochte etwa um die Mittagsſtunde ſeyn, als die beiden Geſellen daſelbſt ankamen, wo ſie eine höchſt elegante Equipage an der Thüre haltend fanden und vom Portier erfuhren, daß Monſieur Barret, ſo nannte ſich der Vater der Kinder, einen vornehmen Beſuch habe.

Hat nichts zu ſagen, ſprach Asmodi, ſeinen Freund beim Arm nehmend, und über den Hof gehend ſtiegen beide einen ſogenannten **Escalier de service**, einer kleinen Hintertreppe, wie man ſie faſt bei allen größeren Wohnungen zu Paris findet, hinan, und verfügten ſich unbemerkt in ein Gemach, das neben dem Salon war, in welchem ſich Barret mit ſeiner Frau und einem Fremden in einem lebhaften Geſpräch begriffen befanden, dem die beiden Lauſcher zuhörten und das ſie vollkommen verſtanden.

— Alſo dabei bleibt es, wir ſind einig, Ihr könnt wenn Ihr wollt zu mir kommen oder ſchicken, die drei hundert Aktien in Empfang zu nehmen, und Eure jüngſte Tochter nehmt Ihr binnen drei Tagen aus dem Kloſter zurück.

— So iſts, Herr Tonnier.

— Und das verſprochene Geſchmeide? ſagte die Frau.

— Erhaltet Ihr noch dieſen Abend, antwortete der Fremde, und wollte ſich nun empfehlen, als Michel und Asmodi in das Zimmer traten und ihm den Weg verſperrten.

— Noch einen Augenblick, mein Herr, ſagte Michel mit ſtarker Stimme, ich habe auch noch ein paar Worte mit Ihnen zu reden.

— Habe ich doch nicht die Ehre Sie zu kennen, mein Herr!

— Deſto beſſer aber kenne ich Sie. — Sie ſind der weltberühmte Banquier Tonnier, haben vor Kurzem wieder einige Millionen an den Eiſenbahn-Aktien gewonnen, oder vielmehr erwuchert, wozu ſo mancher arme Teufel ſeinen letzten Nothpfennig ſteuern mußte. Sie ſind einer jener Induſtrieritter **en gros**, vor denen die heilige Juſtiz ſich in unterthänigſter Demuth beugt und bückt, während ſie denen **en detail**, die um ein elendes Daſeyn zu friſten ſich kleine Gaunereien zu ſchulden kommen laſſen, auf das unbarmherzigſte auf die Finger klopft und bei Hunger und Elend zwiſchen feuchte Mauern einſperren läßt. Doch auch Ihr Stündlein, ſo wie das aller derer, die Ihnen gleichen, wird ſchlagen, ſeyen Sie deſſen verſichert; einſtweilen aber will ich Ihnen einen Vorſchmack und dieſen Kupplern, die ihre Kinder für Ihren Mammon verhandeln wollen, eine kleine Lehre geben. Nur daß Ihr Roſa-Marias Eltern ſeyd, ſprach Michel zu dem Ehepaar Barret, habt Ihr es zu verdanken, daß ich ſo glimpflich mit Euch verfahre. — Wie, Ihr ſchämt Euch nicht, nachdem ich Euch aus dem Elend gezogen und für Euren und Eurer Kinder Unterhalt reichlich geſorgt habe, dieſe an dieſen alten, eckelhaften, an Körper, Geiſt und Seele gleich

ſchmutzigen und verkrüppelten filzigen Sündenbock zu verhandeln, der ſchon längſt alle Pfützen von Paris durchwatet hat? — an dem kein gutes Haar, keine geſunde Faſer mehr iſt? —

— Mein Herr ... fiel jetzt der Banquier ein ... mein Herr ...

Ein donnerndes Stille Michels brachte ihn jedoch ſchnell zum Schweigen. Stille, alter Sünder, fuhr er fort, ſonſt will ich Dein Regiſter ſo klar offenbaren und bloß ſtellen, daß auch nicht die ſchlechteſte und feilſte Juſtiz, nicht einmal die einer gewiſſen kleinen Republik, es wagen dürfte Dich freizuſprechen, wenn ſie auch den beſten Willen dazu hätte. — Soll ich Dir erzählen, wie Du zu den erſten hundert tauſend Franken kamſt? ſoll ich Dich an die vier Wände in No. 67 der Straße Choiſeuil erinnern, ſoll ich dieſe ſprechen machen, und an die Wittwe L... erinnern?

Der Banquier wurde leichenblaß, zitterte, ſeine Lippen wurden bleifarbig, ſeine Augen rollten wie verwirrt, ſeine Knie ſchlotterten, und er mußte ſich um nicht niederzuſinken an einen Armſtuhl halten. —

Sieh, ich vermag Todte zu citiren, Todte, welche Deine furchtbaren Geheimniſſe mit ins Grab genommen haben, aber die ich auferſtehen machen kann! — Doch wozu Dich unter das Beil der Guillotine liefern? Deine Stunden hienieden ſind gezählt; wie Du mit dem Jenſeits fertig wirſt, das iſt Deine Sache. Doch hier nur ſo viel: wenn Du auch nur noch den mindeſten Verſuch machſt, ein unſchuldiges Geſchöpf durch Deinen Mammon zum Fall zu bringen, ſo ſey verſichert, daß ich Dich der unheiligen Juſtiz übergebe; indeſſen darfſt Du doch nicht ſo ganz ſtraflos für Deinen infamen Verſuch hier ausgehen, und Du wirſt ſo gut ſeyn, die Wechſel hier zu unterſchreiben. Der Betrag iſt nur eine Kleinigkeit für Dich, nicht der zwanzigſte Theil deſſen, um was Du die Leute und die Armuth betrogen und beſtohlen haſt, lumpige 500,000 Franken. — Hiebei zog Michel mehrere mit dem Stempel gehörig im Namen Tonniers ausgeſtellte Wechſel aus der Taſche, und legte ſie mit einem befehleriſchen „Unterzeichne“ vor.

Der arme Sünder, einen Jammerblick zum Himmel erhebend, unterſchrieb, ohne ein Wort zu ſagen. —

— Das Geld iſt für die nothleidende Armuth beſtimmt, ſagte Michel, und wenn ich Dir noch einen wohlmeinenden Rath geben darf, ſo iſt es der, daß Du fortan den Himmel ſo viel als möglich durch Austheilung milder Gaben an Deine leidenden Brüder

zu verſöhnen ſuchſt, damit Deine jenſeitigen Strafen milder ausfallen mögen. Nun biſt Du entlaſſen. —

Der Banquier wankte zur Thüre hinaus, ließ ſich von ſeinen Bedienten in den Wagen heben, und zu Hauſe angekommen ſogleich zu Bett bringen. — Man hat ihn ſeit dieſer Zeit nie mehr lachen, aber auch nie mehr der Unſchuld nachſtellen ſehen, und öfters liest man in den Journalen: Hr. Tonnier hat die Summe von ſo und ſo viel dieſer oder jener milden Anſtalt zukommen laſſen.

Michel hielt nun noch den beiden Alten eine derbe Strafpredigt, welche ſie bebend und um Vergebung bittend reumüthig anhörten, worauf er ſich mit ſeinem Begleiter entfernte, und wieder hoch in den Lüften über den Canal nach London flog.

Daſelbſt angekommen, eilten ſie nach Bedlam-Hospital, wo ſich ihnen, mit einem Empfehlungsſchreiben verſehen, zuvorkommend alle Thüren öffneten, und Michel ſeine Beſuche bei den Wahnſinnigen begann, bei denen ihm Asmodi als erklärender Cicerone diente.

Zuerſt wurden die beiden Fremdlinge in ein reinliches Gemach geführt, in deſſen Winkel ein Mann in mittlerem Alter auf einem bequemen Lehnſtuhl nachläſſig ausgeſtreckt ſaß und ſtarr auf einen Fleck hinſah; von Zeit zu Zeit ließ er einige abgebrochene Worte fallen, wie: Marie Louiſe, Joſephine, der Prinz Regent, zweimal hunderttauſend Mann, Auſterlitz, Marengo, Hudſon-Lowe, Moskau, Ulm, Murat, Ney ꝛc. ꝛc. Die eintretenden Beſucher ſchien er gar nicht zu bemerken.

— Dieſer hält ſich für den zu St. Helena gefangenen Napoleon, ſagte Asmodi zu ſeinem Gefährten, es iſt ein ehemaliger engliſcher Garde-Oberſt, der nur von Gloire, Eroberungen und Schlachten träumte, ſowie von den wilden Zeiten, als die Franzoſen in fremden Ländern herrſchten und nach Gefallen hauſten. Seit der Rückkehr von Napoleons Leichnam aus St. Helena brach dieſe Narrheit bei ihm aus. Einige Zeit nach dem pomphaften Leichenzug und der Beiſetzung des berühmten Todten im Dom der Invaliden, dem er zu Paris beiwohnte, kündigte er vor der Fronte ſeines Regiments den Soldaten an, daß es eine unverſchämte Lüge wäre, wenn man ſage daß Napoleon geſtorben, da er ſelbſt kein anderer als der große Kaiſer ſey, und forderte ſie auf, ihm zur Eroberung der Welt zu folgen. Die Truppen ſahen ihn erſtaunt und verwundert an, gehorchten indeſſen dennoch ſeinem Commando. Er ließ das Regiment eine Angriffscolonne bilden, ſodann den Sturm-

marſch ſchlagen, das Bajonnet fällen, und „Sturmſchritt, Marſch!“ kommandirend rückte er unaufhaltſam an der Spitze der Colonne durch die Straßen von London gegen den Tower vor. Im Angeſicht deſſelben angekommen befahl er die Feſte zu ſtürmen, laut ausrufend: Jetzt, Kinder, jetzt gilt es, das iſt das Schloß, das mir gebührt, und welches Uſurpatoren, Räuber und Tyrannen in Beſchlag genommen haben, und zeigte mit dem Degen auf die Zinnen des Towers. Bisher war ihm das Regiment noch gehorſam gefolgt, da die meiſten Officiere glaubten, er wolle nur ein Uebungsmanoeuvre ausführen, da ihnen aber die Sache jetzt bedenklich zu werden ſchien, ſo ſprengte der Chef des erſten Bataillons heran, und ſagte zu ihm: „Mein Oberſt, wo denken Sie hin, was treiben Sie!“ Aber ſtatt aller Antwort führte der Oberſt einen mächtigen Hieb nach dem Bataillonschef, den dieſer nicht ohne Mühe parirte, darauf ſeinem Bataillon Halt und Gewehr in Arm kommandirte, und als der Oberſt fortfuhr die Leute anzutreiben und dabei die tollſten und aufregendſten Reden ausſtieß, ließ er dieſen mit Zuſtimmung der übrigen Staabsofficiere und Adjutant-Majors entwaffnen, was jedoch nicht ohne den gefährlichſten Widerſtand von Seiten des Colonels und nur mit den größten Anſtrengungen vollzogen werden konnte, da man zugleich alle mögliche Schonung anbefohlen hatte. Der Officier gerieth in ein furchtbares Delirium, das längere Zeit anhielt; man brachte ihn nach Bedlam, wo es dem Direktor hauptſächlich vermittelſt Muſik gelang, ihn ruhiger zu ſtimmen, ſo daß er jetzt nur noch an der fixen Idee leidet, der zu St. Helena gefangene Kaiſer zu ſeyn, und einen der Aufſeher der Irrenanſtalt für Hudſon Lowe hält, als ſolchen anredet und behandelt. Manchmal bildet er ſich jedoch wieder ein, auf ſeinem Thron in den Tuilerien zu ſitzen, erläßt ſodann Dekrete, die er von Mailand, Berlin und Moskau, Wien und Madrid datirt und diktirt, oder vielmehr ſelbſt niederſchreibt, und in denen er Königreiche, Throne und Kronen verſchenkt; ſo hat er geſtern erſt Spanien dem Calefactor der Anſtalt gegeben, weil dieſer das ihn erwärmende Feuer zu ſeiner Zufriedenheit angemacht; ſeinen Stiefelputzer ernannte er ſchon zum König von Polen, und den ganzen Rheinbund ſchenkte er ſeinem Schneider. Glücklicherweiſe gehen dieſe Dekrete kaum geſchrieben wieder in Rauch auf, indem er ſie im nächſten Augenblick ſelbſt ins Feuer wirft. — Dieſen Menſchen hat ſein maßloſer Ehrgeiz zum Narren gemacht. — Jetzt kommen wir

zu einem andern Tollen, einem Lord, der für den beſten und verwegenſten Fuchsjäger von ganz Albion galt. Der Menſch iſt ein wahres Narren-Chamäleon; morgens von 8 — 10 Uhr hält er ſich für einen Friſeur und coeffirt ſeine Stühle, denen er Perrücken aufſetzt, ſowie aber die Glocke zehn ſchlägt ſpringt er auf, behauptet ein Reſtaurateur zu ſeyn, und ſchreibt als ſolcher endloſe Speiſezettel, auf denen Roſtbeefs, Beefſteaks, Plumpuddings, Ortolanen, Faſanen und Trüffelpaſteten immer obenan ſtehen, er ſervirt ſodann mehrere Tiſche, erwartet und traktirt Gäſte, die auch nicht ausbleiben, und theils aus friedlichen Narren, theils aus Aufwärtern und Wächtern beſtehen; da er ſehr reich iſt und die Verwalter ſeines Vermögens alle ſeine Thorheiten bezahlen, ſo läßt man ihm gern das unſchädliche, wenn auch koſtbare Vergnügen. Aber Nachmittags um drei Uhr verwandelt ſich der Gaſtwirth in den Don Juan, und jetzt ſchreibt er ſtatt der Speiſezettel Mädchen- und Frauen-Liſten, deren Namen er in ſein Regiſter im buntſcheckigſten Durcheinander einträgt. Da lies't man die der Königinnen Cleopatra, Maria Stuart, Eliſabeth, Anna, Victoria mitten unter den Ladys, Miß und berühmten Taverndirnen. Gegen Abend aber wird er zum Fuchs, ſpringt im Galopp in ſeinem Gemach umher, Hunde und Jäger und das ganze Jagdhalloh hinter ſich wähnend. Mit einbrechender Nacht verwandelt ſich jedoch der Fuchs in einen Beichtvater und ertheilt unaufhörlich Abſolution. Dieſes Original wurde zum Narren weil es ihm nicht gelingen wollte alle Füchſe Alt-Englands und alle Schönheiten Londons in ſeinen Netzen zu fangen, was ebenfalls zu einer fixen Idee bei ihm geworden war.

Den tollen Fuchsjäger verlaſſend kamen die Herren nun zu einem etwas hagern langbeinigen Narren. Dieſen da, ſagte Asmodi, hat die Fanny Elsler verrückt gemacht, er hörte und ſah nichts mehr als elsleriſche Sprünge, Entrechats, Equilibres, Pirouets u. ſ. w., ſo daß er, wo er auch gehen und ſtehen mochte, ſelbſt alle mögliche Stellungen der liebenswürdigen Fanny nachzumachen ſuchte, pirouettirte und entrechatirte, daß ihm das Volk lachend und tobend auf der Straße und auf den Plätzen folgte, wo er ſeine Sprünge machte. Die Sache wurde endlich ſo toll, daß man ſich genöthigt ſah, auch ihm einen Platz im Bedlam-Hospital zu geben.

— Aber wenn man alle die einſperren wollte, die wegen der Fanny Elsler verrückt wurden, ſo würden alle Narrenhäuſer Europas nicht hinreichen, meinte Michel.

— Du kannſt Recht haben, erwiederte Asmodi, aber die Elsler-Narren ſind es nicht allein, da gab und gibt es Sonntagsnarren, Catalanisnarren, Taglionisnarren, Paganinisnarren, Lisztsnarren, und beſonders Lisztnärrinnen, Malibransnarren, Thalbergsnarren, Lindsnarren, und wie dieſe Art Narren alle heißen mögen, die ſich in ihrem Wahnſinn zum Theil ſogar vierbeiniges Vieh glaubten, und ſich ſtatt der edlen Roſſe als zweibeinige Langohren an die Wagen der Füße- und Kehlenköniginnen ſpannten.

— Wohl wahr, doch laß uns weiter gehen. —

In einer vierten Celle ſahen ſie ein ehemaliges Parlamentsglied, das ein wüthender Antagoniſt der Kornbill und ein reicher Gutsbeſitzer aus der Grafſchaft Suffolk iſt, der zu gleicher Zeit von einem wüthenden Franzoſenhaß beſeſſen war und ſich einbildete, die franzöſiſche Regierung ſey die geheime Anſtifterin dieſes ihm ſo fatalen Geſetzes und beſteche die engliſchen Parlamentsglieder, um ganz England mit franzöſiſchem Korn zu überſchütten; dies war anfänglich nur eine fixe Idee bei ihm, die aber bald in eine völlige Tollheit überging, ſo daß er eine Franzoſenjagd in London anſtellen wollte, und dabei zum Vorwand angab, die Franzoſen hätten alle Ratten und Mäuſe in Frankreich weggefangen und in ſeinen Kornſpeichern losgelaſſen. Da er nun mehrere Menſchen, die eine etwas franzöſiſche Tournüre hatten, in den Straßen Londons anpackte und ſie gefährlich bedrohte, ſo war man genöthigt ihn endlich einzuſperren. Jetzt hört man keine anderen Worte, als Kornbill, Ratten, Mäuſe und Franzoſen aus ſeinem Munde kommen.

Ein fünftes Häuschen beherbergte einen Börſenſpekulanten. Dieſer Menſch war durch glückliches Börſenſpiel ſchon im Beſitz von anderthalb Millionen Pfund Sterling geweſen, hatte aber, nachdem er einige bedeutende Verluſte erlitten, das Verlorne durch forcirtes Spiel wieder gewinnen wollen, und wettete — denn ſpekuliren und ſelbſt ſpielen kann man dieſe unſinnigen Börſenmanipulationen nicht nennen — nun in allen möglichen Staatspapieren, Aktien, Eiſenbahnen ꝛc., verlor fortwährend, und ſetzte endlich das letzte Hunderttauſend Pfund aufs Spiel, das er ebenfalls und mit demſelben zugleich ſeinen Verſtand verlor, und iſt ſo ein närriſcher Bettler geworden, den regelmäßig in der Mitte und am Schluß jedes Monats eine Raſerei überfällt, während welcher ſich ihm nicht gut nahen iſt, denn er packt die Leute mit dem Geſchrei „zahlt mir meine Differenz heraus, oder ich erwürge euch!“ bei dem Kra-

gen, und verſucht es wirklich ihnen die Kehle zuzudrücken. Deßhalb legt man ihm am 14ten und letzten jedes Monats auf vierundzwanzig Stunden eine Zwangsjacke an.

Hier in No. 6 befindet ſich ein Pferdsnarr; er wurde wahnſinnig weil ſein beſter Renner nur den zweiten Preis erhielt, und rannte nun bei allen Wettrennen zu Fuß neben den Pferden her, ſich ſelbſt für einen der ſchönſten engliſchen Hengſte haltend, und den Stuten nachſpringend. Seine Familie mußte ihn des Skandals wegen nach Bedlam bringen laſſen.

— Aber ſind denn gar keine weiblichen Narren in Bedlam? fragte Michel endlich; dieſe Männer ſind mir zuwider, man ſtößt ſo häufig in dem Alltagsleben auf ihre Narrheiten.

— O daran fehlt es nicht, gab Asmodi zur Antwort, den ſie begleitenden Aufſeher erſuchend, ihnen die Gemächer einiger Frauen zu zeigen, wozu derſelbe um ſo mehr bereit war, als er den Teufel für einen großen Herrn, etwa für einen Miniſter hielt, in deſſen Departement die Narrenhäuſer gehörten, da derſelbe weit beſſer wie er ſelbſt von den Tollheiten dieſer Wahnſinnigen unterrichtet war.

Die erſten ſieben wollen wir übergehen, ſagte Asmodi zu dem Aufſeher, denn dies ſind nur gewöhnliche Närrinnen, die Welt iſt voll von ihnen, es ſind ſieben alte Coquetten, die ſich unaufhörlich im Spiegel begaffen, und von denen jede behauptet, die meiſten Anbeter gehabt, die meiſten Köpfe verrückt und die meiſten Körbe ausgetheilt zu haben. Man würde ſie nicht eingeſperrt haben, wenn ihre Narrheit nicht in Männertollheit ausgeartet wäre, ſo daß ſie zum Skandal der Welt wurde. Die eine glaubt ſich Prinzeſſin und Braut eines Prinzen von Coburg, und packt jeden hübſchen Mann an, ihn mit einem: „mein Bräutigam“ anredend, die andere nennt ſich die Herzogin von Argyl, und glaubt, der Prinz Albert wolle ſie entführen. Jede Mitternachtsſtunde hüllt ſie ſich in Mäntel und Shawls, und erwartet den vierſpännigen Reiſewagen, der ſie abholen ſoll u. ſ. w. —

Nun öffnete der Aufſeher ein anderes Häuschen, in welchem man eine ſchon etwas verblühte Schönheit vor einem Spiegel ſitzend, ſich ſchminkend und ſchmückend erblickte, und die alle möglichen Grimaſſen ſchnitt.

Dies iſt eine hof-, ſtifts- und die Götter mögen wiſſen was alles fähige hochadelige Dame, erklärte der Hinkende, die ſich jetzt ſelbſt nur noch die ſchöne Helena nennt, und jeden Morgen ihren

Paris erwartet. Sie wurde verrückt, weil ihr vor ein paar Jahren bei einer großen Cour am Hof der Master of Ceremonies (Oberceremonienmeiſter) Ihrer Majeſtät einen Platz und Rang hinter ihrer Todfeindin anwies. Dies war hinreichend, ihr das Bischen Gran Gehirn noch vollends zu verwirren. Noch denſelben Abend ging ſie auf den Herzog v. C. zu, und forderte dieſen im Angeſicht des ganzen Hofes auf, ſie öffentlich als ſeine Favoritin zu erklären und anzuerkennen. Die Erklärung ließ auch nicht auf ſich warten, nur wurde ſtatt dem Wort Favoritin, Närrin geſetzt, und da ſie ſich bald völlig als eine ſolche benahm, ihren Kopfputz vom Haupt riß, von dem Prinzen D. verlangte, er möge ſie zu Bette bringen, ſie befinde ſich unwohl, ſo wurde ſie heimgeführt, und ihr Gemahl ſah ſich genöthigt, da ſie fortfuhr, die tollſten Extravaganzen zu ſprechen und zu begehen, ſie ins Tollhaus bringen zu laſſen.

Hier in dieſem Gemach, auf ein noch junges ſchönes Mädchen zeigend, fuhr Asmodi fort, ſitzt Miß Molly Gainsborough, ein Opfer der modernen Romanenwuth; ſie verſchlang nebſt den Myſterien von Paris und London alle nur möglichen Myſterien, welche die Myſterienwuth und verbrannte Gehirne zu Tage förderten. Das arme Kind war von jeher eine ſentimentale Mondſcheins-Prinzeſſin, welche ſchon die Keepsaks und andere Taſchenbücher-Erzählungen immer in höhern Regionen ſchweben und leben machten. Eugens ewiger Jude aber machte ſie vollends überſchnappen. Sie hält ſich aber nun für Fleur de Mary und mit Rudolph verlobt. Ihre ſentimentale Narrheit verwandelt ſich mit dem zunehmenden Mond in ſteigende Raſerei, die mit dem Abnehmen dieſes Geſtirns auch wieder in ſanfte Melancholie übergeht. So phantaſirt ſie crescendo und smorzando.

Miß Molly Gainsborough ſah jetzt unſern Michel mit ſtarren Augen und einem durchdringenden Blick an, und ihr langes blondes herabwallendes Haar ſchien ſich dabei zu ſträuben und zu erſchüttern, wie wenn der Pfauhahn ſein Rad zu ſchlagen beginnt, ſo daß es unſerm Beſucher ganz unheimlich zu Muth wurde und er zu ſeinem Begleiter ſagte: Laß uns von hinnen eilen, ich fühle mich faſt ſelbſt von einem Anfall von Narrheit ergriffen, fort in das tolle Weltgewühl, in das allgemeine Narrenhaus, damit ich unter dem bunten Treiben der freien Narren die gefangenen wieder vergeſſe.

Nach einem in London eingenommenen Mahl kehrten unſere

Reiſenden über den Kanal nach Frankreich zurück und bereiteten ſich zum Ball in dem großen Opernhaus zu Paris vor. — Beide hatten ſich in Jeſuitengewänder gehüllt, und als ſie durch die Paſſage de l'Opera gingen, bot ihnen ein dürrbeiniger Galant-uomo Eintrittskarten zum vierten Theil des Nennwerthes an.

— Warte, Dich will ich kriegen, ſagte der Hinkende, die Karten betrachtend, packte den Verkäufer beim Ohr und übergab ihn dem nächſtſtehenden Polizeiſergenten mit den Worten: „Hier, mein Herr, einer der ſaubern Patrone, welche falſche Eintrittskarten verkaufen und die Fremden prellen, die dann am Bureau des Eingangs mit Grobheiten und Inſulten zurückgewieſen werden. Der Sergent führte ſogleich den ihm Uebergebenen auf das Polizeibureau im Opernhaus *), wo dem Herrn ſein Recht wurde. — Kaum war dies geſchehen, als ſich in dem Gang, der zum Veſtibule führt, ein paar keuſche Urſulinernonnen an den Arm der Jeſuiten hingen und verlangten unter deren Schutz den Ball zu beſuchen. — An dem Eingang angekommen, wies man jedoch alle vier zurück, unter dem Vorwand, daß allen ſich auf die römiſch-katholiſche Religion beziehenden Masken der Zutritt unterſagt ſey. —

— Was zum Henker hat denn die Religion mit Jeſuitenröcken und Nonnenkleidern gemein? ſagte Michel.

— Das laſſen Sie ſich von dem Miniſter erklären, der dies ſo zu verordnen beliebt hat, ich vollziehe nur die mir ertheilten Befehle. —

— Wohlan, ſprach der Hinkende, ſo wollen wir uns gleich dem Johann von Paris in großopernballfähige Masken verwandeln, und warf nebſt Michel ſein Jeſuitengewand ab, und beide ſtanden nun als halbnackte Wilde da; auch den Nonnen zog er ihre Kleider herunter, und dieſe ſtellten nun faſt bis auf den Gürtel decollettirte Nymphchen zu ihrer eigenen großen Verwunderung dar. Jetzt hatte der Billetabnehmer nichts mehr einzuwenden, und die beiden Paare traten Arm in Arm in den Saal, wo ſoeben der infernaliſche Galopp unter Muſards Direktion geſpielt und geraſ't wurde. Sar Inſtrumente, ein paar Dutzend tüchtige Trommelſchläger, Glocken und Hämmer machten noch nicht Lärmen genug, nein, auch

*) An den Balltagen der großen Oper umſchwärmt alle zu derſelben führende Straßen und Paſſagen eine Bande Gauner, die verfälſchte oder alte Eintrittskarten für Herrn um einen Spottpreis verkaufen, und ſich dann aus dem Staube machen. Kömmt man nun mit einem ſo erkauften Billet an den Eingang des Saales, ſo wird man ſchnöde und höhniſch zurückgewieſen.

ſchwere eiſerne Ketten, mit denen unaufhörlich geraſſelt wurde, mußten das furchtbare Getöſe noch vermehren, dabei der bacchanaliſche Spektakel, den die meiſt halb betrunkenen, tanzenden und tobenden Masken und Nicht-Masken machten; dies Alles ließ Michel die Aeuſſerung thun, daß ſelbſt der großſataniſche Hofball im Vergleich mit dieſem noch decent und weniger ſcandalös ſey.

— Nur Geduld, das Beſte kömmt noch, höhnte Asmodi. —

Weibliche Masken in den unanſtändigſten Stellungen und Sitzungen lehnten ſich zu faſt allen Logen heraus, oder ſetzten ſich den männlichen Masken, dieſe umhalſend, auf die Knie; auf allen Treppen, in den Corridors und den Foyer begegnete man ſchon beim Eintritt trunkenen Menſchen, die ſich lagerten, oder mit den eckelhafteſten Beweiſen ihres Zuſtandes die Orte verunreinigten. Wie könnte dies auch anders ſeyn! Die Saalthüren werden erſt nach Mitternacht geöffnet, bis dahin treibt ſich das Volk in allen Wein- und Branntweinſchenken und Kneipen, Männer wie Weiber, herum, und kömmt nun nach Mitternacht taumelnd in dem Opernhaus an. Schon hatte Michel das tolle Treiben eine Zeitlang mit ſtarrer Verwunderung angeſehen, als ſich ein ältlicher Mann in gewöhnlicher Kleidung neben ihn ſtellte und ſagte: — mais c'est une infamie, ich wollte daß der Teufel den Leo Pillet mit ſeinen abſcheulichen Bällen holte.

— Was haben Sie, mein Herr, was fehlt ihnen? fragte Michel.

— Ich habe nichts, und mir fehlt meine Börſe und meine Uhr.

— Sie ſind beſtohlen worden?

— Soeben.

— Hier im Saal?

— Nicht doch, auf dem Corridor, zwiſchen dem Haupteingang des Saales und dem Foyer, es war ein furchtbares Gedränge. —

— Aha, miſchte ſich der Hinkende in das Geſpräch, die Diebe haben wieder einen Fiſchzug gemacht nur eine kleine Geduld, mein Herr, ich werde Ihnen zu dem Ihrigen verhelfen.

— Sind Sie etwa von der Polizei, mein Herr?

— So etwas ähnliches, ſagte Asmodi diaboliſch lächelnd.

— Aber was nennſt Du einen Fiſchzug machen? fragte Michel.

— Du biſt noch gewaltig unerfahren in der Pariſer Spitzbubenwelt; wohlan ſo höre: Die Diebsbanden, welche ſich jedesmal bei den Opernbällen einfinden, wenden ein eigenes Monoeuvre an, um den Gimpeln die Taſchen zu leeren, was ſie in zwei

Abtheilungen ausführen, von denen ſie die erſte: la mise du filet (das Netzwerfen), und die zweite: la peche (den Fiſchzug) in ihrem Jargon nennen. Das Netzwerfen geſchieht auf folgende Weiſe: zehn bis zwölf dieſer Gauner umringen auf ein Zeichen des Direktors der Bande den Ort, an welchem ſich die größten Haufen, die dichteſten Gruppen befinden, und drängen, ſtoßen und drücken nun von allen Seiten ſo ſehr, daß das Gedränge außerordentlich und ſelbſt gefährlich iſt, indem man nicht ſelten ſchwebend in die Luft gehoben und getragen wird. Iſt nun auf dieſe Art das Netz ausgeworfen, ſo werden auf ein zweites Zeichen die Taſchen der in demſelben gefangenen Fiſche geleert; dieſes Manoeuvre wird meiſtens von Weibsperſonen vollzogen die zur Diebsbande gehören, und es iſt faſt unmöglich, ſo gedrängt zu ſpüren, daß ſich fremde Hände in unſere Taſchen verloren haben, denn während dies geſchieht, verurſachen die Dränger noch wellenartige Bewegungen durch raſche Gewaltſtöße, und man iſt nur froh, endlich dem unheimlichen Gedränge entwiſchen zu können, ohne Zeit zu haben, an ſeine Börſe, Uhr ꝛc. zu denken. Auf ein drittes Zeichen gibt es Luft, die Diebe entfernen ſich möglichſt ſchnell nach allen Richtungen, der Fiſchzug iſt vollbracht und die Beſtohlenen, welche meiſtens erſt wenn ſie einige Erfriſchungen bezahlen wollen bemerken, daß ſie beraubt wurden, haben das Nachſehen. — Selbſt eingenähte Portefeuilles werden bei ſolchen Gelegenheiten herausgeſchnitten. —

— Sie ſcheinen eine vollkommene Kenntniß von den Kunſtgriffen dieſer Diebe zu haben, bemerkte der Beſtohlene.

— Allerdings, mein Herr, denn auch ich wurde ſchon auf dieſe Weiſe beſtohlen, erwiederte der Hinkende, aber einen kleinen Augenblick Geduld, und Sie ſollen einem Fiſchzug beiwohnen, durch welchen die Diebe ſelbſt gefangen werden. — Folgen Sie uns.

Asmodi, Michel und der Beſtohlene begaben ſich nun in den Foyer. Sie waren noch keine Viertelſtunde in demſelben, als ein ſolches Gedränge, wie es Asmodi beſchrieben, veranlaßt wurde; gleich darauf erhob ſich aber ein herzbrechendes, durchdringendes Jammer= und Zetergeſchrei, das größtentheils von weiblichen Stimmen herrührte, und vermehrte ſich mit jedem Augenblick: jetzt eilte die löbliche Polizei herbei und ſuchte Luft zu machen, aber o Wunder, mehr denn ein Dutzend niedlicher Damenhändchen fand ſich in den Hoſen= und Rocktaſchen von allerlei Herrn, und konnten trotz den gewaltigſten Anſtrengungen nicht aus denſelben herauskommen. Die

Stadtſergenten unterſuchten die Sache, und fanden, daß eine jede dieſer Hände einen Beutel, eine Uhr, ein Portefeuille oder etwas der Art feſt hielt, dabei aber durch eine Art von eiſerner Falle ſo zuſammengekneipt war, daß ſie ſich weder bewegen noch losmachen konnte und gewaltig Schmerzen litt, und ſo wurden die Schönen nebſt einigen Männern en flagrant delit ergriffen; jetzt lösten ſich die Hände mit Hülfe der Polizei von den Taſchen, aber nicht von dem geſtohlenen Gut und den Fallen. — Zugleich aber wurden auch noch ein Dutzend der Gauner feſtgenommen, welche die Gruppe umgaben und ſich nicht von der Stelle, auf der ſie gebannt waren, hatten entfernen können, und die Asmodi der löblichen Polizei bezeichnete. Auch in ihren Taſchen fand man geſtohlene Börſen und Gegenſtände mancherlei Art, als Damenſchmuck ꝛc., und auch der Beutel des Beſtohlenen, der die Veranlaſſung zu dieſem Fang war, fand ſich ſammt ſeinem Inhalt von einigen fünfzig Franken vor. Die ſaubere Sippſchaft wurde nun nach der Polizeipräfektur abgeführt. — Michel und Asmodi begaben ſich jetzt wieder in den Saal zurück, in welchem das Treiben der ſchamlos-frechen Weiber und der trunkenen Männer immer ärger wurde, und in Logen und Baignoirs die obſcönſten Scenen zu ſchauen waren, ſo daß keine honnette Frau länger an dieſem Ort verweilen konnte.

— Das iſt zu toll, rief endlich Michel aus, ein ſolches Haus der Proſtitution exiſtirt in der Welt nicht mehr! — Asmodi, gib ihnen und dem ſaubern Direktor eine derbe Lektion. — Plötzlich erloſch das Gaslicht aller Lüſtres und Candelaber auf einen Augenblick, und wurde ſogleich durch ein rothes Flammenlicht erſetzt, allen Verſenkungen der Bühne entſtiegen ſchwarze Fratzen in diaboliſchen Geſtalten und eben ſo viele Furien mit rothen Schlangenhaaren und ſchwangen Feuerwolken hervorbringende Fackeln. Die erſten ergriffen ſämmtliche Weiber und die zweiten die Männer, und ſie feſt in den Armen haltend, raſten ſie einen Galopp mit denſelben, bis ihnen der Athem ausging und ſie dann bewußtlos zu Boden ſanken. — Aber dieſe infernaliſche Lektion fruchtete dennoch wenig, denn auf dem nächſtfolgenden Ball ging es um kein Haar beſſer her und wurden nicht weniger Taſchen leer. —

Asmodi hatte ſich ſammt Michel hierauf entfernt. Erſterer, um einige Stunden in der Hölle zu ruhen, der andere, ſich in das Hôtel des princes zu begeben.

IV.

Der Teufel politiſirt über Deutſchlands und Preußens Zuſtände; ſeine Anſichten über Republiken, Freiheit und Gleichheit. — Michel und Asmodi in dem Bureau der Archives historiques und einiger republikaniſchen Journale. — Michel und der Hinkende im Thiergarten zu Berlin. — Ein Geſpräch über Preßfreiheit, Jury, öffentliche Gerichtsbarkeit und religiöſes Treiben. — Jenny Lind und ihre Klyſtierſpritze. — Der Teufel bei einer Muckerverſammlung in Baſel.

Am nächſten Morgen ließ ſich Michel, den Asmodi erwartend, vom aufwartenden Kellner die deutſchen Zeitungen geben. Man brachte ihm die Allgemeine Zeitung, die Cölner Zeitung, die Preußiſche Staatszeitung, die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, den rheiniſchen Beobachter und die ſogenannte deutſche allgemeine Zeitung; es waren die Nummern der letzten ſechs Wochen. Er durchblätterte ſie kopfſchüttelnd, warf ſie endlich unwillig bei Seite, ausrufend: Na, das wird ja immer toller und dummer. — Er ſehnte ſich nach der Ankunft ſeines Buſenfreundes Asmodi, der dieſen Morgen ungewöhnlich lange auf ſich warten ließ. Erſt gegen die Mittagsſtunde trat er ein.

— Wo zum Henker bleibſt Du heute ſo lange, bewillkommte Stürmer den Hinkenden, etwas unfreundlich.

— Ei, glaubſt Du denn, daß der Teufel nicht auch der Erholung bedürfe? Erſt gegen Morgen kehrte ich zur Hölle, das heißt zur Ruhe zurück. — Nun und was heute?

Auf den Pack Journale deutend, erwiederte Michel:

— Da habe ich ſoeben dieſen Plunder durchblättert, man möchte vor Aerger berſten.

— Wie ſo?

— Du kannſt noch fragen; das ganze Volk wird noch verrückt!

— Wen meinſt Du damit, die Zeitungsſchreiber oder die andere Miſere.

— Beides! Der ehrliche Tacitus ſchrieb: ganz Deutſchland iſt ein ungeheurer Wald; lebte er in unſern Tagen, er würde gewiß ſchreiben: ganz Deutſchland iſt ein ungeheures Tollhaus!

— Höre, Freund Michel, ein wenig mehr Toleranz! muß Dir der Teufel dies predigen?

— Aber all die Tauſend Narrheiten und Albernheiten, die meine werthen Landsleute täglich begehen und begehren, da möchte man ja dreimal des Teufels werden.

— Schütte mir nur nicht immer gleich das Kind mit dem Bade aus. Wenn Du endlich zu vernünftigeren Anſichten gekommen biſt, wem haſt Du dies anders zu danken, als dem Teufel? denn wäreſt Du nicht ein wenig von ihm beſeſſen und kein Eingeweihter der Hölle, wahrhaftig, Du machteſt es noch nicht um ein Haar beſſer, als dieſe verbrannten Gehirne, die ſich zu Deutſchlands und der Welt Reformatoren berufen glauben und das Volk verrückt machen wollen, denke nur an deine Jugendſtreiche! —

Bah, das ſind **tempi passati**! — Aber ſtatt ſich unter ſich zu zerfleiſchen, ſollten ſie ſich vor allem feſt und einig verbinden, um den Ruſſen mores zu lehren und dieſe gehörig. . .

— Jetzt habe ich Dich, o Du biſt trotz der Hölle doch noch immer ein kurzſichtiges Menſchenkind. — Dieſe Ruſſenfurcht, welche Deine radikalen Landsleute größtentheils affektiren, und die bei einem Theil des Volks einen lächerlichen Ruſſenhaß gebiert, könnte, verbunden mit den radikalen Umtrieben, eher als man glaubt, Deutſchland Polens Schickſal bereiten. —

— Oho! exklamirte Michel. —

— Höre mich an! wäre Rußland wirklich ſo ſehr zu fürchten, wie es dieſe Schreibersgeſellen unaufhörlich ausſprechen und zu glauben machen ſuchen, ſo hätte man gewaltiges Unrecht, den Leu ewig zu necken, zu reizen und an ſeine Stärke zu erinnern, wie es dieſe kurzſichtigen radikalen Schafsköpfe, beſonders in Oſtpreußen, fortwährend thun. Aber dem iſt nicht ſo. Rußland für ſich hat und kann kein Intereſſe haben, weiter im Nordweſten vorzudringen, dies wäre eine ganz verkehrte Politik, die ihm nur nachtheilig ſeyn, Schaden bringen, ja ſogar ſeine Exiſtenz gefährden würde. Anders iſt es im Süden und Oſten, doch auch damit hat es noch Zeit. — Wahr iſt es, daß die Zollmaßregeln, die es

gegen Oſtpreußen ergriffen hat, demſelben großen Nachtheil bringen und es in eine ſchlimme Lage verſetzen, aber hier iſt Rußland vollkommen in ſeinem Recht und thut nicht mehr und nicht weniger, als was beſonders eure ſüddeutſchen Induſtriellen verlangen, daß man gegen England und Frankreich ꝛc. thun ſoll. — Was dem Einen recht, iſt dem Andern billig. — Zu was alſo die ewigen Schmähungen der deutſchen Afterliberalen und Radikalen gegen die Regierung von St. Petersburg und den von ſeinen Unterthanen vergötterten Kaiſer! ſie führt zu nichts, als das Nationalgefühl der Ruſſen zu kränken und Deutſchland unverſöhnliche Feinde zu ſchaffen. — Und was hat ihm eigentlich Rußland gethan? — Es verdankt ihm doch im Grund ſeine Befreiung von dem ſchmähligſten und entehrendſten Joch, das jemals auf ihm gelaſtet hat, denn ohne Rußland würde Preußen niemals ſeine heldenmüthige Wiedergeburt zu Stande gebracht und in deren Folge Deutſchlands Befreiung bewirkt haben können! — und die preußiſchen Helden, den unſterblichen Blücher an der Spitze, würden nie Gelegenheit gefunden haben, die Welt durch ihre Thaten in Erſtaunen zu ſetzen. — Die Deutſchen wurden bisher in Rußland immer mit der zuvorkommendſten Gaſtfreundſchaft aufgenommen, welchem Stande ſie auch angehören mochten, Handwerker, Kaufleute, Gelehrte, Militairs und Staatsmänner, alle machten bei nur einigermaßen gutem Benehmen mehr oder minder ihr Glück, und zwar meiſtens zum Nachtheil der Eingebornen; ſie häuften großes Vermögen und gelangten zu den höchſten Ehrenſtellen des Reichs und in dem Heer, mit Hintanſetzung der Nationalruſſen, und wenn ſie dies auch zum Theil ihrer vorgerückten wiſſenſchaftlichen Bildung, ihren Kenntniſſen und ihrer Intelligenz zu verdanken hatten, ſo iſt dies gerade ein Beweis von der großen Einſicht der ruſſiſchen Regierung, ſowie daß dieſe frei von den gewöhnlichen Vorurtheilen gegen Fremde war, während man noch bis zu dieſer Stunde in den meiſten deutſchen Staaten die nicht zu deren Unterthanen gehörigen Individuen oft mit gehäſſigen und neidiſchen Blicken betrachtet. Aber ſo tolerant die Ruſſen und ihre Regierung auch ſeyn mögen, ſo könnte der Faden ihrer Geduld am Ende doch zerreißen und ſie ſich endlich berufen fühlen, die ſich täglich erneuernden unſinnigen Unbilde rächen zu wollen *). Dies allein würde vielleicht

*) Um unſern radikalen feinen Spürnaſen die Mühe zu erſparen, ihren großen Scharfſinn anzuſtrengen, wollen wir ihnen gleich offen geſtehen, daß der Teufel ſelbſt in ruſſiſchem Sold ſteht.

noch nicht ſo viel auf ſich haben, und das einige Deutſchland ſtark genug ſeyn, dem Coloß widerſtehen zu können. Wie aber, wenn ſich der Kaiſer Nikolaus mit Frankreich verſtändigte und nun zu Ludwig Philipp ſpräche: Herr Bruder, ſchlage zu, ich gebe Dir das linke Rheinufer preis; und zum König von Dänemark: verleibe Schleswig, Holſtein und Lauenburg ohne weiteres Deinem Königreiche ein und trenne es vom deutſchen Bund; und zum König von Holland: Du wirſt es eben ſo mit Luxemburg machen, und auf der andern Seite zu den Böhmen und Czechen: reißt euch von Deutſchland los; und dann Italien mit Frankreichs Hülfe die öſtreichiſche Herrſchaft abſchüttelte, was auch leicht die Ungarn in Bewegung ſetzen könnte, ſo wie die Polen, die eben ſo wenig öſtreichiſche und preußiſche Herrſchaft als ruſſiſche lieben, am Ende aber dennoch vorziehen, lieber ein Reich unter Rußlands Oberherrſchaft zu bilden, als ſo getheilt zu ſeyn; wie dann? — Was würde wohl Deutſchlands Schickſal ſeyn? — Auf jeden Fall würde das Germanenthum dem Slaventhum unterliegen müſſen. — Oeſtreich wären von allen Seiten die Hände gebunden und Preußen allein könnte mit allem Heldenmuth unmöglich nach allen Seiten hin die Spitze bieten, und das Unvermeidliche nicht hindern. Das unſinnige Geſchwätz ſo mancher deutſchen Kammerhelden, beſonders von der Oppoſition, hat Deutſchland nicht minder Feinde erregt, als die Schmierereien und das Salbadern der Radikalen. Ich mag für jetzt die Sache nicht weiter ausſpinnen; was jedoch für Folgen entſtehen würden, wenn Deutſchland ſo von allen Seiten beſchnitten, und der Reſt, es ſey unter einem oder mehrere Herrſcher getheilt, von Rußland und Frankreich in die Mitte genommen und ſo beſchützt würde, muß Jedem, der noch ſeine fünf Sinne hat, klar werden.

— Aber denkſt Du wirklich, daß ſo etwas möglich ſey? fragte Michel etwas einfältig.

— Und warum nicht? erwiederte Asmodi; bei den unſinnigen radikalen, religiöſen und andern Tollheiten, welche Deine guten Landsleute alltäglich begehen, iſt es ſogar wahrſcheinlich. Die Liberalen in Preußen verlangen eine Conſtitution nach dem modernen Modezuſchnitt der franzöſiſchen, ſpaniſchen, belgiſchen, griechiſchen ꝛc., ohne nur zu ahnen, daß eine ſolche den Fall des preußiſchen Staates, wenigſtens das Herabſinken deſſelben zur politiſchen Unbedeutendheit bewirken müßte. Eine ſolche Regierung würde

Preußen in kurzer Zeit von der hohen Stufe, die es jetzt unter den europäiſchen Großmächten einnimmt, unvermeidlich herabfallen und zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges machen, und dem Land würde dann wahrſcheinlich das beneidenswerthe Loos Spaniens oder Griechenlands zu Theil werden. Preußen iſt ein mehr militäriſcher Staat, der ſeine Stärke und den Höhepunkt, auf den es ſich geſchwungen, nur der Concentration und Einheit ſeiner Gewalten und Kräfte verdankt, die es möglich machten, in allen ſchwierigen und bedenklichen Fällen raſch und durchgreifend zu handeln; nur dies allein konnte es nach der unglücklichen Kataſtrophe von 1807 vom völligen Untergang retten und es ſpäter in den Stand ſetzen, Deutſchlands Befreiung von den napoleoniſchen Sklavenketten und ſeine Wiedergeburt zu vollbringen. Denn man darf ſich nicht täuſchen, ohne die allgemeine Schilderhebung Preußens würde man das Fortjagen der franzöſiſchen Heere vom deutſchen Boden niemals durchgeſetzt haben. Ohne die Preußen und ihren herrlichen Blücher würden weder die Deutſchen noch die Ruſſen noch die Engländer und tutti quanti den Fuß auf franzöſiſchen Grund und Boden und in Frankreichs Hauptſtadt geſetzt haben. Hätte aber damals die Regierung mit Kammern zu kämpfen gehabt, mit einer Oppoſition, die, wie es ſo häufig, ja faſt ausſchließlich in den modernen konſtitutionellen Staaten der Fall iſt, nur darum opponirt, weil ihre Partei nicht am Ruder der Regierung ſteht, und deßhalb auch die wohlmeinendſten Abſichten und Vorſchläge derſelben verwirft oder ihnen alle mögliche Hinderniſſe in den Weg legt, dann läge noch heute Deutſchland in franzöſiſchen Feſſeln, wofür es Gott bewahren möge (ſo ſagt ſelbſt der Teufel).

— Du willſt alſo eine abſolute Herrſchaft?

— Wer ſagt das? weit entfernt; übrigens exiſtirt eine ſolche nirgends auf Erden, ja ſelbſt in der Hölle nicht einmal; Papa Großſatan iſt nichts weniger als abſolut, und auch wir haben unſere Conſtitution, ſo wie überhaupt gar kein Staat ohne Conſtitution denkbar iſt und nur Gott allein unumſchränkt herrſcht. Um die Preußen, die nach einer ſtellvertretenden Verfaſſung nach dem franzöſiſchen oder engliſchen ꝛc. Zuſchnitt lüſtern ſind, die ſie nur ſehr oberflächlich kennen, für immer von dieſen Gelüſten zu heilen, wäre es hinreichend, glaube ich, wenn ſie auf einige Zeit Frankreich und England beſuchten und an Ort und Stelle dies Treiben und die

Wirkungen, die Federn, die dieſen konſtitutionellen Mechanismus in Bewegung ſetzen, unterſuchten, und ſo ſich von der Unförmlichkeit, dem ſchwankenden, unſichern, unlogiſchen, unordentlichen und höchſt verderblichen Gang dieſer durch und durch mangelhaften Maſchine überzeugten. Man theile auf dieſe Art die Macht der Gewalten in Preußen, das keine 15 Millionen Einwohner zählt, ſo wird man bald ſtatt einer mächtigen und imponirenden Monarchie, ein Gebäude, das nur durch die mühſamen Anſtrengungen ſeiner Herrſcher, denn Preußen genoß das ſeltene Glück, von einer Reihe ausgezeichneter Monarchen, unter denen der große Churfürſt und ein Friedrich **II.** waren, beherrſcht zu werden, zu dieſem Höhepunkt des Glanzes und der Stärke aufgeführt werden konnte, ein ſchwaches, morſches Machwerk haben, das keinem nur einigermaßen gewaltigen Sturme wird widerſtehen können und in ſich zerfallen würde. Deshalb iſt es eben nicht zu tadeln, wenn Friedrich Wilhelm **IV.**, ein Monarch dem Niemand eine hohe Intelligenz abſprechen kann, ſich nach all den in andern Staaten gemachten bitteren konſtitutionellen Erfahrungen nicht übereilt, und die Neuerungen, die vorzunehmen ſind, gehörig prüft, ohne ſich durch das Geſchrei einiger Ehrgeizigen und Tollköpfe irre machen zu laſſen, wenn dieſe auch mehr oder weniger die leichtgläubige, unüberlegte und neuerungsſüchtige Menge durch den Ruf: Freiheit, Conſtitution ꝛc., der im Sinn jener ſo viel als: uns die Herrſchaft! bedeutet, und den ſie unaufhörlich ertönen laſſen, betäubt. — Unter den erſten Folgen einer ſolchen Modekonſtitution in Preußen würde nothwendig die Verdoppelung und ſpäter Verdreifachung der jetzt beſtehenden Abgaben ſeyn.

— Wie ſo das?

— Welche Frage! es iſt doch zur Genüge bekannt, daß keine konſtitutionelle Regierung der Art beſtehen kann, ohne die Majorität in den Kammern zu haben. Die Erfahrung hat hinlänglich bewieſen, daß dieſe der Regierung unumgänglich nothwendige Majorität niemals ohne Beſtechung auf irgend eine Art erlangt und erhalten werden kann. Um ſo beſtechen zu können, werden große Geldmittel erfordert. Wer muß dieſe zuletzt liefern? Die Beſteuerten! Daher dieſe furchtbar zunehmende Abgabenlaſt in den größern ſogenannten konſtitutionellen Staaten, die fortwährend ſteigt und endlich eine gewaltige Kriſis herbeiführen wird. Und nach dieſem trefflichen Syſtem ſehnen ſich die deutſchen, und beſonders die preu-

ßiſchen Liberalen, und begehren vorzugsweiſe die franzöſiſchen Inſtitutionen, als das Palladium der Freiheit und des Glücks für ihr Vaterland. Hier heißt es: Herr, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie wollen! Kein Preuße, dem das Glück und das Wohl ſeines Vaterlandes nur einigermaßen am Herzen liegt, ſollte ſolche unvernünftige Wünſche hegen und äußern! . . . Nur Blinde oder Heuchler können dies. — Die erſten ſind zu beklagen, die andern zu verachten. —

Wie! während in Frankreich jeder rechtliche und vernünftige Mann damit einverſtanden iſt, daß es nichts Erbärmlicheres gibt als dieſer konſtitutionelle Mechanismus, der hier ſeit 1815 das Räderwerk im Gang hält, daß nichts dringender nothwendig iſt als eine durchgreifende Reform in der Verwaltung und in der Geſetzgebung, verlangt man in Preußen eine Laſt, die ſo ſchwer auf den Schultern ihrer überrheiniſchen Nachbarn liegt. So kommt doch nach Frankreich, und ſehet dieſes politiſche Schlaraffenland, dieſes ſo gerühmte Eldorado konſtitutioneller Glückſeligkeit, und ich wette hundert gegen eines, Eure Seelen gegen den Himmel, daß wenn ihr von dieſer Frucht gekoſtet haben werdet, die Euch toll macht, ohne ſie zu kennen, Ihr auf immer geheilt zu Euern Penaten zurückkehrt. Wahrhaftig, der Kaiſer von Rußland hat durch die wenigen Worte: „Eine ſolche repräſentative Monarchie iſt eine Regierung der Lüge, des Betrugs, der Beſtechung!“ die er ausſprach, bewieſen, daß er vollkommen das Triebwerk dieſer konſtitutionellen Maſchine kennt. Verkaufte oder zu verkaufende Gewiſſen, Niederträchtigkeit, Marktſchreierei, Ränkeſchmiedereien, Geſalbader ohne Ende, Sophismen, Heuchelei müſſen hier eine mächtige, geachtete und ſtarke Regierung erſetzen. Tauſend kleine Regenten, von Eigendünkel, Habſucht, Nepotismus, Geld- und Stellengier und einem unerſättlichen Heißhunger beſeſſen, ſich unaufhörlich unter den komiſchſten und burleskeſten Sprüngen und Geberden umhertummelnd, eitel, ohnmächtig für das Gute, Schwatzbaſen, die ſich nur ſelbſt hören mögen, dies iſt das getreue Bild der meiſten der modernen Kammerhelden.

— Du hältſt alſo eine Republik für die geeignetſte Regierungsform, das Völkerglück zu befördern?

— Am allerwenigſten.

— Nun was willſt Du denn? ſo erkläre Dich.

— Ich verwerfe eine konſtitutionelle Regierung keineswegs,

nur muß ſie auf andern Grundpfeilern ruhen, als die jetzt beſtehenden.

— Laß hören.

— Vielleicht iſt die Sache ſchwierig, vielleicht auch nur das Ei des Columbus. Zuerſt finde ich, als ein ehrlicher Teufel, nichts abgeſchmackter, als Wahlrecht und Wählbarkeit von der Summe der Abgaben, die einer alljährlich dem Staat entrichtet, abhängig zu machen. Dies heißt alle Intelligenz und Fähigkeit über die Staatsangelegenheiten und das Intereſſe der Völker von dem leidigen Mammon abhängig machen, — daß dies der Teufel ſagen muß! — während die ausgezeichnetſten Talente, Genie, Verdienſte, Rechtlichkeit, die reinſte Tugend, weil ſie nicht ſo und ſo viel Thaler zahlen, für immer von dieſen höchſten und wichtigſten Verrichtungen ausgeſchloſſen bleiben, und die Regierung ſo der beſſern Einſichten beraubt iſt. Glaubten vielleicht diejenigen, welche ſolche abgeſchmackte Grundſätze aufſtellten und zum Geſetz machten, daß Reichthum auch zugleich ein Beweis von Fähigkeiten, Intelligenz und Scharfſinn ſey? — wie fehl geſchoſſen! ſie hätten nur um ſich blicken dürfen, um das Gegentheil gewahr zu werden. Sieht man denn nicht täglich und allenthalben die größten Einfaltspinſel, die beſchränkteſten Schafsköpfe Millionen gewinnen? Das Glück theilt ſeine materiellen Schätze und mit gutem Vorbedacht gar wunderlich aus. In einem gut organiſirten, konſtitutionellen Staate müßte jeder unbeſcholtene Mann Theil an den öffentlichen Angelegenheiten des Staats nehmen dürfen.

— Das möchte mir eine ſaubere Wirthſchaft werden, wenn alle in den Kammern oder in Kammern berathen wollten, fiel Michel dem Hinkenden ins Wort.

— Nicht ſo vorſchnell, dies ſoll nur mittelbar ſtattfinden; jedem unbeſcholtenen Manne, auf dem keine entehrende Handlung laſtet, müßte das Wahlrecht geſtattet ſeyn.

— Und die Wahlfähigkeit?

— Dies iſt etwas anderes; Jedermann ſoll Wähler, aber nicht wählbar ſeyn. Für das Letztere wäre nachſtehendes Syſtem zu befolgen. Hier ſind gewiſſe Garantien nöthig, ſowohl im Intereſſe der Nation als in dem der Regierung. Zuerſt dürfte niemand wählbar ſeyn bevor er ſein vierzigſtes Lebensjahr erreicht hat; das Alter von dreißig Jahren iſt in der Regel noch viel zu wild, zu unerfahren, zu leidenſchaftlich, wenn es auch ſonſt alle

nöthigen Erforderniſſe hätte, um mit Vernunft und gehörig prüfend überlegen und über Fragen von ſo hoher Wichtigkeit wie die, welche das Wohl ganzer Völker betreffen, entſcheiden zu können. Eine Stellung in der Geſellſchaft, die eine gewiſſe Unabhängigkeit verleiht, iſt ebenfalls erforderlich. Doch ſind dieſe nebſt den vierzig Jahren bei weitem nicht hinreichend, das ſchwierige Amt eines Volksabgeordneten zu verſehen; um den Berathungen der Stellvertreter als abſtimmendes Glied beiwohnen zu dürfen, müſſen untrügliche Beweiſe intellektueller und moraliſcher Fähigkeiten vorliegen, welche unwiderlegbar darthun, daß man die nöthigen Kenntniſſe, Talente und Tugenden zu einem ſo wichtigen Amt beſitze. — Wie! heutzutage, wo man in allen nur einigermaßen wohlgeordneten Staaten die Candidaten zu den einfachſten Stellen, wie die eines Schulmeiſters, eines Lieutenants, oder der unbedeutendſten Stelle bei einer Adminiſtration ein äußerſt ſtrenges Examen, wie es ſonſt nur Profeſſoren machten, beſtehen läßt, öffnet man ohne weiteres die Thüren zu den Hallen der Berathung des Wohls und Heils der Staaten dem erſten Beſten, weil er von Leuten, die ſo und ſo viel Steuern bezahlen, gewählt wurde und er ſelbſt eine gewiſſe Summe von Abgaben entrichtet, und oft durch Anwendung aller möglichen Intriguen, Heucheleien, Verſprechungen, Geldgeſchenke ſeine blinden Mitbürger zu beſtechen wußte! Gibt es etwas Abgeſchmackteres? — Und ſo ſetzt er ſich da nieder, wo nur die aufgeklärteſte Meinung, die größte Intelligenz, die umfangreichſten Kenntniſſe, eine höhere wiſſenſchaftliche Bildung Platz finden ſollte, um über die theuerſten und wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit zu berathen! — Was iſt die Folge davon, daß man mit den ſeltenſten Ausnahmen nichts von all dieſen ſo nöthigen und ausgezeichneten Eigenſchaften in den konſtitutionellen Kammern der großen und kleinen repräſentativen Staaten findet. Die Majorität beſteht meiſtens aus ſehr untergeordneten und oft ganz ungeſchliffenen Geiſtern, die größte Indolenz, eine verzweifelnde Trägheit, eine Mittelmäßigkeit, die Mitleiden erregt, eine oft kraſſe Unwiſſenheit, und beſonders eine empörende, ſich auf nichts gründende Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung haben da ihren Sitz aufgeſchlagen. Mit ein paar guten Lungenflügeln und einer kreiſchenden Stimme reißt man die Heerde mit ſich fort … und dies ſind die Verſammlungen, die das Wohl und Weh der Nationen befördern, deren Schickſale beſtimmen ſollen! — Armes Frankreich, armes England, armes Spanien, armes Grie-

chenland, ihr armen konſtitutionellen deutſchen Länder, wie ſeyd ihr zu beklagen. Und durch einen ſolchen Zuſtand der Dinge wollen die preußiſchen Liberalen ihr Vaterland beglücken! — Blinde oder Heuchler!

Das einzige Mittel, um dieſes Uebel in den konſtitutionellen Kammern zu verhüten, wäre meines Bedünkens, daß jeder gewählte Abgeordnete, bevor er Sitz und Stimme in den Kammern nehmen darf, ſich dem Examen einer zu dieſem Zweck ernannten, aus hiezu tüchtigen Männern beſtehenden Commiſſion unterwerfen müßte, deren Mitglieder als ausgezeichnete Männer im Fach der Geſetzgebung, in der Staatskunſt, in der politiſchen Oekonomie und in allen Fächern der Staatsverwaltung dem Land die untrüglichſten Beweiſe geliefert haben. Dieſes Examen würde darthun, ob der ſich meldende Candidat die nöthigen Fähigkeiten beſitzt, ſeine Stelle als Abgeordneter der Nation zu verſehen. Man kann dieſe Idee wunderlich, aber wahrhaftig nicht irrig finden.

— Wer ſoll aber dieſe Commiſſion ernennen? —

— Die Kammer ſelbſt; für das Erſtemal aber, da dieſe ſich noch nicht ſo konſtituirt haben kann, die Regierung, welche unter den beſten Profeſſoren und den fähigſten, ſo viel als möglich wegen ihrer Unabſetzbarkeit unabhängigen Staatsmännern dieſelbe wählen und ernennen müßte, und zwar aus allen Zweigen der Wiſſenſchaften. Die einmal ſo konſtituirte Kammer wird dann jedesmal vor den Wahlen für die periodiſche Erneuerung dieſer Commiſſion ſorgen. Mit einer auf dieſe Art zuſammengeſetzten Kammer kann man einer erſten oder Pairskammer vollkommen entbehren, was die Geſchäfte unendlich vereinfachen würde.

Dies iſt nach meiner, des Teufels Meinung das einzige Mittel, wenn auch nicht alle Uebelſtände einer konſtitutionellen Regierung zu vermeiden, denn eine Vollkommenheit zu erreichen iſt euch armen Sterblichen nun einmal nicht vergönnt, aber doch die größten und beklagenswertheſten zu beſeitigen. Auf dieſe Weiſe würde man wenigſtens nicht mehr ſo viel abſolute Nullitäten, die von Staats- und Regierungskunſt, von Geſetzgebung und Verwaltung, politiſcher Oekonomie und Finanzweſen ungefähr einen Begriff haben wie der Eſel vom Flötenblaſen, oder eine gewiſſe republikaniſche Juſtiz von der Gerechtigkeit, in den Kammern figuriren ſehen.

Dieß wäre vielleicht auch die einzige Conſtitution, die für

Preußen paßte, ob es gleich durch dieſelbe weder ſtärker, glückli-cher, geachteter noch wohlhabender werden wird, als es jetzt iſt. Denn ich, der ich doch ſo ziemlich alle Länder kenne, fordere Jeden heraus, mir einen Staat zu nennen, in welchem die perſönliche Freiheit und das Eigenthum geſchützter als in Preußen iſt, und in dem ein größerer Geiſt der Gerechtigkeit vorherrſcht. Wenn ich jedoch König von Preußen wäre, ſo würde ich, um mein Land von den ihm durch die radikalen Ränke und Umtriebe drohenden Gefahren zu ſchützen, vorerſt mit einigen kleinen Gewaltſtreichen beginnen, und nachdem ich mich mit Rußland, Oeſterreich und Frankreich gehörig verſtändigt haben würde, was wohl nicht ſo ſchwer ſeyn dürfte; und ohne mich an das ſelbſtſüchtige, auf dem Feſtland wenig zu fürchtende England zu kehren, würde ich mich des Nordens von ganz Deutſchland und beſonders der Hanſe-ſtädte bemächtigen, und ſie unter meinen ſchützenden Scepter nehmen. Dieſe egoiſtiſchen Krämerſtädte ſind das ewige Hinderniß der fort-ſchreitenden Entwicklung der deutſchen Induſtrie und des deutſchen Handels, und folglich der Wohlfahrt vom ganzen übrigen Deutſch-land, das ſie gewiſſenlos und ohne Bedenken ihrem ſchmutzigen Krämergeiſt, ihrem goldenen Kalb opfern. Man würde anfänglich über Gewaltſtreiche, Uſurpation und Gott weiß was alles für Teufeleien ſchreien; ich ließe ſchreien, und handelte wie ich es für gut fände. Man muß manchmal taube Ohren haben, das Geſchrei würde von ſelbſt verhallen, man würde ſich bald an die neue Ordnung der Dinge gewöhnt haben, die man in einigen Jahren gut, und in zehn oder zwanzig als einen recht vernünftigen und wohlthuenden Genieſtreich preiſen würde; es wäre dann nur noch Eine Stimme, um zu ſagen: „Dieß mußte geſchehen, um Deutſch-lands Heil und Wohlfahrt zu gründen,“ und die ganze Welt müßte mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo gehandelt und nur der Eingebung meines Muths und meines Patriotismus gefolgt zu ſeyn, und Deutſchland würde es mir danken; es würde eine allenthalben geachtete und gefürchtete Macht werden, Handel und Gewerbe zum Erſtaunen emporblühen; Preußen und der Zollver-ein wären dann im Stand, wieder eine Seemacht zu ſchaffen, die in kurzer Zeit mit der von Frankreich und England rivaliſiren könnte, und ſo das engliſche Joch, welches hauptſächlich ver-mittelſt und Dank der Hanſeſtädte Deutſchland noch immer trägt, ganz abſchütteln. Die Anglomanie jener Städte iſt ein ein-

gefleiſchtes Uebel, das man mit der Wurzel, d. h., indem man ſie unter einen mächtigen Scepter bringt, ausrotten muß; denn nie werden dieſe Krämerſeelen dieſer ſonderbaren Republiken freiwillig ein kleines Opfer zum Wohl des gemeinſamen Vaterlandes bringen, obgleich ſie mit dem Zollverein vereinigt, in wenig Jahren zehnmal mehr Vortheil haben und reicher ſeyn würden, als ſie es jetzt als Englands gehorſamſte Diener ſind. Der Krämergeiſt iſt von ſeiner Natur kurzſichtig und beſchränkt, man muß ihm in die Augen beißende draſtiſche Mittel geben, um ihn zu überzeugen. Die famöſe Republik Frankfurt hat vor wenigen Jahren den klarſten Beweis dazu geliefert. Sie ſträubte ſich lange und hartnäckig, bevor ſie ſich entſchließen konnte, ſich zu ihrem großen Vortheil dem Zollverein anzuſchließen, wogegen beſonders einige einflußreiche Familien, die mit franzöſiſchen und engliſchen Waaren handelten, intriguirten. Ja, um nach ihrer Meinung die Sache unmöglich zu machen, ſchloß der Frankfurter Senat einen ſo lächerlichen als abgeſchmackten Vertrag mit der engliſchen Regierung, in welchem es unter anderm hieß: die Frankfurter Schiffe und Matroſen werden in den engliſchen Häfen dasſelbe Recht genießen, wie die engliſchen Schiffe und Matroſen in denen Frankfurts! risum teneatis amici!!! Doch nein, man ſagt daß dies nur eine weiſe Vorausſicht der Frankfurter Regierung geweſen, die damals im Geheimen mit dem Projekt der Eroberung Hollands umging, und folglich eine anſehnliche Marine und Seehäfen in Ausſicht hatte. Was waren die Folgen dieſer unpatriotiſchen, unſinnigen Handlung, dieſes Abſchließens? — Die einſichtsvolle großherzoglich heſſiſche Regierung, die etwas weiter ſah, als die weiſen Herren jener naſenlangen Maulwurfsrepublik, deren Vorausſicht in der Regel nicht weiter reicht als das Gebiet derſelben, das gerade ſo groß iſt, daß wenn man an manchem Thor ausſpeit, das Produkt vom Wind über die Grenzen geweht wird, gründete in dem nahen Offenbach eine Meſſe, in welcher bald die von Frankfurt gehalten werden mußte, ſo wie ſich nun in Kurzem aller Handel nach Offenbach zog, und die Frankfurter Kaufleute nöthigte, Comptoire, Magazine ꝛc. dahin zu verlegen, wenn ſie nicht zu Grunde gehen wollten. Aller Handel in Frankfurt ſelbſt lag darnieder, Niemand hatte mehr Verdienſt als die wenigen Häuſer, die à la Dietrich Harpar, der bekannte Banquier en detail und Wucherer en gros, ſich mit dem unſaubern und ſchmutzigen Ge-

ſchäft der Contrebande befaßten; alle Taglöhner, Kärner, Arbeiter, Handwerker laborirten am Hungertuch, oder mußten ſich in die gefährlichen Banden der Contrebandierer anwerben laſſen, ein grenzenloſes Elend fing an allenthalben einzureißen, und nur als ſie dieſes vor Augen hatten, fingen die hochweiſen Herren an einzuſehen, was ſie für einen dummen Streich gemacht, vielleicht den ärgſten unter den Tauſenden, ſeitdem dieſe Republik beſteht. Sogar mit der Contrebande wollte es nicht mehr gehen, und es war nahe daran, daß ihr alle Schleichwege verſchloſſen wurden, da ein ſo kleines Gebiet, wie Frankfurt hat, ohne große Mühe ſo umſtellt werden kann, beſonders wenn man Kettenpatrouillen organiſirt, daß auch nicht eine Maus mehr durch kann. Jetzt endlich gingen den ſuperklugen Herren die Augen auf, ſie krochen zu Kreuz, baten demüthig und wehmüthig um gnädige Aufnahme in den Zollverein, die man ihnen auch gewährte; doch ſchadete dieſer verſpätete Beitritt der Stadt mehrere Millionen Gulden. — Wie aber dann, wenn die Staaten des Zollvereins die Herren, wie ſie es nach ihrer unpatriotiſchen Handlung, dem Vertrag mit England (man weiß nicht, ſoll man deren Dummheit und Kurzſichtigkeit oder deren eckelhaften Egoismus mehr bewundern), verdient hätten, ſchnöde abgewieſen hätte? — Offenbach wäre jetzt Frankfurt! Doch man ließ Gnade für Recht ergehen. — Aber die guten Hanſeſtädte mögen ſich dieß zu Warnung dienen laſſen; wenn es heute der Zollverein ernſtlich will, ſo ſind ſie morgen ruinirt! und er wird es am Ende wollen müſſen. Das Gerathenſte wäre jedoch, dieſem republikaniſchen Unweſen ein Ende zu machen, und während Preußen die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck unter die ſchützenden Flügel ſeines Adlers nähme, müßte man den kopfloſen Frankfurter Adler dem wackern Heſſen-Darmſtädtiſchen Löwen einverleiben, unter deſſen Schutz und Schirm gewiß dieſe ewigen Bocksjagden eingeſtellt, und den zahlloſen willkührlichen Frankfurter Gewaltſtreichen zum Heil ſeiner Bürger ein Ende gemacht würde, und Recht und Vernunft kämen daſelbſt wieder zu Ehren.

— Es ſcheint mir, daß Du ein abgeſagter Feind von Republiken biſt, fiel endlich Michel dem einen Augenblick Athem ſchöpfenden Teufel ins Wort, und ich ſollte doch meinen, daß gerade dieſe es ſeyen, welche am meiſten zur Bevölkerung Deines Reiches beigetragen haben.

— Wohl möglich, aber in der Regel ſind es ſo dumme

Beſtien, die ſie uns zuſchicken, daß ſie ſelbſt für die Hölle noch zu ſchlecht ſind, und ihr wenig Ehre machen.

— Wie ſo? ich dächte doch, daß Republiken wie die der alten Griechen und Römer, oder der vereinigten Staaten in Nordamerika ....

— Noch immer nicht von Deinem republikaniſchen Unſinn geheilt? Freund, Du haſt über das Weſen dieſer Republiken noch wenig nachgedacht, ſonſt würdeſt Du dasſelbe wohl beſſer erkannt haben; ſodann gehören zu Republiken auch Republikaner: wo dieſe heut zu Tage finden? Doch nicht etwa unter dem Volk der Zeitungsſchreiber, das a la national ewig von Republikanismus faſelt, und dabei ſelbſt ſo gerne ein träges, üppiges Tyrannenleben führen möchte? — Geduld, ich werde Dich mit dieſen modernen Republikanern näher bekannt machen, Du ſollſt ſie durch und durch kennen lernen, und wirſt klar einſehen, daß das Wort Republik nebſt dem der Freiheit und Gleichheit in ihrem Mund und in ihrer Feder nur einer der Hauptköder iſt, mit denen ſie die liebe Einfalt fangen, und an welchem ſich ſchon ſo mancher Einfaltspinſel blutig gebiſſen und verblutet hat. Vivat die Republik! Dies iſt das große Loſungswort und der Lieblingsruf aller gutmüthigen und leichtgläubigen Gemüther, die ſich haben ſagen laſſen, eine Republik bringe den Himmel auf Erden und ſey das Beſte, Höchſte und Vollkommenſte, was die Menſchen von der ſchweren Kunſt zu regieren erfunden haben, und Alle glücklich mache. Denn man hat ihnen erzählt, in einer Republik gebe es nur lauter ganz freie und glückliche Leute, nur lauter Herrn, die alle zu befehlen, und keinen der zu gehorchen hätte! — Wir Teufel ſelbſt waren dieſer Meinung, als wir uns vor 6000 Jahren gegen den Allmächtigen auflehnten, und eine Univerſal-Republik der Geiſter ſtiften wollten, und büßen nun unſern unſinnigen Verſuch für alle Ewigkeiten in der Hölle, und werden nimmermehr der himmliſchen Freuden theilhaftig werden, was uns um ſo weher thut, als wir ſie kannten und genoſſen. (Hier ließ der Teufel einen gewaltigen Seufzer fahren.) Doch um Dich eines Beſſern zu überzeugen, ſo wollen wir einmal in aller Kürze die beſtandenen und noch beſtehenden Republiken die Muſterung paſſiren laſſen, und dabei die gerühmte republikaniſche Glückſeligkeit mit der Fackel der Wahrheit beleuchten.

Werfen wir zuerſt unſere Blicke auf Sparta und Athen, dieſe

ſo hochgerühmten Freiſtaaten des alten Griechenlands; waren ſie nicht der Sitz der ſchmachvollſten, die Menſchheit entehrendſten Sklaverei? Wurden hier nicht die Menſchen wie die Schweine, Rinder und Kälber und anderes Vieh verhandelt und oft noch ſchlimmer behandelt? Namentlich die unglücklichen Heloten. Waren ihre Schickſale, ihre geſunden Gliedmaßen, ja ihr Leben nicht in den Händen eines Jeden, der ſo viel Obolen beſaß, ein ſo unglückliches Geſchöpf kaufen zu können, und der es dann nach ſeinen Launen, nach Luſt und Gefallen mißhandeln konnte und mißhandelte? — Aber Bürger und Volk, meinſt Du, waren doch glücklich und frei. O ja, geh und ſchlage das Buch der Geſchichte auf und ſiehe wie Bürger und Volk, wie das Leben, Hab und Gut jedes Einzelnen und ſeiner Familie fortwährend dem Willen und den Gewaltſtreichen derjenigen Preis gegeben waren, die es verſtanden ſich einen Anhang zu ſchaffen und dann mit ihren Helfershelfern Volk und Bürger auf das blutigſte und grauſamſte tyranniſirten und Tauſende in Verbannung und Elend jagten oder durch das Beil des Henkers aus der Welt ſchafften, während Ränkemacher, Schurken und Böſewichter und ihre Angehörigen ſich der Güter der Verjagten und Ermordeten bemächtigten und ſie mit ihren Spießgeſellen verpraßten. — Freilich entging ein ſolcher Tyrann ſelten dem wohlverdienten Schickſal, aber dann übernahmen oft ein Dutzend andere, noch abſcheulichere Wüthriche ſeine Rolle, und haußten noch zehnmal ärger; die Parteien verfolgten und mordeten ſich gegenſeitig auf das gräßlichſte, und die Bürgerkriege machten Bürgerblut in Strömen in den Straßen der Städte fließen. Nur in ſolchen Staaten konnte ein Sokrates den Giftbecher trinken, und ein Ariſtides verbannt werden.

Noch grauſamer und ſcheußlicher ging es in der afrikaniſchen Republik Carthago zu, wo Menſchenopfer geſetzlich waren, wo jeder Feldherr der Republik, der einen Fehler beging oder auch nur das Unglück hatte dem eben am Ruder ſtehenden Tyrannen zu mißfallen, dieſes Mißfallen mit dem Leben büßen mußte. Aber Rom, die mächtige, weltbeherrſchende Republik, die machte wohl eine Ausnahme, meinſt Du? — Allerdings, denn hier ſchmachtete außer den wirklichen Sklaven noch das ganze Volk, und zwar vom Sturz der Könige bis auf des Kaiſers Auguſtus Zeiten, in der ſchmählichſten Knechtſchaft und Sklaverei, und war der grauſamſten Tyrannei ſeiner Bedrücker Preis gegeben, und jeder hart-

herzige Wucherer konnte ſeinen armen zahlungsunfähigen Schuldner nicht nur ins Gefängniß werfen, und bei Waſſer und Brod verſchmachten, ſondern auch ungeſtraft peitſchen, ſchlagen, ſchinden und mißhandeln laſſen!!

Trotz aller Verſuche konnte ſich das arme Volk, ſo lange die Republik währte, nie ganz von dieſen furchtbaren Ketten losmachen, ſondern erlangte höchſtens eine kleine Erleichterung auf kurze Zeit, wenn die Herren ſeiner bedurften, um auswärtige Feinde abzuhalten, oder die Verzweiflung über die nicht mehr zu ertragenden Feſſeln ſich des Volks zu bemächtigen drohte. Alle Augenblicke war man genöthigt einen Diktator zu ernennen, das heißt einen Mann, der die unumſchränkteſte Gewalt über das Leben, die Freiheit, das Vermögen eines jeden Bürgers hatte. — Nur in einem ſolchen Freiſtaat konnte ein Sylla, der Rom und die Provinzen in Mördergruben verwandelt hatte, Söhne und Sklaven bezahlte, ihre Väter und Herren zu morden, und die rechtſchaffenſten Bürger in die Acht erklären oder erwürgen ließ, um ihr Vermögen einzuziehen, von einem erbärmlichen republikaniſchen Senat zum immerwährenden Diktator ernannt werden! — In welchem monarchiſchen Staat hat wohl je ein ähnlicher Despotismus geherrſcht, wie in der weiland durchlauchteſten Republik Venedig, wo man die Menſchen, denen nur ein freies Wort entfiel, verſchwinden ließ, als habe ſie der Wind weggeblaſen, in Mördergruben warf, wo ſie nie mehr das Tageslicht erblickten und man die Fiſche mit ihren Leichnamen ſättigte? Und wer ſchaudert nicht vor den entſetzlichen Gräueln, die in den italieniſchen ſogenannten Freiſtaaten des Mittelalters von Hunderten von republikaniſchen Tyrannen verübt wurden, wo Mord, Todtſchlag und Vergiftungen beſtändig an der Tagesordnung waren? Wem iſt nicht das hohe Glück der Schweizerrepubliken bekannt, wo faſt alle Aemter und einträglichen Stellen rückſichtslos an die Creaturen der einflußreichen Familienhäupter vergeben werden, wo Batzenhochmuth und Familienariſtokratie ſo lange den Scepter ſchwangen, und wo jetzt die republikaniſche Geiſel mit all dem ihr anklebenden Unſinn ſo mächtig geſchwungen wird? — Und dann die vier deutſchen Republiken ſammt Krakau? — Und die ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten! — Aber die vereinigten Staaten von Nord-Amerika, ja ſo, das iſt die Muſterrepublik, das republikaniſche Eldorado, auf welches alle Radikale hinweiſen. Dort liegt der Haaſe im

Pfeffer. Schade nur, jammerſchade, daß in einem großen Theil dieſes geprieſenen Paradieſes, gleichwie in Sparta, Rom und Athen, die Sklaverei, dieſer große Schandfleck der Menſchheit, nicht nur durch das Geſetz gutgeheißen wird, ſondern ſogar einem Jeden, der ſich unterfängt ein Wörtchen gegen dieſen ſaubern Handel zu ſprechen oder zu ſchreiben, oder auch nur die armen, oft ſchrecklich mißhandelten und gepeitſchten Sklaven zu bedauern, wenn er ſich in einem der Staaten befindet, in denen die Sklaverei geſetzlich gehandhabt wird, oder man ſeiner habhaft werden kann, ohne weitern Prozeß aufknüpft, todtſchlägt oder wie man ihm ſonſt das Lebenslicht ausblaſen kann, und ihm ſomit auf das unwiderſprechlichſte beweist, wie großes Unrecht er hatte, an der Vortrefflichkeit dieſer geſetzlichen Schändlichkeit zu zweifeln. Und die vortreffliche Regierung bleibt ſtumm wie ein Fiſch, und wenn auch die Herren und ſogar deren Weiber die armen Sklaven peitſchen laſſen bis ſie todt niederſtürzen! Die amerikaniſchen Republiken ſind noch die einzigen Staaten in der ganzen getauften Welt, wo der Menſchenhandel geſetzlich getrieben wird! Aber in dem Theil der Staaten, wo der Sklavenhandel nicht beſteht, iſt doch gewiß die vollkommenſte Freiheit zu Hauſe, meinſt Du? Allerdings; nur daß dieſe Vollkommenheit in jedem derſelben von einer andern Art iſt; was in dem einen Staat das Geſetz erlaubt, vielleicht ſogar fordert, das verbietet und beſtraft es in dem andern, ſo daß man ſich in dieſem Labyrinth der heiligen Juſtiz immer verſtrickt, und oft nur mit dem Verluſt ſeiner Habe und ſeines Gutes wieder herausfindet. Die ſchmutzigſte aller Ariſtokratien, die des Mammons, hebt ſchon allenthalben ihr eckelhaftes Meduſenhaupt in den vereinigten Staaten empor, und in Kurzem wird alle Macht und Gewalt, da wo dieß nicht ſchon der Fall iſt, in den Händen der reichen Familien und ihrer Creaturen, und ſomit der drückendſte Despotismus von Allem an der Tagesordnung ſeyn. Aber Abgaben und Steuern ſind doch ſo unbedeutend, daß man ſie kaum ſpürt, und dabei Ueberfluß in allen Klaſſen! — Heh da, frage doch nur diejenigen, die in dieſem Paradies der Freiheit waren, und ihr Glück und Heil daſelbſt ſuchten, wie ſchrecklich ſie enttäuſcht wurden, und dem Himmel dankten, wenn ſie noch die Mittel auftreiben konnten, um je eher je lieber den Weg nach der theuren Heimath wieder zu betreten, ſie werden Dir ſagen, daß wer nicht gleich Bären, Wölfen und andern Raubthieren in den öden

Wildniſſen, ſondern unter Menſchen in Städten und Flecken leben will, der ungeheuren Theurung halber, kaum das Nothdürftigſte aufzutreiben vermag, und ſchon oft, während die öffentlichen Kaſſen überfloſſen, waren die der Bürger leer, und der ganze Handelsſtand einem Generalbankerott nahe.

Dieß wäre ungefähr ein leichter Umriß der hochgeprieſenen republikaniſchen Freiheit, Gleichheit und Glückſeligkeit, wobei ich das furchtbar blutige Geſpenſt, dem in den Jahrbüchern der Weltgeſchichte nichts Aehnliches zur Seite ſteht, der weiland ein= und untheilbaren franzöſiſchen Republik, die uns noch in ganz friſchem Andenken iſt, ſo wie der vielen verunglückten Verſuche der neueſten Zeit, das Wohl der Staaten durch republikaniſche Inſtitutionen zu gründen, gar nicht erwähnt habe. Aber jedem Narren gefällt ſeine Kappe, und es hat ja auch Narren genug gegeben, welche die rothe blutige Jakobinermütze für die ſchönſte Zierde ihres Kopfes hielten, obgleich ſie dieſe ſeltſame Liebhaberei mit eben dieſem Kopfe bezahlen mußten. Doch de gustibus non est disputandum. Behauptete doch einſt ein Erzradikaler, eine jede Regierung ohne Ausnahme ſey ein Ungeheuer, und müßte es der Natur der Sache nach ſeyn; deßhalb ſey es beſſer, Jeder lebe wie der Eisbär allein und für ſich, in faſt unzugänglichen Eisfeldern. Wir wollen einmal die erſte Behauptung als wahr annehmen, ſo frage ich doch Alle, die nun gerade nicht die Natur der Eisbären haben, und wie dieſe leben wollen, ob ein vielköpfiges Ungeheuer nicht weit ſchlimmer als ein einköpfiges iſt, beſonders wenn, wie bei einem republikaniſchen Monſtrum, für jeden abgeſchlagenen Kopf, wie bei der lernäiſchen Schlange, wieder doppelt ſo viele emporſchießen, für die ſich nicht immer gleich ein Herkules oder ein Napoleon findet, der ſie durch Brennen und Sengen endlich zu vertilgen verſteht.

Was nun gar die Gleichheit anbelangt, welche dieſe Radikalen allen Einfaltspinſeln vorſpiegeln und verſprechen, ſo ſollte man es kaum für möglich halten, daß es Menſchen gibt, welche den Wahn und Unſinn ſo weit treiben, daß ſie ganz gegen den offenbaren Willen des allmächtigen Weltſchöpfers eine in jeder Hinſicht vollkommene geſellſchaftliche Gleichheit unter den armen Menſchenkindern einführen wollen, ein Ding, ſo unmöglich, als ein vom Rumpf getrenntes Haupt wieder aufzuſetzen, was ſelbſt der Teufel nicht vermag. Freilich iſt es bei den meiſten dieſer Leute

nur ein Köder, durch den ſie hoffen die Dummköpfe für ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke zu gewinnen. Dieſe radikalen Männer einer abſoluten Gleichheit ſind noch bei weitem nicht mit einer Gleichheit der Rechte und vor dem Geſetz zufrieden, ſondern ſie verlangen und predigen eine in jeder Hinſicht vollkommene Gleichheit. Sie geben vor und behaupten, ein jeder Menſch müſſe ohne Ausnahme der Perſon, ohne Rückſicht auf ſeine körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten in der menſchlichen Geſellſchaft mit jedem andern völlig gleichgeſtellt werden, d. h. ſie wollen daß ein Jeder gerade ſo viel Vermögen, ſo viele Güter, ſo viel Einkommen und in jeder Hinſicht ganz dieſelben Anſprüche und Rechte habe wie der andere. Dies machen wenigſtens die radikalen Gleichheitshelden dem großen Haufen, den etwas kurzſichtigen und beſchränkten Leichtgläubigen weiß, unter denen ſie, beſonders bei ſolchen die nichts zu verlieren haben, Anhang finden. Dieſe guten Leute bedenken aber nicht, daß eine ſolche Gleichheit ſo lange im Reich der Unmöglichkeit liegt, als der Schöpfer ſelbſt die Gaben der Natur nicht völlig gleich unter die Menſchheit vertheilt hat, und ſo lange er den Einen gerade, den Andern krumm, den Einen klug, den Andern dumm, den Einen ſchön, den Andern häßlich das Licht der Welt erblicken läßt, ja ſo lange der Eine nur um einen Gran mehr Appetit als der Andere hat, ſo lange es verſchiedene Alter und Geſchlechte gibt, kurz, ſo lange alle Menſchen nicht gleich den Nürnberger Bleiſoldaten mit gleichem Gewicht aus einer Form gegoſſen werden, ſo lange bleibt eine derartige Gleichheit unter den Menſchen eine Chimäre, ein Hirngeſpinnſt ohne Sinn, mit dem dem Bettler eben ſo wenig gedient wäre als dem Millionär, und beide würden in den nächſten 24 Stunden, die längſte Dauer dieſer Gleichheit, dieſelbe verwünſchen. Leute, die eine ſolche wollen oder predigen, gehören entweder zu dem großen Haufen der Schafsköpfe oder zu dem der Heuchler, welche dieſe Gleichheit zur Lockſpeiſe an der Angel machen, mit der ſie die Schwachköpfe und Narren fangen wollen, um mit ihrer Hülfe durch Raub und Mord ihre Freiheit zu begründen, und ſich ihrer zu ihren herrſch- und gewinnſüchtigen Zwecken zu bedienen, dann aber, wenn die Citrone ausgedrückt, verächtlich die Schale wegwerfen würden. Aber dieſe kurzſichtigen Betrüger ſind in der Regel auch die Betrogenen; unglücklicherweiſe ſind ſie aber auch diejenigen, welche das Gedeihen der möglichen Gleichheit und einer wahren Freiheit, ſo wie

das Wohl der Völker aufhalten, indem ſie wie die Schmarotzerpflanzen den Wuchs des edelſten der Bäume hindern, denn ohne dieſes Ungeziefer, dieſe Afterliberalen, wären Völker und Regierungen ſchon unendlich weiter vorangeſchritten und glücklicher! Dieſe liberalen Helden haben einen Begriff von der Freiheit wie das Schwein von der Reinlichkeit. Dieſe modernen Freiheitsmänner beſtehen aus zwei Hauptgattungen, von denen freilich die Naturgeſchichte keine Meldung thut, nämlich Betrüger und Betrogene, oder Schurken und Schafsköpfe; die Letztern, zu denen auch Du gehörteſt, ſind blödſinnige fanatiſche Affen, die gehorſamen Knechte der Erſtern, denen ſie als blinde Werkzeuge und Maſchinen dienen, die keinen andern Götzen kennen als ihren Willen, und die ein Abſchaum von Verrücktheit, Unſinn, Unduldſamkeit und Schlechtigkeit, blutdürſtige Raubthiere der eckelhafteſten Gattung ſind. Die andern, die Schafsköpfe, ſind wahre Muſter von Albernheit und Sklavenſinn, ſtumpfſinnige Maſchinen, mit niedrig knechtiſchem Gehorſam gegen im Finſtern ſchleichende Schufte, die ſie nicht einmal kennen, und denen zu Gefallen ſie ſich ſogar zum feigſten und niederträchtigſten aller Verbrechen, zum Meuchelmord hingeben. Dieſe dummen Teufel ſind die willenloſen Werkzeuge der ins Fäuſtchen lachenden Bosheit, und laſſen ſich auf die plumpſte Weiſe mißbrauchen. Sieh, ſo ſind faſt alle die Helden beſchaffen, die da die Weltverbeſſerer ſpielen, und den beſtehenden Regierungen ein Ende machen wollen, um — ſelbſt zu regieren, das heißt, um der Menſchheit die Haut über den Kopf zu ziehen; Liberticiden, Freiheitsmörder iſt der Name, der dieſe Subjecte richtig bezeichnet, denn ſie ſind die größten und gefährlichſten Feinde aller Freiheit, und Jeder, der noch ein ganzes Hemd auf dem Leibe hat, ſollte in ſeinem täglichen Gebet die Worte:

„Der Herr behüte und bewahre uns vor ſolcher Brut,
Die da nichts will als unſer Hab und Gut!“

einſchließen. Dieſe radikalen Tartüffe würden die ſcheußlichſte, blutdürſtigſte und raubgierigſte Tyrannei ausüben, wenn ſie auch nur für Augenblicke zum Unheil und Wehe der Welt und der Menſchheit die Oberhand erhielten.

— Höre, Du biſt doch ſackgrob, Freund Asmodi, und ſcheuſt Dich nicht, ſelbſt mir, Deinem Befreier, gewaltige Sottiſen zu ſagen, fiel endlich Michel dem Hinkenden ins Wort.

— O, wenn man ein ſolches Treiben beleuchtet, da muß ſelbſt

dem Teufel noch die Galle übergehen. Doch mit was willſt Du Dich heute zerſtreuen, den Aerger verſcheuchen?

— Wir müſſen uns auf Koſten der Schurken, Narren und Einfaltspinſel beluſtigen; dieß wird meinen Humor wieder beleben.

— Wohlan! wir wollen einige Beſuche in verſchiedenen Redaktionsbureaus der Journaliſten machen, ſodann heute Abend die Jenny Lind und ihre Anbeter in Berlin beſuchen, und ſpäter einer Muckerverſammlung in der Schweiz beiwohnen. Ich hoffe, Du wirſt damit zufrieden ſeyn.

Die beiden Freunde ſchickten ſich nun an, das Hotel der Prinzen zu verlaſſen, als ihnen ein Schreiben mit der Aufſchrift: an den Herrn Grafen von Hechelsheim (der Name, unter dem Stürmer im Hotel wohnte) übergeben wurde. Daſſelbe war **Direction des Archives historiques** unterzeichnet, und man bat den Herrn Grafen in demſelben ganz gehorſamſt, die Güte haben zu wollen, dieſem Archiv doch einige biographiſche Notizen über ſeine erlauchte und illüſtre Perſon mittheilen zu wollen, da dieſelbe es vollkommen verdiene, neben den andern hochberühmten Notabilitäten der Welt, und unter der Elite der verſchiedenen Nationen in dem gehörigen Glanz in den von dieſem Archiv herausgegebenen prächtigen hiſtoriſchen und biographiſchen Jahrbüchern zu prangen. Als Appendix des Schreibens fand ſich eine Einladung zur Subſcription auf dieſes Prachtwerk, von dem man für die mäßige Summe von 750 Franken der glückliche Beſitzer eines vollſtändigen Exemplars werden, jedoch auch für 500, 250 und ſogar 125 Franken die wichtigſten Biographien erhalten könne. Am Schluß dieſes Anhangs war noch hinzugefügt, daß man es ſehr bedauern müſſe, eine abſchlägliche Antwort hinſichtlich der Subſcription zu erhalten, aber in dieſem Fall dennoch die biographiſchen Notizen über das Leben des Herrn Grafen, ſo wie man ſich dieſelben zu verſchaffen gewußt, in dem Werk einen Platz finden würden, jedoch mit mehr Oekonomie abgehandelt und gedruckt.

— Was zum Henker hat denn dieß zu bedeuten? fragte Michel ſeinen hinkenden Freund.

— Nichts weiter als eine der mancherlei Beutelſchneiderei-Anſtalten mehr, deren die gute Stadt Paris ſo viele aufzuweiſen hat, eine Lockſpeiſe für alle reiche Fremde, die nach Paris kommen,

und ſich in dem Netz dieſes ſogenannten hiſtoriſchen Archivs fangen laſſen.

— Wohlan, ich will den Herren eine Biographie von mir mittheilen, die ſie gegen ihren Willen mit Flammenſchrift in ihrem Prachtwerk aufnehmen ſollen. Laß uns nun zuerſt in das Bureau dieſes Archivs gehen, es iſt ja nur zwei Schritte von hier, in derſelben Straße, Rue Richelieu Nro. 95.

— Michel und Asmodi machten ſich auf, und begaben ſich in das Haus, welches das induſtriöſe Archiv und ſeine Bureaus beherbergte. Als ſie eingetreten waren und Michel ſeinen hochgräflichen Namen genannt hatte, wurden ſie ſogleich mit der zuvorkommendſten Artigkeit und unter tauſend Kratzfüßen in das Kabinet der Direktion geführt, in welchem man ihnen ein Paar prächtige vergoldete Armſtühle **a la Louis XV.** anbot. Der angebliche Graf von Hechelsheim erkundigte ſich nun näher nach den Bedingungen ſeiner aufzunehmenden Biographie, und welche Notizen er zu geben habe.

— Dieß hängt ganz von Ihnen ab, Herr Graf; ſobald Sie unterzeichnet und pränumerirt haben, wird Alles aufgenommen was Sie uns mitzutheilen belieben, was übrigens von einer eben ſo rühmlich als geiſtreich bekannten Perſon nicht anders als vortrefflich ſeyn kann. Wir werden dafür Sorge tragen, daß ſie unter den erhabenſten Perſonen, die ſchon in unſerm Archiv figuriren, wie der Königin Viktoria, dem Prinzen Albert, dem Herzog von Suſſex, den Baronen R..., Ibrahim Paſcha ꝛc. eine Stelle finden, ſo wie Dero ohne Zweifel ſehr illüſtrer Begleiter.

Hier warf der Sprecher einen vielbedeutenden Blick auf den Hinkenden, den dieſer jedoch auf eine ſo malitiöſe Weiſe zurückgab, daß der Andere den ſeinigen ganz verwirrt niederſchlug.

— Wir wollen den Herren ſogleich hier die gewünſchten Notizen geben, verſetzte Asmodi, verſteht ſich, daß Sie mich unter die Zahl Ihrer Subſcribenten zählen dürfen.

Der Teufel erbat ſich nun einen Bogen Papier, den er beſchrieb und ſodann einem der angeblichen Direktoren überreichte.

Derſelbe begann zu leſen, rieb ſich die Augen, denen er nicht traute, wiſchte an dem Papier, und gerieth in einen faſt convulſiviſchen unruhigen Zuſtand.

— Ich ſehe wohl, mein Herr, daß Sie mit meiner Handſchrift nicht fertig werden können, ſagte der Hinkende, ihm das

Papier wieder aus der Hand nehmend; erlauben Sie mir daß ich Ihnen den Inhalt vorleſe.

„Der Unterzeichnete, Asmodi, Großwürdenträger ſeiner allerhölliſchſten Majeſtät des Großſatans, Pair und Grand erſter Klaſſe in dem Reich der Hölle, Großofficier des infernaliſchen Kreuzſpinnenordens an der Gluthkette, bezeugt hiemit den Inhabern und Eigenthümern des hiſtoriſchen Archivs in der Straße Richelieu Nro. 95 zu Paris, daß er nicht nur ein Subſcribent der von ihnen herausgegebenen hiſtoriſch-biographiſchen Jahrbücher iſt, ſondern daß dieſe Herrn ſich auch des ganz beſondern Schutzes ſeines Freundes und Collegen, des Fürſten Lucifer, des allgewaltigen Protektors aller Beutelſchneider und Marktſchreier, in einem hohen Grad zu erfreuen haben, ſintemal bis jetzt noch keine Art der Künſtler, die zu dieſem ſaubern Gelichter gehören, es zu einer ſolchen Stufe der Vollkommenheit gebracht hat, und die ſich die Beutel und Kaſſen ſouveräner Fürſten, Könige und Prinzen, Miniſter, ja ſogar die der zäheſten Geldwucherer und Millionenmänner, denen ſelbſt der Teufel keinen Pfennig zu entlocken wüßte, zu ihren Gunſten zu öffnen wußten, wofür ihnen auch Freund Lucifer eine ganz eigene Belohnung in ſeinem infernaliſchen Departement aufbewahrt, und die Meiſterſchaft der Beutelſchneiderei zuerkennt. Asmodi.“

— Sie werden wohl die Güte haben, dieſes Zeugniß in dem nächſten Band Ihrer Jahrbücher abdrucken zu laſſen, ſetzte der Hinkende noch hinzu, nachdem er ſeine Lektüre beendigt hatte.

— Mit dem Herrn iſt es wohl im Kopf nicht ſo ganz richtig? ſagte nach einigen Minuten ein kühn hervortretendes, zur Direktion gehörendes Mitglied keck zum Teufel.

— Um Vergebung, mein Allervortrefflichſter, es ſcheint mir bei Ihnen zu ſpuken. Doch wollen Sie wohl dies Zeugniß in der nächſten Lieferung aufnehmen?

— Mein Herr, Sie ſind verrückt, und wäre es nicht die Achtung, die wir für Ihren Begleiter, den Herrn Grafen von Hechelsheim haben, ſo ...

— O, das darf Sie nicht abhalten, meine Herren, fiel nun Michel ein, ich gebe denſelben Ihrem ganzen Zorn preis.

— Wohlan, ſo packe ſich derſelbe augenblicklich, oder wir laſſen ihn durch unſere Leute zur Thüre hinaus und die Treppe hinab werfen.

— Nach Belieben, höhnte nun der Hinkende, dem Michel einen Wink gab; doch erlauben Sie mir vorher noch, mein Zeugniß ſelbſt in unverwiſchbaren Lettern in Ihr Prachtwerk abzudrucken.

Asmodi ergriff nun von den auf einem Regal ſtehenden vorräthigen Exemplaren einen Band derſelben, den er dem Herrn Direktor öffnete und demüthigſt überreichte, und dieſer las zu ſeinem Schrecken mit flammender Schrift Wort für Wort, was ihm der räthſelhafte Fremde vorgeleſen hatte. Asmodi nahm nun noch ein Paar andere Bände und übergab ſie den übrigen Mitgliedern und Mitarbeitern der ſaubern Direktion, die, wo ſie die Bücher auch aufſchlagen mochten, immer ein und dieſelbe Flammenſchrift laſen.

— Ah, ich merke ſchon, der Herr iſt der berühmte Tauſendkünſtler Philippi, der durch ſeine Tours de force ganz Paris in Erſtaunen ſetzt, und uns hier einen Beweis ſeiner großen Kunſt geben will, damit wir mit voller Ueberzeugung ſeine merkwürdige Biographie neben der aller großen Männer des Jahrhunderts abdrucken laſſen können; der Herr ſoll zufrieden ſeyn, ich werde ſie ſelbſt bearbeiten, ſagte eines der Mitglieder der Direktion.

— Errathen, fiel Asmodi ein; um Sie jedoch in Stand zu ſetzen dieß mit der beſten Ueberzeugung thun zu können, ſo erlauben Sie mir, Ihnen noch einige Beweiſe meiner Kunſt geben zu dürfen. Schlagen Sie nun gefälligſt die Blätter um.

Die Herren thaten wie ihnen geſagt wurde, aber man ſtelle ſich ihr großes Erſtaunen, ihren Schreck und ihr Entſetzen vor, als ſie nun mit derſelben Schrift ihre eigenen Biographien laſen, in denen ſie ſelbſt die geheimſten Begebenheiten ihres Lebens auf das treueſte und wahrhaftigſte aufgezeichnet fanden, und zwar ſolche Dinge, die ſie in die mißlichſten Händel mit der heiligen Criminal-Juſtiz verwickelt haben würde, wenn ſie zu deren Kenntniß gekommen wären.

— Nun, was meinen die Herren von meiner Kunſt? fragte höhniſch Asmodi; die Antwort blieb man ſchuldig, und er fuhr fort: ſo viel ſey Euch zu Eurer Warnung geſagt, daß wenn Ihr dieſes Beutelſchneiderhandwerk noch fortſetzt, Ihr mit Euern Jahrbüchern des hiſtoriſchen Archivs aller Welt Eure Biographie ver-

künden, und wie Ihr wohl denken könnt, dann in die Hände der St. Themis fallen werdet. Hiemit dem Teufel befohlen!

Michel und Asmodi entfernten ſich nun, das ganze Perſonal der Direktion dieſes ſaubern Archivs in einer Art von Starrkrampf zurücklaſſend.

— Jetzt wollen wir zu Deiner Satisfaktion Republikaner aufſuchen, ſagte der Hinkende zu ſeinem Freund, die Straße Richelieu hinabgehend. Als ſie an die Mauern der königlichen Bibliothek kamen, dem Platz Louvois gegenüber, blieb Asmodi plötzlich vor einem großen gräßlichen Bild ſtehen, das wie hundert andere derartige Bilder die Stelle einer Anzeige vertreten mußte, und über welchem mit großen Buchſtaben die Worte geſchrieben ſtanden: „Des Teufels Sohn“, lest „die Epoche.“

— Was das Romanenſchreiber= und Journaliſtenvolk nicht alles erfindet! des Teufels Sohn, als wenn ſie nicht Alle Teufelskinder wären, und ohne den Teufel thut ſichs gar nicht mehr, man könnte ein ganz koloſſales Bilderbuch von all den Teufelsfratzen machen, die ſie da an allen Häuſern und Mauern von Paris hinſchmieren; da iſt der Teufel zu Paris, das Pferd des Teufels, die Teufelstochter, des Teufels Antheil, die Wiſſenſchaft des Teufels, der Teufel in allen Geſtalten ꝛc. ꝛc. und nun ſogar der Sohn des Teufels .... wahrhaftig, das Volk ſoll mir den Teufel nicht umſonſt an die Wand gemalt haben, ich will ihm noch beweiſen, daß es einen gibt, und ſie deſſen wahre Söhne ſind.

Asmodi verſah nun ſich und ſeinen Gefährten mit einer angezündeten Laterne, mit denen ſie gleich dem Diogenes am hellen Tag über die Straßen gingen, um — Republikaner zu ſuchen, nach denen ſie die ſie anſtaunenden Vorübergehenden fragten.

Man wieß ſie in das Redaktionsbureau des National, ſie verſichernd, daß ſie daſelbſt ächte Republikaner finden würden. Hier trafen ſie einige der Redakteurs und Mitarbeiter dieſes Blattes.

Asmodi und Michel gaben ſich den Herren als ächte und reine Republikaner zu erkennen, brachten auch unzweideutige Zeugniſſe ihrer republikaniſchen Geſinnungen vor, und wurden als Confratres freundſchaftlich bewillkommt.

Michel wollte nun die Laterne auslöſchen, aber Asmodi verhinderte ihn daran, indem er zu ihm ſagte: Geduld, Freund, wir müſſen erſt klar ſehen.

Er leuchtete nun zuerſt dem Redakteur en chef ins Geſicht, deſſen Kopf ganz durchſichtig wurde, ſo daß man deutlich alle in demſelben vorgehenden Gedanken wahrnehmen konnte. Michel las nun in deſſen Gehirn: „Ich bin zwar ein wahrhafter Republikaner, der es ehrlich meint, und dem es um die Sache zu thun iſt, aber alle, die nicht ſo denken wie ich, müſſen geköpft, geſpießt, erſchoſſen oder erhenkt werden, und um eine reine Republik gründen zu können, müßten noch ganz andere Ströme von Blut vergoſſen werden, als die, welche der edle Robespierre fließen machte, wenigſtens müßte neun Zehntheilen des franzöſiſchen Volkes das Lebenslicht ausgeblaſen und ſo eine neue Generation geſchaffen werden, die den ächten Republikanismus mit der Muttermilch einſaugte.“

Hierauf beleuchtete Asmodi noch einige andere dieſer republikaniſchen Herren, in deren Gehirn er ungefähr folgende Gedanken wahrnahm: „Alle die nicht nach unſerer Pfeife tanzen, nicht den letzten Groſchen nach unſerem Gutdünken herausgeben wollen, wenn wir ans Ruder kämen und unſere Abſichten erreicht würden, müßen vertilgt werden. Um den Republikanismus iſt es uns ſo wenig zu thun als überhaupt darum, Völkerglück zu befördern; wir wollen herrſchen, uns bereichern, im Ueberfluß ſchwelgen, allen unſern Gelüſten fröhnen und unſere Leidenſchaften befriedigen, gehe auch die Welt darüber zu Grunde.“ Aehnliche und noch weit ſcheußlichere Gedanken las Michel in all dieſen durchſichtigen Köpfen, ſo daß ihm die Sache zum Ekel wurde und er endlich die Laterne ausblies, und dabei ausrief:

— Pfui über euch Heuchler und Duckmäuſer, an denen auch kein gutes Haar iſt, und Dummköpfe dazu, die nicht einmal ſo viel Einſicht haben, daß ſie, wenn ihr ſchändliches Vorhaben je gelänge, die Erſten ſeyn würden, die dem betrogenen und hintergangenen Volk, das keine ſeiner Hoffnungen, keine der ihm gemachten Verſprechungen in Erfüllung gehen ſehen würde, ihre Haut zum Markte bringen müßten. Davon habt ihr kurzſichtigen Schurken keine Ahnung. Und auch ich war einer der Schafsköpfe, die ſich von ſolchem Geſindel an der Naſe herumführen und zum willenloſen Werkzeuge gebrauchen ließen. Ich möchte .... doch Geduld, der verdiente Lohn ſoll Euch werden; einſtweilen ſollt Ihr nach meiner Pfeife tanzen.

Michel verließ nun das Bureau des National, die Herren

ganz perplex zurücklaſſend, begab ſich noch in einige andere republikaniſche Zeitungsbureaus, wo er ſich auf dieſelbe Weiſe überzeugte, daß dieſe angeblichen Republikaner um kein Haar beſſer waren als die übrigen, und alle nichts anderes im Schild führten, als das eigene werthe Ich auf die höchſtmöglichſte Stufe der Macht und der irdiſchen Güter zu bringen, und auf Koſten der betrogenen Dummheit ein ſchwelgeriſches Leben zu führen. — Nachdem er auch ihnen die Köpfe gehörig gewaſchen hatte, nahm er ſich vor, ſie demnächſt alle zu einem ſplendiden republikaniſchen Hochmahl einzuladen.

Beide Kumpane machten ſich nun zur Abfahrt nach Berlin bereit; bevor ſie jedoch Paris verließen, gab Asmodi der guten Stadt und ihren Bewohnern noch ein recht ergötzliches Schauſpiel. Er ließ nämlich auf einmal alle die Tauſende unter den verſchiedenartigſten Geſtalten an die Mauern gemalten Teufelsbilder und Fratzen plötzlich lebendig werden, ſo daß ſie ſich in einem feuerartigen Transparent bewegten und die poſſierlichſten Sprünge und Geſtikulationen machten. — Man kann ſich denken, welchen Aufruhr dies in der ungeheuren Stadt veranlaßte. Alles lief hinzu, um die lebendig gewordenen Teufel zu bewundern, als ſähe man deren nicht tagtäglich in allen möglichen Stellungen; man wollte Mirakel und Wunder ſchreien, aber einige Profeſſoren der Chemie bemühten ſich, die Sache dem guten Volk als etwas ganz natürliches zu erklären, indem ſie behaupteten, man habe dieſe Bilder mit einer Miſchung von Phosphorus, Queckſilber und einigen andern Ingredienzien angeſtrichen, welche dieſe Wirkung hervorgebracht und die Teufel lebendig gemacht hätten, als ob es dergleichen bedürfe, um dies zu bewerkſtelligen. Indeſſen ernannte doch die Regierung eine Commiſſion, welche die Sache unterſuchen, die Bilder chemiſch analyſiren, und über den Erfolg ihrer Bemühungen an das Miniſterium des Innern berichten ſollte. Aber man fand leider keine Subſtanz, die analytiſch genug geweſen wäre, das gewünſchte Reſultat zu erreichen.

Unterdeſſen hatten Michel und Asmodi Frankreichs Hauptſtadt verlaſſen, und ließen ſich einige Augenblicke darauf im Thiergarten bei der Hauptſtadt Preußens nieder, wo ſie, da es noch hell am Tage und ein paar Stunden bis zum Beginn der Oper war, an einem Tiſch unter den Zelten Platz nahmen und ſich Weißbier-Kaltſchale geben ließen.

Noch andere Gäſte ſaßen an demſelben Tiſch und waren ſo ſehr in ein politiſches Geſpräch vertieft, daß ſie die neuen Ankömmlinge gar nicht bemerkten. Es war von den preußiſchen Zuſtänden, von einer Conſtitution und beſonders von der Preßfreiheit, der Einführung der Jury und der öffentlichen Gerichtsbarkeit in den ältern Provinzen der Monarchie die Rede. Die Meinungen waren getheilt, und das Geſpräch äußerſt animirt. — Einige von der Geſellſchaft behaupteten, daß Preußen und Deutſchland nur dann glücklich ſeyn würden, wenn ſie Frankreichs Preßfreiheit und Frankreichs Gerichtsbarkeit und Geſetzgebung haben würden. —

— Sie reden wie der Blinde von der Farbe, fiel endlich ein Berliner Rechtsgelehrter den Rednern ins Wort. Ich habe mehrere Jahre in Frankreich gelebt, und kann Sie auf mein Gewiſſen verſichern, daß in vielen deutſchen Bundesſtaaten, und namentlich in Württemberg, Heſſen, Baden, Sachſen, Baiern und Preußen, ſowohl die Preßfreiheit als die perſönliche Freiheit weit größer und geſchützter iſt, als in Ihrem gerühmten Frankreich. —

— Unmöglich, erwiederte ein Arzt.

— Und doch wahr, verſetzte der Advokat. — Wie, Sie nennen das Preßfreiheit, wenn um ein Journal oder um eine Zeitung zu gründen man hunderttauſend Franken Caution niederlegen muß? — wenn für Alles was ſie drucken, die Buchdrucker eben ſo verantwortlich wie die Verfaſſer gemacht werden, indem man von den erſtern verlangt, daß ſie alle Manuſcripte leſen ſollen, bevor ſie ſolche drucken. Dieſe Verordnung hat aus den Buchdruckern eben ſo viele Cenſoren geſchaffen, und welche! — Der Buchdrucker iſt nun derjenige, der beſtimmt, ob ſich ein Werk zum Druck eignet oder nicht, er ſtreicht ganze Stellen oder verweigert den Druck, dies muß ſich Alles der Autor gefallen laſſen, und da der Buchdrucker in der Regel ein durchaus nicht wiſſenſchaftlich gebildeter Mann und im höchſten Grad ängſtlich iſt, ſo kann man ſich denken, wie er ſtreicht. Und dann die Septembergeſetze, die den armen Verfaſſer und Verleger das Meſſer beſtändig an die Gurgel ſetzen, und unter dem Vorwand der Läſterung die empfindlichſten Geld- und Gefängnißſtrafen verordnen, wobei es auf das ſtrengſte unterſagt iſt, die Wahrheit des Geſagten zu beweiſen! Das Alles nennen Sie Preßfreiheit. — Ein Artikel wie der, welcher von einem ſogenannten Freund der Wahrheit neulich in der Augsburger allgemeinen Zeitung gegen Saphir eingerückt wurde, würde deſſen Verfaſſer,

den Redakteur Kolb, und den Verleger und Drucker der Zeitung zur Verurtheilung in eine namhafte Geldſtrafe von mehreren tauſend Thalern und in die empfindlichſte Gefängnißſtrafe gebracht haben. — Auch darf nie irgend eine Schuldforderung, wie dies ſo oft in deutſchen Zeitungen geſchieht, in franzöſiſchen Blättern abgedruckt werden, denn dies würde den Einſender und Drucker zu einer ſchweren Entſchädigungsſumme und Gefängniß verurtheilen, und zwar mit vollem Recht, da dies vor die Gerichte und nicht vor das Publikum gehört. — Die franzöſiſche Preßfreiheit hat ſchon gar mancher Franzoſe verwünſcht, den ſie auf zeitlebens unglücklich gemacht; und doch müſſen der Preſſe Zügel angelegt werden, eine vollkommene Preßfreiheit kann eben ſo wenig ſtattfinden, als eine vollkommene Willens- und Handlungsfreiheit in der menſchlichen Geſellſchaft möglich iſt, die Mord und Raub und alle Verbrechen ſtraflos ließe; nun fragt es ſich, da doch einmal eine Beſchränkung derſelben ſeyn muß, ob eine vernünftige, geſetzmäßig geregelte Cenſur, oder ſcharf ſtrafende Preßgeſetze wünſchenswerther ſind. Ich für meinen Theil wäre unter gewiſſen Bedingungen für die Erſtere; wenigſtens iſt die franzöſiſche Preßfreiheit, welche deutſche Unwiſſenheit ſo ſehr beneidet, ein weit größerer Tyrann.

— Sie mögen Recht haben, meinte der Arzt, wenn die Cenſur vernünftig und mit Einſicht gehandhabt würde; aber da haben wir hundert Beiſpiele, daß in Deutſchland, z. B. in einer gewiſſen Republik, der fatale Rothſtift zu einem wahren Henkersbeil wird. Hier handhabt der Cenſor die Scheere auf eine Art, wie ſein Papa, ein ehrlicher Fleiſcher, das Schlachtmeſſer handhabte. Da indeſſen dem guten Mann dennoch manches, und meiſtens gerade das Kompromittirendſte entging, ſo erhielt er öfters ſcharfe Verweiſe deßhalb von ſeinen Vorgeſetzten, die wieder von einer höheren Behörde genaſ't wurden. Der ehrliche Cenſor, der ungefähr ſo viel literariſche Kenntniſſe haben mochte als ſein Zunftgenoſſe Varron, der Held bei Cannä, ſtrategiſche, geſtand ganz offen, daß die verdammten Zeitungsſchreiber ſo unverſtändlich für ihn ſeyen und ihre Gedanken oft ſo verblümt zu geben wüßten, daß er den Sinn ihrer Worte nicht faſſen könne. — Ei ſo ſtreichen Sie ins drei Teufelsnamen was Sie nicht verſtehen, ſagte der einjährig wohl regierende Bürgermeiſter zu ſeinem Cenſor. — Ganz wohl! lautete die Antwort. Man kann ſich nun denken, wie der Mann ſtrich, da er faſt gar nichts verſtand.

— Nun, dies ſind doch nur ſeltene Ausnahmen, ja nur in Maulwurfsrepubliken möglich, in denen man Fleiſchersgeſellen zu Cenſoren macht, verſetzte der Advokat.

Die übrige Tiſchgeſellſchaft lachte. —

— Und dann, fuhr er fort, es mag ein gut Ding um die Jury und die öffentliche Gerichtsbarkeit ſeyn, wenn beides mit gehöriger Einſicht und den nöthigen Beſchränkungen ſtattfindet, aber Sie werden mir doch eingeſtehen müſſen, daß ſo wie dieſe Inſtitute in Frankreich dermalen beſtehen, ſie der Geſellſchaft eher Schaden als Nutzen bringen.

— Wie ſo? fragte der Arzt.

— Die Art wie man daſelbſt die Jury zuſammenſetzt, iſt die verwerflichſte. Leute ohne alle Kenntniſſe, ohne alle Einſicht, die oft nicht einmal leſen und ſchreiben können, ſitzen da über Dinge zu Gericht, die weit über ihrem Horizont ſtehen; daher kömmt es denn auch, daß ſo oft die widerſprechendſten und empörendſten Verurtheilungen und Freiſprechungen ſtattfinden, Vatermörder mit Galeerenſtrafen davon kommen, während oft gewöhnliche Mordanfälle, in der Raſerei der Leidenſchaft verübt, mit dem Henkersbeil beſtraft werden. Man hat keine Vorſtellung davon, wie leicht und oberflächlich es oft bei den Berathungen einer Jury genommen wird. In der Regel iſt es ein ſtarkſtimmiger Großſprecher, der ſeine Collegen überſchreit, und ſie ſo beſtimmt, ſeiner Meinung beizupflichten. — Es bedarf hier keiner großen Beredtſamkeit noch eines beſondern Talents. Anmaßung mit einer Stentorſtimme reichen aus, und die kraſſeſte Unwiſſenheit der großen Mehrzahl der Mitglieder einer ſolchen Jury geht über alle Begriffe; und doch ſind es dieſe Menſchen, die hier über Tod und Leben ihrer Mitmenſchen entſcheiden, und die bei den allergewöhnlichſten Dingen im Leben um Rath zu fragen man ſich auch nicht im Traum einfallen laſſen würde. Daher dieſe unbegreiflichen Urtheile, die ſich zum Skandal der heiligen Juſtiz jeden Tag in Frankreich wiederholen. Ebenſo ſind die öffentlichen Gerichtsſäle die beſten Schulen für alle Gauner, Taſchendiebe, Räuber und Mörder, die in denſelben ihre Collegien hören und den beſten Unterricht empfangen, wie ſie ſich im Fall der Noth, wenn die Reihe an ſie kömmt, zu benehmen haben und aus der Schlinge ziehen können. — Ich habe nichts dagegen daß jedem unbeſcholtenen Bürger die Gerichtsſäle offen ſtehen; aber ſie ohne Unterſchied allem Geſindel zu öffnen, das nicht ſelten in

dem Heiligthum der Juſtiz ſelbſt ſeine Fingerfertigkeit übt, dies iſt baarer Unſinn, eine Beförderung des Laſters und des Verbrechens. Wie! man ſchließt die Säle, ſobald unſittliche Vergehungen, ſogenannte Scandaloſa verhandelt werden, für den großen Haufen, und läßt ſie für Spitzbuben und Raubmörder offen, ſobald die Sache in ihr Handwerk greift, und meiſtens beſteht die Mehrzahl des Auditoriums aus dieſem auserwählten Publikum, als ob der Unterricht in dieſem Verbrechen nicht eben ſo gefährlich, ja in gewiſſer Hinſicht nicht noch weit gefährlicher wäre, als der in der Unzucht! ... Und dann die Gerichtszeitungen, die in allen Kaffeehäuſern, Schenken und Kneipen der gefährlichſten Gattung Tag und Nacht offen liegen und von dem Diebs-, Raub- und Mord-Geſindel mit einem Eifer geleſen und ſtudiert werden, der auch noch dem des fleißigſten Studenten, der ſich zu ſeinem Examen vorbereitet, Ehre machen würde. Sehen Sie, meine Herren, dies ſind die Wohlthaten, die Sie mit ſo großem Eifer für Preußen begehren, und welche, in dieſer Art bei uns eingeführt, nur großes Unheil und unberechenbaren Schaden verurſachen würden. Glauben Sie mir, man iſt außerdem zehnmal freier in Preußen und in den meiſten deutſchen Bundesſtaaten, als in dem hochgerühmten Frankreich, wo Sie das geringſte Verſehen, ein kleiner Irrthum und Mißverſtändniß in die abſcheulichſten Gefängniſſe bringen können. All das radikale Geſchrei, verſtandlos in den Tag hineingebrüllt, bringt uns ſo wenig weiter, als unſinnige Verſchwörungen. Die vorzunehmenden Verbeſſerungen können nur nach gehöriger Prüfung und reiflicher Erwägung vorgenommen werden, ſonſt geht es uns wie den Eſeln, die auf das Eis tanzen gehen. Man darf ſich ein für allemal durch das Geſchrei der Afterliberalen und radikalen Einfaltspinſel, die, ſobald man nicht in ein Horn mit ihnen bläßt, und ihrem raſenden Unſinn unbedingten Beifall zollt, mit Tyrannenknechten, Sklavenſeelen um ſich werfen, irre machen laſſen; dies iſt wenigſtens meine Meinung, und als wahrhaft freiſinniger Mann ſteht es mir auch zu, dieſelbe unverholen ausſprechen zu dürfen. Aber das iſt das Tollſte, daß dieſe angeblichen Freiheitshelden jedem, der nicht ihren oft ſehr ſklaviſchen Ideen huldigt, ſogleich und für immer den Mund ſtopfen würden, wenn ſie die Macht dazu hätten.

— Der Mann hat vollkommen Recht, flüſterte der Teufel dem Michel zu.

Dieſe Unterhaltung wurde noch einige Zeit fortgeſetzt, und man kam auch auf die religiöſen Zuſtände Deutſchlands zu ſprechen. Michel und ſein Gefährte nahmen nun gleichfalls Theil daran, und da es ſich aus dem Geſpräch ergab, daß ſie erſt ganz kürzlich Frankreich verlaſſen hätten, ſo fragte man ſie, was man daſelbſt von den religiöſen Bewegungen Deutſchlands und dem Treiben der Deutſchkatholiken, Lichtfreunde, Rationaliſten u. ſ. w. halte.

— Nicht viel, erwiderte lächelnd Asmodi, der größte Theil der Franzoſen ignorirt die Sache ganz, und die Wenigen, die etwas davon wiſſen, lachen dazu.

— Das iſt der franzöſiſche Indifferentismus, meinte ein preußiſcher Commerzienrath.

— Nicht doch, erwiderte Asmodi, man hat in Frankreich jetzt allgemein den ſehr vernünftigen Grundſatz angenommen, jeden glauben zu laſſen was er will, und ſich nicht um die religiöſen Meinungen Anderer zu bekümmern, am allerwenigſten Proſelyten machen zu wollen, ſelbſt den eifrigſten franzöſiſchen Katholiken fällt dieſes nicht mehr ein. — Aber in Deutſchland ſteht ja jetzt faſt jede Woche ein neuer Glaubensheld auf, der ſeinen Glauben für den beſten und unfehlbarſten hält und ausgibt, ſich Anhänger und mit ihnen eine neue Religion, wenigſtens eine Sekte zu bilden ſucht, und wenn die Regierungen dieſe nicht ſogleich anerkennen und zu einer Staatsreligion erheben wollen, über Unduldſamkeit, Unterdrückung der religiöſen Freiheit, und die Götter mögen wiſſen über was Alles ſchreit. Iſt es nicht ein unſinniges Begehren, zu verlangen, daß Jedem, dem es einfällt eine neue Glaubenslehre zu predigen, dieſelbe ſogleich vom Staat als eine geſetzliche Religion anerkannt werden ſoll? — Am Ende gäbe es in Deutſchland ſo viel Religionen als Gemeinden. — Glaube doch ein Jeder was er will, wegen ſeinem Glauben wird ja auch in Deutſchland in keinem Bundesſtaat Jemand mehr gehangen, gefoltert, verbrannt oder eingekerkert, aber wenn er denſelben Andern aufdringen, oder ſie durch lächerliche Reden, Feſteſſen, Triumphreiſen u. ſ. w. dazu überreden will, und ſo Zwietracht unter dem Volk und ſelbſt in den Familien verbreitet, dann thun die Regierungen, die Einſicht und Vernunft haben, doch wohl daran, bei aller Toleranz ſo etwas nicht zu dulden. Bei der Hölle, ich bin eben kein Freund vom Papſt, aber es iſt ja Niemand ge-

zwungen den dreifach gekrönten Prieſter ſo wenig als den dreifach gehörnten Großſatan anzubeten; und man kann dem Verfaſſer des eben zu Paris erſchienenen Werkes über die politiſchen und religiöſen Bewegungen Deutſchlands nicht ſo ganz Unrecht geben, wenn er ſagt: wenn Tacitus jetzt wieder käme, ſo würde er ganz Deutſchland, ſtatt einen ungeheuren Wald, ein ungeheures Tollhaus nennen.

— Der Herr iſt kein Deutſcher, fiel jetzt der Commerzienrath dem Teufel ins Wort.

— Der Herr iſt ein Weltbürger, erwiederte Michel, aber ich bin ein geborner Deutſcher und ganz der Meinung dieſes Herrn.

— Alſo meinen Sie daß wir Alle Narren ſeyen?

— Mehr oder minder, ja.

— Der Herr weiß nicht was er ſpricht, und ich bin der Meinung, daß Ronge ein großer Mann, ein zweiter Luther iſt, der dem römiſchen Monſtrum den Todesſtoß verſetzen und dem römiſch-katholiſchen Aberglauben ein Ende machen wird. Noch ein Glas Bierkaltſchale auf Ronges Wohl! ſchrie der Commerzienrath hinzu.

Michel und der Hinkende lachten.

— Meine Herren, Sie gehören eben nicht zu den feinſten, ſagte der Commerzienrath, der das Lachen bemerkt hatte, zu den immer noch Lachenden.

— Ich ſollte denken, daß man auf das Wohl eines ſo großen Mannes wenigſtens Champagner oder doch Rheinwein trinken ſollte, verſetzte der Teufel.

— Herr Naſeweis, jeder nach ſeinem Geſchmack, der meinige iſt nun einmal Ronge und Weißbier, haben Sie etwas dawider?

— Nicht das mindeſte, nur werden Sie mir erlauben, das Wohl des Papſtes in Johannisberger zu trinken.

— Meinetwegen auch in Grünberger, brummte der Commerzienrath etwas ärgerlich.

Michel ließ Johannisberger Vierunddreißiger kommen, trank ſammt dem Hinkenden auf das Wohl des Papſtes und der römiſchen Kirche, und ſtieß dabei wacker mit dem Teufel an, während der Commerzienrath ſein Weißbier ſtill und verſtimmt die Gurgel hinabgleiten ließ.

— Wollen uns die Herren Beſcheid thun? fragte endlich

Michel die übrige Geſellſchaft, ihnen von ſeinem Labetrunk anbietend.

— Unverſchämt! ſagte jetzt der Commerzienrath, und ſetzte noch hinzu: wenn wir Johannisberger trinken wollen, ſo können wir ihn auch bezahlen.

— Wer zweifelt daran? meinte Michel, auch muthe ich Ihnen nicht zu, des Papſtes Geſundheit zu trinken, bewahre der Himmel. Wollen uns die Herren Beſcheid thun, ſo trinken wir auf Preußens Wohlergehen; die wackern Preußen, Deutſchlands tapfere Befreier, ſollen leben!

— Das iſt etwas anderes, meinte der Commerzienrath, und nahm das ihm dargebotene Glas an; auch die Uebrigen ſtimmten nun mit ein, und der Advokat rief aus:

— Vivat unſer König und das ganze königliche Haus!

Und abermals ſtimmten Alle mit ein.

— Sehen Sie, meine Herren, dies iſt wahre Toleranz, rief Michel aus, und man ſprach nun wacker ſeinem Johannisberger zu, und ließ zuletzt ſogar noch den Fürſten Blücher von Wahlſtadt, obgleich längſt todt, hoch leben. Hiemit war nun der Teufel nicht einverſtanden, und als ihn Michel um die Urſache fragte, antwortete er dieſem leiſe: Der hat mir einen Strich durch die Rechnung gemacht; die Hölle im Rücken laſſend, wie einſt Napoleon als er gegen Paris marſchirte, iſt er ſchnurſtraks durch die Himmelspforten, die ihm Petrus weit öffnete, einmarſchirt.

Der edle Rebenſaft des Fürſten Metternich beſeelte nun immer mehr die ganze Geſellſchaft, und ſelbſt den Teufel, ſo daß dieſer zum Michel ſagte: wie wäre es wenn wir Mephiſtopheles Späschen im Auerbacher Keller wiederholten?

— Ins Teufelsnamen, meinte Michel.

Asmodi ſchlug nun den Herren vor, ſich jeder ſeinen Lieblingswein zu beſtellen, er wollte ſie ohne weiters a la Fauſt damit bedienen. Da man glaubte er ſcherze, ſo ließ er einen Bohrer bringen, bohrte die Löcher in den Tiſch, ſprach ſeinen Hokus Pokus, und froh gelaunt beſtellte ſich der Advokat Lacrymä Chriſti, der Arzt bittern Malaga, der Commerzienrath Schiraswein, eine Dame Muskat von Frontignac, eine andere Cyprier u. ſ. w., aber wie ſperrten alle Naſen, Ohren und Augen auf, als alle die gebohrten Quellen reichlich ſprudelten und die Pokale füllten.

— Sehen Sie, ſprach nun Asmodi, man muß nichts unge-

prüft verwerfen, ſogar nicht den Glauben an Geſpenſter, ſie mögen auch ſeyn welcher Art ſie wollen, ſelbſt die des Juſtus Kerner ſind nicht ſo ganz ohne. Wir ſind nicht alle Sonntagskinder, daher laſſen wir alle leben, Weiſe wie Narren, Rongiſten und Papiſten, Pietiſten und Methodiſten, Licht- und Nacht- und Gott weiß was ſonſt für Freunde, Rationaliſten, Alt- und Neu-Lutheraner, und wie ſie alle heißen mögen, ſogar die ſpeculativen Philoſophen nicht ausgenommen, mögen es auch immer die größten Narren ſeyn.

Man ſprach nun dem köſtlichen Wein ſo wohl zu, daß bald die Köpfe der ganzen Geſellſchaft ſich in einem höchſt erleuchteten Zuſtand befanden, alle möglichen Geſundheiten ausbrachten und am Ende noch die allgemeine Toleranz leben ließen.

So war unter Trinken und Vivats der Abend herangekommen und mit ihm die Zeit, zu welcher man ſich in die Oper begibt. Michel lud die ganze Geſellſchaft freundlichſt ein, die heutige Darſtellung, in welcher Jenny Lind nach einer längern Gaſtreiſe wieder zum Erſtenmal als Nachtwandlerin auftrat, mit ihm zu beſuchen, da er eine ganze Loge in Beſchlag genommen. Auch dieſes wurde dem vermeintlichen Tauſendkünſtler, denn für einen ſolchen hielt man ihn jetzt, mit großem Dank zugeſagt, der nun ſprach: Um unſere neue Bekanntſchaft würdig zu krönen, müſſen wir auch die Zelte a la Fauſt verlaſſen. Auf einen Wink von ihm rutſchten ein halbes Dutzend Fäſſer vor, und er nebſt Asmodi ſetzten ſich a cheval auf das erſte, die übrigen Herren und Damen einladend Platz auf den übrigen zu nehmen, zu was man ſich auch nach einigem Zaudern bequemte, und nun ritt oder rutſchte die ganze Cavalkade aus dem Thiergarten durch das brandenburger Thor längs den Linden hinauf und mit Fackelſchein bis zum Opernhaus. Die ſtaunenden Berliner aber hielten den ganzen Zug, den eine Dampfmaſchine, ebenfalls in Faſſesform, in Bewegung zu ſetzen ſchien, für eine der berühmten Sängerin zu Ehren veranſtaltete Cavalkade.

Jenny Lind hatte ſich eines Empfangs zu erfreuen, deſſen ſich ſelbſt Henriette Sontag zu ihrer Zeit nicht hatte rühmen können, ſie wurde faſt unter Blumen und Kränzen erſtickt, und der brüllende Donner des Applauſes wollte gar kein Ende nehmen und war ſo gewaltig, daß die arme Künſtlerin mehr als einmal einer Ohnmacht nahe zu ſeyn ſchien und die Rolle nur höchſt angegriffen

zu Ende ſingen konnte. Beim Schluß der Oper wiederholte ſich derſelbe Sturm nochmals, und zwar mit verdoppelter Kraft, ſo daß die, wie ſich von ſelbſt verſteht, jetzt gekrönte Sängerin endlich faſt bewußtlos von der Bühne in ihren Wagen gebracht werden mußte, wo ſie neue gewaltige Ehrenbezeugungen, Fackelzüge, Freudengebrüll ꝛc. erwarteten und bis zu ihrem Hotel unter den Linden begleiteten, wo ſie wieder mit wahren Schlachtenhurrahs begrüßt und empfangen wurde. Die Säle und Trinkſtuben dieſes Gaſthofes waren ſo gedrängt voll Menſchen, daß man keinen Platz mehr finden konnte. Plötzlich verbreitete ſich das Gerücht, daß die göttliche Jenny wirklich ernſtlich unwohl geworden ſey und man nach einem Arzt geſchickt habe, der auch in wenig Minuten eintraf, und nach einigen Pulsfühlungen und andern Berührungen der Künſtlerin ein kaltes Lavement verordnete. Bald nachdem dieſer Verordnung ein Genüge geſchehen war, brachte einer der Aufwärter das Inſtrument, mit dem man dieſelbe vollzogen hatte, in den Speiſeſaal des Gaſthofes, und alle Gäſte und Enthuſiaſten, Fremde wie Einheimiſche, ſtürzten auf die ewig merkwürdige Klyſtierſpritze los und riſſen ſie ſich einander aus den Händen; endlich ſchrie einer derſelben: Ich behalte das theure Kleinod für mich als ein ewiges Andenken an die göttliche Jenny und zahle was es koſtet.

— Oho! fielen ſogleich mehrere Stimmen ein, wir haben gleiche Rechte und zahlen ebenfalls den vollen Werth. Sie wollten dem, in deſſen Händen ſich jetzt die koſtbare Spritze befand, dieſelbe mit Gewalt entreißen; dieſer aber hielt ſie mit Rieſenſtärke feſt, und es drohte ſich ein Kampf zu entſpinnen, wie weiland um die geraubte Helena, als ſich plötzlich eine donnernde Marsſtimme vernehmen ließ, die ſogleich Ruhe und Stille gebot, welche ſich auch ſofort einſtellte, da dieſe Stimme die ganze hochanſehnliche Verſammlung durch ihre furchtbare Stärke in Schrecken verſetzt hatte; es war keine andere als die des Asmodi ſelbſt, der nun fortfuhr:

— Meine Herren, ich finde es ganz natürlich, daß ſich jeder gefühlvolle Menſch, der nur einigermaßen Ohren für allerlei Töne hat, im Beſitz eines ſolchen Kleinods zu ſehen wünſcht, wie die Spritze iſt, durch welche der erſten Sängerin ihres Jahrhunderts Heil geſchah, und die deren Leiden, die wir Alle bemitleiden, erleichterte; aber Niemand ſteht es zu, ſich eigenmächtig dieſelbe

anzueignen, welche Opfer er auch bringen möge; ich ſchlage deßhalb der ehrbaren anſehnlichen Verſammlung vor, daß dieſes koſtbare Inſtrument auf dem Weg der Verſteigerung dem Meiſtbietenden zugeſchlagen werde, indem dies der einzige Weg iſt, auf dem die Sache mit Ruhe und friedlich, und gewiß auch zur gänzlichen Zufriedenheit des Eigenthümers, erledigt werden kann.

— Bravo! Bravo! erſchallte es nun von allen Seiten: ein zweiter Salomo, ein wahrer Daniel! ließen ſich mehrere Stimmen vernehmen, und in wenig Augenblicken ging die Verſteigerung vor ſich, und die Spritze wurde endlich einem reichen engliſchen Bierbrauersſohn, der als Mylord auf dem Continent reiste, für den ungeheuren Preis von vier Tauſend preußiſchen Thalern zugeſchlagen und eingehändigt. Als jedoch derſelbe mit ſeinem koſtbaren Schatz in ſeinem Zimmer ankam, ſiehe da, o Jammer! es fehlte das theuerſte Stück derſelben, die Spitze oder das ſogenannte Mundſtück. Der Bierlord kehrte ſogleich wieder in den Saal zurück, theilte ſein Mißgeſchick dem Wirth und allen Gäſten mit, aber ach! trotz allem Suchen und Forſchen war keine Spitze zu finden; ein gewandter Berliner Taſchendieb hatte dieſelbe, als ſich die Spritze ſchon in des Engländers weiter Rocktaſche befand, liſtiger Weiſe abgeſchraubt und eingeſteckt. Die Geſchichte dieſer Klyſtierſpritze und ihrer Spitze verbreitete ſich wie ein Lauffeuer in einem Nu in ganz Berlin und war in Jedermanns Munde, und noch an demſelben Abend verkaufte der Dieb, nachdem er die Verſicherung der größten Verſchwiegenheit von dem Käufer erhalten hatte, dieſe Spitze an einen der Herrn, die am höchſten mitgeboten hatten, für fünfzig Friedrichsd'or. Der ſchlaue Dieb fand den Handel ſo einträglich, daß er ganz in der Stille einige Dutzend Klyſtierſpritzenſpitzen aufkaufte und mit ungeheurem Gewinn wieder für diejenige verkaufte, welche der göttlichen Lind gedient hatte, ja er fand das Gewerbe ſo ergiebig, daß er damit auf die Frankfurter Oſtermeſſe zu reiſen beſchloß, und ſogar dem die dortige löbliche Polizei präſidirenden Senator eine ſolche Spitze um den ſehr mäßigen Preis von fünf Gulden aufhing, der nun, ebenfalls ein ſehr großer Verehrer der göttlichen Jenny, dieſelbe zu einem Cigarren-Mundſtück, auf dem er aber noch vorher den Namen Jenny Lind und Datum und Jahrzahl von einem Petſchierſtecher hatte eingraben laſſen, beſtimmte, aus dem er täglich und beſonders dann rauchte, wenn ihm ſchwierige, polizeigerichtliche Fälle zur Ent-

ſcheidung vorgelegt wurden, um hierdurch ſeinen Scharfſinn zu begeiſtern. — Aber ach! dieſe Spitze ſtammte von der Klyſtierſpritze eines alten unbeſchnittenen jüdiſchen Frankfurter Wucherers, dem Dietrich Harpar, wie wir aus ſicherer infernaliſcher Quelle wiſſen, und es war demnach kein Wunder, wenn der Herr Polizei-Senator ſtatt ſalamoniſche oft ſo übelriechende Urtheile und Entſcheidungen von ſich gab. —

Michel und Asmodi hatte die doppelte Vorſtellung, ſowohl die der Oper als im Gaſthof beluſtigt, und ſie entfernten ſich um die elfte Stunde Berlin verlaſſend, und nahmen ihren Flug gen Baſel, um daſelbſt einer Mucker-Verſammlung beizuwohnen, von der ſich Michel nicht minder Unterhaltung verſprach. —

Unſere Luftreiſenden, welche ihren Flug bei der heiterſten mondhellen Nacht, die ihren glänzenden Sternenmantel, ohne durch das kleinſte Wölkchen verhüllt, ausbreitete, zurückgelegt hatten, ließen ſich zu Baſel in der Nähe des gothiſchen Münſters herab, deſſen Thurmuhren gerade die Glocke Mitternacht verkündeten*), und ſchlugen den Weg nach dem Rathhaus ein, gingen von da durch einige Gäßchen, und blieben endlich vor einem großen gelblichweiß angeſtrichenen Thor ſtehen, deſſen Pforte ſich ihnen auf ein vom Hinkenden gegebenes Zeichen leiſe ein wenig öffnete und die beiden Ankömmlinge einließ. Sie gingen über einen kleinen Hof, kamen an ein zweites, niedrig gewölbtes, ſchwarzgraues Thor, das ſich ihnen ebenfalls öffnete, und ſtiegen nun ungefähr fünfzehn bis zwanzig Stufen in ein Gewölbe hinab, das allem Anſchein nach zu einem Weinkeller beſtimmt war, indem man verſchiedene Tiſche wahrnahm, auf denen man die Ueberreſte wahrſcheinlich eines gehaltenen Liebesmahles, nebſt Weinflaſchen, Gläſern ꝛc. erblickte. — Hier fanden ſie etwa 60 bis 80 Perſonen, Frauen und Männer, bei dem düſtern Schein einiger Lampen verſammelt, die zu beten oder wenigſtens in Andacht verſunken ſchienen; ſie bildeten einen Kreis um eine Art Altar, auf dem eine weißverhüllte Figur ſtand. Michel und der Teufel hatten unbemerkt hinter einem Paar dieſer Frommen Platz genommen, die ſich recht brüderlich und ſchweſterlich die Hände drückten. Nach einigen Minuten tiefer Stille, die nur durch ein leiſes Murmeln und Flüſtern geſtört wurde, trat plötzlich

*) Die Uhren in Baſel gehen eine Stunde früher als in der übrigen Welt, ſo daß wenn es Mitternacht ſchlägt es hier erſt 11 Uhr iſt ꝛc.

ein rüſtiger Mann, der eine Art Prieſterkleidung trug, in die Mitte des Halbkreiſes vor den Altar und ſprach:

„Theure Brüder und Schweſtern, der hehre Augenblick, der uns zu den Freuden der ſeligſten Seligkeit vorbereiten ſoll, nahet; bringt der Stellvertreterin der himmliſchen Jungfrau eure irdiſche Huldigung!“ —

Bei dieſen Worten riß der Sprecher der Figur das Gewand ab, welches ſie bedeckte, und man erblickte ein ſehr ſchön geformtes reizendes, etwa achtzehnjähriges junges Mädchen, das beinahe ganz nackend war, denn nur um deſſen Hüften wand ſich ein dünner Florſchleier. Bei ihrem Anblick ſtürzten Alle auf die Knie nieder, murmelten ein kurzes Gebet, worauf ſie ſich wieder erhoben, ſodann Paar um Paar, ein Mann und eine Frau oder Mädchen, ſich dem Altar, auf dem die Jungfrau ſtand, näherten, ein paar Stufen hinanſtiegen, derſelben die Füße und andere Theile des Körpers küßten, ſich ſodann tief verneigend wieder entfernten, und in einem Winkel des Gewölbes Platz nahmen. Als alle Anweſenden, Michel und der Hinkende ebenfalls — letzterer hatte die Geſtalt und Kleidung einer hübſchen jungen Frau angenommen — dieſe Ceremonie vollzogen hatten, trat der Mann in dem prieſterlichen Gewand abermals vor und ſprach:

„Jetzt, theuerſte Freunde, Brüder und Schweſtern, bereitet euch vor, der Augenblick iſt gekommen, in welchem ſich der heilige Geiſt nahet und uns alle mit ſeinen wohlthuenden Flügeln beſchattet!“

Kaum hatte der Redner das letzte Wort geſagt, als das düſtere Lampenlicht verſchwand und die dichteſte Finſterniß das Gewölbe und alle Anweſenden umgab, und man vernahm nur noch ein Stöhnen, Aechzen und Seufzen von verſchiedenen Seiten. —

— Jetzt iſt es Zeit, rief nach einigen Minuten plötzlich der Hinkende mit kreiſchender, näſelnder Stimme, auf den Boden ſtampfend, dem nun ein rothbrennendes Fackellicht entquoll, welches das Gewölbe auf das hellſte bis in ſeine verborgenſten Winkel beleuchtete, und dem Michel Gruppirungen vor die Augen führte, die wir uns wohl hüten werden näher zu beſchreiben. Das Ganze ſtellte ein Bild der obſcönſten Orgien dar, und auch das Mädchen vom Altar war verſchwunden und in die Arme des Sprechers geſunken. — Aber Asmodi, der nun ſeine Teufelsgeſtalt ebenfalls in ganzer Nacktheit angenommen hatte, ſprach mit donnernder Stimme:

„Aha, ihr Heuchler, ihr verſtockten Sünder, habe ich euch auf der That ertappt? ich will euch einen Vorſchmack von dem geben, was euch in der Hölle, der ihr verfallen ſeyd, erwartet.“ —

In dieſem Augenblick ziſchten furchtbare Schlangenblitze durch das wie von einem Erdbeben erſchütterte Gewölbe; ein ſchrecklicher Donner und ein Getöſe, noch hundertmal ärger als das der Wolfsſchlucht im Freiſchütz in dem Berliner oder Pariſer Operntheater, ließ ſich vernehmen, ein Flammenmeer entquoll dem Boden, die gräßlichſten Geſtalten ſaußten und braußten unter Flüchen und Wehegeheul vorüber, und endlich verließen Michel und der Hinkende das ſchauerliche Sündergewölbe, in dem ſämmtliche Mucker und Muckerinnen in einer todtenähnlichen Ohnmacht liegend zurückblieben, aus der ſie erſt nach mehreren Stunden wie aus einem ſchweren Traum erwachten. Man ſagt, daß viele derſelben, obgleich ſie die ganze Begebenheit ſeitdem für einen böſen Traum hielten, ſich doch bekehrt haben und wieder beſſere Chriſten geworden ſeyn ſollen.

V.

Michels Morgenunterhaltung. — Bilder der Zukunft. — Ein Schatz in Stuttgart. — Das Wunderthier im Prater zu Wien. — Der Teufel auf der Wiener Polizei. — Asmodi über die polniſchen Angelegenheiten. — Der Carneval von 1846 zu Paris. — Ein ſeltſamer Maskenzug.

Den kommenden Morgen gegen Mittag — Michel hatte hinſichtlich des Langſchlafens ſchon die löbliche Gewohnheit der vornehmen Pariſer Welt angenommen — erwachte er wieder im Hotel der Prinzen, wo er ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, und durchlas die Pariſer Journale. Bald nachher fand ſich Asmodi bei ſeinem Schützling ein, den er ziemlich übelgelaunt und ſehr aufgeregt fand.

— Nun, was läuft Dir denn heute wieder über die Leber? fragte der Teufel.

— Da lies. Die Polen haben wieder einmal einen tollen Verſuch gemacht, ihre Nationalität und Gott weiß was ſonſt wieder herzuſtellen; aber ſie werden ihn theuer büßen müſſen. Was meinſt Du? Wir ſollten ihnen zu Hülfe kommen.

— So weit reicht meine Macht nicht; in ſolche Ereigniſſe iſt mir nicht vergönnt einzugreifen.

— Du biſt doch ein gewaltig ohnmächtiger Teufel.

Asmodi zuckt die Achſeln und ſpricht:

— Wenn Du kurzſichtiges Menſchenkind übrigens klar ſehen und ruhig überlegen könnteſt, ſo würdeſt Du Dich nicht ſo von dieſen franzöſiſchen Lügenzeitungen, die von Unſinn und albern erfundenen Mährchen ſtrotzen, in Harniſch bringen laſſen. Wahrlich, es gehört eine pariſer Leichtgläubigkeit und geographiſch-ſtatiſtiſch-

hiſtoriſche Unwiſſenheit dazu, um ſich ſolche Bären aufbinden zu laſſen, wie ſie dieſe Journale tagtäglich bringen. Ganze Länder verſchwinden wie weggeblaſen, und Lithauen und Ungarn werden auf einmal Grenznachbarn, und Wilna und Peſth ſind ſich ſo nahe gerückt, daß ſich die Einwohner der beiden Städte freundliche Grüße zuwinken können. Meiſter in ſolchen geographiſchen Wundern iſt hauptſächlich der Courier-français, den Du da nebſt dem Conſtitutionel, dem Siecle, dem National u. ſ. w. vor Dir liegen haſt.

— Du biſt auch kein Polenfreund!

— So wie aller Menſchen. — Aber das wirſt Du mir doch eingeſtehen müſſen, daß ſolche Lügen und Aufſchneidereien nicht von dem geringſten Nutzen für die Polen und ihre Sache ſeyn können, ſondern im Gegentheil ihr nur Schaden bringen und ſie lächerlich machen, ſo wie ſie in jedem andern Lande als gerade in Frankreich die Journale, die dergleichen ungewaſchenes Zeug auftiſchen, um allen Credit bringen würden, denn die Wahrheit kömmt über kurz oder lang an den Tag, und den andern Tag muß widerrufen werden, was man heute als zuverläßig betheuerte. — Da findet ſich auf einmal ein Heer von 40,000 Inſurgenten, wohl gekleidet, trefflich bewaffnet und disciplinirt, mit Artillerie und Cavallerie gehörig verſehen, ſo wie ich es kaum aus der Hölle zu rekrutiren vermöchte, wie aus der Erde hervorgekommen mitten in Krakau. Dann rücken die Lemberger ſchon auf Wien los; dann werden ruſſiſche, preußiſche und öſtreichiſche Regimenter zu Dutzenden vernichtet, in Stücken gehauen, oder gehen mit Haut und Haar zu den Inſurgenten über u. ſ. w.; doch Du lieſt es ja ſelbſt.

— Das iſt allerdings dumm genug erfunden, ſetzte Michel ärgerlich hinzu, aber man müßte doch den Polen helfen.

— Wie aber, wenn es dieſe Polen darauf abgeſehen hätten, zuerſt allen Deinen Landsleuten, die ſich in ihrem Bereich befinden, den Garaus zu machen und ſie in den Himmel oder in die Hölle, gleichviel, zu ſpediren. Wie dann?

— Larifari. Das iſt auch eine Lüge! ſagte Michel.

— Nicht ſo ganz, guter Freund, und Du kannſt verſichert ſeyn, daß wenn ſie die Oberhand erhalten hätten, das deutſche Blut nebſt dem jüdiſchen in Strömen gefloſſen wäre.

— Du biſt unausſtehlich! da ſieh, wie hoch ſich die Subſcriptionen ſchon belaufen, welche die franzöſiſchen Polenfreunde bereits unterzeichnet haben.

— Hol mich der Erzengel Gabriel, höhnte der Teufel, ſchon beinahe hunderttauſend Franken! nun ja, damit kann man, wenn auch nicht gerade ein Reich erobern, ſo doch ein köſtliches Polen-Gaſtmahl bei den **frères provenceaux** oder im **Rocher Cancale** veranſtalten.

— Du ſpotteſt, aber was noch unterzeichnet wird! —

— Auf keinen Fall der hundertſte Theil von dem, was in acht Tagen für eine Eiſenbahn-Spekulation eingeht. Sieh, Freund, all dieſen Leuten, mit wenigen Ausnahmen, iſt es ſo wenig um die Polen als um die Bewohner im Mond zu thun. Indeſſen iſt dies ein plauſibler Vorwand, ſeinen Privatintereſſen und ſeinem verbiſſenen Grimm, nicht zu den Dominirenden zu gehören, Luft zu machen. Weißt Du was, wir wollen in Deutſchland eine Subſcription zur Befreiung und Unterſtützung der Bewohner Algeriens in Umlauf ſetzen, die werden doch noch ein wenig anders behandelt als die Polen, denn man ſchindet, mordet, brennt und ſengt daſelbſt, daß es eine Luſt iſt und ich eine wahre infernaliſche Freude daran habe. Was das für ein Feſt bei uns war, als man die achthundert armen Teufel, Greiſe, Weiber und Kinder, in jenen Höhlen lebendig briet und röſtete, kann ich Dir gar nicht beſchreiben; Großſatan hatte lange keine ſo erfreuliche Begebenheit für ſeine Regierung erlebt. — Aber die Subſcription, Freund, die Subſcription für die Araber laß uns mit hunderttauſend Franken oder Thalern, wie Du willſt, beginnen, und Du ſollſt Deine Freude an dem Spektakel erleben, den dieſe Nachricht in ganz Frankreich und beſonders bei den franzöſiſchen Polenfreunden machen wird! ...

— Laß uns von etwas Anderm reden, fiel ihm Michel endlich ärgerlich ins Wort; da erhielt ich dieſen Morgen ein Schreiben von einem guten Freund aus Frankfurt, der mir meldet, daß unſere Spukereien daſelbſt einen hölliſchen Rumor gemacht hätten. Mehrere der hochweiſen Herren im geſetzgebenden Körper haben ſich verſchworen, nicht mehr daſelbſt zu ſitzen bevor ſie dem Teufel, der den Spuk gemacht, etwas angehängt.

— Nun ſo laß ſie ſtehen ſo lange ſie ihre Beine tragen und ſie vor Müdigkeit umfallen, denn fallen müſſen ſie einmal doch. Aber Du erzählſt mir Dinge, die ich längſt beſſer weiß. Es iſt nur der Dietrich Harpar, dieſer Wucherer **en gros** und Banquier **en detail** nebſt ſeiner Sippſchaft, und ähnliches Gelichter, die ſich ſo gewaltig ſcandaliſirt fanden; alle rechtlichen und ehrlichen Leute in

Frankfurt haben ſich gefreut, daß ihnen der Teufel endlich einmal ein Licht angezündet hat, das ſie klar ſehen machte. — Indeſſen haben ſie den L. R. wegen mancherlei polizeilichen Unfällen, die er veranlaßte oder doch nicht zu hindern verſtand, wie z. B. die ſo geſetzloſe als willkührliche Ausweiſung eines bei der katholiſchen Gemeinde angeſtellten achtbaren Geiſtlichen, den burlesken Hiſtrionen-Aufzug Ronges u. ſ. w., die ihm und ſogar dem Magiſtratus manche bittere Pille von hohen einſichtsvollen Behörden zu ſchlucken nöthigten, ſeines polizeilichen Dienſtes entheben müſſen, und um ihn deßhalb zu tröſten, zum einjährig wohlregierenden Bürgermeiſter erkohren.

— Dieſer wohlregierende Titel, den man den Herren beilegt, wird doch gar häufig zum beißendſten Spott, denn manche unter dieſen einjährigen Bürgermeiſtern regieren doch wahrlich, daß ſich Satan ſelbſt darüber erbarmen möchte, meinte Michel.

— Auch findet man in Frankfurt, daß man der dortigen Beamtenwelt, namentlich auch der Stadtwehr, viel zu viel ganz untauglichen und längſt durch und durch verdorbenen ranzigen und brandigen Reis auftiſcht, was nothwendiger Weiſe die Eingeweide dieſer Republik in einen abnormen, ſehr krankhaften Zuſtand verſetzen und gewaltige Obſtructionen verurſachen muß. Aber weißt Du denn auch, daß ſie bereits wegen unſern Spukereien eine Art von **species facti** abgefaßt haben, und zwar in dem in ganz Deutſchland wohlbekannten und berüchtigten barbariſch-drolligen Frankfurter Gerichtsſtyl, deſſen Abgeſchmacktheit, Lächerlichkeit und Grobheit ſie für unumgänglich nothwendig halten, um, wie ſie ſagen, ihnen die gehörige Würde, eine reſpektvolle Autorität und Impotenz, nein, Importanz wollte ich ſagen, zu geben, die ihnen in früheren Zeiten die Allongeperrücken verleihen mußten, was aber die modernen Perrücken allein nicht mehr vermögen. Ohne dieſe ſalbenreiche freiſtädtiſche Impertinenz und Albernheit glauben ſie den ihnen pflichtſchuldigen Reſpekt, ſo wie ihr komiſches Anſehen im höchſten Grade gefährdet. Es heißt in dieſem Opus unter anderm:

„Sintemal und alldieweil die dermalen allenthalben ſpu-
„kenden Michel und Asmodi ſich unterfangen, ihr Unweſen ſogar
„in unſerer freien Stadt zu treiben, ſo haben wir dem **Secretario**
„**Judici** nebſt hochlöblicher Polizei aufgetragen, wiederholte Nach-
„forſchungen anzuſtellen, namentlich darüber, ob, wo und wie die

„gedachten Michel und Asmodi, ſich dermalen aufhalten mögen, „auf ſie zu fahnden, und ihnen, wenn ſie wieder das hieſige, eine „ganze Viertelmeile lange Gebiet, oder gar unſere Stadt betreten „ſollten, ohne alle Umſtände einzufangen, feſtzuhalten, auf die wohl„verwahrte Conſtablerwacht in die Gefängnißſtuben, aus denen „ſchon ſo Viele entwiſcht ſind, zu bringen, damit man den ge„dachten Michel und Asmodi, zwei malitiöſe Malifikanten, als „Majeſtätsverbrechern und Hochverräthern einen Criminal-Proceß „machen, und in Folge deſſen einen Strick um die Hälſe „hängen könne. Sollten ſie ſich aber jedoch nicht fangen und feſt„halten und auf unſerem Grund und Boden betreffen laſſen wol„len, ſo muß man ſehen, wie man es auf irgend eine kluge „Weiſe anfängt, der gedachten Malifikanten, Michel und Asmodi, „habhaft zu werden, einſtweilen aber kann man ſie in effigie „ins Gefängniß ſetzen, und wenn es nicht anders ſeyn kann, auch „in effigie hängen. Alſo in plenum ꝛc. dermalen beſchloſſen.

In fidem

Dr. C . . . .“

— Zum Henker auch, die Herren haben es gut vor, da möchte es doch nicht wohl gerathen ſeyn, daß wir uns ſo bald wieder in die gute Stadt wagten, ſagte Michel lachend. Aber nur Geduld, ich behalte mir vor, wenn ſie mich in effigie hängen, meine gehörige Revanche zu nehmen. — Doch laß uns jetzt von etwas Wichtigerem ſprechen; ich habe Luſt heute noch der Kaiſerſtadt Wien einen Beſuch abzuſtatten; wir wollen nach dem Frühſtück dahin abſegeln.

Michel klingelte, ließ ein köſtliches Frühſtück ſerviren, das er jedoch allein verzehrte, und unter allerlei Wünſchen, die er dem Teufel vortrug, war auch der, daß er wohl wiſſen möchte wie es in der Zukunft in der Welt, etwa in hundert Jahren ausſehen möge, da doch die Anwendung der Dampfkräfte und die daraus erfolgten neuen Erfindungen, namentlich die Eiſenbahnen u. ſ. w., gewaltige Veränderungen hervorbringen müßten. -

— Wenn Dir damit ein Gefallen geſchieht, ſagte Asmodi, ſo will ich Dir gleich nach Deinem Frühſtück mit einigen Bildern der Zukunft aufwarten.

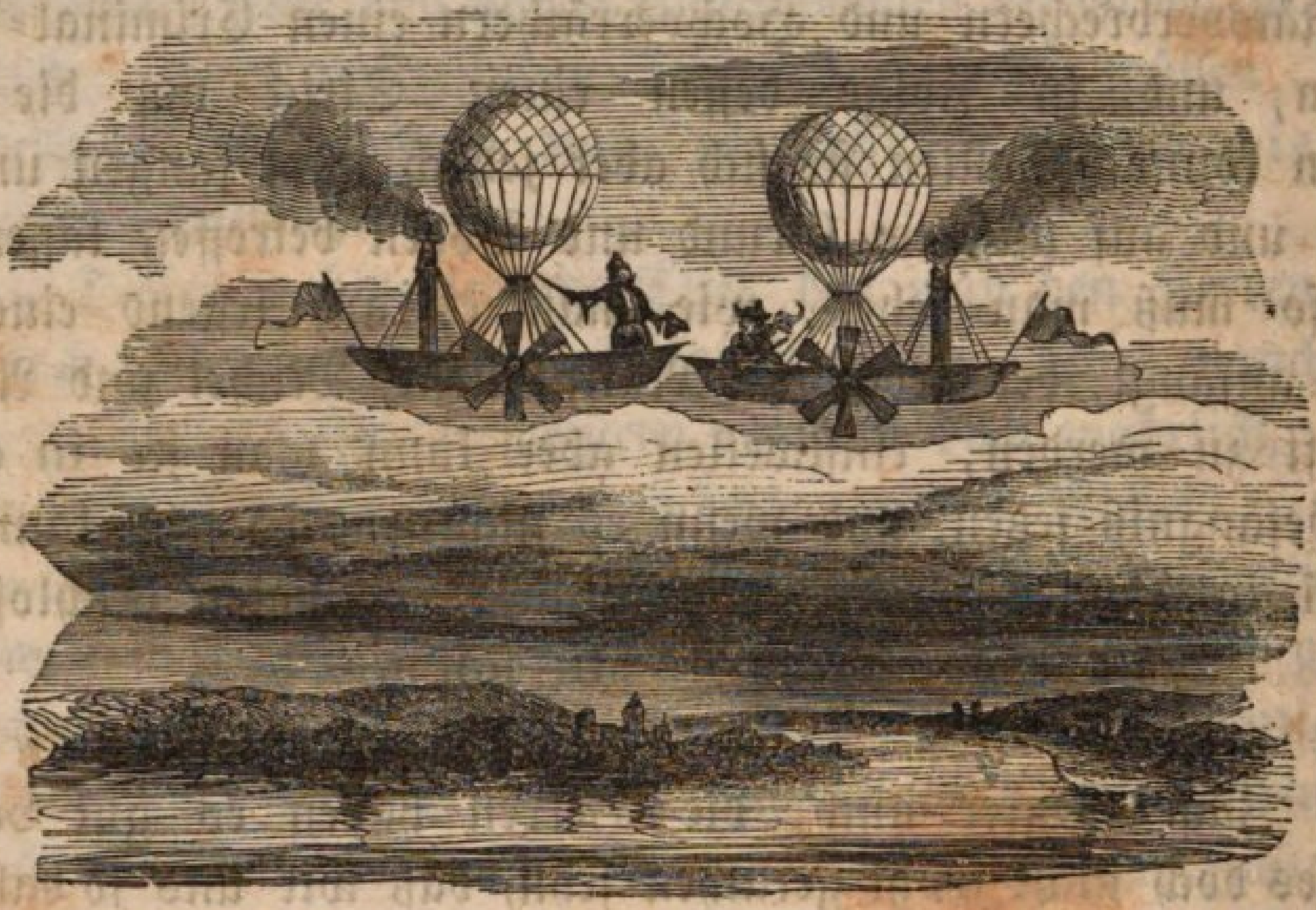
— Hol der Henker das Frühſtück, rief Michel aufſpringend aus, laß ſie mich ſogleich ſehen, und dann fort nach Wien.

Asmodi ſchlug mit ſeiner Krücke auf einen kleinen Tiſch,

und dieſer verwandelte ſich alsbald in einen großen Guckkaſten, an dem ſich nur ein Guckloch befand.

— Nun ſieh hinein, ſagte Asmodi, ich werde den Explikator machen, wo es nöthig iſt.

Michel ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, ſteckte die Naſe und das ganze Geſicht ins Loch, und ſperrte Mund und Augen auf.



— Mein Gott, die Gegend ſollte ich kennen, rief er aus, iſt das nicht Mainz? wenigſtens ſehe ich den Dom und den Eichelſtein und unſern herrlichen Rheinſtrom; aber wie iſt mir denn, ich muß doch irren, denn ich erblicke keine Feſtungswerke mehr, und dann ſollte man meinen, dort lägen die Ruinen einer Eiſenbahn.

— Ganz recht, doch paſſe auf, es wird ſich Dir gleich Alles erklären. Michel ſah plötzlich zwei kleine Luftſchiffchen etwa ein paar hundert Metres über der Erde ſchwebend ankommen, die ſich gerade über der Stadt Mainz begegneten. Jedes derſelben führte einen ſeltſamen, aber äußerſt elegant gekleideten Reiſenden. Als ſie ſich auf ein paar Schritte genähert hatten, ſchienen ſie ſich zu erkennen, und durch einen Druck auf eine Feder machten beide die Flügelräder ihrer Schiffchen ſtille ſtehen, und ſie hielten ſchwebend in den Lüften.

Michel, der nicht nur ganz Auge ſondern auch ganz Ohr war, vernahm nun deutlich folgendes Zwiegeſpräch, das in der Luft gehalten wurde.

— Ei den ſchönſten guten Morgen, Madame Tiltrina! woher ſchon ſo früh des Morgens? ſagte ein Berliner Hofkleider-Fabrikant zu der im andern Schiffchen ſitzenden Petersburger Hofputzfabrikantin.

— Die Fürſtin Y... hat mich ſo früh aus meinen elaſtiſchen Sprunghaarbetten gejagt, um ihr ſchnell einen Sylphidenanzug aus Paris zu beſorgen, den ſie heute Abend bei einem Feſt, das der Hof zu Conſtantinopel gibt, anlegen will; die ganze hohe und ſchöne Welt von London, Petersburg, Paris, Berlin und Wien wird ſich in größter Galla dabei einfinden, auch muß ich im Vorüberſegeln noch ein paar Klapperſchlangenarmſpangen nach der neueſten Façon, welche die berühmten Variationen auf das God save the king von Adkinſon Goddamounth komponirt, aus London für die Prinzeſſin X... mitbringen. Vor einer kleinen halben Stunde verließ ich St. Petersburg. Aber wo ſind Sie denn ſchon ſo frühe geweſen, verehrteſter Herr Dünnſpecht?

— Ich komme daher, wo Sie hin wollen, meine Allerwertheſte; dieſelbe Urſache, die Sie nach Paris führt, hatte auch mich ſchon in aller Frühe dahin gebracht. Ich mußte aus der Dampfkleiderfabrik des Herrn Toutpret zwei neue Anzüge für zwei Prinzen beſorgen, wie ſie ehedem die türkiſchen Kaiſer trugen. Sehen Sie, wie prächtig! (Dünnſpecht faltet die Anzüge auseinander und zeigt ſie der Dame). Das Diné dansant wird im Coſtüme ſeyn.

— Mir bekannt; nun da werden Sie auch wieder Ihren gehörigen Schnitt dabei gemacht haben, nicht wahr, mein theuerſter Herr Dünnſpecht?

Der Kleiderkünſtler lächelte wohlgefällig.

— Aber ſagen Sie mir doch, mein Lieber, was ſind denn das für Ruinen, die da gerade unter uns liegen?

— Dies ſind die Ueberreſte einer Eiſenbahn aus dem vorigen Jahrhundert, die von Mainz nach Frankfurt führte, und die man zum Reiſen benutzte, bevor man unſere jetzigen Luftſchiffe mit ihren Dampflenkmaſchinen erfand.

— Da muß das Reiſen noch recht langweilig geweſen ſeyn.

— Allerdings, meine Liebe; denken Sie ſich nur, man machte kaum vier bis fünf Meilen Wegs in einer Stunde, und unſere guten Vorfahren meinten noch Wunder wie ſchnell ſie reisten.

— Mein Gott, wie langweilig, eine wahre Schneckenpoſt! Wann kam man denn auf die kluge Idee der Luftfahrten?

— Erſt vor etwa fünfzig Jahren; es war im Jahr 1891, alſo gerade dreiundfünfzig Jahre, da wir 1946 ſchreiben, daß ein engliſcher Mechanikus die jetzt gebräuchlichen Luftlenkungsmaſchinen erfand, die uns ſo bequem und ſicher als raſch und faſt koſtenlos reiſen laſſen. Sie wurden freilich noch ſehr verbeſſert, bis man es zu der jetzigen Vollkommenheit und dahin brachte, 50 und mehr Meilen in einer Stunde zurückzulegen, und den Flügelrädern die Stärke und Schwungkraft von 10—500 Adlerflügeln zu geben. Ja nach den genaueſten Berichten haben die großen amerikaniſchen Kriegsluftſchiffe, welche 20 Stück Sturzdampfkanonen und 4 Sturzmörſer mit ſich führen, eine Kraft von beinahe 800 Adlerflügeln.

— Was Sie nicht ſagen, Herr Dünnſpecht. A propos, man ſpricht ja von einem Krieg, der zwiſchen dem Kaiſerreich Nordamerika und dem Kaiſerreich von Japan ausgebrochen ſeyn ſoll.

— Dies hat ſeine Richtigkeit, meine Beſte. Japan iſt der einzige Staat, der noch Zölle erheben will, während dieſe in allen andern Ländern der Welt ſchon über ein halbes Jahrhundert als unnütz und den Staaten nachtheilig abgeſchafft ſind, was eben ſo vernünftig als heilbringend war, da ſich die Handelsintereſſen in der ganzen Welt durch den ungeheuren Umtauſch aller Produkte bald ausglichen, und die dadurch geſchmälerten Einkünfte der Regierungen durch die ſich im Verhältniß vermehrten direkten Abgaben zweifach gedeckt wurden.

— Das mag mir aber auch eine ſaubere Plackerei geweſen ſeyn, als man ſein ehrlich gekauftes Gut, ja ſein bischen Reiſegepäck noch der alles untereinander wühlenden Viſitation unterworfen ſah und beſteuern mußte. Doch um wieder auf den Krieg mit Japan zu kommen, wie iſt es nun geworden?

— Nachdem die Japaneſen ein nordamerikaniſches Luftkauffartheiſchiff, das ſich in der Nähe ihrer Hauptſtadt Jedda in der Nacht niedergelaſſen hatte und ſeine Waaren in die Stadt ſchmuggeln wollte, überfallen, konfiscirt, und die Schiffer gefangen fortgeführt hatten, lichtete auf die Nachricht davon eine kaiſerlich nordamerikaniſche Luftflotte vor etwa drei Tagen die Anker, flog nach Japan, und heute Morgen wußte man an der Börſe zu Paris, daß die Hauptſtadt Jedda, die ſich geweigert hatte den Raub und die Gefangenen herauszugeben, durch einen Feuer-, Bomben- und Ra-

ketenregen, den die Flotte von 1000 Fuß Höhe auf ſie herabfallen ließ, in wenig Minuten vertilgt war.

— Mein Gott, das iſt ja ſchrecklich. Wenn es nur unſerm Geſchäft keinen Nachtheil bringt; ich habe zwar wenig mit Japan gemacht, aber dennoch — — Ach ſehen Sie einmal, mein werther Herr Dünnſpecht, dort in nebelgrauer Ferne zeigen ſich mehrere Punkte, was mag das ſeyn?

— Allmächtiger Gott, das ſind ein paar Lufträuber, geſchwinde zur Erde hinab, meine Beſte, ſonſt ſind wir verloren.

Beide laſſen ſich eiligſt bis auf wenige Metres zur Erde hinab.

— Aber wo ſind wir denn jetzt, liebſter Herr Dünnſpecht, ich kenne die Gegend nicht recht.

— Gerade über den Boulevards von Mainz; ſehen Sie da arbeitet man ja noch an dem Ebenen einiger Stellen, wo ſich ehedem die Wälle befanden. Seit die Luftſchifffahrt allgemein geworden, ſind alle Feſtungswerke eben ſo unnöthig und unmöglich geworden, wie die Mauthen. Ueberall hat man ſie bereits abgetragen, und in Paris verſchwinden jetzt ebenfalls die letzten Ueberreſte der Fortificationen, die man unter König Ludwig Philipp daſelbſt erbaut hatte.

— Mich wundert nur, daß man noch keine Luftfeſtungen erfunden und gebaut hat.

— O, dazu kann es wohl noch kommen. Doch, meine beſte Madame Tiltrina, die Lufträuber müſſen eine andere Richtung genommen haben, wir haben ſie aus dem Geſicht verloren. Wie wäre es, da wir doch einmal ſo nahe bei der Erde ſind, wenn wir ein kleines Stärkungsfrühſtück einnähmen? ich erlaube mir Sie gehorſamſt dazu einzuladen. Nach ſolchen Luftfahrten hat man immer Appetit.

— Sie ſind allzugütig, beſter Herr Dünnſpecht, doch ich acceptire; wo wollen wir einkehren?

— Ich dächte in Frankfurt, der zweiten Hauptſtadt des Königreichs Heſſen; in dem Hotel China daſelbſt, dem ehemaligen weißen Schwanen, wird man vortrefflich bedient. Herr Kühner hat immer die friſcheſten Seekrebſe und einen köſtlichen Schiras.

— Wie Ihnen gefällig iſt, werther Herr Dünnſpecht.

Und beide Schiffchen fuhren friedlich neben einander her nach Frankfurt zu, das nach dem letzten Frieden zu ſeinem eignen

Beſten und Wohl den zu einem Königreich erhobenen Großherzogthum Heſſen einverleibt war, und ließen ſich mitten auf dem Comödienplatz nieder, ſich in das Hotel China begebend.

— Für dieſesmal haſt Du genug, ſagte der Teufel, einen Schieber vor das Guckloch riegelnd, ein andermal mehr. Und auf einen Schlag mit ſeiner Krücke metamorphoſirte ſich der Kaſten wieder in einen Tiſch.

— Nun das geht toll genug her, ſagte Michel, wenn Du mir anders keinen blauen Dunſt vorgemacht haſt.

— Ei bewahre, Du haſt durch den Spiegel der reinſten Wahrheit geſehen.

— Da ſind unſere Nachkommen hundertmal beſſer daran wie wir. Doch nun fort nach Wien; mich lüſtet's nach den gebackenen Händeln, Rahmſtrudeln und Knödeln. Und beide fuhren durch das Kamin davon.

Sie ſchwebten gerade in nicht allzugroßer Höhe über der Reſidenz Stuttgart, ſo daß man ſie etwa für ein paar große Raubvögel halten konnte, als Michel unter ſich blickte und viele Leute an der einen Ecke des Schloßplatzes verſammelt ſah, die neugierig dem Abbruch mehrerer Häuſer zuſahen, und ſich dabei lebhaft unterhielten.

— Was haben denn die vor? fragte Stürmer den fliegenden Hinkenden.

— Sie paſſen auf einen Schatz.

— Einen Schatz?

— Die Häuſer die man niederreißt, wurden für den Kronprinzen angekauft, um auf deren Stelle ein Palais für Seine Königliche Hoheit zu erbauen, da der Prinz bald die ſchöne Prinzeſſin Olga heimführen wird.

— Und der Schatz?

(Notabene, die beiden Fliegenden hielten in den Höhen ſchwebend ſtille, ſonſt wären ſie bereits in Wien.)

— Der ſoll vor alten Zeiten in dem Eckhaus, das ſchon zur Hälfte demolirt iſt, begraben oder vermauert worden ſeyn, fuhr der Hinkende fort. Doch am beſten wäre es wohl, Du ließeſt Dir die ſchöne Geſchichte von einem Stuttgarter ſelbſt erzählen, dann hat es eine andere Art. Laß uns auf einige Minuten die Hauptſtadt des Königreichs Württemberg beſuchen.

Beide ließen ſich nun unbemerkt in den Weinbergen in der

Nähe des Bopſer nieder und begaben ſich, durch die Charlotten=ſtraße, über die Planie und den Schloßplatz gehend, an den Ort, wo die neugierige Menge dem Abbruch der Häuſer zuſah.

— Was giebt es denn da zu ſehen? — fragte Michel einen neben ihm ſtehenden ältlichen Mann.

— Wir paſſen hier auf einen Schatz, erwiederte der Mann lächelnd.

— Wie ſo?

— Man ſagt, daß in den Mauern oder Kellern dieſes Hau=ſes an Gold und Kleinodien ein Werth von mehr als ein Paar=mal hunderttauſend Gulden verborgen ſey.

— Ueber eine Million, fiel eine neben ihm ſtehende Dame dem Mann ins Wort, über eine Million, Herr Oberkommerzienrath.

— Wo denken Sie hin, Frau Gevatterin, ſo viel iſt es gewiß nicht, es wird ſchon viel ſeyn, wenn ſich ein Werth von hundert=tauſend Gulden vorfindet.

— O ganget Se, i wais ganz gwies, hab's aus der beſchte Quell. —

— Nun, wenn das iſt, ſo erzählen Sie es dem fremden Herrn.

— Reächt gern. Sehet Se, meine Herra, vor viel hundert Johr iſcht do a Kloſchter oder ſo a geiſchtlich Gebäu gweſa, und do hent die geiſchtliche Herra fort g'müßt, weil alles luthriſch g'worde iſcht, und do hent ſe ihre Koſchbarkeita in des Gebäu ver=mauert oder vergrabe, das nu an weltliche Leut verkauft worda iſcht. A mol, am a n'Abed, vor viel Johr iſcht ſo a alter Kapaciner mit a'me langa langa Bart zu der Frau vom Haus komma, und hat er g'ſagt: Sehet Se, in ihrem Haus iſcht a großer Schatz ver=ſteckt, und dabei iſcht unterm andere au a ſchöes goldes Kreuz mit Dia=manta und Brillanta b'ſetzt. I will Er des G'heimniß, wo der Schatz leit, offabara, wenn Se mer verſpricht, daß Se mer des Kreuz laſſa will, Älles andre ſoll Ihra g'höra, und ſell iſcht no a Million werth. — Aber dia Frau war ſo klug und hat dem Capaciner zur Antwort geba: „O gang er mer mit ſo Zuigs, an ſo was glaub i halt net, und hab den Pfaffa fortg'ſchickt. — Aber da andera Tag hat ſe laſſa Maurer und Zimmerleut komma, und hat no des Gebäu vom Dach bis in da Keller nunter durchſucha laſſe; ſe hänt aber älleweil nix finda könne. — I glaub's wohl, wann mer a Haus net abreißt, kan ma nix finda. — Seit dera Zeit iſcht älle=mol, wenn des Haus verkauft wird, in Kaufbrief nei g'ſchriebe

worda, daß wenn der Käufer den Schatz find, er en dem Verkäufer ausliefre oder mit ihm theile müß, und ſell hat au Sein Königliche Hoheit der Kronprinz ſe müſſe g'falla laſſe, wenn er ſcho des Haus recht honett zahlt hat. — Und jetzt ſind mer ebe do und paſſet ſcho drei Tag auf de Schatz, ſe hänt aber immer no nix g'funde. — Sehet, meine Herre, ſell iſcht die G'ſchicht. —

Michel dankte der geſprächigen Dame für die gefällige Mittheilung und ſagte, ſeinem Begleiter einen Wink gebend, jetzt will auch ich ſo lange hier bleiben, bis daß der Schatz gefunden iſt. Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als es auf einmal aus den noch ſtehenden Trümmern ertönte: der Schatz! der Schatz!

Nun gab es einen gewaltigen Lärm und ein furchtbares Gedränge. Einige Arbeiter brachten in der That ein kleines, ſehr reich mit wunderbar künſtlicher Schnitzarbeit im ältern Styl verziertes Kiſtchen herbei, das ſie vorgaben ſo eben in einer Wand eingemauert gefunden zu haben. Daſſelbe wurde nun ſogleich im Beiſeyn der Menge, deren Neugierde auf's höchſte geſpannt war, geöffnet und, o Wunder! man entdeckte zwei trefflich gemalte Doppelbilder, wahre Meiſterwerke der Kunſt, in demſelben, von denen das Eine ganz unverkennbar ähnlich den König Wilhelm I. und ſeine Gemahlin, und das andere den Kronprinzen und eine allen unbekannte wunderliebliche Schönheit darſtellte, die jedoch von einem hinzukommenden Fremden für das treue Contrefait der Großfürſtin Olga erkannt wurde. Dabei lag eine mit goldner Schrift auf Pergament geſchriebene Tafel, die beſagte:

Dies, Württemberger, ſind eure größten Schätze!

Erſtaunt ſah man ſich einander an, und es war nur Eine Stimme, daß die Schrift die Wahrheit ſage, nur konnte man nicht begreifen, wie dieſelbe in dieſem Gebäude gefunden worden. —

Endlich ſagte einer der Anweſenden: o! das iſt ein Stückchen von unſerm Herrn Bürgermeiſter, das iſt ſo ein ſchlauer Vogel, der hat uns auf eine verblümte Weiſe die Wahrheit ſagen wollen. Die Menge zerſtreute ſich nun zufrieden, auf keinen weitern Schatz mehr wartend, bis auf wenige Narren, die immer noch auf ein goldnes Kreuz paßten. — Michel und Asmodi aber, nachdem beide noch Marquardts Kaffeehaus auf dem Schloßplatz beſucht, ſich daſelbſt für den weitern Flug geſtärkt, und daſſelbe ſo vortrefflich eingerichtet und die Bedienung und Erfriſchungen ſo vorzüglich gefunden hatten, daß es auch mit der erſten Pariſer

Anſtalt dieſer Art noch concurriren könnte, empfahlen ſich dem gewandten Wirth und begaben ſich in die reizenden Anlagen hinter dem Schloß in die große Roſenlaube, aus der ſie ſich unbemerkt wieder emporſchwangen, nach einigen Minuten darauf an einem abgelegenen Ort im Prater zu Wien niederließen, und unter deſſen ſchattigen Bäumen luſtwandelten. — Kaum hatten ſie einige Schritte gemacht, als ſie in einem ziemlich einſamen Gang einem nicht mehr ganz jungen Manne begegneten, der mit einem kummervollen, ja Verzweiflung ausdrückenden Geſicht der Donau zueilte, die beiden Fremden nicht bemerkend.

— Was mag der haben? fragte Michel.

— Ein unglücklicher Börſenſpekulant, den ebenfalls die franzöſiſche Nordeiſenbahn ruinirt hat, er ſoll morgen zehn tauſend Gulden Differenz zahlen und hat keine hundert mehr in ſeinem Vermögen, weßhalb er mit dem Gedanken umgeht, ſich der Nymphe der Donau in die Arme zu werfen; er hinterläßt ein braves Weib mit fünf unerzogenen Kindern, und iſt ſonſt immer ein rechtlicher Mann geweſen; aber das verdammte Börſenſpiel! —

— Ha, man eifert ſo gegen die Spielbänke und Hazardſpiele in den Bädern, und die ärgſten und verderblichſten Spielhäuſer ſind die abſcheulichen Börſen, man ſollte ſie alle niederreißen.

— Das laſſe bleiben, Freund, die Börſenhäuſer ſelbſt ſind ganz unſchuldig, und wären ſie nicht, würde dennoch eben ſo geſchwindelt. Das Uebel ſitzt tiefer. — Die Habgier der Geldſeelen, die nie genug haben können, volle Säcke auf Säcke häufen wollen um am Ende des Lebens eine — prächtige Höllenfahrt zu machen, denn das iſt doch das Ende des Liedes, kennt keine Grenzen. — Ich, als Teufel, kann mich nicht genug über die Kurzſichtigkeit dieſer zuſammenſcharrenden und zuſammenkratzenden dummen Teufel wundern, die dabei nie einen reellen Genuß von ihrem Mammon haben, ihr ſpannenlanges Leben in Angſt, Sorgen und Quälereien dahin bringen, damit ein überluſtiger Erbe, Sohn, Schwiegerſohn oder Neffe die der Armuth und dem Elend escroquirten Thaler in liederlicher Geſellſchaft luſtig wieder in alle Welt laufen läßt. Denn dies iſt meiſtens das Loos eines ſolchen Mammons.

— Aber der arme Teufel, dem wir ſo eben begegneten, dem müſſen wir aus der Klemme helfen.

— Nach Belieben.

— Doch ſo, daß es auch zu gleicher Zeit einen Spaß für die ehrlichen Wiener und ihre vorſichtige Polizei gibt.

— Erdenke etwas.

— Ha, ich hab's! ſagte Michel nach einigen Augenblicken des Beſinnens.

— Und das wäre?

— Holen wir zuerſt den Mann zurück. —

Dies war in wenig Minuten geſchehen. Michel ſprach ihn an, erfuhr von ihm nach einigen dringenden Fragen was wir ſchon wiſſen, und daß er ein geborner Rheinbaier aus Speier ſey, worauf er ihm endlich ſagte:

— Mein Herr, es ſoll Ihnen geholfen werden, wenn Sie auf meinen Vorſchlag eingehen, Sie ſollen nicht nur die Ihnen fehlende Summe, ſondern das Doppelte und Dreifache erhalten.

Mit einem Hoffnungsſtrahl im Geſicht ſagte der Unglückliche: O, ſprechen Sie, mein Herr, Alles was ich möglich machen kann, um meine unglückliche Familie dem Mangel und Elend zu entreißen, werde ich mit Freuden thun, ſey es auch noch ſo ſchwierig und ſelbſt gefährlich.

— Keines von beiden, alle Schwierigkeiten und Gefahr nehme ich auf mich. Sie werden nur den guten Wienern einen Gegenſtand fürs Geld ſehen laſſen, den ſie glauben werden noch nie geſehen zu haben, und den ſie doch alle Tage ſehen.

— Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr.

— Sie werden Wien einen Mauleſel zeigen, der den Schweif da hat, wo die Pferde gewöhnlich den Kopf haben.

— Sie ſcherzen.

— Ganz und gar nicht.

— Haben Sie denn ſo ein Wunderthier?

— Allerdings.

— Aber bis morgen habe ich die Zahlung zu machen.

— Das Geld dafür werden Sie dieſen Abend noch erhalten.

— Es ſind ja noch gar keine Anſtalten gemacht, vor allem gehört die Erlaubniß der kaiſerlich-königlichen hohen Polizei dazu, ſodann ein Raum, eine Hütte, die Zuſchauer aufzunehmen, Bekanntmachungen, Anſchlagezettel.

— Das iſt Alles meine Sache. Es iſt jetzt zwei Uhr Nachmittag. Ich werde ſogleich die Umzäunung eines hinlänglich geräumigen Platzes, wozu ich alles vorbereitet habe, hier im Prater be-

ſorgen, die Sehenswürdigkeit in ganz Wien bekannt machen, mich mit der Polizei verſtändigen, und um vier Uhr wird die Kaſſe geöffnet und das Wunderthier zu ſehen ſeyn. — Finden Sie ſich dann wieder hier ein, um die Gelder einzunehmen.

— Der arme Mann entfernte ſich kopfſchüttelnd, und meinte daß ihn der Unbekannte entweder zum Beſten habe, oder es mit deſſen Verſtand nicht gänz richtig ſey. Michel, der ſeine Zweifel bemerkte, rief ihm noch zu:

— Vergeſſen Sie ja nicht zu rechter Zeit wieder zu kommen, um Ihr Geld in Empfang zu nehmen.

Als der Mann in die Stadt zurück kam, war das Erſte was er bemerkte, ein auf ſchwarzem Papier mit rothen Lettern angeſchlagener Rieſenzettel, auf dem geſchrieben ſtand:

— Einwohner der Kaiſerſtadt Wien, vom höchſten Adel bis zum geringſten verehrten Publikum! Mit gnädigſter Erlaubniß einer hohen kaiſerlich-königlichen Polizei wird heute Nachmittag um vier Uhr in dem zu dieſem Zweck im Prater aufgeſchlagenen Amphitheater ein Naturwunder gezeigt, dergleichen Wien und die ganze Welt noch nie geſehen, nämlich ein Mauleſel ſpaniſcher Raçe, der da den Kopf hat, wo gewöhnlich die Eſel und Mauleſel den Schweif haben.

Eintrittspreiſe:

Erſter Platz, fünf Gulden Conventionsmünze.
Zweiter Platz, zwei Gulden Conventionsmünze.
Dritter Platz, einen Gulden Conventionsmünze.

NB. Dieſes Wunder iſt nur heute und nur dies einzigemal zu ſehen.

Michel und Asmodäi,
Inhaber des Naturwunders.

Schnell war die hohe Polizei davon in Kenntniß geſetzt, daß in allen Straßen, an allen Plätzen und Ecken Wiens ſich ſolche Anſchlagezettel befänden, und befahl nun ihren dienſtbaren Geiſtern, dieſelben augenblicklich allenthalben, wo ſie ſich vorfänden, abzureißen, indem dies nichts anders als ein ſchlechter Spaß, vielleicht gar von Saphir ſeyn könne, in jedem Fall aber ſie von keiner hiezu gegebenen Erlaubniß etwas wiſſe, und ſich vorbehalte, den Urheber dieſer Unverſchämtheit, ſobald ſie ihn ausfindig gemacht, in Unterſuchung zu nehmen, und auf das ſtrengſte zu beſtrafen.

Die Agenten der höchlöblichen Polizei zeigten den größten

Eifer im Herabreißen der ſchmählichen Zettel, aber kaum hatten ſie einen mit unſäglicher Mühe herabgekratzt, denn die Dinger klebten als ſeyen ſie mit dem zäheſten Pech an die Mauern geheftet, und hatten einige Schritte weiter gethan, ſo war dicht neben dem abgeriſſenen ſchon wieder ein neuer Zettel der Art angeheftet, und je mehr die Polizei herabriß, deſto mehr ſchienen ſich die heilloſen Wiſche zu vervielfältigen, ſo daß als man dem Polizei-Präſidenten hierüber Bericht erſtattete und von allen Theilen der Kaiſerſtadt gleichlautende Rapporte einliefen, dieſem der Verſtand ſtill ſtand und er nicht wußte was er dazu ſagen ſollte; gleicher Meinung waren auch die bei der hohen Polizei angeſtellten Herrn Hofräthe ꝛc. Man hatte auch ſogleich nach dem Prater geſchickt, um ſich nach dem bretternen Amphitheater umzuſehen, jedoch keine Spur von demſelben entdecken können, nur dieſelben Zettel fanden ſich in allen Alleen vor.

Das iſt ein Streich von dem Teufelskerl dem Saphir, war die Meinung der hohen Polizei mit rührender Einſtimmigkeit.

— Das ſoll er uns ſchwer büßen, meinte der Präſident.

Unterdeſſen war ganz Wien in Aufruhr über dieſe Ankündigungen gerathen und gegen vier Uhr ſtrömte Alles nach dem Prater, und o Wunder!... das Amphitheater, recht geſchmackvoll erbaut, mit den öſtreichiſchen Nationalfarben angeſtrichen, eben ſolche Fahnen auf demſelben wehend, fand ſich vor. Man drängte ſich an die Kaſſe, löste fünf-, zwei- und ein Gulden Billets, für die man das Geld mit Freuden hinwarf, und beeilte ſich, Platz in dem ungeheuren Raum zu nehmen, in deſſen Mitte man eine Art Zelt von koſtbarem ſchwarz und goldſtreifigem Stoff aufgeſchlagen ſah, welches das Wunderthier barg.

Als endlich alle Räume bis zum Erdrücken gefüllt und mehr denn 20,000 Plätze beſetzt waren, während noch Tauſende von Zuſchauern vor der Thüre harrten und a tout prix, Dukaten blicken laſſend, Einlaß begehrten, man ſie jedoch auf die in wenig Momenten ſtatthabende zweite Vorſtellung vertröſtete, fielen auf ein gegebenes Zeichen die das Zelt bildenden Draperien von drei Seiten herab, und an der vierten ſah man einen prächtigen ſpaniſchen Mauleſel, der mit dem Schweif an die mit Hafer gefüllte Krippe gebunden war, der er, ſtatt des Kopfes, ſein prächtiges Hintertheil zuwandte, während er die Zuſchauer wiehernd und ungeduldig ſtampfend anblickte. — Ein in andaluſiſcher Tracht reich geklei-

deter Stallknecht ſtand neben dem Thier und ſprach mit ſtarker von Jedermann vernehmbarer Stimme:

— Höchſte und hohe Herrſchaften, Sie werden gnädigſt zu bemerken belieben, daß dieſer Mauleſel den Schweif da hat, wo die Eſel gewöhnlich den Kopf haben, nämlich an der Krippe! —

Das ganze Publikum war ſtarr vor Erſtaunen, man ſperrte Mäuler, Augen, Naſen und Ohren auf, ſah ſich einige Minuten lang gegenſeitig voll Verwunderung an, und wußte nicht was man hiezu ſagen ſollte. — Einige wollten Lärm ſchlagen, und den, der ſie ſo gefoppt, ſogar erſchlagen, andere dagegen lachten und meinten, man müſſe hier zu böſem Spiel gute Miene machen, ſonſt würde man noch obendrein ausgelacht, denn der Mann habe allerdings gezeigt, was er verſprochen, nämlich einen Mauleſel, welcher da den Schweif habe, wo die Eſel gewöhnlich den Kopf haben. Dieſer Meinung war aber nicht die hohe Polizei, welche die Sache weit ernſtlicher zu nehmen vorhatte, und vor allen Dingen den Mann, der das Geld an der Kaſſe eingenommen, ſammt dem Geld verhaften wollte. Aber dieſer war mit der Kaſſe verſchwunden, und trotz allem Spüren und Suchen der gewandteſten Polizeidiener Wiens nirgends zu finden. Der Gerettete hatte ſich auf den Rath Asmodis, noch ehe man die Draperien von dem Pferd weggezogen, aus dem Staub gemacht und war mit des Teufels Hülfe, der ihn ſchon vorher an der Kaſſe für die Zeit, die er daſelbſt verweilte, mit einem andern Geſicht verſehen hatte, entwiſcht. Dagegen hielt man ſich nun an den Teufel und an Michel ſelbſt, welcher die Frechheit gehabt den Mauleſel zu zeigen und das hochgeehrte Publikum zum Narren zu haben. — Beide ließen ſich auch ganz geduldig, von einer unabſehbaren Menge gefolgt, verhaften und auf das Polizeibureau bringen.

Hier angekommen, nahm man ſie ſogleich in ein ſcharfes Verhör.

— Wer ſeyd ihr?

— Habt's denn keine Augen, mer ſind's halt ein paar Menſchen, antwortete Asmodi. —

— Woas, wollt's gleich vernünftig antworten, oder man wird aus aim andern Ton mit euch ſprechen. — Wo ſeyd's her?

— Wo mer halt auf d'Welt kommen ſind.

— Euch ſoll ja der Donner, i glob gar, ihr wollt's d'hohe Polizei noh foppen. Wo ſind's eure Päſſe?

— Mer hoben halt keine.

— Eure Heimathsſcheine.

— Wos ſind das vor Dinger?

— Wo wohnt's?

— In Paris.

— Aha, in der Teufelsſtadt. — Aber, wo ſeyd's hier abgeſtiegen?

— Im Prater.

— In kain'm Gaſthaus?

— Nein, unter freiem Himmel.

— Das macht's den Teufel weiß, wir werdens ſchon raus kriegen, in was für em Loch ihr ſteckt. — Aber von was lebt's?

— Von Eſſen und Trinken, wie der Herr ah.

— Wart, ihr ſollt's ſchön kriegen. Kennt's Niemand hier, habt's kain Banquier, kain angſehene Mann von Gwicht, der euch kennt, oder vor euch gut ſteh'n mag.

— Mer kennens kain ſo a Ding.

— Seyd's alſo ſo herglaufenes Vagabundengſindel.

— Der Teufel ſchwieg.

— Wißt's denn nit, daß mer in den kaiſerlich = königlichen Staaten nit raſen darf, ohne die gehörige Ausweiß, Päſſe, Heimathſcheine, Empfehlung und Creditbriefe oder baar Geld, alles in der beſten Ordnung z'haben, wie? —

— Wiſſen halt gar nix davon.

— Und die Frechheit z'haben, ſogar nach Wien z'gehn und der ganzen Stadt, ſammt der Polizei ſo an Spuck vor z'machen. Mahnt's gwiß, 's ging hier zu wie in der Teufelsſtadt, dem Höllenneſt Paris — wo mer nur ſo nein laufen kann und treiben was mer will.

— Na! ihr kennt's euch g'freun, i wills nit mit euch theilen. Wo is der Kerl g'blieben, der's Geld einkaſſirt hat. —

— Jo, den müßt's halt ſuchen, wir wiſſen nix von ihm.

— Was iſt er denn?

— Wahrſcheinlich a ä Menſch.

— H.... r jetzt hob ihs g'nug, ihr verdammte S.... z wollt's noch grob ſeyn und mi vorn Narrn halten, wart's i will euch ſag'n. —

Der Inquirent, dem der Zorn das Geſicht kupferroth färbte, eilte in ein Seiten = Kabinet, aus dem er nach wenig Minuten wieder zurückkam und ausrief:

— So iſt's recht, jetzt wird mer euch ſchon red'n machen, ihr infamiges Gſindel, das ihr ſeyd. — Jeder von euch erhält einſtweilen fünfzig wohlzugemeſſen auf Abſchlag.

— Was, Kaiſergulden? fragte höhniſch Asmodi.

— Jo, man wird's euch malen, fünfzig A... prügel, und dann, wann ihr gehörig bekennt und eure Strafe ordentlich ausgehalten, werdt's auf'm Schub über d'Grenzn g'bracht. —

Es wurde nun ſogleich Anſtalt gemacht, um die ſo eben gemachten Verſprechungen zu erfüllen. — Man führte die beiden Arreſtanten in ein Gemach, wo ſich außer einigen Bänken ſonſt kein Mobiliar befand, und befahl ihnen, ſich auf zwei derſelben, das Geſicht nach dem Boden gekehrt, der Länge nach auszuſtrecken, was ſie auch gehorſamſt und ganz gutwillig, ohne einen Laut von ſich zu geben, thaten. Man viſitirte ſodann das Hintertheil ihrer Beinkleider, um ſich zu verſichern, daß dieſe nicht etwa ausgeſtopft ſeyen, worauf man das Zeichen zum Losſchlagen gab. — Aber ſo kräftig man auch auf die beiden Patienten loshieb, ſo gaben dieſe doch keinen Laut von ſich und rührten ſich nicht, obgleich die Exekutanten ihre Kraft ſo ſehr verſtärkten, daß ſie ſich bei dem fünfzigſten Hieb ganz lahm fühlten. — Jetzt befahl man den armen Geſchlagenen aufzuſtehen, dieſe blieben jedoch bewegungslos liegen, keiner rührte ſich. Als ſich die Polizeiſchergen nun näherten und ihnen aufhelfen wollten, da fanden ſie ſolche ſtockſteif und kalt. —

— Mer hoben's halt z'tod g'ſchlagen! rief der eine aus.

— No, dann werden's b'groben, ſagte der andere.

Als man aber die beiden vermeintlichen Leichen von der Bank heben wollte, um zu verſuchen ob noch Leben in ihnen ſey, ſiehe da, o Wunder! hatte man zwei Bund Stroh in den Armen, das ſich, ein zweites Wunder, plötzlich entzündete und einen ſo gewaltigen Rauch und peſtilenzialiſchen Geſtank um ſich her verbreitete, daß die ganze löbliche Polizei ſich im Dunſt und in dem übelſten Geruch befand, den ſie gar nicht los werden konnte.

— Das waren ein paar Hexenmeiſter, verdammte Taſchenſpieler, hieß es da wieder, warum loßt ma ſo an G'ſindl über d'Grenzn, mer ſind's noch viel z'gut.

Unterdeſſen hatten ſich Asmodi und Michel in ein paar engliſche Gentlements verwandelt und waren ins Burgtheater gewandert, wo man an dieſem Abend den Wilhelm Tell gab, den man jedoch dahin abgeändert hatte, daß Geßler, nicht tödlich verwun-

det, dem Tell großmüthig verzieh, und das gute Volk ausrief: „Vivat, der brave Geßler!“ womit ſich das Stück ſchloß, dem das Publikum ebenfalls ſein Bravo zollte.

Nachdem Michel und Asmodi noch ein gutes Mahl, aus gebackenen Hähndeln und andern Wiener Leckerbiſſen beſtehend, eingenommen und reichlich mit Ungarwein hinabgeſpült hatten, kehrte der Erſtere nach Paris und der Andere in die Hölle zurück, mit dem Verſprechen, ſich den kommenden Tag, es war der Faſtnachtsdienſtag, zeitig einzufinden, da dieſesmal der Carneval ganz beſonders durch allerlei Prachtzüge und Maskeraden gefeiert werden ſollte, von denen ſich Stürmer viel Vergnügen verſprach und ſich vornahm das ſeinige zu der allgemeinen Beluſtigung und der Verherrlichung des Triumphzugs des fetten Ochſen beizutragen.

Den kommenden Morgen begünſtigte das ſchönſte Wetter dieſes einzige Volksfeſt. Asmodi ſtand früh vor ſeines Freundes Bett und unterhielt ſich wie gewöhnlich mit demſelben, während dieſer frühſtückte und Toilette machte, über Politik und die neueſten Tagesbegebenheiten. Diesmal kamen die Polen auf das Tapet, für die Michel wie die meiſten Menſchen, deren Herz der kraſſeſte Egoismus und Geldgier noch nicht für alles Edlere gefühllos gemacht, eine große Sympathie zeigte; der Teufel aber meinte, daß ſie ihr Unglück doch nicht ſo ganz unverſchuldet trügen, und zum großen Theil ſelbſt herbeigeführt hätten.

— Höre, Asmodi, ich begreife Dich nicht, ich muß Dir offen geſtehen, daß ich mich manchmal kaum des Verdachts erwehren kann, daß Du ein ſerviler, ja ein recht knechtiſch geſinnter, mitunter auch ein inconſequenter Teufel ſeyſt. Du rühmſt Preußen, tadelſt Oeſterreich, und —

— Ich habe Dir ſchon geſagt, daß Du trotz Deiner Höllenreiſe doch immer noch ein recht kurzſichtiges und befangenes Menſchenkind biſt, fiel ihm Asmodi ins Wort. Ich als Teufel, wenn auch hinkend, muß über alle Parteien der menſchlichen Miſere erhaben ſeyn, und nehme nur für unſer Reich Partei; im Uebrigen ſeyd ihr Gabelthiere, welche Färbung und Schattirung ihr auch immer annehmen mögt, vollkommen gleich. Es gibt viele republikaniſche und ſervile Schurken in allen Staaten, und die rechtlichen Leute, die wirklich um der Sache willen und aus Ueberzeugung eine Meinung haben und für dieſe ſtreiten, ſind dünn geſäet, und mit wenig Ausnahmen hat jeder ſeinen Preis, für den er verkäuflich

iſt. So z. B. die franzöſiſchen Polenfreunde der revolutionären Partei: glaubſt Du denn wirklich, daß es dieſen um das Heil der Polen zu thun ſey? Soll ich ſie Dich abermals mit der Laterne beleuchten laſſen? Die ehrlichſten unter ihnen wollen die Polen ausbeuten, um ihre Umwälzungspläne dadurch zu befördern, ſie benutzen Polen, hoffend mit dieſem Vorwand den Haß und die Angriffe gegen ihre eigene Regierung, an deren Sturz ſie arbeiten, bemänteln und herbeiführen, und dann herrſchen zu können. Polens Heil iſt das letzte an was ſie denken. Andere wollen die Polen-geſchichte für noch weit niedrigere Zwecke gebrauchen u. ſ. w.; willſt Du die Laterne ergreifen?

— Danke, ſagte Michel kopfſchüttelnd, und ſetzte hinzu: die Menſchheit iſt doch wahrhaft grauenerregend!

— Thor! das fällt Dir erſt jetzt ein? was ſollte denn aus unſerm Reich der Hölle werden, wenn dies nicht wäre, verſetzte er höhniſch grinzend. Vivat die Welt, ſo wie ſie iſt! Lies doch in all dieſen feilen franzöſiſchen Blättern, welche Partei für die armen Polen nehmen, die ihre angebliche Sympathie für dieſe Unglück-lichen in prächtigen, hochtrabenden Phraſen ausdrücken und ſich in den herzbrechendſten rührendſten Floskeln Luft machen, und ſetze, ſo oft der Name Polen vorkommt, Algerien dafür hin, und ſage mir, ob alle dieſe Artikel nicht auf ein Haar, ja noch beſſer auf dieſes Land als auf Polen paſſen, denn hier ſengen, brennen, mor-den und ſchinden die Franzoſen noch ganz anders als es je in Polen geſchah.

— Aber dies ſind ja nur Barbaren, faſt wilde Völker, wie magſt Du ſie mit den Polen vergleichen?

— Dummer Teufel, hätte ich beinahe wieder geſagt, da guckt die einſeitige, kurzſichtige, menſchliche Miſere wieder aus allen Ecken hervor. Wer hat Dir denn geſagt daß der Araber, der Kabyle, der Maure als Menſch nicht eben den Werth, und vor dem Thron des Allmächtigen vielleicht noch einen weit höhern als der Pole, der Franzoſe, der Engländer, der Deutſche ꝛc. habe? — Mit welchem Recht bemächtigen ſich die Franzoſen dieſes Landes und ſeiner Einwohner, über welche ſie das ſchrecklichſte Elend und Jammer verbreiten, die ſie auf die gräßlichſte Weiſe vertilgen, wenn ſie nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollen! Darnach zu fragen iſt noch keinem jener franzöſiſchen patriotiſchen Feder- und Maulhelden

eingefallen, und läge Polen a leur portée, und ſie könnten es verſchlingen, ſo würdeſt Du ſehen, was aus ihrer Vorliebe für Polen würde. Wie, weil ein Dey einem anmaßenden Conſul einen muthwilligen Fächerſchlag ertheilte, maßt ſich Frankreich das Recht an, ganze Völkerſchaften zu unterjochen und zu vertilgen, und ſchleppt die edelſten derſelben, die wahrer Patriotismus und Religion zum Kampf gegen die Unterdrücker begeiſtert, gefangen auf eine halböde Inſel ſeiner Küſten!

— Aber dadurch machte es dem ſeeräuberiſchen Unfug der Raubſtaaten ein Ende, welche die geraubten Europäer in Sklavenketten ſchmiedeten.

— Als ob es nicht andere Mittel in Händen gehabt, dieſem Unfug ein Ziel zu ſetzen. Geh, Deine Logik iſt keinen Deut werth. Die Polen ſind allerdings zu beklagen, aber die Algerien und Nordafrika bewohnenden Araber ſind es nicht minder, und was den Charakter anbetrifft, ſo wirſt Du mehr Edelmuth, Großmuth, Gaſtfreundſchaft, wahre Hingebung, Heldenmuth und oft außerordentliche Seelengröße bei dieſen Söhnen der Wüſte finden, als bei den ſogenannten nordiſchen Franzoſen, wie man die Polen gerne in Frankreich nennt, die zum Theil eine gute Portion Sinnlichkeit, Leichtſinn, Spiel- und Prachtſucht mit den wirklichen Franzoſen theilen, ja ſie noch in mancher dieſer löblichen Eigenſchaften übertreffen, und auſſerdem keine geringe Neigung zum Trunke, zum Hintergehen und zum Ueberliſten haben, was meiſtens den Arabern bis auf das Letztere ziemlich fremd iſt. Uebrigens iſt der polniſche Bauer und Bürger im Allgemeinen und namentlich in Preußen jetzt hundertmal beſſer daran und glücklicher, als zu jener Zeit, da Polen noch ein für ſich beſtehendes Reich war, und die Bauern ſämmtlich Leibeigene der Edelleute, die ungeſtraft und unverantwortlich über Leben und Tod dieſer Unglücklichen Herr waren, ſie nach Gefallen mit dem Grundboden verkauften, mit der Peitſche zur Arbeit trieben u. ſ. w. Auch die Bürger waren faſt gar nicht vertreten und der Adel allein bildete die Nation. Dieſe Vorzüge und Gewalt, die der polniſche Adel noch immer nicht verſchmerzen kann, da er jetzt gleich jedem Andern unter dem Geſetz ſteht, und im Großherzogthum Poſen mehr als in den andern polniſchen Ländern, ſind es, die ihn zu den immerwährenden, zu nichts führenden, Land und Volk

immer unglücklicher machenden Empörungen antreiben, und gelänge es heute dem polniſchen Adel wieder, die Oberhand zu gewinnen, ſo würden Bürger und Bauern, Handwerker und Kaufleute und alle Nichtadelige wieder der alten Tyrannei und Sklaverei verfallen. — Doch genug davon, es beginnt alles lebendig auf den Straßen zu werden, und Du willſt Dich heute ganz den Carnevalsfreuden hingeben. Wohlan, mein Herr und Gebieter, was beginnen wir? laß einmal Deiner Einbildungskraft freies Spiel, ſie iſt fruchtbar genug und hat mich ſchon mehr als einmal gewaltig in Schweiß und Athem gebracht.

— Zuerſt will ich zum heiligen Herzen fahren und meinen beiden Zöglingen einen Beſuch abſtatten, ich will daß ſie ebenfalls den Carnevalsfeierlichkeiten als Zuſchauer beiwohnen ſollen, und werde ſie in einer ſchönen Equipage die große Tours auf den Boulevards machen laſſen. Es iſt ohnehin ſchon einige Zeit her, daß ich Roſa Maria nicht ſah.

— Aha, das heilige Herz zieht Dein menſchliches an. Wohlan, laß uns gehen.

Beide fuhren nach dem Sacré-Coeur, wo ſie, wie man ſich denken kann, auf das freundlichſte empfangen wurden, und Roſa-Maria erröthend dem liebenswürdigen Michel die Freude geſtand, die ihr deſſen Beſuch verurſachte, während der Teufel ihrer Schweſter Artigkeiten ſagte. Aber wie groß war die Freude der Mädchen, als ſie hörten daß ſie in einer prächtigen Equipage den Carneval ſehen würden. Es wurde nun ein Stündchen verplaudert, da die Mädchen nicht fertig werden konnten zu fragen und ſich nach den bevorſtehenden Luſtbarkeiten und Vergnügungen zu erkundigen, die, wie ihnen Michel und der Teufel verſicherten, diesmal Alles übertreffen würden, was man je der Art zu Rom, Venedig, Cöln und Paris geſehen.

Anderthalb Stunden waren im Sacré-Coeur verplaudert, als ſich die Beſchützer Roſa-Marias entfernten, ſie verſichernd daß um zwei Uhr die verſprochene Equipage vorfahren und die Mädchen nebſt ihrer Aufſeherin abholen würde.

Bald nachdem die Mittagsſtunde geſchlagen, füllten ſich die Boulevards von der Baſtille bis zur Madelaine allmählig mehr und mehr, und das Gedränge wurde von Minute zu Minute größer. Die Wagen, Reiter und Fußgänger, im Coſtüme, maskirt

und unverlarvt, strömten aus den Hunderten von Straßen, die von beiden Seiten auf die Boulevards führen, hinzu, die bald einem Strom glichen, den Ueberschwemmungen und sich in ihn ergießende angeschwollene Seitenflüſſe zu alles mit sich fortreißenden rauschenden Fluthen machen. Alle Fenster der Tausende von Häusern, deren Façaden auf die Boulevards gehen, waren bis in das siebente und achte Stockwerk mit unzähligen Köpfen garnirt, unter denen manches wunderliebliche Amoretten-Gesichtchen zwischen Fratzen und Carrikaturen der widerlichsten Gattung freundlich strahlend hervorleuchtete. Die stattlichen Municipal-Garden zu Pferd, in großer Uniform und mit den glänzenden römischen Helmen behauptet, hatten nebst ihren nicht minder imponirenden Kameraden zu Fuß die ganze, eine gute Stunde lange Strecke der Boulevards, der Straßen la Pair und Rue Royal besetzt, um die nöthige Ordnung zu erhalten. Nur noch im Schritt konnten die Fiaker jeder Art, Generale, Lutetien, schwerfällige Sylphiden, Cabriolet Mylords, gewöhnliche Cabrioletts, Cittadinen, und wie die Pariser Miethfuhrwerke alle heißen mögen, wohl besetzt und oft wunderbar seltsam geschmückt, die eine Seite hinauf und die andere hinabfahren, und mußten dabei nicht selten einen Halt von einer viertel oder halben Stunde Dauer machen, wobei dann die drolligsten aber oft auch unsaubersten Späße zwischen den Fußgängern und den in den Wagen sitzenden Masken vorkamen, die gewöhnlichen Damen gewiß die Gluth ins Gesicht getrieben haben würde, welche aber die Pariser Carnevalsdamen nur zu einem fast berstenden Lachen veranlaßten. Nur den eleganten Equipagen des Hofs, der Minister, Deputirten der Diplomatie, und anderer privilegirten Personen, nebst den offenen vier-, sechs- und achtspännigen Maskenwagen so wie auch den eleganten und nicht eleganten, guten und schlechten Reitern auf edlen Raçerossen und jämmerlichen Miethkleppern und Rosinanten war es gestattet, den inneren freigelassenen Raum der Boulevards zu benutzen; hier fuhren auch Rosa-Maria und ihre Schwester, die eine vierspännige offene Kalesche zur bestimmten Stunde abgeholt hatte, spazieren. Welch ein Geschrei, welch ein Tumult, welch ein Lärmen und Getöse! Wohl eine halbe Million Menschen wogte die Boulevards auf und nieder, mehrere Hunderttausende hatte die Eisenbahn, Messagerien rc. auf 50 und 100 Stunden weit herbeigeführt. Seit 50 Jahren war

der Carneval zu Paris nicht ſo belebt wie diesesmal, und der Himmel und die Hölle, denn der Teufel hatte allerdings ſein Spiel dabei, begünſtigten ihn mit dem herrlichſten Wetter. Havre, Rouen, Orleans, Pontoiſe, Verſaille, St. Germain, Mantes, Corbeil, Melun ꝛc. nebſt all den zwiſchen dieſen und Paris liegenden Städten und Ortſchaften hatten den Kern ihrer Bevölkerung nach Frankreichs Hauptſtadt entſendet. In den letzten Jahren war der Faſtnachtsdienſtag zu Paris ziemlich eintönig, faſt ſtumm geweſen, man hatte wenig Masken, wenig heitere Laune und Humor bemerkt und eine düſtere Stimmung ſchien die ganze Feier in ein Florgewebe zu hüllen. Diesmal war es anders; die ſeit Jahren aufgeſparte Freude, Munterkeit und Ausgelaſſenheit ſchien ſich nun auf einmal Luft machen zu wollen. Die Zahl der Masken wuchs mit jeder Minute, und die Wagen, die mit ſolchen angefüllt waren, wurden immer zahlreicher. Die Völkerſchaften der ganzen Welt ſchienen Abgeordnete geſchickt zu haben. Amerikaniſche Rothhäute, afrikaniſche Schwarzhäute, Chineſiſche Mandarinen und Kaufleute, Perſer und Oſtindier, Araber und Marokkaner, ſilbergeharniſchte Ritter und allerliebſte Pilgerinnen, Tonguſen und Samojeden, Harlekine, Scapins, Columbinen, Pierrots, Magier und die verführeriſchſten Hexen, der halbe Olymp und die ganze Unterwelt, Himmel und Hölle waren vertreten. Das Gedränge war bald ſo groß, daß es den Fußgängern wie den Wagen erging, ſie konnten nicht von der Stelle. Aus vielen Wagen, man zählte deren 30,000, beſonders aus den Maskenwagen regnete es Confetti und oft zierliche Süßigkeiten, und die Waffelbäcker, Gerſtenzucker=, Honigkuchen=, Apfelſinen= ꝛc. Verkäufer, denen es gelungen war ſich an einem ſoliden Plätzchen auf den Boulevards zu etabliren, machten die vortrefflichſten Geſchäfte, ebenſo die niedlichen Blumen= und Sträußermädchen, maskirt oder nicht, gleichviel. —

— Da kömmt er, dort ſehet, er nahet ſich! ertönte es nun aus tauſend und abermal tauſend Kehlen zumal.

— Was? wer?

— Wer? Dagobert, der gehörnte und gekrönte Götze dieſes Feſtes, deſſen Schlachtopfer er zu gleicher Zeit iſt, mit einem Wort, der fetteſte Ochſe Frankreichs, den der unermeßlich reiche Fleiſcher Roland liefert, deſſen köſtliches Fleiſch nur auf königlichen

Tafeln verſpeiſt wird, und von dem die Königin Victoria ſo glück-
lich war ein ganzes Viertheil zum Geſchenk zu erhalten, welche ihre Dankbarkeit durch ein Gegengeſchenk kund gab, das wenigſtens einen eben ſo großen Werth hatte als das Viertheil des trefflichen Ochſens, dieſes pariſer Apis, der, wenn auch jedes Jahr geſchlachtet und verſpeiſt, Dank der franzöſiſchen Maſtkunſt, jedes Jahr zur rechten Zeit wieder neu erſteht. — Aber welche Pracht, welcher Glanz! ein halbes hundert Strauße mußte ihren ſchönſten Schmuck herleihen, um das goldgereifte gehörnte Haupt des Königs des Feſtes würdig zu zieren, und die Decke, die ſeine unmäßige Dickleibigkeit verhüllt, wäre zur Noth würdig den Leibelephanten eines Großmoguls zu zieren. Und dann ſeine Begleitung, ſeine Umgebung, ſein Gefolge, ſeine Beſchützer und ſeine Schlächter, zu Roß, zu Fuß und zu Wagen, alle im reichſten Coſtüme aller Völker und aller Zeiten und der ſeltſamſten Phantaſie. Seht doch dieſen Tambourmajor, der faſt 10 Fuß hoch, ſeinen Federbuſch inbegriffen, dieſe prächtige Muſikbande anführt, die dem Götzen des Tages voranſchreitet, und durch ihre wildrauſchenden und doch harmoniſchen Töne das arme Schlachtopfer ermuthigt, ſeinen mühſamen ſauren letzten Marſch muthig zu vollenden, und nun dieſer haushohe goldene Wagen von 16 prächtig aufgezäumten befederten und bebänderten Roſſen gezogen, auf dem die merkwürdigſten Götter der Heidenwelt prangen und hoch über alle auf dem erhabenſten Sitz der gefährlichſte und ſchelmiſchſte aller Götter, der liebliche Amor in der Geſtalt eines rothwangigen friſchen Fleiſcherkindes *). Höher trug jetzt der Stier und ſein ganzes Gefolge das Haupt, denn ſie hatten ſo eben dem König und der königlichen Familie ihrer Aufwartung in den Tuilerien gemacht **).

*) Früher, bis zum Jahr 1822, ritt dieſes Kind, der König der Fleiſcher, auf den Rücken des Stiers, dem es jetzt auf dem Prachtwagen folgt. Dieſe Ceremonie iſt noch ein Ueberbleibſel aus den Zeiten der alten Gallier, die dadurch dem Stier des Thierkreiſes ihre Verehrung bezeigen wollten, und das auf demſelben reitende Kind: den König der Metzger nannten. Während der Revolution und der Republik unterließ man dieſe Ceremonie, erſt unter Napoleon wurde der fette Ochſe wieder in ſeine Rechte eingeſetzt.

**) Im Jahr 1739, nachdem der ganze Zug bei dem König und den Prinzen geweſen war und er hierauf den Parlaments-Präſidenten nicht in ſeinem Hôtel gefunden hatte, begab er ſich in den Juſtizpalaſt. Hier

Aber dort, was nähert ſich da von der entgegengeſetzten Seite für ein Zug, welche finſtere düſtere Geſtalten ſind der Hölle entwiſcht, um den Pariſern die heutige Luſt zu vergällen, oder ihren Humor wenigſtens mit düſtern Gedanken zu ſchwängern? Ha, der Sohn des Teufels iſts, der nebſt den drei Baſtarden Bluthaupts nahet; ſie ſind in blutrothe Mäntel gehüllt und enorme breitrandige Filzhüte bedecken ihre Köpfe, ſie halten das nackte Schwert in der Hand. Auf einem mit ſechs Pferden beſpannten Rieſenwagen ſitzt eine wohlbeleibte Schöne, oder liegt vielmehr nachläſſig ausgeſtreckt auf Sammetkiſſen, vor ihr ſteht ein ſchwarzer geheimnißvoller Unbekannter. Dem Wagen voraus reitet der Teufel an der Spitze von fünfzig Unterteufeln unter dem Schall der infernaliſch blaſenden Horniſten. Hinter dem Wagen ſieht man Pluto ſeinen Zweizack ſchwingen, mit noch einigen fünfzig andern Perſonagen der Unterwelt. Vor und hinter dieſem ſeltſamen Zug war das Gedränge ungeheuer, zum Erdrücken, ja lebensgefährlich. — Was mochte wohl dieſe ſonderbare Maskerade zu bedeuten haben? — Nichts als eine ungeheure Marktſchreierei, ein von dem Gaskogner Granier Caſſagnac erfundener Charlatanismus, eine Anzeige, eine Reklame im großartigſten Styl. Auf Fahnen und Standarten, die aus der Mitte dieſes Zugs hervorragten, las man mit Schuhhohen Buchſtaben die Aufſchrift: **Lisez l'Epoque** (leſt die Epoche).

Der Zug ſtellte nämlich die Hauptperſonen vor, welche in dem neueſten Feuilleton dieſer Zeitſchrift: „Des Teufels Sohn“ betitelt, eine Rolle ſpielen. Ob das Feuilleton dieſen ungeheuern Aufwand und große Theilnahme verdient, ſteht dahin, da es kaum begonnen, doch ſoll dieſe neue Art von Anzeige dem Rieſen-Journal einige Dutzend Abonnenten mehr eingetragen haben! Jetzt haben ſich der Ochſenzug und der Teufelszug gekreuzt. — Aufs Neue erſchallt ein Ah! Oh! Sehet! Sehet! Was iſt es, was die Aufmerkſamkeit jetzt feſſelt — ha, ein wandelnder Garten mit den ſeltenſten Gewächſen, Blumen, Stauden und Bäumen nähert ſich,

ließ man den Ochſen die Treppe der heiligen Kapelle hinanſteigen, und nachdem man ihn dem Präſidenten vorgeſtellt hatte, führte man ihn durch alle Säle dieſes Themistempels und endlich die Treppe hinab, die auf den Platz der Dauphine geht.

in welchem man die niedlichſten Gärtnermädchen mit Gießen und Sträuße- und Kränzewinden beſchäftigt ſieht; Schäferinnen und Nymphen bergen die Gebüſche. Ein Palmbaum mit Datteln ragt aus der mittlern Gruppe hervor; unter Kaffeebäumen und zwiſchen Zuckerrohr ſitzen Pflanzer; eine Krone goldner überreifer Ananas umgiebt ein Roſengebüſch. Guirlanden von Camelias feſtonirten die Stämme der Bäumchen, und Bouquette der ſeltenſten Prachtblumen reichten die grün gemiederten und roſa geſchürzten Gärtnerinnen den Vorübergehenden zum Atzi hin. Dieſer Zug war eine von den Unternehmern des Wintergartens veranſtaltete Maskerade, auch eine Art Anzeige *). Andere weniger bedeutende Züge und Maskenwagen, unter denen auch manche der Hallen-Damen, der Seine- und anderer Nymphen, folgten in mehr oder minder großen Zwiſchenräumen. So kam die Dämmerung und mit ihr der Abend herein, ohne daß die geringſte Störung oder irgend ein Unheil vorgefallen wäre. Seltſames Volk, die Franzoſen, das, ſo bald es ſich zu irgend einem politiſchen Zweck vereinigt und auch nur zu zwanzig bis dreißig Köpfen angewachſen iſt, ſich kaum mehr zähmen läßt, und von nichts als Umwälzungen, Revolutionen, Rebellion und Empörung träumt und ſpricht, während Hunderttauſende zu einem Poſſenſpiel, einer Gafferei vereinigt, es ſich auch im Traum nicht einfallen laſſen, ihre nun ungeheure Gewalt zu einem politiſchen Zweck in Bewegung zu ſetzen, ſo lange man ihren Tollheiten nichts in den Weg legt, ja wohl ſelbſt zur Verhaftung der ſich zu ungebührlich Benehmenden beitragen. Indeſſen war dieſer Tag eine ungeheure Ernte für die Taſchendiebe, man rechnet daß für ein Paarmal hunderttauſend Franken an Geld und Geldeswerth geſtohlen wurde. Einige dreißig dieſer Vögel auf der That ertappt, wurden eingefangen, und man fand Uhren, Armbänder, mit Gold gefüllte Börſen ꝛc., in großer Menge bei ihnen. —

Mehr denn hunderttauſend Gas-, Lampen- und Laternenlichter erſetzten bereits das Tageslicht auf den Boulevards, die Nacht war ſternenhell und die Luft ſo milde, wie in der anmuthigſten Mainacht, die Sterne ſchienen dem bunten Treiben zuzulächeln, das ſo arg wurde, daß man hätte glauben ſollen, ganz Paris ſey

*) Die bis jetzt treu beſchriebenen Züge fanden ſich alle in der Wirklichkeit an dem Faſtnachtsdienſtag d. J. auf den Boulevards ein.

toll oder wahnſinnig geworden. Plötzlich erſchien auf dem Baſtillenplatz ein neuer Maskenzug von dem Schein unzähliger Fackeln beleuchtet, die ihn begleiteten, und machte dreimal die Runde um die Juliſäule, worauf er ſich gegen die Boulevards in Bewegung ſetzte. Seltſame, nie geſehene Geſtalten und Masken ſah man mitunter in demſelben paradiren. — Ein ungeheurer faſt einem Berg ähnlicher Wagen erhob ſich in deſſen Mitte, ſechzehn Rieſenthiere, die einige Naturforſcher für Mammuths erkennen wollten, zogen denſelben an goldnen Strängen, jedes dieſer Thiere wurde von einem kleinen gehörnten Belzebübchen geleitet. Auf der Mitte dieſes Wagens ſah man ſich, von einem runden Altar umgeben, einen ungeheuren Ochſen von gediegenem Gold erheben, und über demſelben las man mit ſtrahlender Schrift die Worte: „Der mächtige und nichtige Götze der albernen Menſchheit“. Rings um den Altar, auf dem ſchwer gefüllte Geldſäcke lagen, ſah man eine Menge Individuen jedes Standes, Alters und Geſchlechts, aller ganz- und halbciviliſirten Nationen knieen. Sogar gekrönte Häupter, die höchſtgeſtellten Staatsmänner, Miniſter, Kardinäle, Erz- und gewöhnliche Biſchöfe, Geiſtliche aller Religionen, mit Orden behängte Wechsler, Lords, Pairs und Deputirte, Feldmarſchälle und Generale aller Heere, Richter und Advokaten, Aerzte und Philoſophen, Dichter und Proſaiker, Kaufleute und Künſtler, Krämer und Handwerker, der höchſte wie der niedrigſte Adel, Bürger und Bauern, Gelehrte und Unwiſſende, Prinzeſſinnen und Fürſtinnen, Hofdamen und Buhldirnen ꝛc. richteten hier ihr eifrigſtes Gebet an den Götzen und boten und brachten demſelben jedes Opfer, ſelbſt das der Ehre, der Geſundheit, der Rechtlichkeit, ja ſogar der ewigen Seligkeit, und man ſah ſie dafür einen größern oder kleinern Theil des aufgehäuften Mammons von dem ebenfalls mit Dekorationen behängten Caſſierer des Stieres in Empfang nehmen und ihm dafür Hände und Füße und ſonſt allerlei belecken. — Dieſer Wagen war mit einem Dutzend gehörnten Trabanten auf ſchwarzen Rieſenböcken reitend umgeben, welche unaufhörlich ſcheußliche grinzende Geſichter ſchnitten. — Die Federbüſche ihrer Hüte waren rothe Flammen, und an der Spitze ihrer Lanze flammte ein feuriges Fähnlein, auf dem zu leſen war: „Mammons Leibgarde“, auch trugen ſie ſämmtlich rothe Schilder an ihrer linken Seite, auf deren Mitte ein mit Thalern gefüllter vergoldeter ſchwerer

Geldſack abgebildet war. — Dieſe Mammonsknechte waren ſammt ihrem Anführer transparent, ſo daß man das Innere ihrer Körper durch und durch ſehen und bemerken konnte, daß von Herz und Nieren keine Spur in demſelben zu entdecken war, ſondern wo dieſe bei andern Geſchöpfen in der Regel liegen, waren ſie durch eine verſteinerte zähe Maſſe, in einem unförmlichen Klumpen zuſammengeballt, erſetzt. In ihren Köpfen ſah es noch wüſter aus: inmitten einer großen Leere bewegten ſich nur Zahlen und unzählige Nullen, die fortwährend durcheinander flackerten und wirrten und häufig große Capital-Summen bildeten. Es war eine Art Rechenmaſchine, die den ganzen Schädel ſo in Anſpruch nahm, daß auch nicht das kleinſte Plätzchen für irgend einen andern Gedanken übrig blieb. — Dagegen waren Magen und Bäuche dieſer Rothſchilder von ungewöhnlicher Größe, und die Verdauungswerkzeuge ſo vortrefflich, daß ſie Metalle jeder Art, ſogar Stein und Eiſen zu einem weichen Brei verarbeiteten. —

Hinter dieſem Götzenwagen kam ein anderer, auf dem ein ungeheurer Keſſel mit einer gelb ſprudelnden Flüſſigkeit angefüllt war, die fortwährend von rußigen Geſellen umgerührt wurde; die dieſelben umgebenden Kameraden nahmen alle die in Empfang, welche von Zeit zu Zeit von dem Altar des goldnen Ochſens mit dem erbeuteten Mammon herabſtiegen, welche ſie nun ohne weiteres in den ſprudelnden Keſſel warfen, in dem ſie ſpurlos verſchwanden, worauf ſich dann jedesmal auf der Oberfläche deſſelben eine große Blaſe bildete, die nach einigen Augenblicken platzte und ſich dann in einen ſich in Nichts verlierenden Dunſt auflöste. — Dieſen beiden Wagen folgten noch viele andere, mit allerlei artigen lebendigen Bildern beladen; ſo ſah man unter andern auf einem derſelben ein ganzes Ballet von den niedlichſten Operntänzerinnen aufführen, auf einem andern war ein Concert organiſirt, in dem ſich ein zweiter Paganini, ein anderer Liszt und Thalberg, eine zweite Catalani und Malibran hören ließen. Ein dritter Wagen ſtellte ein großes Bureau vor, in welchem viele Schreiber beſchäftigt waren, unter den Angaben krausköpfiger und dickleibiger Bureauchefs Romane der tollſten Gattung zu ſchmieden, und ſo waren noch viele Künſte, Gewerbe und Hanthierungen auf verſchiedenen Wagen repräſentirt und mit den paſſenden Attributen umgeben, ſämmtlich dem goldnen Götzen folgend. — Der ganze Zug ſchloß

abermals mit einer Schaar Bocksreiter, deren Reitthiere die poſſierlichſten und ergötzlichſten Sprünge machten. Die Reiter ſelbſt unterſchieden ſich von den andern nur dadurch, daß ſie ſchwarze Schilder trugen und anſtatt der vergoldeten Geldſäcke beinerne, gräßlich grinzende Todtenköpfe hatten. —

Man kann ſich denken, welche Aufmerkſamkeit die Maſſe der Zuſchauer dieſem ſeltſamen, nie geſehenen Schauſpiel widmete. Der ungeheure, faſt endloſe Zug bewegte ſich langſam längs den Boulevards hinauf, dabei von Zeit zu Zeit rechts und links einige Abſtecher machend, damit der goldne Stier, ſeinem fetten Kameraden gleich, gewiſſen Hotels und Paläſten ebenfalls ſeine Huldigung bringen konnte. — Es war gerade Mitternacht, als dieſe Maskerade endlich auf dem Concordienplatz ankam, nachdem ſie noch vorher einen Umgang um die Deputirtenkammer gemacht und über die Eintrachtsbrücke zurückgekehrt war. Die ſie umgebenden Fackelträger ſchloſſen nun einen ungeheuren Kreis, in welchem alle bei dem Zug mitwirkenden Perſonagen, ſo wie die Wagen, Reiter ꝛc., eingeſchloſſen wurden, worauf das brillanteſte Feuerwerk, das man je geſehen, und das weit ſchöner und prächtiger war als die, welche jemals an Napoleons=, Ludwigs=, Philipps= oder den Julifeſten abgebrannt wurden, aus deſſen Mitte ſich erhob, und mit einem Rieſenbouquet ſchloß, das ſo großartig war, daß man hätte glauben ſollen der Krater des Aetna habe ſich in ſeiner gewaltigſten Kraft geöffnet. Statt ausgeſpieener Steine ſah man jedoch allerlei komiſch zappelnde, obgleich feurige, doch meiſt ſehr bekannte Geſtalten und Fratzen in der Luft wirbeln. — Das Ganze endigte ſich mit einem ſo ſchrecklichen Knall, daß man hätte glauben ſollen, die Erde wolle berſten. — Als aber das Bouquet auf dieſe Weiſe geendigt und ſich in Dampf und Rauch aufgelöst hatte, da ſah man, o Wunder! keine Spur mehr von dem ganzen Schauſpiel, und eine große Leere, ein ſtummes Nichts füllte den weiten Raum. — Dieß war eine Phantasmagorie Philippis oder gar des Herrn Comte in der Paſſage Choiſeuil, meinten die guten, ſich nun zur Ruhe begebenden Pariſer. — Michel aber meinte, der ganze Spuk würde nichts beſſern, denn Niemand denke mehr an die Ewigkeit und alle handelten und trieben ihr Weſen als ſollten ſie ewig leben, obgleich ſie der unerbittliche Tod jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick eines andern belehrt. —

— Nächſtens müſſen wir eine Sternenreiſe antreten und dann auch Dein Reich wieder einmal beſuchen, um einige Abwechslung in das irdiſche Einerlei zu bringen, das mich mitunter langweilt und meiſtens anekelt. — Die Menſchheit liegt doch gräßlich im Argen, ſie könnte mir als fürchterlich erſcheinen, wenn ſie weniger albern, lächerlich=dumm und befangen wäre, — ſagte Michel.

— Gute Nacht, Herr Moraliſt, höhnte der Teufel, und die beiden Gefährten begaben ſich jeder in ſeine Ruhe.

VI.

Der Teufel philoſophirt nach ſeiner Art. — Ein gräßlicher Verbrecher. — Die gute Pariſer Geſellſchaft. — Die luſtige Pariſer Geſellſchaft. — Eine Sternenreiſe.

Den folgenden Morgen fand ſich Asmodi wie gewöhnlich bei ſeinem Schützling ein.

— Höre, wir verderben es mit Gott und der Welt! bewillkommte ihn dieſer.

Der Teufel lächelte hämisch.

— Das kann unmöglich ſo fortgehen, ſetzte Michel hinzu, ich habe bereits ein Vögelchen pfeifen hören.

— Nur eines? —

— Alle Parteien ſind gegen uns.

— Deſto beſſer.

— Biſt Du des Teufels?

— Wie magſt Du ſo fragen. Doch, was ficht Dich an?

— Man wirft uns nicht nur Inconſequenz, Servilität, Radikalismus und die Götter mögen wiſſen was ſonſt noch Alles vor, ſondern man behauptet, wir wüßten gar nicht was wir wollten: heute höben wir in den Himmel was wir morgen verdammten, lobhudelten den Abſolutismus, ſchmähten die konſtitutionellen Regierungen und Republiken, kurz wir ſeyen weder Fiſch noch Fleiſch. Da lies ſelbſt.

Michel reichte dem Asmodi eine gelehrte deutſche Zeitſchrift hin, in welcher er unter der Aufſchrift: Dämoniſche Reiſen in alle Welt, nach einem noch ungedruckten franzöſiſchen Manuſcript, Oſianderſche Buchhandlung in Tübingen, eine Art von Kritik über Michels und des Teufels Thun und Treiben las, die toll genug war um einen ſpekulativen, tief- und grundgelehrten deutſchen Philoſophen zum Verfaſſer zu haben.

Asmodi hatte einen Blick auf das Blatt geworfen und gab es Stürmer mit den Worten zurück: — Aber wie magſt Du ſolchen Kram nur leſen, dem man gleich bei den erſten Zeilen anſieht daß er den Stempel der tief=, grund= und bodenloſen Weisheit eines ächt deutſchen Perrückengelehrten trägt. Sagte ich Dir nicht, daß wir über alle dieſe Miſere hinaus ſeyen und lachen müſſen? wir dürfen keiner andern Partei angehören als der, die es mit der geſunden Vernunft hält, wir müſſen loben was lobenswerth iſt, wo wir es auch immer finden mögen, ſey's im Himmel oder in der Hölle, bei Ariſtokraten oder Demokraten, und geißeln und ſtrafen was Strafe verdient, es gehe von Servilen oder Radikalen und wie alle ihre Nuancen immer heißen mögen, aus. Im Grunde giebt es in der ganzen Welt nur zwei Parteien: rechtliche Leute und Schurken, oder wenn Du willſt, kluge Köpfe und Dummköpfe; die Schurken zähle ich zu den letzteren, denn große Schlechtigkeit ſetzt immer einen gewiſſen Grad von Dummheit voraus.

— Hat man je einen Teufel ſo moraliſiren hören! —

— Und wie kannſt Du dich über ſo einen Zeitungswiſch, den irgend ſo ein philoſophiſcher Narr dahin geklext hat, irre machen laſſen?

— Nun verderben wir es gar noch mit den Philoſophen und deutſchen Gelehrten, dies ſind nicht ſelten die gefährlichſten Feinde.

— Auf die Gefahr hin wollen wir es wagen.

— Und dann läßt ſich doch nicht läugnen, daß es wahrhaft große Männer und tiefe Denker unter ihnen giebt.

Der Teufel lachte.

— Du biſt unausſtehlich!

— Und Du ein Narr! — Einverſtanden damit, daß dieſe Leutchen ſo tief gelehrt ſeyn mögen, daß man auch mit einer hunderttauſend Klafter langen Sonde noch keinen Boden finden würde, ſo wirſt Du mir doch eingeſtehen müſſen, daß ſie mit all ihrer Philoſophie — ich rede hier nicht von einer geſunden Lebensphiloſophie, deren Kern ſich in zwei Zeilen niederſchreiben läßt, ſondern von jener aberwitzigen, tollen, unſinnigen, abgeſchmackten ſogenannten ſpekulativen Philoſophie und ihren Prieſtern —, über die man ſchon Tauſende von Folianten und Quartanten vollgeſchmiert hat, auch nicht einen Schritt weiter als der roheſte Wilde in den afrikaniſchen Wüſten gekommen ſind, und durch die ſie Dinge ergrübeln und erforſchen wollen, die euch armen Sterblichen ein für

allemal zu erforſchen und zu ergrübeln nicht vergönnt iſt. — Alle dieſe gelehrte Herren von A bis Z haben, wie ſchon ein berühmter franzöſiſcher Autor ſagte: „durch ihre vergeblichen Studien nichts weiter herausgebracht, als was jeder gewöhnliche Menſchenverſtand ſchon weiß, und wollen ſich erdreiſten das zu erweiſen, was hienieden Niemand wiſſen kann.“ Stehen ſie nicht recht jämmerlich da, all dieſe guten Doktor Bartholos? — Die unſinnigſten Gedanken, oft gar keine, oder ſinnloſes Geſchwätz hüllen ſie in einen Wuſt von Phraſen, in einen Schwulſt von Worten ein, ſo daß ſie ſich am Ende ſelbſt nicht mehr aus dem tollen Labyrinth, das ſie ſo mühſam geſchaffen und in das ſie ſich verſtrickt haben, zu finden wiſſen. — Was ſie auf hundert Seiten Unklares, Abgeſchmacktes unverſtändlich faſeln, kann man beißend klar mit ſechs Buchſtaben ausdrücken: — Nichts! — Hat nicht jeder dieſer ſpekulativen Narren ſein eigenes Syſtem, das er als das alleinig wahre und untrügliche preißt, indem er alle andern als untaugliche Ausgeburten verbrannter Gehirne verwirft? und hat auch nur Einer einen Begriff von einer wahrhaft praktiſchen Philoſophie? — Da iſt von einer geſunden, ja nur von einer neuen Idee keine Spur zu entdecken, meiſt alte und längſt veraltete, aufgewärmte, ſchlecht zubereitete, mit den geſchmackloſeſten Brühen angerichtete Koſt!...

— Eines Theils magſt Du recht haben; aber es iſt doch nichts natürlicher, als daß der nur ein wenig denkende Menſch den Zweck ſeines Daſeyns und was aus ihm, ſeiner Seele oder ſeinem Bewußtſeyn, ſeinem Geiſt, wie Du es nennen willſt, nach dieſem Leben werden ſoll, zu wiſſen wünſcht. Mich ſelbſt, ich geſtehe Dir, bevor ich ſo glücklich war Dich kennen zu lernen und ehe ich durch unſere Höllenreiſe mich wirklich überzeugt habe daß es ein Jenſeits, eine Fortdauer giebt, machte dies auch manche Stunde nachgrübeln.

— Und wer ſagt Dir, daß nicht Alles was ich Dich ſehen ließ ein bloßes Blendwerk, eine Spiegelfechterei, ein Schattenſpiel an der Wand war? Wie, wenn ihr armen Menſchenkinder doch nichts weiter als das Spielwerk, die Drahtpuppen einer euch unbegreiflichen allgewaltigen Macht wäret, der es nach Gutdünken und Gefallen frei ſteht das Bewußtſeyn und die Fortdauer nach dem Tod des Einen wieder hervorzurufen und in alle Ewigkeit fortdauern zu laſſen, während ſie Tauſende nicht der Mühe werth hält wieder aufzuleben, wie dann?

— Asmodi, Du biſt fürchterlich! höre auf, Du könnteſt ſonſt einen troſtloſen Sceptiker aus mir machen.

— Ha, ich ſcherzte nur, grinzte der Hinkende. Kehren wir in die wirkliche Welt, wie ſie iſt, zurück.

— Ich fühle, daß ich dieſer Zerſtreuung bedarf, wo wollen wir hin? —

— In Rouen wird heute ein tragi-komiſches Schauſpiel vor den Aſſiſen aufgeführt, ein merkwürdiger Verbrecher gerichtet, der reichen Stoff zu pſychologiſchen Beobachtungen giebt, dies wäre eine intereſſante Morgenunterhaltung, wollen wir hin?

— Mir recht.

Einige Minuten darauf ſpazierten die beiden Geſellen Arm in Arm in den Straßen der uralten Hauptſtadt der Herzöge der Normandie, und da ſie bis zu der Eröffnung des Aſſiſenſaales noch Zeit übrig hatten, ſo führte Asmodi, den Cicerone machend, den Michel in der höchſt merkwürdigen Stadt umher.

— Zuerſt zeigte er ihm die prächtige Kirche von St. Ouen, welche zu der von Clothar I. gegen das Jahr 540 gegründeten Abtei gehörte, eines der herrlichſten und kunſtreichſten Denkmäler, ja ein wahres Wunderwerk der gothiſchen Baukunſt. Hier ſetzten ſich beide in den dieſe Kirche umgebenden, von Blumen und Blüthen duftenden, geſchmackvollen Gartenanlagen auf einer Ruhebank unter hochſchattigen Ulmen nieder.

— Hier auf dieſer Stelle wo wir jetzt ſitzen, ſprach Asmodi, ließ die gräßliche Fredegonde, deren Bekanntſchaft wir noch in der Hölle machen werden, den Biſchof Pretextat im Jahr 586 erſchlagen, weil er die Verbindung Meroves mit Brunhilde eingeſegnet hatte. — Im Jahr 912, fuhr Asmodi fort, als Carl der Einfältige Rollon den Normann als legitimen Herzog von Neuſtrien anerkannt hatte, wurde Rouen die Hauptſtadt des neuen Herzogthums und die Reſidenz der Herzoge der Normandie, bis zu dem Augenblick wo Wilhelm der Eroberer die Krone Englands auf ſein Haupt ſetzte; 1126 vernichtete eine ſchreckliche Feuersbrunſt die alte Römerſtadt, deren ſchon Ptolomäus als der Hauptſtadt der Velocalles erwähnt, welche in der zweiten Lyonnaiſe lag und den Namen Rothomagus führte. Nach der Ermordung des jungen Arthurs, Herzog von Bretagne, durch Johann ohne Land, belagerte und nahm Philipp Auguſt 1204 Rouen, das er nebſt der ganzen Normandie mit ſeiner Krone vereinigte. Auch der deutſche

Kaiſer Otto nebſt Ludwig VI., König von Frankreich, und Arnold, Graf von Flandern, hatten Rouen belagert; aber der Herzog Richard I., mit dem Beinamen sans peur (ohne Furcht), machte einen Ausfall, überfiel die Feinde und richtete ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen an. Während den Tagen des Wahnſinns Carl VI. belagerte Heinrich V. Rouen, das zu bezwingen ihm jedoch erſt nach ſechs Monaten der tapferſten Vertheidigung gelang und nachdem mehr als 50,000 ſeiner Einwohner durch den Hungertod umgekommen waren! — Dreißig Jahre blieben noch die Engländer in Rouen, wohin Johanna d'Arc, das Heldenmädchen aus Dom-Remy, die Jungfrau von Orleans, die Lyonnel, der Baſtard von Vendome, zu Compiegne gefangen und für 10,000 Livres verkauft hatte, gebracht wurde. Der Prozeß des armen Mädchens begann den 20. Mai 1431 vor einem Gericht von Mönchen, die ſie als Zauberin und Hexe verurtheilten lebendig verbrannt zu werden. Als Carl VII. 1449 Rouen wieder genommen hatte, ließ er das Andenken und die Ehre der Jungfrau wieder herſtellen, deren Muth Frankreich weit mehr genützt hatte, als die Schwerter Lahires und Dünois. Unter Carl IX. wurde Rouen abermals belagert, und zum letztenmal im Jahr 1591, wo der König von Navarra, der Vater Heinrichs, bei der Belagerung das Leben verlor.

Während Asmodi ſeinem Gefährten ſo die merkwürdigſten Thatſachen aus der Geſchichte Rouens mittheilte, ſchritt ſo manches hübſche normänniſche Kind in ihrem ſeltſam ſtattlichen Coſtüme vorüber und begab ſich durch die Anlagen in die St. Ouens-Kirche, ihre Andacht zu verrichten, ſchielte aber im Vorbeigehen doch nach dem Teufel und ſeinem ſtattlichen Gefährten. Beide ſtanden endlich auf und wanderten durch die alten, engen und krummen Straßen der großen Stadt, deren meiſte Häuſer und Gebäude viele Jahrhunderte, und manche wohl auch ein Jahrtauſend auf dem Dach haben mögen, und von gar ſeltſamer und ſonderbarer Bauart, zum Theil ſchwarzgrau, halb verfallen, unbewohnt ſind, und dem Einſturz nahe ſcheinen, ſo daß ſich Michel in die ritterlichen Zeiten des Mittelalters verſetzt glaubte. Asmodi zeigte ihm nun den Platz auf dem Johanna verbrannt wurde, wo an der Stelle auf der der Scheiterhaufen errichtet war, jetzt die Statue der Jungfrau ſteht, die jedoch von keinem großen Kunſtwerth iſt; hierauf ſahen ſie noch die nicht minder merkwürdige Cathedrale, ebenfalls ein Meiſterwerk gothiſcher Baukunſt, an dem alle Erzbiſchöfe der Normandie,

Johann ohne Land ſelbſt, gearbeitet haben, aus dem zwölften Jahrhundert ſtammend, und deſſen mittäglichen Thurm, der Butterthurm genannt, weil er von dem Geld erbaut wurde, das ſich die Geiſtlichkeit von dem Volk für die Erlaubniß Butter in der Faſtenzeit eſſen zu dürfen, bezahlen ließ, der die berühmte Glocke, nach der zu Moskau die größte der Welt, enthielt, die aber 1793 in Kanonen verwandelt wurde. Sie beſahen ferner die Quais, das Haus in dem Corneille geboren wurde, die Bildſäule des großen Dichters, das alte Hotel Burgtheroude, und begaben ſich dann durch die alterthümliche Stadt, wie deren Europa keine zweite aufzuweiſen hat, nach dem nicht minder merkwürdigen Juſtizpalaſt, deſſen Gründer Ludwig XII. war, und in deſſen weiten Räumen das Parlament der Normandie ſeinen Sitz hatte. Dieſes Denkmal der Baukunſt iſt ein merkwürdiges Seitenſtück zu der Abtei St. Ouen. Ein Maurermeiſter Namens Roger Ango, der zugleich Bildhauer war, hatte das größte Verdienſt bei der Erbauung dieſes Palaſtes.

Die beiden Reiſenden traten zuerſt in den ungeheuren ehemaligen Prokuratorenſaal der Normandie, den man jetzt den Saal der verlornen Schritte nennt, in welchem eine Statue des Peter Corneille ſteht, und deſſen Decke mit phantaſtiſchem Schnitzwerk verziert iſt; aus dieſem traten ſie in den nicht minder geräumigen und ausgeſchmückten Aſſiſenſaal, deſſen mit Arabesken und ſteinerner Spitzenarbeit verzierte Decke halb ſchwarz und halb Gold iſt, und der an drei Tauſend Perſonen faßt. Schon hatte der Präſident in ſeinem auf einer Eſtrade ſtehenden Armſtuhl Platz genommen, ebenſo die Aſſeſſoren, rechts von dem Richter befand ſich der General-Advokat; auf der einen Seite war die Bank der Angeklagten, auf der andern die der Geſchwornen; Richter und Advokaten wie immer in ihrem Amtskoſtüme. Hinter den Stühlen der Richter ſah man das Gemälde, welches Ludwig XII. dem Schatzkammergericht der Normandie ſchenkte, und welches Chriſtus am Kreuz darſtellt, zu deſſen Füßen ſich die Jungfrau Maria und der heilige Johannes befinden.

In dieſem Raum wurden ſchon viele berühmte Criminalprozeſſe entſchieden, unter denen die der Zauberer Nikolaus Picard und Mathurin Boullée, die im Jahr 1647 durch das Parlament der Normandie wegen des Verbrechens der Zauberei und anderer Abſcheulichkeiten verurtheilt wurden, auf einer Hurde auf den

Richtplatz geſchleift, um daſelbſt verbrannt und ihre Aſche in den Wind geſtreut zu werden.

Heute waren alle offenen Räume des Juſtizpalaſts mit einer unermeßlichen Menſchenmaſſe angefüllt, und trotz dem großen Saal der Aſſiſen konnte derſelbe kaum den fünften Theil der Neugierigen faſſen, welche von allen Seiten der Normandie gekommen waren, um einen der furchtbarſten Verbrecher richten zu ſehen, der jemals auf dem Boden Frankreichs ſein Unweſen getrieben hatte und ſchon ſeit Jahren der Schrecken des Departements der Seine-Inferieure und der angränzenden Departemente war, ſo wie er in Frankreichs Hauptſtadt ſelbſt Gräuel aller Art verübt hatte. Der Böſewicht, der jetzt vor den Aſſiſen ſtand, nannte ſich Jaques Poullet, dreimal war er ſchon den Galeeren entſprungen, und weit entfernt ſeine Thaten zu läugnen, rühmte er ſich ſogar derſelben mit einer ſchamloſen Oſtentation und einem alles verachtenden Hohn.

Diesmal ſtand er, dreier Morde angeklagt, unter den erſchwerendſten und gräßlichſten Umſtänden an einem alten Mann und deſſen zwei Töchtern vollbracht, vor Gericht.

Er hatte die Familie, die auf einem einſamen Bauerngut unweit Honfleur wohnte, nachdem er ſich in der Dämmerung in das Haus geſchlichen, nach eingebrochener Nacht überfallen, dem alten Mann, der in einer beſondern Kammer ſchlief, zuerſt den Mund, dann Arme und Beine geknebelt, hierauf war er in das Schlafzimmer der Mädchen gedrungen, die er, das Meſſer auf die Bruſt geſetzt, zwang zu geſtehen, wo der Vater ſein Geld verborgen hatte, und als ſie ihm dies geſtanden und ihn ſogar an den Ort im Keller führten, wo ſich in einem ſteinernen Topf unter Lappen und Lumpen etwa zweihundert fünfzig Franken verborgen fanden, ſtieß er der ältern das Meſſer in die Bruſt, ſo daß ſie einen Blutſtrom vergießend niederfiel, warf ſodann die jüngere auch nieder, nothzüchtigte dieſelbe, indem er zu gleicher Zeit noch auf andere Weiſe ſeine Wolluſt an der daneben liegenden, in ihrem Blut ſchwimmenden Schweſter befriedigte, erſtach ſodann auch ſein anderes Opfer, raffte das Geld zuſammen, eilte nochmals in die Schlafkammer des Alten, dem er nun die Kehle abſchnitt, und verließ ſodann das Haus wo er die entſetzlichen Thaten verübt hatte, mit der feſten Ueberzeugung, ſeine drei unglücklichen Schlachtopfer wären todt. Dem war jedoch nicht ſo: die ältere

Tochter, obgleich ſie eine große Maſſe Blut verloren hatte, war dennoch wieder zu ſich gekommen, hatte ſich gegen Morgen ſogar bis zu dem Schlafzimmer ihres Vaters ſchleppen können, wo ſie am andern Tag von einigen Nachbarn, welche kamen um erkaufte Vorräthe abzuholen, in einem dem Tode nahen Zuſtand gefunden wurde. Man leiſtete ihr ſogleich alle mögliche Hilfe, ſchaffte einen Wundarzt herbei, und brachte ſie ſo weit, daß ſie durch abgebrochene Worte und Zeichen die näheren Umſtände des furchtbaren Verbrechens entdecken und einige Auskunft über den Verbrecher geben konnte, in denen man ſogleich den ſchrecklichen Poullet erkannte. Das Mädchen lebte indeſſen, trotz aller angewandten Mühe, nur noch vier und zwanzig Stunden, und wurde zugleich mit ihren ermordeten Verwandten, Vater und Schweſter, begraben.

Ein wahres Treibjagen der ganzen Gensdarmerie des Departements der Seine-Inferieure, das man gegen den Verbrecher anordnete, hatte endlich den gewünſchten Erfolg, man ſpürte ihn auf, und nach einer verzweifelten Gegenwehr wurde er in dem Winkel eines Bodens einer längſt verrufenen Schenke verhaftet.

Poullet, gegen den die ſprechendſten Beweiſe vorlagen, zu denen noch das ſchwere Gewicht ſeiner frühern Verbrechen in die ſchuldvolle Waagſchale kam, ſah wohl ein, daß er dem Tod durch Henkershand diesmal nicht entgehen würde. Er geſtand daher mit dem frechſten Trotz, keine Spur von Reue zeigend, nicht nur mit einer ſchauderhaften Kälte und Gleichgültigkeit die begangenen Mordthaten mit allen ihren abſcheulichen Nebenumſtänden ein, ſondern legte dabei noch eine Art von Genugthuung und hölliſcher Selbſtzufriedenheit an den Tag.

Als am Schluß der Verhandlungen ſein Vertheidiger ſeine freilich ſehr ſchwierige Aufgabe zu löſen hoffte, indem er den Richtern und Geſchwornen den Verbrecher als einen von wahnſinniger Mordſucht befallenen gefährlichen Kranken darzuſtellen bemüht war und ſo zu entſchuldigen ſuchte, und nach Beendigung der Vertheidigung Poullet noch gefragt wurde, ob er nichts mehr zu erinnern habe, ſagte er, die Richter mit höhniſchen Blicken überſehend:

„Meine Herrn, mein Vertheidiger will meine Verbrechen auf Rechnung eines Wahnſinnes ſetzen, dem iſt nicht alſo: ich habe meine geſunde Vernunft ſo gut wie Sie und Er, und hätte gewünſcht, daß er ſich dieſe Mühe erſpart hätte; was meiner wartet

weiß ich, und bin über all dies im Reinen. Aber erlauben Sie mir, nicht zu meiner Vertheidigung, wohl aber zu meiner eigenen Satisfaktion noch einige Worte zu Ihnen ſprechen zu dürfen.“

Man bemerkte nun eine geſpanntere Aufmerkſamkeit auf allen Geſichtern der Verſammlung, und Poullet fuhr fort:

„Was ich hier ſagen werde, dient vielleicht dazu, unſern Geſetzgebern den Staar zu ſtechen und ſie auf Geſetze aufmerkſam zu machen, die ebenſo unſinnig als unheilvoll ſind, und welche die dringendſte Abhülfe verlangen, wenn man nicht will daß zuletzt die ganze Geſellſchaft in Frankreich in dieſen Abgrund verſinken ſoll, aber unſere Schlafkammermützen haben ganz andere Dinge im ....

— Angeklagter, ihr verliert die Achtung aus den Augen, die ihr dem Gericht ſchuldig ſeyd, und ich befehle euch zu ſchweigen, wenn ihr ſonſt nichts zu eurer Vertheidigung vorzubringen habt.

— Nicht doch, man laſſe ihn reden! ließ ſich eine Stimme unter den Zuhörern vernehmen.

— Gensdarmen, man bringe ſofort den Menſchen, der ſo eben geſprochen, aus dem Saal, befahl der Präſident.

Die Gensdarmen wollten die erhaltene Ordre vollziehen, konnten aber den Sprecher nicht ausfindig machen.

— Poullet, fahrt in eurer Rede fort, ließ ſich dieſelbe Stimme vernehmen.

— Welche Unverſchämtheit, rief der Präſident, Gensdarmen ihr werdet ſogleich dies Individuum verhaften.

Die Gensdarmen bemühten ſich abermals vergeblich.

— Der Herr Präſident ſelbſt, ſowie die andern Herren vom Gericht werden die Güte haben zu ſchweigen, denn das Wort gehört dem Angeklagten.

Alle, außer Poullet, hatten die Sprache verloren, und Präſident, Richter, Generalprokurator ꝛc. ſahen ſich betroffen einander an.

Poullet fuhr nun ſelbſt etwas erſtaunt fort:

„Zuerſt meinen Dank der mächtigen Stimme, die mir weiter zu reden erlaubt. Ich werde keinen Mißbrauch von dieſer Erlaubniß machen, und in wenig Worten zuſammenfaſſen, was mich zu dem machte der ich bin, und was mich hierher brachte.

„Sie wiſſen bereits aus der Unterſuchung, daß ich vier und zwanzig Jahre alt, nicht ganz ohne Vermögen, ein kleines Geſchäft in Havre etablirt hatte; das Geſchäft machte gute Fortſchritte,

ich gewann durch einige glückliche Spekulationen nicht unbedeutende Summen, verheirathete mich mit einem untadelhaften Mädchen aus einer achtungswürdigen Familie, war ein glücklicher Gatte, bald darauf ein glücklicher Vater von mehreren liebenswürdigen Kindern, und noch ein paar Jahre ging alles vortrefflich, als sich auf einmal das Glück wendete und ich nicht im Stande war einige verfallene Wechsel die ich ausgestellt hatte, und die ein paar Tausend Franken betrugen, einzulösen. Mein Creditor war ein Pariser Banquier, ein Millionair, einer von jenen Parvenüs, welche die Beutelschneiderei ſo recht ins Große zu treiben wiſſen, indem ſie Millionen, der gewinnſüchtigen Einfalt armer und dummer Teufel abgenommen, einzuſtecken verſtehen und daher bei aller Welt wenn auch nicht in großer Achtung, doch in großem Anſehen ſtehen und gewaltigen Einfluß haben. — Einige Friſt und Nachſicht hätten mich gerettet und in den Stand geſetzt meine Verbindlichkeiten etwas ſpäter zu erfüllen; aber der Mann, wie alle ſeines Gelichters hartherzig, hochmüthig, kein anderes Gefühl als für gemünztes Metall habend, verfolgte mich aufs äußerſte, beraubte mich meiner Freiheit und ließ mich acht Monate im Schuldgefängniß ſchmachten. Mein armes Weib und meine drei Kinder litten während dieſer Zeit die bitterſte Noth; was ich im Gefängniß, wo es mir ganz unmöglich war ihnen die mindeſte Unterſtützung oder Linderung zu verſchaffen, litt, kann ich nicht beſchreiben. Endlich gelang es mir durch einige Bekannte eine kleine Summe aufzutreiben, mit der ich einen Theil meiner Schuld an meinen harten Gläubiger entrichten konnte, der mich jedoch nur unter der Bedingung frei ließ, daß ich ihm für den Reſt und die aufgelaufenen großen Verhaftungskoſten neue Wechſel ausſtellen mußte. Aus dem Gefängniß entlaſſen, fand ich natürlich mein Geſchäft zerrüttet, mein Credit war dahin, mein armes Weib und zwei der Kinder kränkelnd; indeſſen verlor ich den Muth nicht, arbeitete Tag und Nacht und hatte es bald wieder dahin gebracht, daß ich wenigſtens die laufenden Koſten unſerer dringendſten Bedürfniſſe decken konnte. Aber die Verfallzeit der neuen ausgeſtellten Wechſel rückte heran, und mit ihr nicht die entfernteſte Ausſicht ſie decken zu können, jeder abgelaufene Tag vermehrte meine Angſt, meine Sorgen und meine Pein, ich ſah das Schuldgefängniß neuerdings vor mir offen, Frau und Kinder, kaum etwas erholt, zum zweitenmal allem Elend und der Verzweiflung Preis gegeben, in der ſie dießmal

untergehen mußten. Selbſt die Verzweiflung im Herzen, griff ich in einem Augenblick, wo ich von Gott und den Menſchen verlaſſen war, zu einem deſperaten Mittel, machte einige falſche Wechſel, welche ich in Umlauf zu ſetzen wußte, indem ich hoffte noch vor deren Ablauf ſie auf irgend eine Weiſe einlöſen zu können, und bezahlte mit dem mir auf dieſe Weiſe verſchafften Geld die von mir dem Banquier ausgeſtellten. Aber die Sache kam an den Tag noch ehe ich mir helfen konnte, ich wurde verhaftet, vor Gericht geſtellt, auf die Galeere und zum Pranger verurtheilt. In Toulon angekommen, ſchmiedete man mich mit einem der ausgefeimteſten Böſewichter, der ſchon Raub, Mord und alle mögliche Sünden auf ſeinem Gewiſſen hatte, zuſammen. Was ich hier anfänglich ausſtand vermögen Worte nicht auszudrücken! in dumpfem Hinbrüten verrichtete ich alles wozu man mich antrieb, vergeblich ſuchte mein beſtändiger Kettenkamerad mich durch ſeinen wilden Cynismus, Spott und Hohn aus meiner ſtarren Betäubung zu bringen, ſelbſt Stöße und Schläge des Profoß mit ſeinem eiſernen Stock, um meine Aufmerkſamkeit für ſeine Befehle wach zu erhalten, brachte mich nicht aus meiner Apathie, bis ich eines Tages den Selbſtmord meines armen Weibes und den kummervollen Tod zweier meiner Kinder erfuhr, ſo wie daß man das dritte in eine Armenanſtalt untergebracht hatte. Jetzt erwachte mit einemmal alle meine Thatkraft wieder, ich war für die Lehren die mir mein Kettenkamerad und andere Galeerenſclaven ertheilten nur zu empfänglich. Nur für Ein Gefühl hatte ich noch Sinn, aber dieſes nahm auch mein ganzes Weſen ein, es war das der Rache, Rache gegen Alles was ſich in menſchlicher Hülle bewegte und regte. Auf der Galeere lernte ich nun nach und nach alle Kniffe, Ränke, die raffinirteſten Spitzbübereien, die frechſten und gewandteſten Kunſtgriffe der vollendetſten Gauner, ſo wie alles was zur Ausführung von Raub und Mord dienlich iſt, kennen. Raub- und Mordluſt, und die Sucht Verbrechen aller Art zu begehen beſeelte mich, und einſtweilen gab ich mich allen fleiſchlichen Lüſten meiner experimentirten Kameraden hin. Zwei Jahre hatte ich bereits die Ketten geſchleift, noch ſechs Jahre ſollte ich ſie tragen, als es meinem Kettenkameraden gelang uns beide zu befreien. Dem Arſenal entſprungen, verſteckten wir uns in der Manſarde einer liederlichen Dirne, mit der ſich mein Gefährte ſchon vor unſerer Entweichung in Verbindung geſetzt hatte; ſie ver-

ſchaffte uns Kleider und Blouſen, wir machten uns auf den Weg nach Lyon, unterwegs ſchon meine auf der Galeere zu Toulon erworbenen Talente mit Hilfe meines Begleiters erprobend und mit Glück anwendend, ſo daß ich ſchon mit nicht unbedeutenden Mitteln in Paris ankam und hier meine auf jener Hochſchule erworbenen Kenntniſſe mit einer wahren Virtuoſität und mit einem Hochgefühl wollüſtiger Rache ausübte. Der Kanal St. Martin verſchlang manches meiner Opfer. Lange paßte ich dem ſich in Millionen wälzenden Beutelſchneider auf, dem ich das Glück meiner jetzigen Carriere verdankte, ohne ſo glücklich zu ſeyn ihm meine Dankbarkeit thätlich beweiſen zu können, und als ich eben mit der Ausführung eines in dieſer Abſicht trefflich kombinirten Plans begriffen war, fiel ich wegen einem erbärmlichen Diamantendiebſtahl vermittelſt Einbruchs der löblichen Juſtiz wieder in die Hände und wanderte einige Monate ſpäter zum zweitenmal auf die Galeere. Nach einem Jahr, indem ich noch gar manches zur Vervollkommnung meines Handwerks lernte, gelang es mir abermals zu entwiſchen; durch die Dummheit eines meiner Spiesgeſellen wieder eingefangen, beſuchte ich zum drittenmal eine dieſer trefflichen Lehranſtalten unſeres die Partheilichkeit des Schickſals rächenden Gewerbes, und zwar die zu Breſt; aber auch dieſe verließ ich nach etwa zehn Monaten wieder, und habe ſeitdem in dem Departement meiner Heimath mehrere Jahre mein Handwerk mit Erfolg ausgeübt, Paris nur manchmal einen Beſuch abſtattend, die zu genaue Bekanntſchaft mit der dortigen hohen Polizei fürchtend, bis mich endlich vor einigen Monaten mein völlig gelungener Handſtreich bei Honfleur in eure Gewalt brachte.

Und nun, meine Herrn Richter, die ihr freilich nur die vollziehenden Maſchinen einer unſinnigen Geſetzgebung ſeyd, nur noch ein paar Worte zu euch, die ihr mit Stolz und Verachtung auf ein Scheuſal wie mich herabſeht. Es iſt wahrlich nicht eure Schuld, daß ſich nicht ein jeder von euch und all den hier Anweſenden an meiner Stelle befindet; mit meinen Anlagen geboren, in meinen Verhältniſſen, und wie ich vom Schickſal und von unſinnigen Geſetzen verfolgt, würdet ihr wohl denſelben Weg eingeſchlagen haben und es würde auch euch mein Ende erwarten. Darum laßt euern mir lächerlichen Amtsſtolz fahren, ihr ſeyd Staub und Koth wie ich; ein wenig früher oder ſpäter von Würmern gefreſſen oder die Aſche in den Wind geſtreut, das iſt kaum eines Achſelzuckens werth, lächerlich iſt mir

längſt die dumme Eitelkeit aller Menſchen, und der Unterſchied vom Thron zum Hoſpital, vom Millionair zum nächtlichen Lumpenſammler iſt keine Nadelſpitze groß, eben ſo unter der Guillotine ſterben oder auf Polſterkiſſen den Geiſt aufgeben. In weniger als einem halben Jahrhundert ſind alle die jetzt hier verſammelt ſind wie weggeblaſen, und wer bekümmert ſich noch darum, ob ſie jemals geathmet, in vergoldeten Salons geſchwelgt, in ſammtnen Thronbetten ihren Lüſten gefröhnt, oder in Hütten und Höhlen, was im Grund alles gleichviel iſt. Was meiner jetzt wartet, weiß ich, und bin längſt darauf gefaßt. Aber ich trotze dem Tod wie ich euern Geſetzen trotze, ich verfluche die Stunde meines Werdens wie die Tage meines Daſeyns, ich verfluche die, welche mich gezeugt und geboren, ſo wie den Urheber alles Seyns, wenn es einen gibt, und . . .

— Oho! ließ ſich jetzt die Stimme aus der Menge wieder hören, nun iſt's genug: Herr Präſident, thun Sie Ihre Schuldigkeit.

Als dieſem und den Richtern die Sprache wieder geworden war, wurden die Geſchworenen eingeladen ſich in das Berathungszimmer zu begeben, aus dem ſie nach wenigen Minuten zurückkamen, und einſtimmig ihr „ſchuldig" ausſprachen.

Als dem Verbrecher das Todesurtheil verkündigt worden war, rief er mit vernehmbarer und feſter Stimme aus:

— Narren, die ſich auf das Luſtſpiel meiner Hinrichtung freuen, ſie machen die Rechnung ohne den Wirth. Lebendig beſteige ich das Schaffot nicht.

In den für die zum Tod Verurtheilten beſtimmten Kerker gebracht, klagte der arme Sünder gewaltig über Durſt: man brachte ihm was er zu trinken begehrte, nämlich einen großen Kübel voll Waſſer, legte ihm jedoch die Zwangsjacke an. Er trank faſt unaufhörlich und leerte wenigſtens ein Dutzend Waſſerkrüge.

Den andern Morgen gegen zehn Uhr ſtürzte er leblos nieder.

Bei näherer Unterſuchung fand man, daß ihm die Harnblaſe zerplatzt war. —

Michel und der Teufel waren nach Paris, und zwar auf der Eiſenbahn zurückgekehrt. Erſterer ſagte unterwegs zu ſeinem Gefährten: Gerne hätte ich den Unglücklichen gerettet, aber was hätte ihm das Leben genützt?

— Wir werden ihn in der Hölle wieder finden, wo er noch nicht einer der Gequälteſten ſeyn und die Satisfaktion haben wird,

den Beutelſchneider en gros, der ihn dahin gebracht, weit ſchrecklicher leiden zu ſehen.

Um mir die Sache aus dem Sinn zu ſchlagen, laß uns heute einmal die Salons der ſogenannten guten Geſellſchaft beſuchen.

— Asmodi gähnte.

— Haſt Du Schlaf?

— Nur einen Vorſchmack von der guten Geſellſchaft.

— Auf Augenblicke iſt ſie mitunter recht kurzweilig, beſonders die Pariſer.

— Es kömmt darauf an, welche?

— Was ſind heute Abend für Salons geöffnet?

— Du haſt die Wahl. Bei der Madame Auçelot findeſt Du eine ziemlich geiſtreiche Unterhaltung, wenn auch die Geſellſchaft gerade nicht ſehr zahlreich und auserleſen iſt. Im Hotel der auswärtigen Angelegenheiten erblickſt Du alle mögliche Uniformen, Sterne und Orden der ganzen Welt, Herr Guizots Feſte ſind wie alle officielle Feten glänzend traurig. Man drängt ſich durch die Maſſen und erſtickt faſt vor Hitze. Uebrigens geht es da großartig zu. Du ſiehſt Frauen, die Millionen in den Haaren tragen oder am Hals hängen haben, und die erſten Staatsmänner machen die Honneurs. Willſt Du wirklich gute Muſik hören, dann mußt du die Soireen des Banquiers Leo, des Wechſelagenten Honoré oder der Gräfin Merlin beſuchen. Beim öſtreichiſchen Geſandten, der Gräfin Appony, herrſcht die Steifigkeit der Wiener Rahmetiquette vor; in den ſieben prächtigen Sälen des Stadthauſes findeſt Du die hübſcheſten und liebenswürdigſten Schönen der Hauptſtadt, und die Präfektur ſelbſt iſt wenigſtens recht artig, Herr von Rambuteau hat gute Manieren. Man ſieht hier wenigſtens die geſchmackvollſten Toiletten; aber auch das Gedränge und die Hitze ſind ungeheuer, das Eis ſchmilzt bevor es an den Mann kömmt, und Sorbetti, Madera und Ananaspunſch beflecken die köſtlichen Möbel und Teppiche. Die Bälle dort ſcheinen aber Feenfeſte der Tauſend und einen Nacht. Beim Marquis d'Aligre, bei der Baronin Montaran, beim Grafen Caſtellan findeſt Du viel wiſſenſchaftliche Unterhaltung und die Creme der Blauſtrümpfe; bei dem Herzog Decazes politiſche Langweile, bei Madame Aquado und Rothſchild parfümirte Oſtentation und bisweilen die Italieniſchen Opernſänger; bei Madame Pankooke große Antiquitäten, bei Herrn Thiers jeden Abend dieſelben drei Grazien und gewaltige politiſche Ro-

tamontaden und Kannegieſereien, und allenthalben Zuckerwaſſer, Eis, Orangeade, Orgeade, Limonade mit und ohne Gaze, framboises und groseilles in Ueberfluß, und in den meiſten die Unterhaltung eben ſo wäſſerig wie die Erfriſchungen.

— Deine Skizzen ſind eben nicht ſehr lockend; indeſſen muß ich doch die gute Geſellſchaft der Pariſer Welt näher kennen lernen, laß uns heute Abend drei oder vier dieſer Salons beſuchen. Was meinſt du, wohin ſollen wir zuerſt? — Zu Guizot, Rambuteau, Appony?...

— Die empfangen heute nicht, dagegen iſt große Soiree im Hotel Lambert bei der Fürſtin Czartoriska, ſodann iſt es der Tag der Madame Pankooke, des Grafen Caſtellan und des Banquier Delamare.

Michel und Asmodi nahmen nun ein Mittagsmahl in dem Rocher Cancal ein, warfen ſich dann in das Coſtüme der eleganteſten Salonslöwen, und begaben ſich zuerſt in das Hotel des Grafen Caſtellan in der Faubourg St. Honoré, wo ſie, wie immer, mit guten Empfehlungen verſehen, willkommen aufgenommen wurden.

Hier fanden ſie noch wenig Gäſte, doch allmählig füllten ſich die Salons mehr und mehr mit den bunteſten, burleskeſten und ſonderbarſten Figuren, unter denen gar manche der komiſchen Carrikaturen ſich durch ihre Affengeberden auszeichnete. Da trat die Marquiſe L.... ein, eine kleine, faſt kugelrunde Geſtalt, beinahe ſo breit als hoch, entblößt bis auf die boutons de roses, mit imitirten Diamanten von der Größe eines Zweifrankenſtücks von Kopf bis zu Fuß behangen, ſo daß ſie keuchend der Laſt faſt unterlag. Mit gellender Stimme und ſchallendem Gelächter verkündete ſie ihre Ankunft, die unter allen Anweſenden ſogleich ein Geflüſter und höhniſches Gelächter veranlaßte. Auf dem Fuß folgte ihr der Vicomte D...., noch eine Schattengeſtalt aus der Kaiſerzeit, deſſen Coſtüme ein ſeltſames Gemiſch der Tracht jener Zeit und der Kleidung nach dem modernſten Zuſchnitt war, eben ſo gemengt war ſein Benehmen und ſeine Sprache. Jener wohlgemäſtete, gut arrondirte Dickling, der mit einer Schönen am Arm eintrat, die gerade das Gegenſtück von ihrem Cavalier war, wurde als Herr v. C.... angemeldet, und war ein Entrepreneur des pompes funebres, die ihn zum Millionair gemacht hatten, er trat mit der allen Parvenüs ſeiner Art eignen Süffiſance auf. Nun wurde die 68jährige wohlconſervirte Baronin G.... ange-

meldet, deren Embonpoint und decolletirter Buſen und Nacken Dank der rothen und weißen Schminke noch viel erkünſtelte Friſche verriethen, auch ſie ſtrahlte von Edelſteinen. Und ſo öffneten ſich nun Schlag auf Schlag die Flügelthüren und bald war das Gedränge und die Hitze zum Erſticken; denn es gehört jetzt zum guten Ton in Paris, immer dreimal ſo viel Gäſte einzuladen und zu empfangen als man Raum hat, ſie mögen nun ſuchen ſich zu placiren ſo gut ſie können; denn die Schande hören zu müſſen: es war bei der Gräfin T.... nicht überfüllt, oder bei Herrn Z... drückte man ſich nicht halb todt, wäre nicht zu ertragen. —

Die Damen begafften, bewunderten, beneideten und muſterten ſich nun gegenſeitig gehörig, an witzelnden Bemerkungen und ſpöttiſchen Blicken fehlte es ebenfalls ſo wenig als an dem eifrigſten Erkundigen nach dem unſchätzbarſten, wertheſten Befinden derjenigen, mit denen einem der Zufall gerade zuſammenführte, und dem theilnehmendſten und aufrichtigſten Bedauern bei etwaiger gehabter Migräne, Schnupfen, Heiſerkeit, Huſten, und wie die Modekrankheiten alle heißen mögen. Doch dies ſind Dinge, die ſich in allen Salons wiederholen und gleichen. Jetzt wurde das Zeichen zur Muſik gegeben, und nachdem einer der Klavierklopfer en vogue auf das Inſtrument zum Zertrümmern gepaukt, getrommelt, ja bisweilen mit der ganzen Fauſt gehörig darauf geſchlagen hatte, und unter den **admirables**, **adorables**, von denen gar manche wohl **detestable** ſagen wollten, abtrat, erſetzte eine junge Dame, eine Anverwandte des Hauſes deſſen Stelle, und krähete ein halbes Dutzend franzöſiſcher Romanzen in einem Athem weg, bei denen ſchwer unterſchieden werden konnte, ob die Compoſitionen, der Text oder die Stimme gehaltloſer waren, nur der Vortrag hatte wenigſtens etwas Bizarres und Verzerrtes und mochte wohl auf Augenblicke unterhalten. Auch hier fehlten die donnernden **bravis**, die **admirables** ꝛc. nicht, und nachdem einige Erfriſchungen herumgereicht waren, trat ein junger Löwe auf, um witzig ſeyn ſollende Sprechlieder hören zu laſſen, die wenigſtens die Lachmuskeln der Damen durch ihre zweideutigen Albernheiten in Bewegung ſetzten.

Michel, neben Asmodi in einem Winkel ſitzend, gähnte gewaltig, und der Teufel war gar eingeſchlafen. — Sein Befreier weckte ihn durch einen etwas unſanften Rippenſtoß.

— Nun was giebts?

— Schämſt Du Dich nicht, in einem der erſten Pariſer Salons zu ſchlafen. —

— Die bezaubernde Kraft dieſer Muſik hat ſelbſt den Sieg über meine hölliſche Natur davongetragen.

— Bei mir hat ſie es nur bis zum Gähnen gebracht, laß uns weiter gehen.

Beide ſchlichen davon und muſterten einige Minuten darauf die in den Salons des Banquiers Delamares tanzenden Schönen.

— Kein einziges hübſches, junges, friſches Mädchengeſicht unter all dieſen Gruppen, gähnte Michel bald wieder.

— Du weißt doch daß man die jungen Mädchen in der guten Pariſer Geſellſchaft nie einführt, bevor ſie aufgehört haben ſolche zu ſeyn, da man ſie in der Regel in ihren Penſionen oder Klöſtern bis zu ihrer Verheirathung läßt, und nur ausnahmsweiſe in manchen Salons die Töchter vom Hauſe als Sing- oder Claviervirtuoſinnen den Soireen beiwohnen dürfen.

— Ein einfältiger Gebrauch; dieſe ſich über alles wegſetzenden, vorlauten und naſeweiſen Frauen ſind mir zuwider, ich hätte Luſt und ...

— Laß uns zur Madame Pankooke eilen, dort geht in wenig Augenblicken eine pikante Scene vor.

Die beiden Geſellen ſpazierten in den Gallerieen und Cabinetten des ſeligen Pankooke auf und nieder, in denen Michel beſonders das Uhren- und Raritätenkabinet bewunderte, auch die Moſaiktiſche, egyptiſche und römiſche Alterthümer feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit. Sie traten nun in den großen Salon, in welchem ſoeben eine Dame unter dem rauſchendſten Beifall ein Concert auf einem Violoncello beendigte, zu dem ſie eine andere Dame auf dem Horn accompagnirt hatte. Hierauf declamirte ein Blauſtrumpf ein Gedicht über den Esprit der Mode, indem ſelbſt aber kein Fünkchen von Esprit zu entdecken war.

Als auch dies beendigt war, trat Madame Pankooke mit den Worten vor einen ruſſiſchen Fürſten:

— Erlauben Sie mir daß ich Ihnen eine Landsmännin aus St. Petersburg vorſtelle, die Gemahlin unſers berühmten Klaviervirtuoſen und Componiſten H.... H....

— Recht gern, Madame, Sie werden mich unendlich dadurch verbinden, antwortete der Fürſt.

Madame Pankooke nahm nun den Prinzen bei der Hand und

führte ihn zum Lehnſtuhl, in welchem Madame H.... H.... mit reizender Nonchalence ruhte, und ſagte:

— Hier, mein Prinz, Ihre liebenswürdige Landsmännin.

Der Ruſſe drehte ſich ohne ein Wort zu ſprechen auf dem Abſatz herum, der Dame im Armſtuhl den Rücken zuwendend, die eine Ohnmacht anwandelte, und der ſogleich ein paar Dutzend Riechfläſchchen unter die Naſe gehalten wurden.

— Ach mir iſt ſehr übel, ſtöhnte ſie endlich, man bringe mich nach Haus. — Und es geſchah was ſie begehrte, ihr troſtloſer Gatte ließ vorfahren, brachte ſeine theure Ehehälfte nach Haus, und die Geſellſchaft der Madame Pankooke war für dieſen Abend des Spiels des Herrn H.... H.... beraubt.

— Aber, mein Herr, was haben Sie gemacht? ſagte Madame Pankooke, dem ruſſiſchen Fürſten nacheilend, welches Benehmen...

— Madame, Sie haben mir das entlaufene Weib meines Schneiders in St. Petersburg vorgeſtellt.

— Unmöglich, Sie irren, es iſt die Gattin des Herrn H.... H...., er hat dies der ganzen guten Geſellſchaft von Paris durch **lettres de faire part** (Mittheilungsbriefe) mitgetheilt.

— Das letztere iſt wohl möglich, aber das erſtere nicht wahr. Die Dame iſt ihrem Manne, einem der reichſten Schneider in St. Petersburg, in Baden entlaufen, wo ſie ſich für eine ruſſiſche Gräfin ausgab, und folgte Herrn H.... H.... nach Paris.

Madame Pankooke ſchien einen Augenblick der Sprache beraubt, doch faßte ſie ſich bald wieder und ſagte: aber die Dame wird in allen guten Salons, ſelbſt in denen des Präfekten empfangen, wie iſt's möglich daß ſie ſich erdreiſten könnte...

— Ich werde Ihnen die Wahrheit meiner Ausſage beweiſen, Madame, ſagte der Ruſſe etwas empfindlich. Und er hielt Wort.

Herr und Madame H.... H.... ſind ſeitdem in den Pariſer Salons unſichtbar geworden, auch haben andere Claviervirtuoſen wie Chopin, Roſenhain, Wolf 2c. H.... überflügelt, den die veränderliche Modegöttin im Stich gelaſſen hat.

— Nun, ſagte ich Dir nicht, daß Du hier einer pikanten Scene beiwohnen würdeſt? ſagte Asmodi zu Michel.

— Sie war wenigſtens ziemlich komiſch, antwortete der Letztere.

Dieſer für die Dame des Hauſes höchſt unangenehme Vorfall hatte eine kleine halbſtündige Störung veranlaßt, während welcher man ſich nur von der unerhörten Frechheit der Madame H....,

wie man ſie noch immer nannte, unterhielt, worauf man durch etwas gelähmte Muſik die Gäſte auf andere Gedanken zu bringen verſuchte, was aber nicht ſo ganz gelingen wollte. Man hatte dieſen Abend reichhaltigen Stoff zur Unterhaltung.

— Wir wollen weiter, ſagte Michel zum Asmodi.

— Gut, in die vierte Soiree, je mehr in einem Abend deſto beſſer, denn es gehört ja zum guten Ton, ſich an demſelben Abend oder vielmehr in derſelben Nacht ſoviel wie nur möglich in verſchiedenen Salons zu produciren; eine ächte Modedame der Pariſer Welt läßt es nicht ohne das halbe Dutzend abgehen, und ſingt in jedem eine Romanze, oder tanzt in jedem eine Polka, Quadrille oder Mazurka. Alſo ins Hotel Lambert.

Die Fürſtin Czartoriska nahm die fremden Gäſte um ſo willkommener auf, da ſich ihr der Teufel als vornehmer Landsmann vorſtellte, und ſie führte ihn ſogleich zu ihrem Gemahl, dem Fürſten Adam, der ſich bald eifrig von den polniſchen Angelegenheiten mit ihm unterhielt, und dabei den Wunſch blicken ließ, noch vor ſeinem Ende an der Spitze eines neugeborenen Polenreichs zu ſtehen, während die geiſtreiche Fürſtin Czartoriska die Schönheiten und Alterthümlichkeiten des Hotel Lambert bewundern ließ, das beſonders durch ſeine Malereien und Voltaires Aufenthalt in demſelben eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hat.

Hier unterhielt ſich Michel noch am beſten, da ihn Chopins wirklich ſchönes Clavierſpiel und der in der That herrliche Geſang einer deutſchen Dame entzückte. Doch Mitternacht war bereits vorüber, und Asmodi fragte ſeinen Schützling, wie ihm dieſe Proben von der guten Geſellſchaft behagten. Als Probe mag es hingehen, ſich aber immer und täglich in dieſer Atmoſphäre zu bewegen, wo man nur nichtsſagende Worte und Reden, abgedroſchene Complimente und banale Theilnahmsbezeigungen hört, bei denen man eben ſo wenig denkt als fühlt, möchte wohl den Tod durch Langeweile herbeiführen. Um unſer Tag- oder Nachtwerk würdig zu ſchließen, möchte ich noch einer recht heitern und luſtigen Geſellſchaft, da wo es jovial und ein wenig ungenirt zugeht, beiwohnen.

— Dann müſſen wir ins Palais Royal zu den **frères provencaux**, dort iſt heute die Elite der Pariſer Libertins, der Journaliſten- und Künſtlerwelt und was ihr anhängt, bei einem ſplendiden Bankett verſammelt.

Vom Hotel Lambert bis zum Palais Royal war nur ein

Schritt für unſere Unzertrennlichen. In die Salons der frères provencaux eintretend, erblickten ſie an einem Ende derſelben eine ausgelaſſene Geſellſchaft von Herren und Damen bei einem lukulliſchen Mahl; unter den Damen waren Mademoiſelle Rachel, Mademoiſelle Dupleſſis vom franzöſiſchen Theater, Mademoiſelle Dobré, die Tänzerinnen Fitzjames und Charlotte Griſi von der großen, und Anna Thillon von der komiſchen Oper, Mademoiſelle Dejazet, Demoiſelle Deſirée vom Gymnaſe, und die wilde ſpaniſche Tänzerin Lola Montés von der Porte St. Martin; unter den Herren bemerkte man hauptſächlich die Redakteure der Theaterberichte in den geleſenſten Pariſer Journalen, und mehrere der beliebteſten Romanſchreiber und Modepoeten du jour, nebſt einigen Journaliſten. Emil Girardin, Alexander Dumas, deſſen Sohn, Gonzales, Achard, Arnauld, Caſſagnac ſind unter der Zahl der männlichen Gäſte.

Michel und der Teufel in den Salon tretend, gaben ſich ein ächt ruſſiſches Anſehen, und beide hatten ſich mit den Ordenszeichen des hölliſchen Großkreuzſpinnenordens, in prachtvolle Diamanten von faſt überirdiſcher Größe gefaßt, geſchmückt.

Alle Augen der luſtigen Geſellſchaft waren auf die Eintretenden gerichtet, die Damen beſonders ziſchelten und flüſterten ſich einander in die Ohren.

— Eine Bowle Kaiſerpunſch, befahl Michel dem „was befehlen die Herren?“ fragenden Garçon.

Prächtig flammend wurde der Punſch ſogleich ſervirt.

Michel lorgnirte die Damen und ſagte zum Teufel:

— Wahrhaftig eine hübſche Geſellſchaft.

Unterdeſſen wurde die Unterhaltung der Literatur- und Kunſtverſammlung immer lebhafter, lauter und ungenirter, man witzelte, ſtichelte, ließ geiſtreiche Erfindungen, vulgo Lügen genannt, vom Stapel, hechelte manche Finanznotabilitäten, über deren verliebte Anträge man ſich luſtig machte; Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten würzten ebenfalls von Zeit zu Zeit das Mahl, und Michel mußte geſtehen, daß auch der hypochondriſchſte Griesgram hier keine Anwandlung von Langerweile hätte bekommen können.

Am Tiſche war man beim Deſſert angekommen; einige der Herren ſchlugen eine Partie Lansquenet vor, die meiſten Damen wünſchten zu tanzen, beides ging raſch in Erfüllung, nur wenige

Herren blieben am Speiſetiſch, ſitzend dem Gott Bacchus vom Cap und Veſuv mit Conſtanz und Lacrimä Chriſti huldigend.

Man eröffnete den Tanz mit einer Chorquadrille, wobei ein Theil der Herren und Damen das Pianoforteſpiel mit ihrem Geſang begleiteten, was den Tanz der übrigen ſehr animirte, und die Zecher brachten fröhliche Toaſte aus; am andern Tiſche des Salons klirrte das Gold, welches das Lansquenet raſch von einer Hand in die andere, aus einer Taſche in die andere wandern machte.

Nach beendigter Quadrille wurde eine Polka begehrt, und Michel forderte die reizende Demoiſelle Dupleſſis zum Tanze auf, während ſich der Teufel dieſe Ehre von der Lola Montès erbat. Dem Antrage beider wurde mit Vergnügen und recht graziös gewillfahrt, obgleich einige der anderen Herren etwas ſcheel dazu ſahen, woran ſich jedoch unſere Geſellen wenig kehrten, es nicht zu bemerken ſchienen, den Schönen mit denen ſie tanzten faſt auffallend den Hof machten, und gerade nicht zurückgewieſen wurden.

Nach beendigter Polka nahm Arnauld Mademoiſelle Dupleſſis in Empfang und an den Arm, und es entſpann ſich ein zwar leiſes doch aber lebhaftes Geſpräch zwiſchen den beiden. Lola Montès aber, welche Roger Beauvoir ad coram nehmen wollte, lachte ihm ins Geſicht und hing ſich von Neuem dem Teufel an den Arm.

— Beauvoir den das verdroß, wollte ſie nochmals zur Rede ſtellen, aber Lola verſetzte:

— Höre, mein lieber Roger, ich bin in Berlin unter den Linden mit einem preußiſchen Gensdarmen, der ein ganz anderer Kerl war wie Du, fertig geworden, (hiebei machte ſie eine leicht zu erklärende Bewegung), mit Dir würde ich nöthigenfalls noch ganz anders umſpringen.

Ein Schnippchen ſchlagend und eine Verbeugung machend drehte ſie ihm den Rücken und zog den Teufel mit ſich fort an den Spieltiſch.

— Mein Herr, ſpielen Sie Lansquenet? fragte ſie Asmodi daſelbſt angekommen.

— Allerdings.

— Dann laſſen Sie uns moitié machen, unſer Glück probiren, ich habe aber kein Geld bei mir, Sie müſſen einſtweilen für mich auslegen.

— Mit Vergnügen, lächelte der Teufel, und beide ſaßen am Spieltiſche.

Asmodi hielt fünf und zwanzig Louisd'ors, verlor; verdoppelte, verlor wieder; verdreifachte, verlor noch einmal', und Lola ſah ihn bedenklich an.

— Sey ruhig, liebes Kind, wir werden uns ſchon rattrapiren. Als die Reihe der Bank an ihn kam, legte er fünf Bankbillets, à 1000 Franks, auf einmal auf.

Sie wurden gehalten und er verlor wieder.

Lola und die andern hatten das dick mit franzöſiſchen Bankbillets angeſchwollene Portefeuille des vermeintlichen Ruſſen bemerkt, der bald eine runde Summe von fünfzig tauſend Franken verloren hatte, und dabei fortwährend lächelte.

— Ach, was hätte ich mir für Shawls und Schmuck für das Geld anſchaffen können, ſeufzte Lola.

— Geduld, mein Kind, das Spiel iſt ja noch nicht zu Ende, wir dürfen den Muth nicht verlieren.

Unterdeſſen hatte der Tanz wieder begonnen, und Michel walzte diesmal mit der äußerſt niedlichen und geiſtreichen Deſirée vom Gymnaſe, auch dieſer nicht ohne Glück und zum großen Aerger Achards den Hof machend.

Am Spieltiſch wurde es immer lauter, es ſtanden fortwährend große Summen auf dem Spiel, das Glück hatte ſich gewendet, und die Compagnie Lola Montès und Asmodi fingen an gute Geſchäfte zu machen.

Michel und Demoiſelle Deſirée ließen ſich ebenfalls beim Spieltiſch nieder, auch die Rachel pointirte, und Mademoiſelle Dupleſſis nebſt Herrn Arnauld hatten ſich hinter Lola und Asmodi als Zuſchauer placirt.

In Kurzem hatte der Teufel nicht nur ſeinen Verluſt wiedergewonnen, ſondern auch einige dreißig Tauſend Franks dazu, und Lolas Antlitz ſtrahlte freudig.

Michel ſpielte mit gleichem Glück, und Achard brummte in den Bart: hol der Teufel dieſe Koſacken; auch er fing zu ſpielen und zu verlieren an.

Eben ſo unglücklich ſpielte Alexander Dumas. Die Beutel mehrerer der Herren Journaliſten und Feuilletoniſten waren ſchon geleert.

Sie verlangten aufs Wort zu ſpielen, was ihnen Asmodi und Michel auf das großmüthigſte gewährten.

Aber Fortuna war und blieb den Verlierenden, die nun ver-

doppelten und verdreifachten, fortdauernd ungünſtig, und bald ſchuldeten ſie enorme Summen und ſahen ſich einander verlegen an.

— Meine Herren, fahren ſie fort, ich halte ihnen jede beliebige Summe, ſagte Michel.

— Das glaube ich, erwiederte ein gewiſſer Roger, als Klopfechter und Raufbold bekannt und gefürchtet. Dies geht nimmermehr mit rechten Dingen zu.

— Wie meinen Sie das? fragte Michel, erklären Sie ſich deutlicher, wenn ich bitten darf.

— Nehmen Sie es wie Sie wollen, antwortete der Raufbold.

— Allerdings ſcheint hier der Teufel ſeine Hand im Spiel zu haben, ſetzte Alexander Dumas hinzu.

— Die Geſichter dieſer Herren haben mir längſt mißfallen, ſagte Achard.

— Das müſſen wir freilich recht ſehr bedauern, verſetzte Michel, wir haben aber nun einmal keine andern, was kann man da machen?

— Ich finde das meines Compagnons eben ſo übel nicht, meinte Lola.

Der Teufel verneigte ſich verbindlich gegen die ſpaniſche Schönheit.

— Mit dieſem Scherz iſt es noch nicht abgemacht, ſprach nun der Klopfechter, ich habe behauptet daß es hier nicht mit richtigen Dingen zugeht, und den beiden Herren auf ihre Frage: was ich damit meine, geantwortet, daß ſie es nehmen könnten wie ſie wollten.

— Wohlan, wir nehmen es nicht ſo genau, höhnte Asmodi, laſſen Sie uns fortſpielen, forttanzen und die Liebenswürdigkeit der Damen bewundern.

— Holla, damit iſt es nicht abgemacht, rief der nun immer dreiſter werdende Roger.

— Nein, damit iſts nicht abgemacht, ſtimmte ihm Achard bei, und wir wollen wiſſen mit wem wir es zu thun haben, ſetzte Alexander Dumas hinzu.

— Ja, ja, das wollen wir wiſſen, fielen noch mehrere Stimmen ein, während einige Andere und beſonders die Damen ſich bemühten Ruhe und Friede zu erhalten.

— Damit ſie dies wiſſen, hier unſere Karten und Adreſſen, ſagte Asmodi, und warf zwei Viſitenkarten mit ruſſiſchen Namen und goldnen Fürſtenkronen auf den Tiſch.

— Gut, meine Herren, ſagte Roger, morgen früh werden Sie das weitere von mir hören.

— Soll mich freuen, verſetzte Asmodi; damit Sie aber ſehen daß uns nicht um Ihr Geld zu thun iſt, ſo ſchenke ich Ihnen alle Summen, die Sie aufs Wort an mich und meinen Gefährten verloren.

— Wie generös, ſagte Lola, dazu gebe ich meine Einwilligung nicht.

— Ha, welche unverſchämte Beleidigung! ließ ſich Dumas Sohn vernehmen.

— Die Herren haben gut ſchenken, meinte Achard, ſie können mit dem zufrieden ſeyn, was ſie baar mitnehmen.

Der Teufel warf einen ganzen Haufen Gold und einen Bündel Bankbillets auf den Tiſch und ſagte: da theilt Euch darein, Ihr Geſindel.

Aber Lola rief: ſind Sie toll! und raffte den ganzen Schatz zuſammen, ehe die andern zur Beſinnung kamen.

Sich gegen Roger, den Raufbold und einige Andere wendend, ſagte Asmodi:

— Ihr wollt Euch alſo ſchlagen, gut, doch muß ich Euch ſagen, daß ſowohl ich als mein Freund nur ſchlechte Fechter und ebenſo ſchlechte Schützen ſind, und wir deswegen nur ein Piſtolenduell **à la Prussienne** annehmen können.

— Was nennen Sie **à la prussienne**? fragte Roger.

— Von zwei Piſtolen wird nur eine geladen, die beiden Duellanten loſen, wer zuerſt eine der ſchon armirten Piſtolen ergreifen ſoll, der das kürzeſte Loos hat, nimmt die übriggebliebene; beide ſtellen ſich ohne zu wiſſen wer die geladene Waffe hat, einander gegenüber, jeder hält die Mündung ſeiner geladenen Waffe gerade auf das Herz des Andern, bei dem Commando „Feuer“ drücken beide zugleich ab, aber nur Einer bleibt ſtehen, der Andere ſtürzt todt nieder.

— Dies iſt bei uns in Frankreich nicht Sitte, ſagte Roger etwas bedächtig.

— Bedaure, erwiederte Asmodi, aber ich ſchlage mich nicht anders.

— Leere Ausflucht, verſetzte der Raufbold wieder etwas dreiſter; wenn man beleidigt hat, muß man ſich, um Genugthuung zu geben, in die Gebräuche des Landes fügen, in dem man ſich befindet.

— Ja, ja, das muß man, ſtimmte Achard, die beiden Dumas und einige andere bei.

— Das muß man nicht, fiel Lola zürnend ein, und ich habe es in Berlin und Paris bewieſen.

— Uebrigens wurden wir zuerſt beleidigt, meinte Asmodi, den Herren gefallen unſere Geſichter nicht, was können wir für dieſes Unglück und unſer Ausſehen. Die ganze Sache iſt im Grunde nicht werth daß man ſo viel Aufſehen davon macht, ich dächte wir vertrügen uns und gingen in Frieden auseinander.

— Das wäre wohl das Klügſte, meinten Lola und die andern Damen.

— Nein, ſo wohlfeilen Kaufs kommen die Burſchen nicht davon, rief der Klopfechter, und ſtellte ſich mit der ausgezeichnetſten Frechheit dicht vor den Teufel und ſagte ihm unter die Naſe:

— Mein Herr, Sie ſind ein H...

Der Teufel lachte, der Andere wiederholte ſein Schimpfwort.

— Ich ſehe wohl daß man mich hier mit aller Gewalt dazu bringen will, mich um jeden Preis zu ſchlagen; da ich mich nun aber einmal nicht ſchlagen will, ohne zu wiſſen weshalb und warum, ſo erlauben Sie mir Ihnen vorerſt, damit Sie auch einen vollgültigen Grund zum Duell haben, die gute Meinung die ich von Ihnen habe, mitzutheilen, dann ſtehe ich mit jeder beliebigen Waffe zu Dienſt.

Ihr ſeyd, mit einigen Ausnahmen, ſammt und ſonders ein ſauberes Geſindel, namentlich der muthige Klopfechter da, dem ich nur ins Gedächtniß rufen will, wie man zu Brillantnadeln, goldnen Uhren und Diamantringen kömmt, und der die feigſte Canaille iſt, ſobald er ſeinen Meiſter gefunden zu haben glaubt, und Ihr, Herr Marquis de la Pailletterie, der würdige Sprößling einer Negerſclavin, der große Beſitzer der erſten Romanfabrik Frankreichs, habt Ihr ſchon Florenz vergeſſen? Ihr geht Euerm Sohne mit trefflichem Beiſpiel voran! und Herr Achard, ſchämt Ihr Euch nicht Eure Frau mit drei Kindern im Stich und Elend zu laſſen, und auf die hübſche Deſirée eiferſüchtig zu ſeyn? und Ihr, deren Gewiſſen ſo feil iſt wie Eure Federn, fuhr Asmodi fort, ſich zu Caſſagnac und einigen andern Journaliſten wendend, die ſich am meiſten an den Laden gelegt hatten, ich thue Euch allen große Ehre an, wenn ich Euch der Reihe nach ein Denkzeichen gebe. Doch damit Ihr ſehet daß es mir ernſt iſt mich mit Euch zu ſchlagen, ſo mögen

die Duelle gleich hier vorangehen, für die Waffen, ein paar treffliche Rapiere, habe ich ſchon geſorgt.

Hier flüſterte der Teufel dem Michel zwei Worte ins Ohr, der ſich entfernte und im nächſten Augenblick wieder mit ein paar blanken Rapieren ins Gemach trat.

Asmodi machte nun Anſtalt ſich zu ſchlagen, und bat die Damen und Herren einen Kreis zu ſchließen, um nach echt ritterlicher Sitte den Zweikampf auszufechten.

Die Damen baten jedoch ſich entfernen zu dürfen oder das Duell bis auf den andern Morgen aufzuſchieben, da ſie kein Blut ſehen könnten; aber der Teufel nahm keine Raiſon an, und ſagte mit hölliſcher Galanterie zu den Schönen:

— Seyn Sie unbeſorgt, meine liebenswürdigen Engel, es wird ſo hart nicht werden, ich verſpreche Ihnen daß Keiner auf dem Platz bleiben oder außer Stand geſetzt werden ſoll, ſich auf ſeinen Beinen nach Haus zu begeben. Placiren Sie ſich, wie es echten Ritterdamen gebührt, denn dies ſind Sie doch unbeſtreitbar, da Sie jede ihren Ritter haben.

Die Damen mußten ſich nun in einen weiten Halbkreis ſetzen, und Mademoiſelle Rachel, Dupleſſis und Charlotte Griſi wurden vom Teufel zu Schieds- und Kampfrichterinnen ernannt und mußten ihre Plätze obenan nehmen.

— Nun, meine Herren, wer kein Haſenfuß iſt ſtelle ſich mir gegenüber, ſagte Asmodi, und erſuchte den Raufbold Roger, eines der Rapiere zu nehmen, indem er zu ihm ſprach: eigentlich biſt Du die Ehre die ich Dir erzeige, mich mit Dir zu ſchlagen, nicht werth, indeſſen kann Dir eine gute Lektion und ein kleines Denkzeichen nichts ſchaden.

Man hatte zwar gegen Stunde, Ort und Zeit Einwendungen gemacht, die Asmodi jedoch ſo nachdrücklich zu widerlegen wußte, daß man ſich wohl in ſeinen Willen fügen mußte.

Die Reihe kam zuerſt an den Klopfechter.

Er ſtellte ſich in Poſitur, legte aus, der Teufel parirte, rief: **gare le Nez**, verſetzte ihm einen Hieb ins Geſicht, durch den der untere Theil der Naſenſpitze, von dem Reſt getrennt, herabfiel und das Blut den Boden färbte, zugleich ſchlug er ihm das Rapier aus der Hand, daß es zehn Schritte weit niederfiel.

Die Fitzjames ſprang mitleidig hinzu, ihr koſtbares Taſchentuch

à 500 Franks opfernd, und verband mit Hülfe Caſſagnacs die gewaltig blutende und klaffende Wunde.

— Nun iſt die Reihe an Ihnen, Herr Marquis de la Pailletterie. (Alexander Dumas.)

Der Marquis deprecirte.

Achard machte es eben ſo.

Caſſagnac entſchuldigte ſich mit Herzweh.

Girardin ſagte: er habe geſchworen keinen zweiten Mord auf ſein Gewiſſen zu laden.

Die Lektion war zu derb geweſen, es wollte Niemand mehr anbeißen.

— Wohlan, ſo laßt uns mit einem luſtigen Kehraus das Feſt beendigen.

Der Verwundete wurde weggebracht, und viele der Herren, beſonders die Geforderten entfernten ſich unter dem Vorwande ihn zu begleiten, und waren froh mit heiler Haut davonzukommen. Der Teufel hole die verdammten Ruſſen, murmelte Achard im Abgehen.

Ein wilder Cotillon beſchloß die Fete.

Der Teufel und Michel brachten die Damen Lola und Deſirée in einer eleganten Equipage nach Haus, und empfahlen ſich zu deren großen Verwunderung nachdem ſie dieſelben an ihren Wohnungen abgeſetzt und Erſterer der Spanierin noch ihren Antheil am baaren Gewinn redlich zugeſtellt hatte.

— Nun haſt Du die gute und die luſtige Pariſer Geſellſchaft kennen gelernt, ſagte Asmodi ſich von ſeinem Gefährten trennend und in die infernaliſche Ruhe begebend. **A demain.**

Als den andern Morgen der Hinkende vor Michels Bett ſtand, redete ihn dieſer mit den Worten an:

— Wir müſſen heute unſere Sternenreiſe antreten.

Der Teufel ſtutzte.

— Was bedenkſt Du dich? fragte Michel.

— Eine Sternenreiſe, das iſt wahrhaftig ſelbſt für den Teufel keine Kleinigkeit, Spaß dagegen die Höllenreiſen.

— Wie ſo?

— Bedenke doch die ungeheure Entfernung.

— Das iſt Deine Sache.

— Wohl, wir müſſen ſie abkürzen.

— Wie das?

— Höre, mich außerhalb eurem Planetenſyſtem zu begeben iſt mir ohnehin nicht vergönnt, denn in den andern iſt auch eine ganz anders organiſirte Welt, und jedes derſelben hat auch ſein eigenes Höllenreich, in welchem kein Teufel einen aus einem andern Syſtem duldet; auch in die Sonne kann ich mich ebenſo wenig als in einen andern Fixſtern begeben, dorthin können nur die filtrirten, ganz rein geläuterten Geiſter dringen, zu denen wir beide leider nicht gehören. Dich durch die untern Planeten, den Uranus, Saturn, Jupiter, die Pallas, Ceres, Juno, Veſta und den Mars zu ſchleifen, lohnt ſich wahrlich nicht der Mühe, und wäre nur ein ungeheurer Zeitverluſt, denn mit all meiner Höllengeſchwindigkeit gingen doch Jahre darüber hin, womit Dir wohl auch nicht gedient ſeyn möchte. Ich will Dir alſo mit wenig Worten die Zuſtände dieſer Planeten ſchildern, worauf wir unſere Reiſe nach der Venus und dem Merkur antreten können.

Im Uranus herrſcht nur eine Farbe, die ſchwarzgraue, alle dort vorhandenen Gegenſtände haben ſie, und befinden ſich in ewiger Dämmerung. Der ganze Planet iſt eigentlich nur ein ungeheures Chaos, in dem ſich ungeſtaltene Maſſen bewegen, keine Elemente ſind geſondert, ſondern alles in einem grauenvollen Durcheinander, doch befinden ſich mitten unter dieſen faſt geſtaltloſen Maſſen andere Klumpen, welche die Ahnung eines Bewußtſeyns und eine Art Willen, jedoch ohne Sinne haben; in ihnen liegen die Keime der Seelen anderer Weſen verborgen, die nach einer beſtimmten Zeit in den Saturn übergehen. Hier iſt die Dämmerung etwas lichter, die Finſterniß weniger düſter, die Umriſſe der Maſſen treten deutlicher hervor, der Farben gibt es zweierlei, ſchwarz und braun, eine Gattung lebender Weſen iſt vorhanden, deren Organiſation polypenartig iſt, und die nicht ganz ohne Gefühl ſind. Das wenige Geiſtige ,was ſich in den Klumpen des Uranus befand, iſt etwas vervollkommneter in ſie übergegangen. In dem Jupiter findeſt Du ſchon dreierlei Urfarben, nämlich zu denen des Saturns geſellt ſich noch die blaue hinzu, auch nimmt man ungeheure Berge und unermeßliche Thäler, jedoch noch kahl, pflanzen- und gewächslos, daſelbſt wahr; die ſich hier bewegenden Weſen bedürfen ſchon der Nahrung, die ihnen eine Art Erde gibt; der in ihnen lebende Geiſt hat ſchon etwas thieriſches an ſich, ein gewiſſes Gefühl eines höhern Berufs, und geht beim Abſterben ſeines Körpers in die Pallas über, wo dem Körper den er nun

belebt, ſchon der Sinn des Geſichts geworden; das Farbenſpiel durch das Roth vermehrt, wird außer Bergen und Thälern auch ungeheuren, baumartigen, dunkelblauen Stauden zu Theil, welche den in dieſem Planeten lebenden Weſen die Nahrung liefern. In der Ceres giebt es ſchon mit einer Art Beine herumkriechende Geſchöpfe von verſchiedenen Geſtalten, den Farben hat ſich noch das Gelbe zugeſellt und das Bewußtſeyn der Geſchöpfe tritt immer deutlicher hervor. In der Juno und Veſta iſt alles weiter ausgebildet, das belebende Grün ſchmückt die Ebenen und Höhen, doch ſind Pflanzen und Geſchöpfe noch immer ſo geformt, daß ſie euch Menſchen auf der Erde als wahre Scheuſale vorkommen würden, obgleich das Geiſtige der letztern ſchon einen gewiſſen Grad von ſinnlicher Bildung verräth. Im Mars endlich ſind die Geſtalten, welche den Geiſt der zukünftigen Menſchen auf Erden, und die, welche den der irdiſchen Thiere bergen werden, vollkommen unterſchieden. Erſtere haben nun auch ſchon das Bewußtſeyn des Guten und Böſen in ſich, würden jedoch auf eurer Erde noch immer für wahre Ungeheuer, wenigſtens für widerliche Mißgeburten gelten, ſo wie alle anderen Gegenſtände Grauen erregen würden. — Alle Farben, nur das Weiße ausgenommen, ſpielen hier. — Höre Asmodi, unterbrach Michel ſeinen Beſchützer jetzt, ich glaube Du hältſt mich zum Narren, und willſt mich mit Kindermährchen und Ammen-Albernheiten einlullen.

— Da haben wir wieder das naſenweiſe Menſchenkind: ſagt ihm ein armer Teufel die einfache klare Wahrheit, Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit in dürren, Jedermann verſtändlichen Worten, dann ſind es Ammenmährchen, Albernheiten; wenn ihm aber ein gelehrter Philoſoph den furchtbarſten Unſinn, in ein ſogenanntes Syſtem eingeſchachtelt, in endloſen, unverſtändlichen Gedanken und geiſtloſen Phraſen eingewickelt, deren nebelhaften Sinn oder vielmehr Unſinn kein Menſch, nicht einmal der Verfaſſer ſelbſt verſteht oder zu entziffern vermag, vorkaut, o dann, dann ſieht der gelehrte und ungelehrte Troß die höchſte Sublimität, die tiefſte Weisheit in dem chaotiſchen Wuſt. — Glaube was du willſt, ich beharre nun einmal auf meinem Syſtem, ſo gut wie Fichte, Schelling, Hegel ꝛc. auf dem ihrigen, und ich fordere all Deine ſpekulativen Geiſter kühn heraus, mir zu beweiſen daß es irrig iſt. — Doch, um dir zu beweiſen daß es wahr iſt, laß uns ſogleich die Reiſe in die Venus antreten.

— Aber ſollten wir nicht noch vorher den Mond beſuchen? ich möchte dieſen Trabanten, über den unſere Gelehrten und Aſtronomen ſchon ſo viel gefaſelt und geſchrieben haben, wohl kennen lernen.

— Das hat vorerſt noch Zeit, Du möchteſt mir ſonſt vor der Zeit mondſüchtig werden, wir wollen dieſe Reiſe auf ſpäter verſchieben.

— Alſo zur Venus.

— Zur Venus.

Und unſere beiden Geſellen ſchlugen durch einen Schornſtein des **Hôtel des princes** den kürzeſten Weg nach der Venus ein.

Trotz aller Geſchwindigkeit des Teufels brachten ſie doch gute vier und zwanzig Stunden auf dieſer Reiſe zu. —

Aber welche Augen machte unſer Michel, als er ſich endlich auf dieſem glänzenden Stern niederließ! welche neue, nie geahnte Gegenſtände, Weſen, Formen, Farben und Geſtalten ſah er nicht, für die ſeine arme irdiſche Sprache weder Worte noch Ausdrücke hatte, da ſie auf Erden nicht exiſtiren und keine Einbildungskraft ſie ſich vorzuſtellen vermag, da der grobſinnliche Menſchenkörper unſerer Erde ſich keine Begriffe davon zu machen im Stande iſt. Man konnte dieſe Weſen keine veredelten Menſchengeſtalten nennen, denn ſie hatten wenig oder nichts von dieſen, ſondern es waren ganz eigne, auf Erden unbekannte, aber höchſt edle Formen, denen auch unſer feinſter Aeſthetiker keine Benennung zu geben wüßte. — Landſchaften, Gewächſe, Wälder, Berge, dies war zwar alles vorhanden, doch auch in ganz andern Formen und Farben als die, welche man auf Erden gekannt, und alles in der reinſten Harmonie mit den lebenden Weſen. Eben ſo die Nahrung dieſer Weſen, welche nie das mindeſte Ekel erregende enthielt, und ſogar nachdem ſie ſie wieder von ſich geben, ſtatt gleich menſchlichen Excrementen widerlich und ekelhaft zu ſeyn, einen unendlich wohlriechenden Parfüm und Duft verbreiten. — Von Zeit zu Zeit ſah Michel ein paar ſolcher Geſtalten innig verſchlungen ſich in einer Art Nebelwolke von der glänzend ſchimmernden Farbe ſchwebend in den Lüften erheben, worauf himmliſche Töne erſchallten, die eine irdiſche Feder eben ſo wenig zu beſchreiben und zu benennen, ein irdiſches Ohr zu faſſen vermag, als alle Sprachen der Erde, von der Sanſcritt und der exaltirteſten orientaliſchen Blumenſprache bis zur lieblichſten Poeſie der italieniſchen, keine Ausdrücke dafür

haben. Asmodi belehrte ſeinen Schützling, daß dies der Zeugungsact dieſer Weſen ſey, der, weit entfernt etwas Unreines oder Beſchämendes zu haben, hier eine höhere Feier ſey, und die Geburt dieſer Geſchöpfe nur wenig Augenblicke nach dieſer Handlung ſtatt finde; in der That ſah Michel die zu zwei Emporgeſchwungenen zu drei Weſen wieder herabſteigen. Dieſe Geſchöpfe altern nie, fuhr der Hinkende fort, ihre körperlichen und geiſtigen Kräfte, ihr Ausſehen und ihre Formen bleiben immer dieſelben bis an ihr Hinſcheiden, das man keinen Tod nennen kann, da es nur ein im höchſten Entzücken ſtattfindendes Entſchlummern iſt. —

— Aber wer ſind denn dieſe Geſchöpfe eigentlich, wo ſtammen ſie her?

— Dies ſind die Seelen der guten Menſchen auf Erden, die unſerm Reich nicht verfallen ſind, ſich hier wieder erkennen und einen Grad näher zur ewigen Seligkeit gekommen ſind.

— Zum Henker, dann lohnt es ſich ſchon der Mühe, auf Erden gut und edel zu handeln, auf unſerm Planeten zurückgekommen, muß ich dies zur allgemeinen Kenntniß bringen, dann wird es weit weniger Böſewichter und Schurken geben.

— Dies würde ich mir verbitten, verſetzte Asmodi, wenn ich nicht wüßte daß man Dich dann für einen Narren halten und Dir ſo wenig Glauben ſchenken würde als einem notoriſchen Wucherer, der von ſeiner Uneigennützigkeit ſpricht; darum thue was Du willſt, man wird über Dich lachen und Dich einen Träumer nennen, und zwar mit Recht. — Doch wir müſſen uns zur Weiterreiſe anſchicken, fort zum Merkur!

Und dahin ſchwebten beide und kamen nach etwa zwölf Stunden auf dieſem kleinſten unſerer Planeten an. Hier reichten Michels Sehwerkzeuge nicht mehr aus, Alles erſchien ihm diaphan, aber ohne irgend einen Gegenſtand deutlich unterſcheiden zu können, auch war alles ſo in Miniatur, daß es eines Millionenmal vergrößernden Glaſes bedurft hätte, um irgend etwas zu erkennen, und nur ein Schimmer und ein Glanz, den ſeine Augen kaum zu ertragen vermochten, blendete dieſelben unaufhörlich.

Hier ſind die Seelen der Guten noch weit geläuterter, und bereits faſt körperlos ſchwimmen ſie in einem immerwährenden Entzücken, bis ſie durch das letzte Reinigungsfeuer der Sonne gehen, wo ſie noch völlig diſtillirt und alles Körperliche verlierend nach kurzem Aufenthalt endlich in den Himmel zur ewigen Se-

ligkeit eingehen und deſſen wieder theilhaftig werden, was ihnen auf der Planetenwelt theuer und werth war.

Die Quinteſſenz der ſo gereinigten Geiſter iſt es, was das Licht der Sonne über alle Planeten verbreitet. Bis zu dieſer können und dürfen wir nicht, auch wäre es ganz zwecklos, da Du dort noch weit weniger als hier etwas erkennen würdeſt. — Darum laß uns zur Erde zurückkehren, Du haſt jetzt deine Neugierde geſtillt.

Michel war es zufrieden, und fand ſich bald darauf aus dieſer Sternenwelt wieder unter die irdiſche Miſere mitten in Paris verſetzt. Er entließ den Teufel mit den Worten: nun habe ich doch etwas Poſitives, an das ich mich halten kann, ich will dieſe Nuß unſern hochgelehrten Herren zu knacken geben, ſie mögen ſich, wenn ſie Luſt haben, ihre mürben Zähne vollends daran ausbeißen; Mancher findet vielleicht Stoff in dem Kern zu einem neuen philoſophiſchen Syſtem und dann iſt ihm ſchon geholfen. Gute Nacht! —

Der Teufel fuhr zur Hölle und Asmodi in ſeine Matratzen. Den andern Morgen glaubte er einen tollen Traum geträumt zu haben.

VII.

Bilder der Zukunft; Deutſchlands Zuſtand in hundert Jahren; eine Wettermacherdampfmaſchine; ein Generalcalorifere; eine Schlacht=, Garküchen=, Kleider=, Schuh=, Wagen=, Möbel=Dampfmaſchinen=fabrik. — Eine Spazierfahrt nach Longchamp. — Eine Vorſtellung **aux français.**

Als ſich der Hinkende bei Michel wieder einſtellte, empfing er ihn verdrießlich und ſagte zu ihm:

Dieſe Sternenreiſe hat mich ganz verwirrt gemacht, ich wollte wir hätten ſie unterlaſſen. Ich weiß gar nicht wie mir zu Muth iſt, träume ich oder wache ich, es will mir nun nichts mehr auf unſerer Erde behagen, faſt ſehne ich mich davon. —

— Oho, Freund Michel, noch eine kleine Geduld, wir wollen uns ſchon wieder zerſtreuen. —

— Das wird ſchwer halten.

— Mit nichten, ich will Dir wieder einige Bilder der Zukunft vorführen, dies wird Dir gleich Deinen Spleen heilen.

— Wohlan, ſo verſuche es.

— Was wünſchſt Du zu ſehen?

— Laß mich Deutſchland nach einem Jahrhundert erblicken, verſetzte Michel nach einigem Beſinnen.

Der Teufel verwandelte abermals einen Tiſch in einen Guckkaſten und hieß den Michel hineinſehen.

Vor ihm rollte ſich nun eine unermeßliche Landkarte auf, bei Franz Varrentrapp in Frankfurt am Main 1946 erſchienen, ſie hatte mindeſtens einen Flächeninhalt von zehn Quadratmeter, und umfaßte ganz Deutſchland nebſt einem kleinen Theil der angrenzenden Länder. Alle Berge, Thäler, Wälder, Flüſſe, Seen, Städte und Ortſchaften waren in proportionirten Erhöhungen und Vertiefungen dargeſtellt und hatten ihre natürlichen Formen und Geſtalten im verjüngten Maaßſtab, ſo daß man in den Städten ſo=

gar die Straßen und Plätze, Gebäude, Promenaden ꝛc. deutlich erkennen konnte, und die Flüſſe und Waſſer waren mit einer queckſilberartigen, ſich zu bewegen ſcheinenden Farbe bemalt. — Zu ſeiner großen Verwunderung konnte Michel in Deutſchland nur noch fünf Staaten entdecken, nämlich Preußen, Oeſterreich, Baiern, Württemberg und Heſſen, alle übrigen waren in dieſen Ländern verſchmolzen und ihnen zugetheilt. Preußen beſaß ganz Norddeutſchland, die Hanſeſtädte, Oldenburg, Mecklenburg, Hannover, Holſtein, alle ſächſiſchen Lande waren demſelben einverleibt, eben ſo Heſſen-Caſſel. — Oeſterreich hatte ſich noch durch einen Theil der Türkei und der Schweiz vergrößert, dagegen war ganz Italien unter einem Fürſten von deutſcher Abkunft zu einem römiſchen Kaiſerthum geworden, deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt Rom war. Baiern war ſo ziemlich daſſelbe geblieben, es hatte nur noch die Reußiſchen, Schwarzburgiſchen und Hildburghäuſer Länder acquirirt. Württemberg hingegen hatte ſich nicht nur durch das ganze Großherzogthum Baden vergrößert, ſondern ihm gehörte auch der ganze Elſaß ſammt Straßburg. Heſſen-Darmſtadt war ebenfalls ein Königreich geworden, das ſich durch das Herzogthum Naſſau, Frankfurt, Rheinbaiern und faſt ganz Lothringen, Metz und Nançy inbegriffen, vergrößert hatte. — Außerdem war Preußen eine gewaltige Seemacht geworden, und Danzig, Colberg, Stettin, Stralſund, Roſtock, Hamburg und Bremen waren mit die erſten Handelsſtädte der Welt wie zur Zeit der Hanſe, wo die deutſchen Flotten ſelbſt England und Frankreich zittern machten und deren Herrſcher Geſetze vorſchrieben, war Preußens Flagge allenthalben geehrt und gefürchtet, und das Land im höchſten Flor.

— Aber wie zum Henker iſt denn dies Alles ſo gekommen? fragte Michel ſeinen Beſchützer.

— Dir dies ausführlich mitzutheilen, würde viel zu viel Zeit erfordern, ich müßte ein ganzes Geſchichtswerk in wenigſtens zehn Bänden ſchreiben. Daher in aller Kürze nur ſo viel zu Deiner Verſtändigung:

Gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts brach abermals eine Revolution in dem ewig unruhigen Frankreich aus, und die nun ans Ruder kommenden Regenten ſahen ſich gezwungen, um dem allgemeinen Wunſch der Mehrzahl des Volks zu entſprechen, dem deutſchen Bund den Krieg zu erklären, um das ſchon längſt begehrte linke Rheinufer dem franzöſiſchen Reich einzuverleiben. Sie

überfielen daher, mit Belgien verbunden, dieſe Provinzen und bemächtigten ſich Achens und eines Theiles derſelben; der nun ausgebrochene blutige Krieg währte mehrere Jahre. Auch Italien hatten die Franzoſen zum Aufſtand vermocht. Sie wurden aber hauptſächlich durch die Tapferkeit des beſonders von Heſſen und Württemberg gut unterſtützten preußiſchen Heeres beſiegt und endlich gänzlich geſchlagen, wozu ſich noch Uneinigkeit und Rivalität zwiſchen den im Innern von Frankreich herrſchenden Partheien geſellte. Frankreich war gezwungen um Frieden zu bitten und mußte denſelben durch die Abtretung von Elſaß und Lothringen und Zahlung der Kriegskoſten erkaufen. Es wurde nun in Leipzig ein Congreß gehalten, in welchem ein preußiſcher Prinz, ein würdiger Nachkomme des großen Friedrich, der ſich als ein zweiter Blücher in dem eben beendigten Krieg gezeigt hatte, auf die Mediatiſirung aller Staaten derjenigen Regierungen antrug, die eben nicht die glänzendſten Beweiſe von Patriotismus für das deutſche Vaterland abgelegt hatten; dem Unweſen der ſogenannten freien Städte hatte man ſchon früher ein Ende gemacht. Nach vielen Debatten und Federkriegen ſetzte Preußen, Dank ſeiner impoſanten Stellung, die neue Eintheilung Deutſchlands zu deſſen großem Heil und Glück durch, und die jetzt noch beſtehenden deutſchen Mächte bildeten einen der ganzen Welt furchtbaren und imponirenden Bund. England, das freilich ſcheel dazu ſah, konnte ſich jedoch nicht ſehr mauſig machen. Amerika, das bereits die Unabhängigkeit Irlands, welches ſich vom großbritanniſchen Reich für getrennt erklärt, anerkannt hatte, ſaß ihm auf dem Nacken, und ſeine ungeheuren indiſchen Beſitzungen machten ſchon lange Mienen ihm den Gehorſam aufkündigen zu wollen. Oeſterreich willigte ein ganz Italien unter den Scepter eines deutſchen Prinzen zu vereinigen, und ſeine heilige Unfehlbarkeit zu Rom wurde zugleich für immer aller weltlichen Regierungsſorgen enthoben. —

So wurde der Zuſtand Deutſchlands, wie Du ihn auf der Karte von 1946 findeſt, hervorgerufen. —

— Recht artige Träumereien, meinte Michel. —

— Die ſich wohl verwirklichen könnten, wenn .... meinte der Teufel; nun, in hundert Jahren ſprechen wir uns wieder.

— Ich will nicht hoffen, denn ich denke in die Venus zu kommen.

— Oho Freund, ſchlage Dir ſolche Gedanken aus dem Sinn, Du biſt uns längſt mit Haut und Haar verfallen.

— Das wird ſich finden; ich wäre nicht der Erſte, der dem Teufel eine Schnippchen ſchlug. Doch laß mich weiter ſehen.

— Was wünſchſt Du mehr zu ſchauen?

— Laß mich die Fortſchritte in den Künſten, Wiſſenſchaften, Gewerben ꝛc. gewahren.

— Gut, du ſollſt Wunderbares ſchauen.

Michel legte abermals die Augen ans Guckloch.

Es präſentirte ſich ihm die Haſenhaide bei Berlin, mitten auf derſelben erblickte er ein ungeheures, thurmartiges Gebäude, das auf einem künſtlichen Hügel ſtand, es hatte an der Baſis wenigſtens Tauſend Meter im Umfang, verlor ſich faſt in den Wolken, und ſchien die Sage vom babyloniſchen Thurm faſt verwirklichen zu wollen, von Zeit zu Zeit ſtieß es an einer obern Oeffnung ungeheure Qualmſäulen mit einer furchtbaren Heftigkeit aus.

— Was iſt denn dies für ein Ding? fragte Michel.

— Das iſt eine im Jahr 1892 zuerſt erfundene Wettermacher-Dampfmaſchine. Wenn es zu viel oder zu lange regnen will oder man zu irgend einem Feſt, einer Nationalfeier des guten Wetters, des heitern Himmels bedarf, und trübe Wolken ihn bedecken, ſo läßt man dieſe Dampfſäulen von dreißig Millionen Pferdekraft, durch eine Art Rieſenblasbälge angeblaſen, mit Blitzesſchnelle in die Luft ſteigen, ſogleich vertheilen ſich alle Wolken, und auf drei Meilen in der Runde iſt der Himmel ſo heiter und rein, daß auch nicht das kleinſte Wölkchen die Sonne verdunkelt. Doch ſieh ſelbſt, ſo eben wird ſie in Funktion geſetzt.

Michel ſah in der That, wie der düſtere, von ſchweren Wolken bedeckte Himmel, welche ſchon begannen Waſſer fallen zu laſſen, durch dieſe Qualmſtöße in wenig Augenblicken ſich in das heiterſte Azurblau verwandelte, worauf ſofort die Einwohner Berlins zum Theil zu Fuß, zum Theil in prächtigen Ballons ankamen, um das Geburtsfeſt des jetzt regierenden Königs Friedrich III. zu feiern. Diesmal hatte die Stadt die Koſten der Schönwettermacherei getragen, die jedesmal einen Aufwand von zehn Tauſend Thalern an Kohlen verurſachte. —

Nachdem Michel eine Weile den zum Theil ſeltſamen Vergnügungen des Berliner Volks zugeſehen hatte, von denen er mehreres nicht begriff, ſagte er zu dem hölliſchen Guckkaſtenmann: Genug dieſer Anſicht, ein anderes Bild!

Der Hinkende führte ihm nun die Anſicht eines ungeheuren Platzes mitten in St. Petersburg vor. In deſſen Mitte ſtand abermals ein ſeltſames, ebenfalls ungeheuer großes Gebäude, das jedoch bei weitem nicht die Höhe und den Umfang des vorigen hatte, und eine Art Rundgebäude von ſchwarzem angelaufenem Gußeiſen zu ſeyn ſchien, ringsum mit runden Löchern bis in ſeine Spitze verſehen, denen Luftſtröme zu entfahren ſchienen.

— Nun was iſt denn das wieder für ein Ding? fragte Michel.

— Dies iſt ein neuerdings erfundener General-Calorifere, oder ein allgemeiner Wärmofen, wenn Du willſt. Er erwärmt die Luft einer ganzen Stadt, wird mit Stein-, Braunkohlen oder Torf von unten geheizt, und giebt der Atmoſphäre auf eine Meile in der Runde die beliebige Wärme, ſo daß Niemand mehr in ſeinem eignen Haus zu heizen braucht; dagegen iſt eine allgemeine Wärmſteuer eingeführt, um die Koſten dieſer Heizung zu decken. Man verfertigt dieſe General-Caloriferes zu jeder beliebigen Größe, je nachdem die Stadt oder der Ort, für den ſie beſtimmt ſind, mehr oder minder Umfang hat. In ganz Rußland ſind ſie ſchon faſt allgemein eingeführt, in Deutſchland fängt man erſt an ſich ihrer zu bedienen. Dieſe Neuerung hat hauptſächlich die Liebhaber der Schlittenfahrten gegen ſich, die dadurch wenigſtens in den Straßen der Städte wegfallen, übrigens ſeit der Erfindung der bequemen Luftfahrten ſo ziemlich aus der Mode gekommen ſind.

— Genug geſehen, ſagte Michel, ein anderes Bild!

Sogleich präſentirte ſich ihm ein großes, geräumiges Gewölbe, in deſſen Mitte eine Art hohe und breite Pyramide aus Backſteinen und Eiſenplatten erbaut ſtand, zu deren Spitze eine ſchmale Treppe führte, und um welche herum viele Männer mit aufgeſchürzten Hemdsärmeln beſchäftigt waren.

— Was zum Henker iſt denn das für ein Hokus Pokus? fragte Michel.

— Dies iſt eine Schlacht-, Garküchen-, Kleider-, Schuh-, Wagen-, Möbel-Dampfmaſchinenfabrik, die ein engliſcher Mechanikus aus Liverpool erfand, und dafür die radgroße goldne Ehrenmedaille erhielt. Sie iſt auf 100,000 Aktien gegründet, die jetzt drei hundert Procent über ihren Nennwerth ſtehen.

— Daß dich der — doch was ſoll ſie eigentlich?

— Sieh nur hin, ſogleich wird eine Operation beginnen.

Michel ſah wie die Arbeiter eine Winde in Bewegung ſetz-

ten, und mit derſelben alle möglichen Gegenſtände, die man ihnen zuführte, als lebendige Ochſen, Kälber, Schaafe, Baumſtämme jeder Gattung, Strohbunde, Korn, Flachs, Hanf und Tabackpflanzen, Gänſe, Schweine, todte Pferde, Eſel, Hunde, Katzen und anderes Gethier, ganze Fäſſer voll Cocos, rohe Baumwolle, Eiſen-, Blei-, Gold- und Silbererze, Lumpen ꝛc. auf die Spitze der Pyramide wanden, und ſo wie ſie ankamen durch- und untereinander in den geöffneten Schlund derſelben warfen, aus dem man noch das Brüllen der Ochſen, das Blöcken der Schaafe, das Schnattern der Gänſe, das Grunzen der Schweine vernahm. Einige Minuten darauf öffneten andere Arbeiter fünfzig auf den vier Seiten am Fuß der Pyramide angebrachte eiſerne Thüren, und einigen dieſer Oeffnungen entfielen die köſtlichſten Rinder-, Kalbs-, Hammels-, Schweine-, Gänſe- ꝛc. Braten, andere entrollten trefflich gebackene Brote und Kuchen, wieder andere gaben ganz fertige Kleidungsſtücke jeder Größe und Farbe, Stroh- und andere Hüte ꝛc. von ſich, noch andere entluden Möbel der verſchiedenſten Gattung, als Stühle, Tiſche, Commoden, Schränke, wieder andere lieferten das herrlichſte Weißzeug, Hemden, Betttücher, Tiſchtücher, auch Schmuck, goldne und ſilberne Ketten, ja ſogar Uhren hatte die Maſchine in kürzeſter Friſt verfertigt, das ſchönſte Seidenzeug, Schuhe und Stiefeln, das trefflichſte Leder, Schlöſſer und andere Eiſenwaaren entnahm man dieſen Oeffnungen, und einigen der größern entrollten ſogar ganz fertige Wagen und Prachtkaroſſen, während noch andere ganze Bibliotheken von Romanen, Gedichte von der jovialſten bis zur ſentimentalſten und grauſigſten Gattung ausſpieen.

— Jetzt hab ich's genug, rief endlich Michel aus, ich ſehe wohl, Du haſt mich zum Beſten, und ſprang von dem Guckkaſten weg.

— Wäreſt Du nur ſitzen geblieben, das Schönſte wäre erſt noch gekommen.

— Und das wäre? —

— Bewegliche Gemälde häuslicher und öffentlicher Scenen, die Dich wahrhaft ergötzt haben würden, eine Erfindung des zwanzigſten Jahrhunderts.

— Ich mag nichts mehr von Deinen Schnurrpfeifereien ſehen, laß uns in die wirkliche Welt, mich zu zerſtreuen.

— Wohlan, heute iſt der beſuchteſte Longchampstag. —

— Gut, ſorge für eine ſchöne Equipage, ich will einmal der faſhionablen pariſer Welt etwas zu ſchauen geben.

— Du ſollſt bedient werden.

— Sage mir doch, was hat es denn eigentlich mit dieſen Longchampsfahrten für eine Bewandtniß, was iſt ihr Urſprung?

O! die Geſchichte von Longchamp könnte Stoff zu einem merkwürdigen Buch geben. — Ganz in der Nachbarſchaft von Paris, faſt zwiſchen dem Boulogner Wäldchen und den heutigen elyſäiſchen Feldern lag in einer etwas wilden und romantiſchen Gegend die Abtei und das Kloſter Longchamp, in welchem gar manche berühmt gewordene Schönheit ihre Sünden zu büßen Nonne geworden war, und in dem manche der Nonnen auch noch fortſündigte und königliche Beſuche annahm. Doch hatte mehrere Jahrhunderte die früher daſelbſt herrſchende Einfalt der Sitten ſich trotz der Nachbarſchaft der ſittenloſen Hauptſtadt rein und die ſtrenge Kloſterzucht zu erhalten gewußt. Erſt im **XVII.** Jahrhundert ergriff die immer mehr einreißende Sittenverderbniß auch dieſe Kloſtergemeinde, machte aber dann auch ſo ſchnelle und ſo reißende Fortſchritte, daß ſich ſelbſt die Ausgelaſſenheit der Hauptſtadt noch über den Skandal aufhielt, und die Abtei ſah bald ihrem zeitlichen und geiſtlichen Ruin entgegen. — Den erſten Grund dazu, wer ſollte es denken, gab die Himmelstochter, Tonkunſt genannt, unter dem Deckmantel der Muſik ſchlich ſich das Laſter in die heiligen Mauern ein, und um jene zu lernen und außerdem eine glänzende Erziehung zu erhalten, ſandten die erſten Familien die Blüthe ihrer Töchter nach Longchamp. — Drei Tage in der heiligen Charwoche, den Mittwoch, Donnerſtag und Charfreitag hörte man die Gewölbe der Kloſterkirche von Longchamp von den harmoniſchſten und reinſten Silbertönen und Accorden widerhallen, deren Klänge man in der That verſucht war den Engeln im Himmel zuzuſchreiben. Dieſe Muſik war es, die zuerſt den königlichen Hof und was zu ihm gehörte, und ſodann den ganzen hohen und niedern Adel der Hauptſtadt, und was ſie ſonſt von Notabilitäten enthielt, während der heiligen Woche nach Longchamp zog. Aber was zuerſt ein Magnet für die Frömmigkeit geweſen, wurde bald zu einem Magnet profaner irdiſcher Gelüſte, die Chöre der weiblichen Engel zogen die der männlichen Teufel an, und für die Weltdamen war dies eine Gelegenheit, dem Putz- und Toilettenteufel, von dem ſie beſeſſen waren, freien Lauf zu laſſen. Von Paris, Verſailles, St. Germain drängten ſich während den drei Tagen die glänzendſten Equipagen nach Longchamp; die Kleider der Hofbeamten und

reichen Finanzmänner ſtarrten von Goldſtickereien, und die Köpfe, Hälſe und Buſen der Damen blitzten von Brillanten; es war eine Pilgerfahrt, eine Wallfahrt, die einzige ihrer Art in der Welt. Da aber bald der Skandal zu arg wurde, und der Chronik ſcandaleuſe gar mancherlei Stoff lieferte, ſogar Ent- und Verführungen von angeſehenen und durch angeſehene Perſonen Leben in die Unterhaltung der ganzen Stadt brachte, ſo fand ſich endlich der Erzbiſchof von Paris bewogen, dem frommen Skandal und dieſen Pilgerfahrten ein Ende zu machen, indem er die das Lob des Allmächtigen preiſenden, und die Gelüſte der ohnmächtigen Menſchenkinder anregenden muſikaliſchen Uebungen plötzlich einſtellte. Man hörte die Nonnen und ihre Schülerinnen nicht mehr in dem Halbdunkel der Abende in der myſtiſch und ſpärlich erleuchteten Kirche ſingen, auch in der heiligen Woche blieb es jetzt ſchweigſam und ſtille, wenigſtens in der Kirche und den Kreuzgängen des Kloſters, und die hübſchen Nonnen mußten zu ihrem großen Leidweſen ihre Andacht in der alltäglichen Einſamkeit verrichten.

Indeſſen war es einmal Mode geworden, an dieſen drei Tagen nach Longchamp zu fahren, und die fürſtlichen, herzoglichen, gräflichen und andern Wappenwagen fuhren fort an denſelben den Weg nach Longchamp einzuſchlagen, jedoch umkehrend bevor ſie die Abtei erreicht hatten. Aber bald war es nicht mehr die alte Ariſtokratie allein, welche hier ihre Pracht auskramte; reich gewordene Parvenüs, geldſtolze und prunkſüchtige Roturier miſchten ſich unter die hochadeligen Staatskaroſſen, und was noch ſchlimmer war, berüchtigte Schönheiten vom zweideutigſten Ruf, das ganze Heer von reichen Wüſtlingen unterhaltener Maitreſſen entfaltete hier eine Pracht und einen Luxus, der nicht ſelten die Wagen und Toiletten der legitimen Frauen der erſten Familien verdunkelte, und oft waren es die keuſchen Ehemänner derſelben, welche die Mittel zum Prunk dieſer Dirnen hergaben, die ſie ihren theuren Ehehälften mit Rauhheit verſagten. Noch mehr, dieſe Maitreſſen der vornehmſten Herren und Generalpächter maßten ſich ſogar an Ton und Mode anzugeben, und mehr als Eine Theaterprinzeſſin lachte der Fürſtin ins Geſicht, deren Mann ſie ruinirt hatte!... Das Geſpann mehrerer derſelben war nicht ſelten mit ſilbernen Hufeiſen beſchlagen, ihre Livreen ſtrotzten von Goldborten, und die Kutſchen mit Goldbrokat ausgeſchlagen, waren mit den feinſten Malereien verziert. Aber auch dieſe Pilgerfahrten erreichten, wie

alles Irdiſche, ihr Ende. Diesmal war es aber nicht die hohe Geiſtlichkeit, ſondern die Sturmglocke von 1789, die ſie einſtellte, und von der Abtei und dem Kloſter ſelbſt war ebenfalls bald jede Spur verſchwunden, der revolutionäre nivellirende Hammer, der nichts verſchonte, war auch über dieſe Gebäude weggegangen. — Aber nachdem er ausgewüthet, und mit dem Frieden auch die Luſt und Liebe zum Prunk wiederkehrte, begannen die Longchampfahrten wieder und wurden abermals Modeſache, und jetzt zeigt ſich hauptſächlich die moderne plumpe Ariſtokratie der Geldſäcke und kramt bei dieſer Gelegenheit ihre Pracht nicht ſelten mit gar bizarrem Geſchmack aus; nach Longchamp fahren heißt: ſich vornehm nachläßig in pomphafter Toilette in einer modernen Caleſche ausgeſtreckt vom Concordienplatz bis zum großen Rondel in den elyſäiſchen Feldern fahren laſſen, wieder umkehren, und dieſes einförmige Manöver ein paar Stunden lange wiederholen, wobei hauptſächlich Jäger, Kutſcher, Lakaien und andere dienſtbare Geiſter nebſt Pferdegeſchirr u. ſ. w. die Hauptrollen ſpielen.

— Gut, wir haben lange keine Teufelei verübt, ich habe Luſt, heute einmal die Parade von Longchamp in Erſtaunen zu ſetzen, ſagte Michel.

Es war drei Uhr Nachmittags am Charfreitag, als eine ganze Reihe prächtiger Equipagen aus der Straße Richelieu kommend auf die Boulevards fuhren und den Weg nach Longchamp einſchlugen. Bald war das Gedränge um dieſelben ſo groß, daß ſie ſich nur mit Mühe vorwärts bewegen konnten. Aber dies war kein Wunder, denn ſo etwas hatte Paris lange nicht, ja wohl noch nie geſehen. Den erſten Wagen zogen acht herrliche weißgeborne Hengſte, ſo ſchön, wie ſie kein königlicher Marſtall aufzuweiſen hatte, das Geſchirr war von rothem Saffian reich mit Gold verziert, ihre Hufeiſen waren Vermeuil; vor dieſem Wagen ſchritten vier phantaſtiſch gekleidete, aber mit Steinen und Schwungfedern reich geſchmückte Läufer, die jedoch nur ſehr langſam vorwärts konnten; die Reitknechte, Kutſcher, Bediente und Jäger waren mit Gold überladen; in dieſem Wagen, der in jeder Hinſicht mit ſeiner koſtbaren Attellage harmonirte, deſſen Räder ſilberne Reife hatten, und der mit den koſtbarſten indiſchen Stoffen ausgeſchlagen war, ſaßen zwei dicht verſchleierte Damen, und an den beiden Schlägen ſtanden ſchmucke Pagen. Dieſer Equipage folgten mehrere ſechs- und vierſpännige Wagen in analoger Pracht,

in allen befanden ſich verſchleierte Damen in den reichſten und geſchmackvollſten Toiletten und Schmuck von unſchätzbarem Werth. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß dieſe Prachtkaroſſen alle andern, ſelbſt die der reichſten Parvenüs und Bankiers, deren Frauen ſich bis jetzt in dem ſüßen Wahn gewiegt hatten, die erſten bei dieſem Auskramen des Luxus und des Reichthums zu ſeyn, ſo gewaltig in den Schatten ſtellten, daß Niemand mehr ihrer achtete oder Notiz von ihnen nahm, worüber ſich die Damen ärgerlich in die Lippen biſſen, und ihnen jeder Genuß, alle Freude des Wonnegefühls, die glänzendſten Geſtirne des Tages zu ſeyn, verbittert wurde. Wer mögen dieſe Fremden ſeyn, die incognito mit ſolchem Prunk Longchamp beſuchen? dies fragten ſich alle, und einer den andern, und Niemand wußte Auskunft zu geben. Einige meinten, es ſey die Königin Victoria, andere glaubten, es wäre die verwittwete Königin Chriſtine von Spanien, noch andere riethen auf die ruſſiſche Kaiſerin und wollten in einem der Herrn, die in einer zweiſpännigen offenen, ſehr einfachen Caleſche den glänzenden Zug ſchloſſen, ſogar den Herrſcher aller Reußen erkennen; viele meinten auch, es müſſe ein indiſcher Nabob oder ſonſt ein orientaliſcher Fürſt der Schöpfer dieſer Pracht ſeyn. Nachdem ſich der Zug einigemal die elyſäiſchen Felder auf und nieder bewegt hatte und genug bewundert und auch beneidet worden war, ſchlug ſich der obere Theil dieſer Wagen wie auf ein gegebenes Commando auseinander, und die ſich in denſelben befindenden Schönen ſaßen nun frei in den Caleſchen da, ſo daß man mit aller Muße und Bequemlichkeit ihre glänzenden Toiletten, aber noch dicht verſchleierten Reize in Augenſchein nehmen konnte. —

Hat etwa der türkiſche Sultan oder der Schah von Perſien ſeinen Harem nach Longchamp geſandt, fragte man ſich erſtaunt, die wespenſchlanken Schönen muſternd. Möchte es ihnen doch gefallen ſich zu entſchleiern, damit wir ihre, ohne Zweifel himmliſchen Reize auch entblößt bewundern könnten.

Der Wunſch wurde erfüllt und die Damen ſchlugen plötzlich ihre Schleier zurück, aber was ſtellte ſich den erſtaunten erſchrockenen Blicken der Neugierigen dar? — O Greuel! zähnfletſchende Affengeſichter, leibhaftige, wahrhafte, blöckende Affengeſichter, man konnte ſie im Affenhaus des **Jardin des plantes**, das man ausgeleert zu haben ſchien, nicht natürlicher finden. Mit Abſcheu wandten ſich die andern Weltdamen von ihren Nebenbuhlerinnen in der Pracht

und der Mode ab, und meinten, ſo etwas ſollte man von Polizeiwegen verbieten, und die Urheber dieſes Spuks, der eine hämiſche Satyre auf die ganze vornehme und reiche Welt ſey, auf das ſtrengſte beſtrafen.

O der Schmach, uns durch Aeffinnen parodieren zu wollen! riefen mehrere aus. — Als der Unwille der eleganten Schönen immer größer wurde, bedeckten die erſtern wie auf ein Zeichen ſchnell ihre Affengeſichter wieder mit den Schleiern, als fürchteten ſie den Zorn und den Unwillen ihrer Nebenbuhlerinnen. Einige Augenblicke darauf entſchleierten ſie ſich abermals, und man ſah nun lauter Geſichter von raphaeliſcher Madonnenſchönheit mit blitzenden Feueraugen, welche eine ſo anziehende Kraft hatten, daß die Wagen, in welchen dieſe Schönen ſaßen, Gefahr liefen von dem faſhionablen Löwen zu Roß, im Cabriolet und auf Schuſters Rappen einhertrabend, faſt geſtürmt zu werden, ſo daß ſie abermals ihre Schleier raſch herabfallen ließen, und als ſie dieſelben zum drittenmal lüfteten, grinzten weiße Todtenköpfe unter denſelben hervor; jetzt verwandelte ſich der prächtige Wagenzug in einen Leichenzug, die achtſpännige Caroſſe wurde zu einem Leichenwagen und alle ihr folgenden zu Trauerkutſchen, alle Pferde wurden zu kohlſchwarzen, mit Leichendecken behangenen Roſſen; auf dem Concordienplatz angekommen, verſchwand plötzlich die ganze traurige Herrlichkeit und löſte ſich in Dunſt und Rauch auf, und auf der Spitze des viertauſendjährigen Obeliskes las man die Worte:

Vanitas Vanitatum.

Aber dies leichtſinnige Pariſer Modevolk kehrte ſich den Henker an all dieſe Dinge, erklärte dieſelben für eine Spiegelfechterei des Philipp oder Bosko, und ſtrömte noch denſelben Abend aux français, wo ein neues Stück gegeben wurde, in dem die Rachel, wie man verſicherte, die Rolle einer Jungfrau auf das täuſchendſte und zum Entzücken ſpielen werde.

Michel, faſt verdrießlich daß ſeine ſo derben Lektionen ſo wenig bei der verdorbenen Menſchheit fruchten wollten, beſchloß demnach dieſen Abend dem Publikum aux français, bei deſſen heutiger Vorſtellung, wie ihn Asmodi verſicherte, ſich viel Geldſacknotabilitäten einfinden würden, einige Lehren wie die, welche er der Londoner haute volée aux italiene daſelbſt gab, zu ertheilen.

Die Vorſtellung begann mit Molieres Meiſterwerk, dem Tartüffe, auf den das neue Stück folgen ſollte. Unter den Zuſchauern

befanden ſich außer den reichſten Parvenüs, Wechsler und Wechſelagenten, auch viele Damen, welche Vorſteherinnen oder Theilnehmerinnen verſchiedener Wohlthätigkeitsanſtalten waren, wie es deren in Paris ſo manche giebt, um das große Elend der ärmern Claſſe zu mildern.

Als das erſte Stück beendigt war und ſich der Vorhang abermals in die Höhe rollte, ſtellte die Bühne das prächtige Boudoir einer Bankiersfrau dar, im Hintergrund erblickte man in einer Art Alkoven das hochgethürmte Thronbett der Dame, deſſen Vorhänge von ſchwerem grauen Seidenſammet mit dicken ſilbernen Franſen beſetzt waren. Die Ueberdecke des Bettes war von antiken, jetzt wieder ſo geſuchten Spitzen von wenigſtens zwanzig tauſend Franken an Werth; das Bettgeſtell ſelbſt von Paliranber-Holz in Schiffsform war mit dem künſtlichſten Schnitzwerk verſehen und reich vergoldet, und koſtete wenigſtens zehn tauſend Franken. Der Betthimmel ſtellte eine prächtige, reich mit Federn geſchmückte Krone dar, alles übrige Ameublement in dieſen Gemächern paßte zu der Pracht des Bettes, ſchwellende Gobelinsteppiche bedeckten die Fußböden, und Fenſtervorhänge, für den Werth eines jeden derſelben man ein kleines Häuschen für eine arme Familie hätte erbauen können, zierten die Balkone, alles Uebrige war im Verhältniß.

Eine in die koſtbarſten Stoffe gekleidete Dame, mit ſchwerem Geſchmeide behängt, ſaß in der einen Ecke einer Cauſeuſe, deren andere ein wohlgenährter und wohlbeleibter Herr, der ſchon bei Jahren war, einnahm.

— Alſo zwei Millionen, lieber Mann, ſagſt Du, daß Du bei dem Geſchäft mit den Nordeiſenbahnaktien verdient haſt, irrſt Du Dich auch nicht?

— Nein, liebes Weib, es iſt eine runde Summe von zwei Millionen, nicht mehr und nicht weniger. — Eine Kleinigkeit gegen das, was das Haus R.... gewann, die wenigſtens zehnmal ſo viel machten.

— Nun, wir können einſtweilen mit dieſer Kleinigkeit zufrieden ſeyn. Du wirſt mir doch jetzt erlauben, unſern Mädchen, jeder einen andern ächt indiſchen Cachemir zu kaufen?

— In Gottesnamen, nur mache es nicht zu arg.

— Wo denkſt Du hin, lieber Mann, nicht über zehntauſend Franken das Stück, Du kennſt ja meine Sparſamkeit.

— Nun, das laſſe ich mir gefallen.

— Sodann einige Brillanten, Halsbänder, Broches, Bracelets, Ohrgehänge, Haarſchmuck und ſonſtige unentbehrliche Kleinigkeiten.

— Das wird Summa Summarum doch eine ziemliche Rechnung geben.

— Ich verſpreche Dir, daß Alles in Allem noch nicht volle fünfzig Tauſend Franken betragen ſoll.

Der Bankier ſeufzt.

— Und dann, lieber Mann, ſparen wir ja außerordentlich auf der andern Seite, keine großen Eſſen, keine Geld und Zeit raubenden Feten, wir leben ſo einfach und gemüthlich, ſo recht en famille und ſehen Niemand bei uns als unſere intimen frommen Freunde, ächte Frömmigkeit würzt unſer frugales Mahl, fern von uns halten wir alle dieſe ſündigen Weltkinder, dieſe verlorenen Söhne, die uns einfältige Methodiſten, dumme Pietiſten ſchimpfen: dafür ſegnet auch Gott unſere Unternehmungen. — Nicht wahr, mein lieber Mann?

— Freilich, freilich, liebes Weib.

— Aber etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches müſſen wir doch bei dieſer Gelegenheit, ich meine wegen den zwei Millionen, für die liebe Armuth thun, was meinſt Du, lieber Mann?

— Das überlaſſe ich Dir.

— Gut, ſo will ich hundert Franken extra dazu verwenden.

— Welche Großmuth!

— Gott wird uns dafür belohnen, er wird es uns Tauſendmal wieder geben.

— Das denke ich auch.

— Aber wie werden wir ſie am beſten anwenden?

— Das überlaſſe ich Deinem Scharfſinn, Deinen beſſern Einſichten, liebes Weib.

— Wohlan, ſagte die Dame nach einigem Beſinnen, die Büchelchen mit der ſchönen Geſchichte vom armen Joſeph und der kleinen Maria ſind faſt vergriffen, ich habe nur noch wenige Exemplare davon, wie wäre es, wenn ich das Geld dazu verwendete, wieder ein paar Tauſend abdrucken zu laſſen?

— Recht ſo, mein Schatz, beſſer kannſt Du das Geld nicht verwenden, man muß der lieben Armuth beſonders auch mit geiſtiger Nahrung unter die Arme greifen, und dergleichen ſchöne Geſchichtchen ſind ganz dazu gemacht, ſie ihr zeitliches Elend muthiger er-

tragen zu lernen, in der frohen Hoffnung und Ausſicht dereinſt in jener Welt deſto reichlicher dafür belohnt zu werden.

Das Publikum im erſten Rang fing an ungeduldig zu werden und man hörte hie und da die Worte: wie langweilig.

Jetzt trat ein Bedienter in reicher Livree ein, der Dame ein Schreiben übergebend. —

Sie öffnete, las, gab es dann ihrem Gemahl, indem ſie zu dieſem ſagte:

— Da lies, welche unausſtehliche Zudringlichkeit! Frau von D... ſchickt mir immer ſolches Geſindel über den Hals, um es los zu werden. Sie hat freilich nichts zu verſchenken.

— Aber mein Gott, wir haben ja ſchon unſere Armen, man kann doch auch nicht aller Welt geben, ſagte der Mann, ſeiner Frau das Schreiben zurückgebend.

— Ja freilich, wir haben ſchon unſere Armen (zu dem Bedienten): geh er, und ſage das dem Ueberbringer.

— Der Bediente will fort.

— Einen Augenblick, wer hat denn den Brief gebracht?

— Es iſt eine ſchon etwas bejahrte Frau, der Hunger und das Elend ſehen ihr aus den Augen, ſie iſt ſo ſchwach, daß ſie kaum ſprechen kann.

— Nun dann müſſen wir doch ein Uebriges thun, was meinſt Du, lieber Mann.

— Wie Du willſt, mein Schatz.

— (Zu dem Bedienten.) Warte er einen Augenblick.

Die Dame geht in ein Seitenkabinet und kömmt nach ein paar Augenblicken mit einem dünnen Büchelchen in der Hand zurück, das ſie dem Bedienten giebt.

— So, da ſag er der guten Frau, dies ſolle ſie leſen, da würde ſie Troſt und Erleichterung finden, mit was anderm kann ich ihr jetzt nicht helfen, unſer Wohlthätigkeitsverein, von dem ich Mitglied bin, hat ſeine beſtimmten Armen, die er unterſtützt, und ich habe außerdem noch die meinigen privatim. —

Der Bediente tritt ab.

— Gut, dies erinnert mich daran, daß ich noch dieſen Morgen mehrere Armenbeſuche zu machen habe und unglücklichen Familien Troſt und Unterſtützung bringen muß, ich eile das gute Werk zu vollbringen, lieber Mann, Du...

Ein anderer Bedienter tritt ein.

— Das Kind, das alle vierzehn Tage etwas Eſſen für ſeine gichtlahme blinde Mutter bekömmt, iſt da, was befehlen Madame, das man ihm geben ſoll?

— Ihr werdet ihm die geſtern ſauer gewordene Fleiſchbrühe und die von der Tafel abgeleerten Brotreſte geben.

— Sehr wohl.

Und dann laßt vorfahren.

Der Bediente tritt ab, die Dame klingelt, läßt ſich von der herbeiſpringenden Kammerjungfer den Hut reichen, den Shawl umwerfen, und empfiehlt ſich mit einem a revoir ihrem Mann, der ihr nachruft: viel Glück zu dem frommen Werk. — Auch er will abtreten, als ihm ein eintreffender Bedienter ein kleines roſafarbiges Billet übergiebt, das er haſtig erbricht und lieſt:

Lieber Melchior! Schon drei Tage führſt Du mich mit leeren Verſprechungen an der Naſe herum, und ich habe weder Shawl noch Schmuckkäſtchen zu ſehen bekommen; wenn Du auch heute Dein Verſprechen nicht hältſt, ſo weiß ich nicht was ich davon denken ſoll, ſo etwas hätte ſich der Marquis von X...., dem ich Dir zu lieb den Abſchied gab, nie beikommen laſſen; aber ihr Handelsvolk erlaubt euch Alles: ich erwarte Dich beſtimmt zwiſchen drei und vier Uhr dieſen Nachmittag, jedoch nicht ohne.... ſonſt, Du kennſt mich. Deine Albertine.

— Ich weiß nicht, ich habe irgend einmal wo läuten gehört, daß wenn einem der Teufel bei einem Haar faßt, er bald den ganzen Menſchen hat, packt einem aber eine Lorette bei dem Beutel, ſo ruht ſie nicht bis ſie die ganze Kaſſe hat, weh mir, wenn meine Frau eine Ahndung davon hätte; ich muß ſehen, Albertine auf gute Manier wieder los zu werden, wenn es mich auch noch ein großes Opfer koſtet.

Der Bankier trat kopfſchüttelnd ab, und die Bühne verwandelte ſich jetzt in die Wohnung einer armen Familie im 6ten Stockwerk eines Hinterhauſes im lateiniſchen Quartier. Bittere Armuth leuchtet aus allen Winkeln der Dachſtube hervor. Auf einem alten zerbrochenen Strohſtuhl ſitzt ein Weib mit kränklichem, kummervollem Ausſehen und beſſert altes Linnenzeug aus; vor ihr ſitzt ein ſieben= bis achtjähriges Mädchen mit bleichem Angeſicht, faſt verkrüppeltem Körper, beſchäftigt grobe Säcke zu nähen. Auf einem ſchmutzigen Tiſch ſtehen einige zerbrochene Teller, ein Glas und ein Krug.

— Aber liebe Mutter, Roſa bleibt recht lange, und mich hungert gewaltig.

— Gedulde Dich, liebe Betty, Deine Schweſter wird auf das Geld warten müſſen, die reichen Leute wiſſen nicht wie es den Armen zu Muth iſt, ſonſt würden ſie nicht ſo mit ihnen umgehen und uns wegen einer Kleinigkeit, die für uns ſo viel bedeutet, oft drei, viermal wiederkommen heißen. Aber daß auch der Vater ſo lange ausbleibt begreife ich nicht und es beunruhigt mich, er hatte verſprochen in einer Viertelſtunde wieder zurück zu ſeyn, und nun iſt es vier Stunden daß er weg ging, und weiß doch daß wir nichts zum Frühſtück haben und auf ihn warten.

— Und er kann wohl denken daß ſeine Betty recht hungrig iſt, da ſie geſtern ſchon ohne Abendbrod zu Bette ging.

— Aber wie langweilig, welche Miſere, das iſt nicht zum aushalten! hörte man wieder in dem erſten Logenrang ſagen: wie kann man ſo ein albernes Stück zur Aufführung bringen. Sogar ließ ſich einiges Ziſchen und Pfeifen vernehmen.

Aber die Zuſchauer der obern Gallerien geboten Stille, und eine Stentorſtimme ließ ſich von denſelben vernehmen, die ein lautes: à la porte mit dieſen Unverſchämten, hören ließ.

Das Stück ſpielte fort.

Die Kammerthüre öffnet ſich raſch und ein elfjähriges Mädchen ſtürzt eilig herein, rufend:

— Mutter, liebe Mutter, ſoeben iſt die reiche Bankiersfrau angefahren, ſie folgt mir auf dem Fuß.

— Um Gotteswillen, Kinder, ſchnell, verſteckt den Krug und das Glas, die beiden Töpfe dort am Kamin, fort damit.

Die Mädchen befolgen was die Mutter befiehlt, die ebenfalls aufräumt und ängſtlich um ſich blickt.

Noch ſind die armen Leute nicht fertig mit aufräumen, als ein reich gallonirter Livreebedienter die Kammerthür öffnet, zu welcher Madame Tournier, die Dame die wir ſchon in der erſten Scene ſahen, mit dem Ausruf eintritt:

— Ach mein Gott! ich bin ganz außer Athem, es iſt entſetzlich hoch, und dann, ſich auf einen Stuhl niederwerfend, zu der Frau ſpricht: Geſteht daß man übernatürliches Mitleiden haben muß, ſich zu ſolch einer Höhe zu verſteigen, um euch guten Leuten Troſt und Unterſtützung zu bringen.

— Wenn Sie wüßten, Madame, wie ſehr wir Ihre Güte erkennen ... -

— Schon gut. Nun was habt Ihr getrieben ſeitdem wir uns das Letztemal ſahen?

— Wir arbeiteten ſo viel wir konnten, Madame, aber du lieber Gott, das will alles nichts heißen.

— Ja, Ihr ſeyd vielleicht nicht ſparſam genug.

— Du lieber Gott, wir drehen jeden Pfennig zehnmal um, ehe wir ihn ausgeben, und nur das Allernöthigſte wird angeſchafft.

— Neulich will man Euch doch mit Eurem Mann und den Kindern bei einer Flaſche Bier in der Nähe des Platzes Walhubert haben ſitzen ſehen.

— Ach, Madame, das mag wahr ſeyn: am Samstag vor drei Wochen, wir hatten ſeit ſechs Wochen keine friſche Luft geſchöpft, da beredete ich meinen armen Mann die Kinder zu ihrer und ſeiner Erholung ein wenig ins Freie zu führen; wir machten einen Spaziergang durch den Pflanzengarten und ließen uns dann ermüdet vor einer Schenke des Boulevard de L'hopital nieder, wo wir uns mit einer Flaſche Bier à ſechs Sous erquickten.

— Leute, denen man Wohlthaten erzeigt, dürfen ſich dergleichen nicht erlauben, und am allerwenigſten in Schenken ſehen laſſen, ſonſt könnte man ſich leicht veranlaßt finden, ihnen dieſe Wohlthaten zu entziehen.

— Ach, liebe Madame, wenn Sie wüßten wie wir ...

— Schon gut, ich kenne das, fiel die Dame der Frau mit ſtrengem Ton ins Wort, man muß nicht an Zerſtreuungen denken, ſo lange man die Unterſtützung Anderer bedarf. Auch will ich hoffen daß Ihr Euch des theuern Kaffees gänzlich entwöhnt habt.

Die Dame läßt ihre Augen mit Späherblicken die Runde in der ganzen Manſarde machen.

— Was habt Ihr für die letzten Kartoffeln bezahlt?

— Ach Gott, es waren kranke Kartoffeln, für vier Sous hatten wir indeſſen ſo viel, daß wir alle ſo ziemlich ſatt wurden, doch befanden wir uns ſämmtlich einige Tage unwohl nach dem Genuſſe derſelben.

— Nun es wird eben nicht ſoviel zu ſagen gehabt haben?

— Gottlob, es ging vorüber, doch war mein armer Mann einen halben Tag außer Stand etwas zu thun.

— O man muß auch nicht gleich gar zu empfindlich ſeyn,

ich habe öfters ganze Tage lang Migraine, Colik oder Vapeurs, und gehe dennoch meinen Verrichtungen nach; wenn ich zum Beiſpiel heute mein Befinden hätte berückſichtigen wollen, ſo wäre ich nicht zu Euch gekommen, gute Frau.

— Ach, die Madame ſind allzugütig.

— Was trinkt Ihr gewöhnlich?

— Ich und die Kinder unfiltrirtes Waſſer *), mein armer Mann von Zeit zu Zeit einen Schluck ſelbſtgemachten Cyder **).

— So. Doch keinen Branntwein?

— Bewahre der Himmel.

Die Dame ſteht auf, macht die Runde im Zimmer, ſieht und riecht in alle Töpfe, Krüge und Flaſchen die ſie findet, und ſetzt endlich raſch ein Glas, an dem ſie gerochen, wieder auf das Kamin, von dem ſie es genommen.

— Pfui, das ſtinkt ja doch nach Branntwein.

— Mein Gott! Madame, Sie irren ſich, ſagte die Frau betroffen, das kann nicht ſeyn ...

— Ja, liebe Mutter, fiel ihr das jüngſte Mädchen ins Wort, es iſt das Glas in dem der Vater vorgeſtern für einen Sous Cognak holen mußte, als ihm ſo übel nach den kranken Kartoffeln wurde.

— Ach ja, Madame, jetzt entſinne ich mich, ſagte die Frau mit zitternder Stimme.

— Höre Sie, gute Frau, wenn Sie mich belügt, und ich dahinter komme, daß Ihr Euch dem Trunk ergebt, dann iſt es aus mit uns. Ich kenne nichts Abſcheulicheres als das Laſter des Trunkes und die Unmäßigkeit. Ein Menſch der nach Branntwein riecht, kann mich in Ohnmacht fallen machen, darum darf mir auch nie ein Arbeiter vors Geſicht, und ſchon ein paar Dutzend Bedienter jagte ich weg, weil ſie Morgens einen Schnaps tranken; richtet Euch alſo darnach.

Die Dame fuhr noch eine Weile mit ihrer derben Straf- und Sittenpredigt fort, und examinirte dabei alle Winkel, viſitirte einen alten Kaſten den ſie leer fand, fragte noch wann man des Morgens aufſtehe, zu welcher Zeit man ſich des Abends nieder-

*) In Paris wird in der Regel alles Waſſer, da es aus der Seine kömmt, in den Häuſern durch ſogenannte Fontainen filtrirt.

**) Ein Getränk, das ſich die armen Leute von Waſſer, welches ſie über dürre Aepfelſchnitzen gießen, ſodann einige Tage ſtehen und gähren laſſen, machen. Die Flaſche kömmt etwa auf einen halben Sous.

lege, gab endlich den Kindern ſo wie der Mutter jedem einen Semmelweck, den ſie aus einem Papier nahm das der Bediente hatte, zog hierauf ihren Beutel, reichte der Frau ein zehn Sousſtück nebſt einem kleinen Päckchen, indem ſie zu ihr ſagte:

— Dies läßt Euch der Wohlthätigkeitsverein des .... Quartiers zukommen, und hier lege ich noch fünf Sous darauf. Ich will hoffen daß Ihr erkennt was man für Euch thut, ſeyd ſparſam und mäßig, ich werde Erkundigungen einziehen, und kann ich damit zufrieden ſeyn, ſo ſeht Ihr mich in vier bis ſechs Wochen, wenn es meine Zeit erlaubt, wieder *).

Die Dame will abtreten, als ſich die Thüre öffnet, und ein Junge in einer Halbblouſe mit einem Billet in der Hand herein ſtürzt, und die Dame faſt über den Haufen rennt.

— Bin ich hier recht bei der Frau des Tagelöhners P.?

— Ja, mein Sohn, was habt Ihr?

— Hier ein Schreiben von Euerm Mann.

Die Frau nimmt dem Knaben das Billet ab, liest es, und läßt es mit dem Ausruf: großer Gott, das fehlt uns noch! fallen, und ſinkt bewußtlos auf einen Stuhl nieder.

Die Dame gibt dem Bedienten einen Wink, der das Papier aufhebt und es ihr überreicht, ſie liest:

Liebe Frau!

Soeben wurde ich durch einen Garde-de-Commerce verhaftet und ins Schuldgefängniß abgeführt; der dicke Fleiſcher, dem wir noch die 53 Franks für Suppenknochen ſchulden, als unſerer Betty nach ihrer letzten Krankheit Fleiſchbrühen verordnet wurden, um ſich wieder zu erholen, ließ mich ſetzen. Gott wolle Dir und den armen Kindern helfen, mich muß mein Creditor, wenn auch ſchlecht genug, nähren.

— Wie, liederliche Schulden machen, Bier und Branntwein ſaufen, ſoll man da nicht alles Mitleid abſchwören, rief die Dame aus, mich habt ihr geſehen! (Es iſt doch lauter Lumpenpack, das Bettelvolk).

Sie entfernte ſich, von ihrem Bedienten gefolgt, im höchſten Zorn.

*) Wer vielleicht glaubt daß dieſe Schilderung übertrieben iſt, der ſuche einmal einem ſolchen Armenbeſuch, beſonders von den ſogenannten Frommen, beizuwohnen.

Die Scene veränderte ſich abermals, und man erblickte ein geräumiges Gemach, das Berathungszimmer einer verſammelten Jury darſtellend, die über einen des Raubmords angeklagten Verbrecher ihr entſcheidendes ſchuldig oder nicht ſchuldig ausſprechen ſollte. — Die Geſchwornen waren eben eingetreten und begannen ihre Berathungen.

— Meine Herren, ſagte der Chef derſelben, nachdem alle Platz genommen hatten, es iſt wohl Keiner unter uns, der noch den mindeſten Zweifel an der Schuld des Angeklagten hegen könnte; nach all den Beweiſen die uns vorgelegt wurden, ſowie nach den Ausſagen der Zeugen, iſt dieſer Durand, trotz ſeiner frommen und ſcheinheiligen Miene, ſeiner ſanften, ſüßen Sprache, und den Verſicherungen der Entlaſtungszeugen, derjenige, der den verruchten Raubmord an dem unglücklichen Fournier verübt hat. Was mich anbelangt, ſo ſtehe ich keinen Augenblick an, auf Ehre, Pflicht und Gewiſſen vor Gott und den Menſchen das ſchuldig über dieſen Heuchler auszuſprechen! welcher von Ihnen könnte anderer Meinung ſeyn?

— Wohl keiner, riefen mehrere Stimmen.

— Ein Wort, meine Herren, ſprach ein ſchon ältlicher, ſehr gelaſſen ſcheinender Mann. Auch ich muß eingeſtehen, faſt die moraliſche Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten zu haben, doch ſo ſehr ſich auch alle Umſtände vereinigen, die Schuld deſſelben zur höchſten Wahrſcheinlichkeit zu machen, ſo iſt dies doch immer noch keine Gewißheit, und der Fall ſeiner Unſchuld eine Möglichkeit und denkbar.

— Bah! fiel dem Sprecher ein etwas choleriſcher Mann ins Wort, wie mögen Sie nur noch den mindeſten Zweifel hegen; nach all dem was wir gehört und geſehen, muß der Kerl der Mörder ſeyn, dies iſt ſo klar wie das Sonnenlicht. Man lieſt ſeine Schuld in ſeinen Augen.

— Herr Sellier hat Recht, ſtimmten ihm mehrere der Geſchworenen bei, klar iſts, daß dieſer Sanftmuth heuchelnde Menſch der Mörder iſt, er und kein Anderer.

— Indeſſen ſchienen ſelbſt der Präſident und der Generalprokurator an die mögliche Unſchuld des Angeklagten zu glauben, wenigſtens ließen die an uns gerichteten Worte des Letztern ſo etwas vermuthen, ſagte der ältliche Mann.

— Die haben Sie ganz mißverſtanden, meinte der Choleriſche,

und ich begreiſe nicht wie man einem Mörder das Wort reden kann, ſetzte er zornig hinzu.

— Herr Sellier hat vollkommen recht, ſagte der Chef der Jury. Fünf Perſonen haben in dem Angeklagten den Menſchen erkannt, der an jenem unheilvollen Tage in der Schenke zum Wolf mit blutigen Fingern geſehen wurde, von der Gegend herkommend, in welcher man einige Stunden darauf den ermordeten Leichnam Fourniers fand, und der nach einer kleinen Viertelſtunde auf dem Pferd des Ermordeten davonjagte.

— Aber drei andere Zeugen, die ſich ebenfalls in der Schenke befanden, behaupteten, daß Durand ein weit helleres Haar habe als jener, der etwas gehinkt, obgleich ſie eine große Aehnlichkeit mit demſelben eingeſtanden.

— Was will dies auch ſagen, ein etwas helleres Haar, man darf nur im Licht ſitzen, ſo ſcheint jedes Haar ſogleich heller. Ich für meinen Theil ſtimme für das unbedingte ſchuldig.

— Damit bin ich einverſtanden, wenigſtens ſollte man bei nur einigermaßen zweifelhaften oder nicht ganz klar erwieſenen Thatſachen, ſo oft es ſich um Leben und Tod handelt, immer die mildernden Umſtände eintreten laſſen. Ich kann nicht ohne Schauder an die Möglichkeit denken, mit die Urſache an dem Tode eines Unſchuldigen zu ſeyn, aus dem Kerker, von den Galeeren iſt im Fall der Unſchuld immer noch Rettung und wenigſtens theilweiſes Gutmachen möglich, wer aber kann von den Todten auferwecken? Meine Herren, denken ſie an Jean Calais, an Lescure, an ſo viele andere, über welche die Jury ihr tödtliches ſchuldig ausſprach, und deren Unſchuld ſich ſpäter erwieſen, an die drei armen Teufel, über die vor kaum einem Jahr eine belgiſche Jury, als des Raubmords angeklagt, das Todesurtheil ſprach, welches der König glücklicherweiſe in lebenslängliche Kettenſtrafe verwandelte; drei Monate darauf kam ihre Unſchuld ſonnenklar an den Tag, da man die wahren Mörder eingefangen hatte, die dann auch bald ihre verruchte That mit allen Nebenumſtänden eingeſtanden... Ich ſtimme für ſchuldig mit mildernden Umſtänden.

— Und ich erkläre den Angeklagten für ſchuldlos, ſagte ein anderer Geſchworner.

— Auch ich, ſtimmte ein dritter.

— Nein, das iſt zu toll, meine Herren, fiel jetzt wieder der choleriſche Mann ein. Wird denn in Frankreich noch nicht genug

gemordet und geraubt! Man iſt kaum ſeines Lebens mehr ſicher; alſo muß man nach ihrer Meinung, meine Herren, der That beigewohnt haben, um überzeugt zu ſeyn. Erſt geſtern haben die Journale wieder drei Morde berichtet, und —

— Und heute widerrufen, fiel ihm der ältliche Mann ins Wort. Sie wiſſen, wie viel dieſe Lügenzeitungen täglich erfinden um ihr Blatt pikanter zu machen, und auf einen Widerruf kömmt es ihnen nicht an.

— Sie hätten ſich beſſer zum Advokaten und Vertheidiger des Mörders als zur Jury gepaßt, zum Glück kommt es hier nicht auf Sie an, und ſich zu den andern wendend, fuhr der Vertheidiger höchſt aufgeregt fort: Ich bitte Sie, meine Herren, ſprechen Sie ſich aus; iſt Durand ſchuldig oder nicht? — Ich bin überzeugt, die große Mehrzahl unter Ihnen hat ſo viel geſunden Menſchenverſtand, um einzuſehen daß dieſer Durand des angeklagten Mordes ſchuldig iſt.

Und ſo fuhr der Mann fort, ſeine Meinung in einem faſt befehlenden Tone den Uebrigen aufzudringen, von denen die meiſten nicht im Stande waren eine eigene Meinung zu haben, ja kaum ein Wort hervorzubringen vermochten, und einige unter ihnen nicht einmal ihren Namen ſchreiben konnten.

Mit einer Mehrheit von ſechs Stimmen, alſo von neun Mitgliedern der Jury, wurde über den des Raubmords Angeklagten das unbedingte ſchuldig ausgeſprochen; die, welche wenigſtens für die mildernden Umſtände waren, hatte der choleriſche Mann überſchrieen.

Die Scene verwandelte ſich nun in den Richtplatz, und man ſah den zum Tode verurtheilten Durand, auf dem Schaffot noch ſeine Unſchuld betheuernd, den tröſtenden Prieſter von ſich ſtoßend, guillotiniren.

Kaum war der Kopf des Unglücklichen gefallen, als man unter der gaffenden Menge den Ausruf vernahm: „Haltet ein, ich bin der Mörder!“ und bewußtlos ſtürzte das Individuum, welches dieſe Aeußerung gethan, nieder.

Der Menſch hatte, wie es ſich bald erwies, nur zu wahr geſprochen.

Noch führte man dem Publikum die herzzerreißende Scene der Verzweiflung der hinterlaſſenen Gattin und drei unerzogener Kinder des Hingerichteten vor. Die Rolle der Erſtern ſpielte die Rachel wahrhaft hinreißend gräßlich.

Das Publikum erhielt nun ſeine Bewegungs= und Redefreiheit wieder.

— Ein recht abgeſchmacktes Stück! ertönte es von den meiſten faſhionablen Plätzen.

— Kein Sinn, kein Zuſammenhang, ſprachen Andere.

— Aber ganz aus dem Leben gegriffen und wohl zu beherzigen, meinte man in den höhern Regionen.

Hierauf begann das neue Stück, in welchem Rachel die Jungfrau machte.

Michel und der Hinkende wollten dieſer Vorſtellung nicht beiwohnen und entfernten ſich.

Nach beendigtem Theater begab ſich der königliche Commiſſair zu dem Direktor des français, und fuhr ihn mit den Worten an:

— Was ins Teufelsnamen fiel Ihnen ein, Herr, ein ſolches Stück wie das, das nach dem Tartüffe folgte, das nicht angekündigt war und die Cenſur nicht paſſirt hatte, und von dem auch keine Proben gehalten wurden, aufführen zu laſſen! Sie werden ins Teufels Küche kommen!

— Herr Commiſſair, ich bin ſo unſchuldig an demſelben wie das Kind in Mutterleibe, und zittere ſelbſt noch am ganzen Körper: das muß ein Blendwerk, ein Spiel des Teufels geweſen ſeyn.

VIII.

Zweite Höllenreiſe; Generalmuſterung der Verdammten. — Die deutſchen Auswanderer in Havre.

Wie der Leſer ſchon längſt bemerkt haben wird, läßt es unſern Michel nirgends lange ruhen noch raſten, und ſchon würde er dem Himmel ſelbſt einen Beſuch abgeſtattet haben, wenn ſeinem unzertrennlichen Reiſegefährten der Weg dahin nicht verſchloſſen und der Eingang zu demſelben vom heiligen Petrus nicht noch hundertmal gewiſſenhafter bewacht wäre, als der der verbotenen Waaren in die Staaten des Zollvereins oder nach Frankreich, und der der gefährlichen Bücher nach Oeſterreich oder Rußland. — Da er den Himmel nicht beſuchen durfte, ſo tröſtete er ſich mit der Hölle, und beſchloß eine zweite Fahrt in dieſelbe zu machen und die weiteren Merkwürdigkeiten derſelben in Augenſchein zu nehmen.

Diesmal fuhren unſere Geſellen durch den Veſuv in das ſchreckliche Reich der Verdammten, in dem Michel nicht minder freundſchaftlich als das Erſtemal aufgenommen und ſogar zur großſataniſchen Familientafel gezogen wurde, eine mindeſtens eben ſo große Auszeichnung als eine Einladung zur Tafel der Königin von Spanien zu erhalten. Er freute ſich des Wiederſehens der liebenswürdigen Prinzeſſinnen Sataniella, Diavolina, Cornalina ꝛc., denen er ehrerbietig die Hände küßte, und ſich dann nach aufgehobener Tafel anſchickte mit ſeinem Begleiter und mit allerhöchſter Bewilligung eine Spazierfahrt durch das Reich der Hölle zu machen, wozu ihm Papa Großſatan ſogar eine ſeiner achtundvierzigſpännigen Hofequipagen zur Verfügung ſtellte; die Stelle der Pferde vertraten koloſſale, feuerſprühende und gehörnte Fledermäuſe. An den Pforten des Quallandes angekommen, ſpie ein tauſendrachiges Ungeheuer, das hier die Dienſte der Zollwächter verſah

und das Ein- und Ausſchmuggeln verbotener Waaren hinderte, einen glühenden Schwefelregen aus allen ſeinen Rachen. Der Hinkende verwies das Unthier jedoch durch einen Krückenſchlag zur Ruhe. Jetzt fuhren oder vielmehr ſchwebten, denn der Wagen ruhte auf Feuerwolken, unſere Reiſenden über einer unabſehbaren, dunkelglühend beleuchteten Fläche, über welcher ſich ſchwarzrothe Wolken thürmten, unter ihnen aber ſtürmte, brauste, heulte, ſauste und wüthete es, daß Donnergebrüll Kindergewinſel dagegen ſchien. Da lagen zu ihren Füßen die unendlich ſcheinenden Thäler, Abgründe, Kluften, Meere, Seen, Felſen und Klippen der gräßlichſten Straf- und Qualorte der Verdammten. Blutrothe und goldgelbe, ſilberweiße und fahlgrüne Wellen thürmten ſich berghoch, und das ganze ſchreckliche Durcheinander glich den Rieſentrümmern eingeſtürzter Welten; aus Tauſenden von Vulkanen entſtiegen giftige Dämpfe, und ein hölliſch ſtinkender Qualm bildete ſchwarze, blitzſchwangere Wolken, aus denen ſich Feuerregen entluden. In beſtändig bebender Erſchütterung waren Berge, Felſen und Boden, und Alles ſchien in ewigem Aufruhr; brüllend heulende Stürme durchſausten die bald glühenden, bald eiſigen Lüfte unaufhörlich, und ſchleuderten Alles zu zertrümmern drohende Felsſtücke und Berge einher; das Getöſe war ſo betäubend, Schwefel, Aſche, Gluthſand, Feuerregen bildeten ein ſolches Chaos, daß deren Schrecken keine ſterbliche Feder zu ſchildern vermag.

In dieſen endlos ſcheinenden Regionen des furchtbarſten Jammers, des Wehes und der gräßlichſten Qualen, von denen Friede und Hoffnung in alle Ewigkeit entſchwunden, und welche der Sitz grenzenloſer Verzweiflung waren, grenzenlos wie der ganze Schauerort, ertönte das Wehgeheul und Gewinſel der Verdammten ohne Aufhören.

Jetzt ſchwebten die beiden Höllenreiſenden mitten über einem dampfend ſprudelnden Blutmeer, zu dem ſie ſich hinabſenkten, und in das Michel, trotz ſeinem feuer- und höllenfeſten Körper, doch nicht ohne einige Bangigkeit und Angſt zu blicken vermochte. — Bald entdeckte er zahlloſe Menſchenleiber, die aus demſelben hervorragten, aber entſetzlich anzuſehen waren, denn alle waren geſchunden und hautlos. Vielen von ihnen reichte das kochend ſchäumende Blut bis an die Unterlippe, andern dagegen benetzte es kaum die Fußſohlen, und ſo ſtieg es ſtufenweiſe mathematiſch in Linienbreite abgemeſſen an den verſchiedenen Körpern hinauf, die jedoch

nicht höher geſchunden waren, als das Blut ſtieg; nur denjenigen war die Haut auch noch vom Kopf und Geſicht gelöst, über deren Häupter die ſiedenden Blutwellen zuſammenſchlugen, und denen das Blut auch in den weit geöffneten Mund ſtrömte.

— Dies iſt das Meer der Mörder, erklärte Asmodi ſeinem Schützling, in welchem Meuchel-, Raub- und andere Mörder ihre ſchwarzen Thaten in alle Ewigkeit büßen müſſen.

Alle in demſelben ſchwimmenden Verdammten umgaben in 99 nach ihrer Entfernung ſich immer mehr ausdehnenden Kreiſen den Mittelpunkt dieſes Blutmeers, aus dem ein dicker ſchwarzer Schundkopf ganz allein hervorragte, über den jeden Augenblick eine ſiedende Blutwelle ſchlug, die ihn zu verſchlingen drohte, während ihm das Blut unaufhörlich in den Mund ſtrömte.

— Wer iſt denn dieſer ſchreckliche Dickkopf dort, fragte Stürmer ſeinen Führer, um den ſich alle anderen im Kreiſe drehen?

— Das iſt der erſte aller Mörder und Brudermörder, der abſcheuliche Cain, antwortete Asmodi. Er bildet das Centrum des Blutmeers; ſeine Strafe iſt die ſchrecklichſte, weil er die kaum erſchaffene Erde zuerſt mit Bruderblut tränkte, und ſo der Vater des Mordes ward. Sämmtliche hier verdammte Mörder betrachten und verwünſchen ihn als den Urheber ihrer Marter, während ohne ſein Beiſpiel ſie ihre Hände nie mit dieſer Todſünde befleckt haben würden.

Vater-, Mutter-, Gatten- und Geſchwiſtermörder, fuhr Asmodi fort, ſind alle die, denen Du mit geſchundenen Geſichtern das Blut in die Mäuler ſtrömen ſiehſt; ſie bilden den nächſten Kreis um den Cain. Das Blut dieſes Kreiſes, das ihre geſchundenen Leiber umſtrömt, hat den höchſten Grad der Hitze, der nur um etwas weniges noch von dem Centrum, in dem der Urvater des Mordes ſiedet, übertroffen wird. — Unter ihnen erblickſt Du auch gar manches gekrönte und tonſirte Haupt, Fürſten und Könige, denen Bruder- und Vatermord ein Spiel war, um ſo gebrechliche Dinge, wie Throne und Kronen auf Erden ſind, ein paar Jahre früher zu beſteigen und zu beſitzen. —

Dort der geſchundene Furienkopf im erſten Blutkreis, der ein ſo kreiſchendes Schmerzgeheul ausſtößt, das iſt Tullia, des Servius, des ſechsten Königs von Rom unnatürliche Tochter, die ihrem Kutſcher bei ihrem fürchterlichſten Zorn befahl, über den Leichnam des auf ihre Veranlaſſung ermordeten Vaters zu fahren, ſo daß

ſie über und über mit deſſen Blut beſpritzt wurde; zehn Schritte von ihr ſiedet ihr Gatte Lucius Tarquinius. Beide waren nicht nur Vatermörder, ſondern auch Gatten- und Geſchwiſtermörder, Giftmiſcher und Ehebrecher. Dort heult, einige Schritte von ihnen, der Gründer der Stadt, die ihr kurzſichtigen Sterblichen die ewige nennt, Romulus, der ſeinen Bruder Remus erſchlug.

— Aber wer iſt denn der, der dort etwas weiter links mit dem ſpitzigen Schundkopf und den Kalmückenaugen hervorragt? fragte Michel ſeinen hölliſchen Cicerone.

— Dies war der chineſiſche Kaiſer Hant-ſo, der durch den Mord ſeines Wohlthäters und Beſchützers, welcher Vaterſtelle an ihm vertreten, den chineſiſchen Thron uſurpirte und eine Reihe von Jahren China tyranniſirte; aber endlich wurde dem Mörder und Thronräuber von von dem herangewachſenen Sohn des ermordeten Kaiſers Ti-ſiang, dem Chao-kang der verdiente Lohn.

— Und der, welcher dicht neben ihm die ſiedenden Blutmaſſen verſchlingt? —

— Das iſt ein anderer chineſiſcher Uſurpator und Brudermörder, der Kaiſer Tſchui-chu, der auch alle Geſchichtſchreiber hatte ermorden laſſen die ſich unterfingen über ſeine Unthaten und Grauſamkeiten zu berichten. Er wollte dadurch verhindern, daß ſeine Schandthaten bekannt werden und auf die Nachwelt kommen ſollten, eben ſo vergebliche als lächerliche Bemühungen; andere Hiſtoriker, die ſein ohnmächtiger Arm nicht erreichen konnte, malten des Ungeheuers ſcheusliche Verbrechen mit deſto grellern Farben, und er iſt in den chineſiſchen Jahrbüchern als einer der gräßlichſten Wüthriche dieſes Reichs bezeichnet.

— Und dort, der mit den ſo grimmig verdrehten Augen?

— Das iſt der römiſche Kaiſer Caracalle, der ſeinen guten Bruder Geta in den Armen ſeiner Mutter ermordete.

— Und jener, deſſen Wuthgeheul noch einen ſo unbändigen Zorn verräth und der mit drohenden Blicken um ſich zu werfen ſcheint?

— Ha, das iſt der große Conſtantin.

— Wie? er, der das Chriſtenthum zuerſt recht befeſtigte, deſſen großer Verbreiter und zweiter Begründer, ſo zu ſagen, auch der hier?

— Auch der.

— Sage mir, Asmodi, iſt es mir nicht vergönnt, dieſen oder jenen der Verdammten anzureden und zu befragen, ich hätte große Luſt, über ſo manche Dinge Aufſchluß zu erhalten, die mir bei

dem Studium der Geſchichte dunkel geblieben ſind, und würde dadurch vielleicht meine Menſchenkenntniß bereichern.

— Schwerlich, doch frage immerhin, dies iſt Dir vergönnt, und noch mehr, da Du unſerm Reich und beſonders mir ſo große Dienſte erwieſen haſt; durch Deine Fürbitte beim Papa Großſatan könnte ſich dieſer vielleicht bewogen finden, die Qualen mancher Verdammten zu mildern.

Michel näherte ſich nun dem Verdammten, den ihm Asmodi als Conſtantin den Großen bezeichnet hatte, und ſprach zu demſelben:

— Ich muß geſtehen, daß es mich außerordentlich wundert, Ew. Majeſtät an dieſem Ort zu finden, da man ſie auf Erden der Seligkeiten des Himmels theilhaftig wähnt. Die Taufe reichte alſo nicht hin, eure Verbrechen abzuwaſchen und euch den Qualen der Hölle zu entziehen?

— Leider nicht, wie ihr ſehet, antwortete Conſtantin mit einem tiefen Seufzer.

— Und eure Mutter, die heilige Helena, vermochte nicht, euch durch ihre Fürſprache zu retten?

— Ach! auch ſie ſchmachtet in den Phulen der Hölle, die Strafe der Ehebrecherinnen erleidend.

— Iſt's möglich. — Doch ich erſuche Ew. Majeſtät, mir offen und ohne Rückhalt die Beweggründe eurer Verbrechen und Handlungen mitzutheilen, vielleicht bin ich im Stande, eurer Strafe Linderung auszuwirken, wenn ſich mildernde Umſtände vorfinden.

Conſtantins Züge erheiterten ſich ein wenig, und er ſprach tief ſeufzend: Ungemeſſener Ehrgeiz und Herrſchſucht waren die Beweggründe und Triebfedern meiner Handlungen und Verbrechen. Ihr wißt, daß ich mich durch 6000 deutſche, galliſche und brittiſche Soldaten zum Kaiſer ernennen ließ. Dieſe, ohne die Einwilligung des römiſchen Volks und Senats gemachte Ernennung, wurde durch den Sieg über den Maxentius gültig, und ich beſtieg den durch Mord beſudelten Thron. Abſcheulicher Vatermörder, ließ ich die beiden Licinius, den Mann und den Sohn meiner Schweſter ermorden, weil ich fürchtete, von ihnen verrathen zu werden, ſodann ließ ich mein eignes Weib, die Kaiſerin Fauſta, im Bad erſticken, da ich auch von ihr Verrath und Untreue, daß ſie mir nach dem Leben ſtreben könnte, fürchtete. Indeſſen begannen dieſe wie noch andere Verbrechen, da ich ſelbſt meine Kinder in meinem unſeligen

Mißtrauen gegen Alles, was mich umgab, nicht verſchonte, mich gewaltig zu beunruhigen, und Schreckgeſpenſter verfolgten mich allenthalben, ſo daß ich weder bei Tag noch bei Nacht mehr einen ruhigen Augenblick hatte. Ich befragte die Hohenprieſter meines Reichs, welche Opfer ich den Göttern bringen müſſe, um meine Verbrechen zu ſühnen. Aber mit Abſcheu wurden meine Opfergaben zurückgewieſen, und der Hierophant ſprach die Schreckensworte aus:

„Weg von hier mit den Vatermördern, denen die Götter niemals vergeben.“

Aber ein chriſtlicher Prieſter verſprach mir Verzeihung, wenn ich die Sünde meiner Verbrechen in dem Waſſer der heiligen Taufe abwaſchen würde, und ich wurde ein Chriſt. Nun verließ ich Rom und ſchlug meine Reſidenz zu Conſtantinopel auf, begünſtigte vor allem die Diener meiner neuen Religion die jetzt ebenfalls begannen vom Teufel des Ehrgeizes beſeſſen zu werden; von mir beſchützt und der Strafloſigkeit gewiß, warfen ſie die Gattin des Maxentius in den Orontes, erwürgten deren Verwandte, und begannen allenthalben ſcheusliche und blutige Handlungen der Rache und der Herrſchaft zu verüben, ermordeten anders glaubende Beamte in Egypten und Paläſtina, und erſäuften Diokletians Wittwe und deren Tochter in dem Meer. Aus den lang Verfolgten wurden die wüthendſten Verfolger, aus den Unterdrückten die grauſamſten Unterdrücker. Zu meiner Beruhigung und zur Befeſtigung meines neuen Glaubens verſammelte ich das Concilium zu Nicäa, verbannte ich den Arius, rief ihn zurück, verbannte den Athanaſius, und ſtarb endlich in den Armen des Hauptes der Arianer, nachdem ich mich erſt auf dem Todtbett hatte taufen laſſen, um deſto ſicherer den Qualen der Hölle zu entgehen, und ſo auch die noch bis dahin begangenen Sünden abzuwaſchen. Aber ach! alles war vergeblich, kaum hatte mein Körper den letzten Hauch ausgeſtoßen, als die gekrallten Diener Satans meine Seele in Empfang nahmen; ich hatte gut proteſtiren, mich auf die Verheißungen der chriſtlichen Prieſter berufend, ein hölliſches Hohngelächter war die ganze Antwort, die ich erhielt, nur eine Stimme rief mir zu: Tröſte Dich, Deinen Prieſtern ſteht gleiches Schickſal wie Dir bevor, ſie entgehen uns eben ſo wenig! und in der That habe ich mich überzeugt, daß die meiſten derſelben der Leiden der Hölle theilhaftig geworden ſind, nur einige derſelben werden, ich weiß

nicht warum und aus welchem Grund, bisweilen zu den großſatanischen Hoffeſten gezogen.

— Was hat das für eine Bewandtniß? fragte Michel den Hinkenden.

— Dieſe Auszeichnung widerfährt nur denen, die ſich ganz beſondere Verdienſte für die Bevölkerung unſers Reichs erworben haben, antwortete Asmodi, und das hat Kaiſer Conſtantin nicht, er ſorgte nur für ſein Intereſſe.

— Ich muß Ew. Majeſtät geſtehen, verſetzte Michel, daß ich in den Geſtändniſſen, die ſie mir gemacht, wenig Grund zu mildernden Umſtänden finde, es müßte denn die Schwäche ſeyn, die ſie gezeigt, indem ſie ſich dem Einfluß ſchlauer Prieſter hingab und deren Ausſagen zu großes Vertrauen ſchenkte. Je nun, wir wollen ſehen was ſpäter zu thun iſt.

— Wer ſind den dort drüben dieſe beiden heulenden weiblichen Furiengeſichter, die ſich trotz allen auszuſtehenden Qualen ſo grimmig giftige Blicke zuſchießen, fragte Stürmer ſeinen Gefährten, ſich von Conſtantin wegwendend.

— Dies ſind die Königinnen Fredegonde und Brunhilde, antwortete Asmodi.

— Ach! da laß uns zu ihnen, ich bin lüſtern ein Wort mit dieſen Megären zu ſprechen.

— Nach Gefallen.

Michel ſchwebte nun zu dieſen beiden gekrönten Unholdinnen und wandte ſich zuerſt gegen Fredegonde, die er ebenfalls aufforderte, ihm offen, freimüthig und ohne Rückhalt einen wahrhaftigen Abriß ihrer Lebensgeſchichte und ihrer Verbrechen mitzutheilen, mit dem Verſprechen, auch ihre Leiden zu mildern, wenn es die Umſtände geſtatteten.

Schwer nach Blut ſchnappend, ſprach die ehemalige Königin von Neuſtrien:

Ich war von niederer Herkunft und hatte es dem vertrauten Verhältniß, in dem ich mit einem der Hofbedienten des Königs Chilperich ſtand, zu verdanken, daß ich bei der Königin Anduera, Chilperichs Gattin, als Kammerfrau angeſtellt wurde. Bald bemerkte mich der König, und meine etwas kräftige, athletiſche Schönheit erweckte ſeine Lüſternheit um ſo mehr, da, als ich wahrnahm daß er ein Auge auf mich geworfen, ich alle weiblichen Künſte ſpielen ließ, um ihn durch dieſe üppigen Formen, Stellungen und

alle Mittel einer wilden Libertinage noch mehr anzureizen ſuchte. Dies konnte bei einem Barbaren, dem phyſiſche Kraft über Alles ging, nicht fehl ſchlagen. Der König verliebte ſich in allem Ernſt in die heroiſche Geſtalt der Kammerfrau ſeiner Gattin, zog ſie aus ihrer Verborgenheit, machte ein Hoffräulein und die beſtändige Begleiterin Anduera's aus ihr. Ich verſtand es aber nicht allein den König zu beherrſchen, ſondern auch deſſen Gattin, ein gutmüthiges aber ſchwaches Geſchöpf, war ganz in meinen Netzen gefangen, und bald nahm der Wunſch, deren Stelle auch auf dem Thron einzunehmen, ſo wie ich ſie ſchon im Bett eingenommen hatte, bei mir überhand. Als die Königin mit ihrem vierten Kind ſchwanger ging, wußte ich ſie, wohlwiſſend daß die Kirche bei aller geiſtigen Verbindung die fleiſchliche Vermiſchung verbot, ohne große Mühe zu bereden, daß ſie ſelbſt die Pathin ihres Kindes wurde, wozu ſie ſich auch ohne alles Mißtrauen verſtand, und ohne die Schlinge zu ahnen, die ich ihr dadurch legte; ſo zerriß ſie ſelbſt das eheliche Band, das ſie an Chilperich knüpfte. Dieſer, vollkommen mit mir einverſtanden, ermangelte nicht, aus einem Feldzug gegen die Sachſen heimkehrend, während welchem die Königin niedergekommen und das Kind getauft worden war, dieſes gegen die Gebote der Kirche begangene Vergehen zum Vorwand zu nehmen, um ſeine Ehe mit Anduera, trotz deren Bitten und Thränen völlig aufzuheben. Mutter und Tochter wurden auf ſeinen Befehl in ein Kloſter eingeſperrt, in dem ſie ſpäter beide umkommen ſollten. Bis dahin hatte ich meine Seele noch mit keinem Mord beſudelt; da jedoch der König ſich noch keineswegs willig zeigte, Krone und Thron mit mir zu theilen, und ich fürchtete, das Geſchehene möchte ihn reuen und er die verſtoßene Gattin wieder zu Gnaden aufnehmen, ſo ließ ich beide mit Hülfe eines mir ganz ergebenen Pfaffen, dem ich dafür den Preis meiner höchſten Gunſt verſprach und ertheilte, Mutter und Tochter im Kloſter vergiften. Lüge und Verleumdung aber iſt es, daß ich, wie der Geſchichtſchreiber Mezerai berichtet, beide noch vor ihrem Tode durch meine Knechte habe nothzüchtigen laſſen, und wie ein alter Chronikenſchreiber hinzufügt, hinter einem Vorhang verſteckt Zeuge dieſes Schauſpiels geweſen ſey, um meine Geilheit durch daſſelbe noch zu ſteigern. Es bedurfte deſſen nicht.

Aber noch gelang es mir nicht, meinen ſehnlichſten Wunſch, Königin zu werden, in Erfüllung gehen zu ſehen. Athanagildus,

König der Wiſigothen, Brunhildens Vater, hatte eine zweite Tochter, Galſuinte geheißen, deren reiche Mitgift Chilperichs Habſucht reizte, und die er zur Ehe begehrte, trotz den Einwendungen der Mutter, die eine Ahnung von dem Schickſal, das ihre Tochter erwartete, haben mochte, erhielt er deren Hand. Athanagildus, dem Chilperichs Geiz bekannt war, ſandte dieſem ſeine Tochter mit einem Gefolge und mehreren mit Gold und reichen Schätzen beladenen Wagen, hatte aber die Bedingung geſtellt, daß Chilperich ſchwören müſſe, die Prinzeſſin niemals verſtoßen oder zurückſchicken zu wollen. Der König leiſtete den verlangten Eid, die Hand auf heilige Reliquien legend, vor den Abgeſandten des Vaters der Braut, und hielt Wort. In der That wurde Galſuinte weder verſtoßen noch zurückgeſandt, ich, die ich mich fortwährend ſeiner Umarmungen zu erfreuen hatte, denn nur in meinen Armen empfand der König die höchſten Freuden der Wolluſt, ich wußte ihm dieſen Meineid zu erſparen. In einer jener milden Nächte, deren ich ſo manche mit ihm zugebracht, mußte er mir, von Wein und Wolluſt trunken, verſprechen, daß im Fall Galſuinte ſtürbe, ich den Thron mit ihm theilen würde....

Einige Tage nach dieſer Nacht, es war im Jahr 568, ließ ich und nicht Chilperich, wie einige Geſchichtſchreiber fälſchlich berichten, die unglückliche Galſuinte durch einen meiner Vertrauten, den ich gleichfalls beglückt hatte, in ihrem Bett erſticken, und ihr, um ihres Todes gewiß zu ſeyn, zu wiederholten Malen einen Dolch in die Bruſt ſtoßen, worauf ich mich, im höchſten Entzücken die blutende Bruſt in ihren Blößen ſchauend, dem noch triefenden Mörder Preis gab. Sodann holte ich den König herbei, zeigte ihm die Leiche und erinnerte ihn an ſein Verſprechen.... er hielt Wort, und ich hatte endlich das Ziel, nach dem ich ſo lange gerungen, erreicht, und Thron und Krone wurden mir zu Theil. Aber lange ließ man mich dieſes Glück nicht in Frieden genießen. Der König von Auſtraſien, Sigisbert, und Brunhilde, die Schweſter der Gemordeten, fielen an der Spitze eines Heeres in Frankreich ein, verwüſteten und verheerten das Land mit Feuer und Schwert, und das unglückliche Volk mußte mit Hab und Gut meine Miſſethaten büßen. Von ſeinen Unterthanen, die er mit Steuern und Abgaben erdrückt hatte, verlaſſen, ſuchte Chilperich ſein Heil in der Flucht, bei der ich ihn begleitete. Es blieb uns nur noch die feſte Stadt Tournai, in der wir uns einſchloſſen. Aber lange würden

wir hier den uns belagernden Streitkräften nicht widerſtanden haben und bald die Beute unſerer Feinde geworden ſeyn, wenn ich nicht durch Schlauheit, Liſt und Verrath uns aus dieſer fatalen Lage zu ziehen gewußt hätte. Es gelang mir, zwei junge Edelleute an dem Hof meines Mannes in mein Netz zu ziehen und ſterblich lüſtern nach meinen Reizen zu machen, ſo daß, in der Hoffnung den Genuß derſelben zu erlangen, ſie nicht mehr im Stande waren, mir etwas abzuſchlagen. Ich gab mich ihnen hin, nachdem ſie mir vorher einen fürchterlichen Eid hatten ſchwören müſſen, den uns belagernden Sigisbert zu ermorden. Drei Tage darauf war dieſer König nicht mehr unter den Lebenden. Hierauf nahmen unſere Angelegenheiten ſchnell eine andere Wendung, das Heer des von meinen Liebhabern ermordeten Königs von Auſtraſien hob die Belagerung von Tournai auf, und wir gelangten wieder in den Beſitz unſerer Staaten. Der Sohn des ermordeten Sigisbert war gefangen in unſern Händen geblieben; um auch Auſtraſiens Krone meinem Gatten zuzuwenden, wollte ich ihn tödten laſſen, aber die Agenten meiner Nebenbuhlerin Brunhilde, Sigisberts Wittwe und Galſuintens Schweſter, die um mich zu ſtürzen meinem Gemahl ſogar ihre Staaten und ihre Hand angeboten hatte, was ich jedoch zu hintertreiben wußte, verhinderte den Mord des jungen Prinzen, indem ſie ihn durch ihre Vertrauten nach Metz entführen ließ. Wir rächten uns indem wir uns der Schätze Sigisberts bemächtigten, und deſſen Wittwe in den Kerker zu Rouen werfen ließen. Brunhilde, der es nicht gelungen war meinen Gatten zu verführen, wandte nun alles an, deſſen Sohn Meroväus in ihren Netzen zu fangen. Der junge Prinz verliebte ſich ſo ſehr in die Reize ſeiner Muhme, daß, nachdem er deren Gunſt erlangt hatte, er auch ihre Hand begehrte. Dieſer unglückliche Sohn Anderas konnte mir niemals den Tod ſeiner Mutter verzeihen, und glaubte ſich am beſten rächen zu können wenn er ſeinen Haß und ſeine Rachegluth mit der der Brunhilde vereinigte. Aber ich wußte dieſer Rache zuvorzukommen indem ich den Meroväus den Händen des Henkers übergab, ebenſo wie den Biſchof Pretertat, der ihn mit ſeiner Muhme getraut hatte, indem ich ſeinem Vater glauben gemacht hatte, daß er deſſen Entthronung und Tödtung im Schild führe.

Noch war ein zweiter Sohn, Clovis genannt, übrig, den Chilperich mit Anduera gezeugt hatte, auch dieſer ging mit dem

Gedanken um, ſeine Mutter zu rächen, und unterfing ſich ſogar Drohungen gegen mich auszuſtoßen; ich beſchloß auch ſeinen Untergang; indeſſen war dies nicht ſo leicht, da ihn ſein Vater liebte, und ich mußte daher auf beſondere Mittel denken, ihn unſchädlich zu machen. Damals befand ſich das Reich durch gewaltige Naturereigniſſe in große Bedrängniß verſetzt, der Himmel überhäufte es mit Unfällen, ein unaufhörlicher Regen ſchien eine neue Sündfluth herbeiführen zu wollen, alle Ströme und Flüſſe traten aus ihren Ufern, Erdbeben und Peſt wütheten ſchrecklich in unſern Staaten, vom Himmel gefallene Feuer legten ganze Ortſchaften in Aſche, unſere Unterthanen raffte der Tod zu Tauſenden weg, ſelbſt meine Kinder ſtarben und der König war in Lebensgefahr. Dieſe Schrecken wußte ich ſchlau zu dem Untergang Clovis zu benutzen. Dieſer Sohn Anduera's, ſagte ich zu ſeinem Vater, iſt ſterblich in die Tochter einer mächtigen Zauberin verliebt, durch deren Hülfe und mit dieſer im Bund hat er all dieſes Unheil über Eure Staaten, über Eure Kinder und über Euch ſelbſt herbeigeführt; ſo belohnt Clovis die Liebe, die Ihr ihm bezeigt.... und ſein Haß hat ſich mit den Mächten der Hölle vereinigt, um Euch zu verderben. Der König ſchenkte meinen Ausſagen um ſo eher Glauben, da ſein Sohn von der ſchrecklichen Krankheit, die im Reich wüthete, verſchont geblieben war, welchen Umſtand ich beſtens zu benutzen verſtand, um ſeine Schuld um ſo wahrſcheinlicher zu machen, und dem König zu beweiſen, daß es die Macht der Zauberin ſey, die ihn vor allem Unheil bewahre. Der König ließ nun auf mein Begehren Clovis Geliebte, ein junges Mädchen, deſſen ganzes Verbrechen war, den Prinzen zu lieben, verhaften und ſo gewaltig mit Ruthen peitſchen, daß das Blut von ihren Schultern, ihrem Buſen, ihrem Rücken herabrann, und ſie ſo den Blicken einer wilden Soldateska ausgeſetzt wurde... Der Schmerz entriß ihr das Geſtändniß eines Verbrechens, von dem ſie keine Ahnung hatte. Ich ſelbſt warf mich zum Richter in letzter Inſtanz auf, befrage, verhöre, finde Clovis und ſeine Geliebte ſchuldig, und laſſe erſtern in ſeinem Gefängniß erwürgen, aber auf eine Art daß man glauben ſollte er ſelbſt habe ſeinem Leben ein Ende gemacht; die angebliche Zauberin aber übergab ich den Flammen eines Scheiterhaufens.

Trotz all dieſer Vorſicht war ich wegen meiner Zukunft nichts weniger als beruhigt; bei Chilperichs Tod würden deſſen Staaten

an jenen Sohn Sigisberts, König von Auſtraſien, der mir durch die Flucht entgangen war, heimgefallen ſeyn. Da er außerhalb dem Bereich meiner Rache und der ihr zu Dienſt ſtehenden Dolche war, ſuchte ich ihn zu einem Bündniß mit mir zu bereden, und trug ihm meine Freundſchaft an, ja ich machte ihm ſogar den Vorſchlag, ihm Chilperichs Erbſchaft zum Voraus zu ſichern. Aber dieſes Projekt ſchlug fehl, und ich beſchloß abzuwarten, bis der Zufall vielleicht eine Gelegenheit herbeiführen würde, auch dieſen Rachedurſt zu befriedigen. Ich vermählte jetzt meine Tochter Ragonte, welche die Peſt verſchont hatte, mit dem König der Gothen, und ſandte ſie in deſſen Reich, von fünfzig mit Schätzen beladenen Wagen begleitet, denen ich eine Schutzwache von 4000 Mann beigab. Aber dieſe reichen Geſchenke erregten die Habgier des Grafen Didier von Toulouſe, der die Schutzwache überfiel, in die Flucht ſchlug und ſich all dieſer Reichthümer bemächtigte. Ragonte ohne ſie, verlor in den Augen ihres Gatten ſchnell allen Reiz, und ſie kam an Chilperichs Hof, von Didier nicht nur beraubt, ſondern auch genothzüchtigt, zurück. Hier führte ſie ein ſehr ausſchweifendes Leben, das mir um ſo weniger gefallen konnte, als es oft ſtörend auf meine eigenen Intriguen wirkte, und als ich ihr deshalb Vorwürfe machte, war ſie unverſchämt genug, mir meine eigenen Ausſchweifungen vorzuhalten und mir zu ſagen, daß dieſe alles überträfen, was ſich jemals ein Weib in Unkeuſchheit und Mordſucht erlaubt, ſie aber wenigſtens noch keine Blutthat auf dem Gewiſſen habe. Wir kamen ſcharf hintereinander, als ich aber ſah daß ich auf dieſe Art nicht mit ihr fertig werden würde, ſpielte ich die reuige, zärtliche Mutter, und ſagte ihr mit Thränen in den Augen, daß ich mein Unrecht erkenne, es wieder gut machen und ihr dies ſogleich durch neue prächtige Geſchenke beweiſen wolle. Ich führte ſie nun zu einer großen, ſchwer mit Eiſen beſchlagenen Kiſte, in welcher ich, wie ſie wußte, viele Koſtbarkeiten aufbewahrt hatte, und bat ſie, ſie möchte ſich ſelbſt wählen was ihr am beſten gefiele. Sie bückte ſich, meinen Schmeichelworten trauend, indem ich ihr ſagte, ſie ſolle ſich nicht geniren und das Koſtbarſte nehmen, mit dem Kopfe tief in den Kaſten, worauf ich raſch den ſchweren Deckel herabfallen ließ, ſie erhob aber ein ſo gewaltiges Geſchrei, daß die Hausbedienten herbei liefen, und ſie von dem unfehlbaren Tode, denn ich würde ihr mit dem Deckel den Hals zugedrückt haben, erretteten. Unterdeſſen fuhr ich fort mich meinen Lüſten zu

überlaſſen, und hatte damals einen der Palaſtofficiere, den Landry de la Tour zu meinem Hauptgeliebten erkoren. Unglücklicherweiſe als eines Morgens früh Chilperich auf die Jagd gehen wollte fiel es ihm ein noch vorher in mein Gemach zu kommen, und er klopfte mir als ich noch im Bett lag ſanft auf die Schulter; da ich glaubte daß es mein Geliebter ſey, ſagte ich ohne mich umzudrehen zu ihm: Landry, ein ächter Ritter muß die Damen niemals von hinten ſchlagen. Chilperich erlangte dadurch die Gewißheit meiner Untreue, und da ich gewiß war daß er nun eine furchtbare Rache üben würde, indem er meine Treue ſchon mehrmals im Verdacht hatte, ſo beſchloß ich ihm ſchnell zuvorzukommen, ließ Landry rufen, und theilte ihm das Vorgefallene mit, und wir kamen überein daß keine Zeit zu verlieren ſey... Als der König den Abend von der Jagd heim kam, fiel er, in die Thüre des Palaſts tretend, unter den Dolchen der von mir gedungenen Mörder. — Einen Augenblick fürchtete ich dem allgemeinen Unwillen den dieſe That erregte, zu unterliegen, aber ein Prieſter nahm es über ſich, mich aus dieſer verzweifelnden Lage zu ziehen, öffnete mir, da ich der Kirche und ihren heiligen Dienern nützlich zu ſeyn und ſie reich beſchenken zu wollen verſprach, willig ſeine Arme, und der Biſchof Reginaldus nahm mich in dem Schooße der Cathedrale von Paris auf.

Aber die beiden Prätendenten von Chilperichs Erbe: Childebert, Sigisberts Sohn, und Gontran, der Bruder meines ermordeten Gatten, machten ihre Anſprüche geltend. Gontran kam ſeinem Neffen zuvor, und von einem Heer gefolgt in Paris einziehend, bemächtigte er ſich im Namen des jungen Clothars, ein Kind, die Frucht meiner Liebſchaften, des Thrones. Aber auch Childebert war bis Meaux vorgerückt, von wo aus er Abgeſandte an ſeinen Oheim mit dem Auftrag ſchickte, von dieſem meine Auslieferung zu begehren, indem er mich für die Ermordung Galſuintes, Sigisberts, der beiden Söhne Andueras und meines Gatten ſtrafen, und dann Chilperichs Nachlaß mit ihm theilen wolle. Ich wußte aber die Ausführung dieſes Vorhabens zu verhindern indem ich meinem Schwager die Regentſchaft von Clothars Reich, den ich ihm als den ächten Sohn Chilperichs vorſtellte, verſprach. Gontran ſchlug nun die Forderung ſeines Neffen ab, und nahm mich und meinen Sohn in ſeinen Schutz, ja er wurde ſogar der Pathe des letztern, der erſt vier Monate alt war. Ich wußte nun den

Gontran ſo zu beherrſchen, daß ich und nicht er regierte, und überließ mich fort und fort meinen Liebesneigungen und der Befriedigung meines Racheburſtes; ich ſandte Mörder mit vergifteten Waffen ab, um Childebert und Brunhilde zu tödten, aber zu meinem Leidweſen gelang es ihnen nicht bis zu ihnen zu dringen. Da Gontran ſtarb bevor Clothar volljährig war, ſo brachte mich dies in eine ziemlich kritiſche Lage, die mir hätte gefährlich werden können, wenn ich weniger Willenskraft gehabt hätte. Mit kräftigem Arm erhob ich mein Kind vor dem Volk und rief deſſen Schutz für daſſelbe an, es entſprach meiner Erwartung. Mit einem weit geringern Heer ſchlug ich das des Königs von Auſtraſien, und beſiegte dieſen Fürſten ſammt Brunhilde. Bald darauf ſtarb Childebert, aber nicht durch mich, wie man mir fälſchlich nachgeſagt, und ließ das Reich ſeiner Mutter als Beſchützerin des Sohnes den er hinterließ. — Neuerdings kam es zum Krieg, und Brunhilde wurde abermals überwunden, nachdem ſie eine Schlacht verloren, in welcher 20,000 Mann geblieben waren, außerdem verlor Auſtraſiens Regentin alle ihre Schätze. Aber leider konnte ich mich nicht mehr lange meines Erfolges freuen, trotz einem noch kräftigen Körper ſtarb ich, erſt fünfzig Jahre alt, und es ſind jetzt gerade zwölf hundert und fünfzig Jahre daß mich die Hölle in Empfang nahm und ich in derſelben ſchmachte. Ach wenn eine, auch nur kleine Linderung meiner ſchrecklichen Leiden möglich wäre, wie glücklich würde ich mich fühlen!

Michel zuckte die Achſel und ſagte: in Euerm ganzen Bericht, den ich für vollkommen aufrichtig und wahr halte, finde ich auch nicht den leiſeſten Grund zu mildernden Umſtänden, Ihr ſcheint mir eines der größten Scheuſale, ſetzte er etwas ungalant hinzu, das die Höllenpfuhle bergen.

Michel wandte ſich nun um, und Brunhilden erblickend ſagte er zu ſeinem Begleiter: ich habe genug an den Geſtändniſſen Fredegondens und mag nicht noch einmal ähnliche oder furchtbarere Gräuel hören; ſo viel mir bewußt, hat dieſes Weib, um ihre Herrſchſucht und Wolluſt zu befriedigen, noch ſchändlichere Mittel als ihre Nebenbuhlerin angewandt, ihre Enkel zu allen Laſtern angehalten und Zwietracht unter ihnen geſäet, den einen durch den andern morden laſſen, und dann auch beide Söhne des einen, von denen ſie dem einen ſelbſt den Kopf an einer Mauer zerſchellte, ermordet, ihren andern Enkel vergiftet, um ungeſtörter im Namen

ihrer Urenkel herrſchen zu können. Sie hatte den Tod von zehn Königen veranlaßt! Als ſie endlich in die Hände Clothars gefallen war, ließ ſie dieſer, nachdem er ſie einen ganzen Tag lang allen möglichen Beſchimpfungen einer ausgelaſſenen Soldateska preisgegeben, durch ein wildes Roß, an deſſen Schweif er ſie band, über Felſen und durch Dornenfelder zu Tod ſchleifen, bis kein ganzer Fetzen mehr an ihrem Körper war.

— Doch wer iſt das gekrönte Haupt, das dort drüben ſiedet? deſſen Züge flößen mir einiges Intereſſe ein.

— Dies iſt Maria Stuart, die ihren Gatten in die Luft ſprengen ließ, und —

— Laß uns zu einem andern Kreis übergehen, ſagte nun Michel, wo die verübten Mordthaten weniger empörend und unnatürlich ſind, überhaupt will ich heute nur eine ſummariſche Muſterung über die Heere der Verdammten halten und behalte mir vor, bei künftigen Beſuchen manchen der merkwürdigſten Verbrecher einzeln zu inquiriren. Wer ſind die Haufen die da drüben ſo durcheinander ſchwimmen und wüthen?

— Unter ihnen ſiehſt Du den Sylla, den Marius, den Tilly, den Alba, den Wallenſtein, den Turenne, Melac und ähnliche Schlächtersgeſellen, welche die Menſchen zu Tauſenden morden und niedermetzeln ließen, und dort der Trupp, der ſich im zweiten Blutkreis in einem ſo verworrenen Knäuel herumwindet, dabei immer einer gegen den andern zu wüthen ſcheint und das gräßlich drohende Geheul von ſich gibt, das ſind die Coryphäen der Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution, die 1789 begann. Das große Schundhaupt, das über alle die andern hervorragt, iſt der grimmige Danton, der Urheber der entſetzlichen Septembermorde, Du ſiehſt, ſeine drei Zoll langen Fingernägel hat er wüthend in das Haupt ſeines Vordermannes, das dem Bluthund Robespierre angehört, gekrallt, mit dem er auf und niedertaucht, und links an dieſen beiden hält ſich das Ungeheuer Marat feſt, in deſſen Rippen ſich der noch ſcheußlichere Carriere, der gräulichſte Blutwüthrich den dieſe Revolution erzeugte, mit den Zähnen eingebiſſen hat, an ihn hat ſich ſein Satellit Grandmaiſon gekrallt. Dieſer Carriere war es, der Greiſe, hochſchwangere Frauen, Kinder und Mütter mit Säuglingen durcheinander erſäufen oder durch die abſcheuliche Maratscompagnie niedermetzeln ließ, ohne daß auch nur pro forma ein richterlicher Spruch ſtatt gefunden hätte, und Grandmaiſon

hieb den Unglücklichen, die ſich im Augenblick des Verſinkens noch an den Rand des Fahrzeugs klammern wollten, mit ſeinem Säbel die Hände ab, oder ſpaltete ihnen die Köpfe. Dabei ergaben ſich dieſe Wüthriche noch der abſcheulichſten Wolluſt und ſchändeten die Weiber und Mädchen bevor ſie ſie erſäuften, ſodann ließen ſie Perſonen beiderlei Geſchlechts zuſammengebunden in das Waſſer werfen, mit Stangen in den Abgrund ſtoßen, und nannten dies: republikaniſche Hochzeiten feiern, und wer ſo unvorſichtig war, die Opfer ſolcher Schandthaten zu beklagen, dem ſtand gleiches Schickſal bevor. Kinder deren Körpergröße noch nicht für die Guillotine paßte, ließen ſie dennoch durch dieſe Maſchine hinrichten, und ſtatt daß die Köpfe dieſer armen Geſchöpfe durch das Fallbeil vom Rumpf getrennt wurden, ſpaltete es die Bruſt derſelben!... Dieſer Carriere hatte ſich dabei über die Saumſeligkeit des Tribunals von Nantes beklagt, weil daſſelbe nicht einmal 300 Köpfe täglich fallen ließ! die Männer, deren Weiber ſo unglücklich waren ihm zu gefallen, ließ er ohne weiteres morden, und ſtillte dann ſeine viehiſchen Gelüſte, die Weiber die er zu Wittwen gemacht nothzüchtigend, worauf auch dieſe erſäuft, erſchoſſen, niedergeſäbelt oder geköpft wurden; eben ſo wie die die ſich ihm ungefällig gezeigt hatten. Durch die ſchreckliche Maratscompagnie ließ er die Gefangenen zu Hunderten mit den blanken Waffen niederſäbeln, als aber dieſen Mordſöldnern ſo wie den Henkern endlich die Arme vor Müdigkeit erlahmten, da erfand er die Schiffe mit Fallklappen, mit denen er die Unglücklichen zu Hunderten erſäufen ließ, dies nannte er die republikaniſche Taufe, und ſuchte ſich einer durch Schwimmen zu retten, ſo wurde er mit Säbelhieben und Ruderſchlägen unter die Wellen getaucht. — Was ſind wir doch für erbärmliche Teufel, ſetzte Asmodi hinzu, gegen ſolche menſchliche Wüthriche. Aber Vivat die Republiken! ſie haben unſer Reich zehnmal mehr als die ärgſten Tyrannen der Monarchie bevölkert. Alle die Du um dieſen Carriere herumſchwimmen und ſieden ſiehſt, und die ihn mit ihren wüthenden Blicken verfolgen, ſind ſeine Helfershelfer, die Mitvollſtrecker ſeiner Gräuel. Da iſt Heron, der keine andern Cokarden an ſeiner Mütze trug als von den Menſchenohren der von ihm Getödteten; dort ſiehſt Du O'Solivan, der ſich an dem Tiſche der Volksdeputirten rühmte, den Fleiſchern den Vortheil abgeſehen zu haben, wie man die Leute am gewandteſten in die andere Welt ſpedire, er heiße ſie nur ſich umſehen, und

ſtoße ihnen dann das Meſſer mit einer Geſchicklichkeit bis an das Heft in die Gurgel, ſo daß ihnen wirklich nichts mehr zu wünſchen übrig bleibe. Da iſt auch der Kopfabhacker Jourdan, der Henker Avignons, der die dortigen Eisgruben mit den durch ihn ermordeten Leichen füllen ließ. Neben ihm wehheult der Henker Lyons, der ekelhafte Collot d'Herbois, der, weil er vor der Revolution als ein talentloſer, vagabundirender Comödiant auf dem Theater jener Stadt ausgepfiffen worden war, nachdem er ein Conventsglied geworden und als ſolches nach der unglücklichen Stadt abgeſchickt wurde, um ſie von den Rebellen gegen die Schreckensherrſchaft zu reinigen, daſelbſt Tag und Nacht ohne Aufhören würgen, ſchlachten und niederſchießen ließ. In der Ebene von Broteaux ließ er die Bürger durch Kartätſchenſchüſſe und Pelotonfeuer niederſchmettern, und die noch nicht völlig todt waren durch Kolbenſtöße und Bajonetſtiche vollends morden, und bemerkte er einen ſeiner Satelliten der nicht gehörig nach ſeinem Willen ſchoß, ſo riß ihm Collot die Flinte aus der Hand, und feuerte ſie mit den Worten: „ſo ſchießt ein Republikaner!“ ſelbſt auf einen der Unglücklichen ab. — Hinter dieſem Ungeheuer hörſt Du den Chalier, den Marat des Südens heulen, der nur von der Erwürgung von 20,000 Bürgern ſprach, und nicht weniger als zwei und achtzig Familienväter, Schuhmacher, Schneider, Schenkwirthe, Advokaten, Fleiſcher, Schloſſer, Bäcker, Kaufleute, Handwerker und Künſtler aller Art dem Tode weihte. Der Exprieſter Lauſſel, der in einem Club zu Lyon verlangte, daß die Mitglieder deſſelben bei den von ihnen zum Tod Verurtheilten ſelbſt die Henker machen ſollten, ſiedet neben ihm. Dicht dabei ſchluckt Maignet das kochende Blut, weil er Bedouin den Flammen übergab und deſſen Bewohner würgen ließ, als man einen Freiheitsbaum daſelbſt umgehauen hatte, und auch zu Oranges und Carpentras ließ er ſchrecklich morden. Der zu ſeiner Linken iſt der Würger Lebon, der im Norden Frankreichs ſchlachtete und, ein ächter Raubmörder, alle tödten ließ, die einigermaßen vermögend waren. Er ließ auch ein junges hübſches Weib ſammt ihrem Gatten hinrichten, nachdem ſich die erſtere ihm ergeben hatte, um ihren Mann zu retten! Der einige hundert Schritte weiter links iſt Ragmey, der Präſident des Revolutionstribunals zu Breſt, der an Grauſamkeit mit den wüthendſten Henkern zu Paris wetteiferte, und die armen Gefangenen die den Mund zu ihrer Vertheidigung öffnen durften, noch

vor ihrer Verurtheilung und Hinrichtung ausplünderte. Ohnfern von ihm ſiehſt Du den ſchrecklichen Billaud-Varennes in ewigen Convulſionen zucken, er war es, der bei den gräßlichen Septembermorden zu Paris mit einem Fuß in Blut watend, mit dem andern auf die Bruſt eines Leichnams geſtemmt die beſoldeten Mörder zum tödten ermunterte, ihnen reichliche Belohnung verſprechend. Hinter ihm erblickſt Du Robespierres geliebteſten Ankläger, den Couthon, der die Blutwuth ſeines Beſchützers noch möglichſt zu ſteigern ſuchte. Er war es, der Lyons gänzliche Vertilgung begehrte, und ſich in dieſer Stadt in einem Lehnſtuhl herumtragen ließ, mit einem Hammer an die ſchönſten Gebäude klopfend das Zeichen zum Niederreißen derſelben gebend. Dicht neben ihm taucht St. Juſt auf und nieder, ein anderer Vertrauter Robespierres, der Helfershelfer Couthons beim Wohlfahrtsausſchuß und der eifrigſte Beförderer des Sturzes und Ermordens der tugendhaften Girondiſten. Er wurde nebſt dem wilden Lebas, den Du neben ihm ſiehſt, nach dem Elſaß geſandt, dieſe Provinz von den Ariſtokraten zu reinigen, eine Miſſion die beide mit der ausgeſuchteſten Grauſamkeit vollzogen. Während auf St. Juſts Befehl eine permanente Guillotine auf dem großen Platze zu Straßburg errichtet wurde, fuhr eine andere durch das ganze Land, die der Exprieſter Eulogius Schneider, noch kurz zuvor Vikarius des Biſchofs von Straßburg, überreichlich mit Schlachtopfern verſorgte. Auch ihn ſiehſt Du in der ſaubern Geſellſchaft. Einige Schritte von Robespierre verſchlingt der execrable Fouquier Thinville ohne Unterlaß ſchäumende Blutwellen; dieſer öffentliche Ankläger während der Schreckenszeit wußte keine andern Worte mehr als Tod, Mord, und immer nur Tod und Mord und Hinrichtung hervorzubringen, nie duldete er daß das Wort „freigeſprochen“ gehört wurde. Jeden Tag ließ er ſich die Liſten der Gefangenen vorlegen und bezeichnete mit einem rothen Kreuz die Namen derer, die er dem Tod weihte, der Jury befehlend zurufend: „Rottenfeuer!“ und achtzig ſeiner Schlachtopfer ließ er übereinander auf einen ungeheuern Schinderkarren laden und zum Richtplatz fahren. Dort ſiehſt Du auch den finſtern Coffinhal mit dem Tigerblick, den zottigen Braunen und der Athletengeſtalt, der den Savoie zum Tod ſchickte indem er ſagte:. eine ächte Republik bedarf keiner Gelehrten noch Chemiker. — Und da ſiehſt Du Vadier, Lecointre...

— Genug von dieſen Ungeheuern, fiel jetzt Stürmer ſeinem

Explikator ins Wort, mir ekelt vor dieſem Knäuel des Abſchaums, dieſem Klumpen aller Verworfenheit.

— Auch würden wir in dieſer Nacht nicht fertig werden, wenn wir alle Blutmenſchen der franzöſiſchen Revolution die Muſterung paſſiren laſſen wollten, verſetzte Asmodi.

— Es iſt an den Coryphäen ſchon genug, ſagte Stürmer, und wandte ſich gegen eine andere Seite. Wer iſt denn dort die kleine Figur, die nur bis an die Bruſt im Blut ſchwimmt?

— Dies iſt der kleine David, der den großen Goliath erſchlug. —

— Und deshalb ſiedet er hier?

— Bewahre, ſein Uriasbrief hat ihn hieher gebracht.

— Dort, mehr nach dem Centrum hin, erblicke ich noch einige Schundgeſichter die meine Neugier reizen, wer ſind dieſe?

— Der erſte rechts das iſt der Henkerkönig Ludwig **XI.** von Frankreich, der ſchon ſeinen Vater Carl **VII.** zu vergiften ſuchte und deſſen Tod verurſachte, es iſt Frankreichs Tiberius, er ließ morden wer ihm im geringſten verdächtig ſchien, und verdächtig ſchienen ihm faſt alle die ihm nahten. Wenig Tyrannen haben mehr Menſchen dem Tod durch Henkershand übergeben als er, und zwar unter den ausgeſuchteſten Martern und Qualen; vier Tauſend Bürger wurden öffentlich oder heimlich hingerichtet. Während er die Armen foltern ließ, um Geſtändniſſe über Verbrechen zu erpreſſen, die ſie meiſtens nicht begangen hatten, hörte er hinter einer Wand verſteckt dem Schmerzgeheul und Wehklagen vergnügt zu, weshalb er jetzt ſelbſt zum ewigen heulen und klagen verdammt iſt. Sein Schloß war mit Galgen und Rabenſteinen gleich Luſtpavillons umgeben, Ketten, Kerker und eiſerne Käfige waren ſeine liebſte Augenweide, und Gehängte ſowie die Schädel der Geköpften zierten ſeinen Palaſt. Rechts von ihm ſtöhnen Catharina von Medicis und ihr Sohn Carl **IX.**, die ſcheußlichen Hebel der Pariſer Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht. Letzterer ſchoß ſelbſt ſeine Büchſe auf die unglücklichen fliehenden Hugenotten ab. Mehr als 5000 von ihnen, unter denen Greiſe, Kinder und hochſchwangere Weiber, wurden in Paris ermordet, und über 30,000 im ganzen Reich, deſſen Flüſſe zahlloſe Leichen mit ſich führten. Als man Carl **IX.**, der ſich an dem Schauſpiel der noch nicht Beerdigten und ſchon mehrere Tage Gemordeten ergötzen wollte, ſagte: die Leichen röchen ſchon ſehr übel, erwiederte er: ein todter Feind

riecht immer gut. Um Catharina herum heulen die Guiſen. Das finſtere Geſicht dreißig Schritte weiter rückwärts gehört Spaniens zweitem Philipp an, der Spanien und die Niederlande mit Henkern, Spionen und Galgen füllte, ſein Weib, ſeinen Sohn Egmont und viele Tauſend andere morden ließ. Ihm zur Seite ſiedet der Großinquiſitor Torquemada, der die Königin Iſabella hatte ſchwören laſſen alle ihre Gewalt zur Ausrottung der Ketzer, Muſelmänner, Juden und Zauberer anzuwenden, und in vier Jahren 6000 Menſchen verbrennen ließ und hundert Tauſend verfolgte. Dieſer Dominikanermönch hatte ſchon bei Lebzeiten eine wahre Höllengeſtalt, ſein finſteres hohles Auge ſchien Feuer zu ſprühen, und Raſerei und Verzweiflung durchzuckten alle ſeine Muskeln; mitten in dem Blutmeer ſchlängelten ſich Feuerſtröme hinter ihm. Gleich bei ihm ſiedet ein Erzbiſchof von Sevilla, eine geile Mönchsgeſtalt, die das ſchönſte Mädchen Spaniens, Cornelia Borchoquia, der Inquiſition und dem Feuertod als eine angebliche Gotteslästerin überlieferte, weil ſie ſich nicht den Lüſten des alten ſtinkenden Bocks in der Kutte hatte Preis geben wollen. Mitten in den Flammen des Scheiterhaufens hatte ſie noch ihre Unſchuld betheuert, den Heiland angerufen, und freute ſich der Himmelfahrt.

— Aber wer iſt denn dort jener Knäuel ſchwarzer Schundköpfe, mit den ſo liſtig verzerrten Fratzengeſichtern?

— Das iſt ein Theil der Jünger Loyolas, und zwar diejenigen Jeſuiten und Generale der ſchwarzen Geſellſchaft, welche ſich Brudermord und Vergiftungen zu Schulden haben kommen laſſen, unter ihnen ſind auch die Patres, welche Clemens XIV. mit Aqua Toffana ſpedirten. Etwas weiter oben ſiehſt Du Johann XVI. ſieden, einen der abſcheulichſten Päpſte, die den heiligen Stuhl verunreinigt haben, der einer Soldatenwittwe, einer lüderlichen Weibsperſon, der Ramiera, ganze Städte, goldne Crucifixe und Kelche, das Eigenthum der Peterskirche ſchenkte, der den lateraniſchen Palaſt in ein Schand- und Hurenhaus verwandelte, der Weiber und Mädchen nothzüchtigte, den Geiſtlichkeit und Laien mit Recht des Meineides, des Kirchenraubes, des Todtſchlags, der Blutſchande mit zwei Schweſtern und Verwandten zeihten, der ſelbſt auf unſere, des Teufels Geſundheit trank, weshalb wir ihn billig hätten mehr berückſichtigen ſollen, der den Zeus und die Venus als Götter verehrte, endlich im Ehebruch begriffen erſchlagen wurde, und ſo ſchnurſtracks zur Hölle fuhr. — Bei jeder hundertjährigen Feier

der Gründung unſers Reichs widerfährt ihm die Ehre zur groß-ſataniſchen Tafel geladen zu werden, was ihm eine vierundzwanzig-ſtündige Qualenfreiheit verſchafft. In ſeiner Nachbarſchaft winſelt auch der wüthende Ketzermörder Paul IV., der beſondere Kerker erbauen und einrichten ließ, um die von ihm verfolgten Ketzer auf das ſchrecklichſte martern, foltern und umbringen zu laſſen. Während ſeine Seele in unſer Reich wanderte, zertrümmerte das Volk ſeine Bildſäule und warf ſie in die Tiber. Dort ſiehſt Du Urban VI. ächzen, der ſechs Kardinäle die ihm zum Frieden gerathen hatten, in ſeiner Gegenwart halb todt foltern und dann ermorden ließ, um ſich ihrer zu entledigen; Bonifacius VII., der Johann XIV. tödtete, indem er ihn eigenhändig erſchlug, nebſt noch einem halben Dutzend ähnlicher Päpſte kreiſchen Ach und Weh in dieſem Revier. Etwas weiter hin nach oben heulen die beiden gottloſen Mainzer Erzbiſchöfe, Hatto, von denen der Zweite die verhungerten Bauern in einer Scheune verbrennen ließ, und in ſeinem Uebermuth ihr Angſtgeſchrei mit dem Pfeifen der Mäuſe verglich, der Erſte aber den Grafen Adalbert von Babenberg durch Meineid dem Tod überlieferte. Noch weiter hin ſiehſt Du den Salviati, Erzbiſchof von Piſa, der den Julian von Medicis an dem Hochaltar in dem Augenblick als man die Hoſtie emporhob meuchlings ermorden ließ, und dann als man die Mörder niedergehauen hatte, von dem erbitterten Volk ſelbſt aufgehängt wurde. Ohnweit von ihm erleidet Laurentius von Medicis die ſchrecklichſten Qualen, weil er ſeinen nahen Verwandten Alexander von Medicis durch den ſchwärzeſten Verrath ermordete. Weiter rechts erblickſt Du den grauſamen Theodoſius, der das entſetzliche Blutbad zu Theſſalonichi anrichtete, bei welchem 15,000 unſchuldige Menſchen niedergemetzelt wurden, er war es auch, der Inquiſitoren zur Aufſuchung von Ketzern anſtellte. Der Kaiſer Leo, der über 800 Menſchen in einer Kirche niederhauen ließ, weil ſie Bilder verehrten, ſiedet weiter links, und noch etwas mehr nach jener Seite hin ſchäumt die Königin Conſtanzia, eine Furie die gegen ihr eigenes Blut raste und die zum Feuertod verurtheilten Ketzer, als man ſie zum Scheiterhaufen führte, an der Kirchthüre erwartete, um ſie daſelbſt vor ihrem Tod noch eigenhändig zu mißhandeln, einem derſelben ſchlug ſie mit einem Stock das Auge aus bevor er verbrannt wurde.

— Wer iſt denn die gräuliche Figur dicht hinter ihr? fragte Michel.

— Das iſt der König Ingiale, der zwölf andere Könige die er zu einem Gaſtmahl gelockt hatte, bei demſelben verbrennen ließ; in ſeiner Nähe ſiehſt Du auch den vatermörderiſchen Tyrannen Romanus kochen, und die Gattin des Nicephorus die ihren Gemahl im Bett erdolchen ließ, der von ihr gedungene Meuchelmörder Ziniscius heult ihr beſtändig ſeine Klagen vor.

— Und das dort wimmernde Ungeheuer?

— O das iſt der ſchreckliche Baſilius, der 5000 Gefangenen des Lichts beraubte, indem er ihnen die Augen ausſtechen ließ.

— Und jenes Weib, das ein ſo kreiſchendes Geheul hören läßt?

— Das iſt die Zoe, die, um ihren Geliebten, den Michael, den Thron beſteigen laſſen zu können, ihren Gemahl Argyrus mit Gift aus der Welt zu bringen ſuchte, und da ihr dieſes nicht ſchnell genug wirkte, ihn im Bad erſäufte.

— Und wer iſt das finſtere Geſicht ihr gegenüber?

— Das iſt Carl der Böſe von Navarra, der die ganze königliche Familie von Frankreich zu vergiften geſucht hatte, die abſcheulichſten Verbrechen beging, und einſt als er ſich von ſeinem Kammerdiener in ein mit Branntwein getränktes Tuch einnähen ließ, um ſeinen durch Ausſchweifungen geſchwächten Körper zu ſtärken, und der Diener der ihn eingenäht den Faden mit einer Kerze abbrennen wollte, das Tuch aus Unvorſichtigkeit anzündete, ſo daß der König in der Flamme verbrannte, aber erſt nach einigen ſchrecklichen Schmerzenstagen den Geiſt aufgab und zur Hölle fuhr.

— Und jene die ſich dort in verſchiedenen Gruppen ſo ungeduldig geberden?

— Ha, das iſt ein Theil der ſogenannten Heiligen, die Eure Päpſte auf Erden ſelig geſprochen, während ſie hier alle Qualen der Hölle erdulden müſſen. Mitten unter ihnen ſiehſt Du den heiligen Ferdinand hervorragen, der ſelbſt die Feuer anzündete, welche die Ketzer verzehren mußten, weshalb man ihn zu Rom zu einem Heiligen ſtempelte.

— Und die dort, jenſeits der heiligen Verdammten?

— Das iſt Richard III., der den jungen Eduard und deſſen Bruder, den Herzog von York, im Tower ermorden ließ um König von England zu werden. Ganz nahe bei ihm ſiedet Heinrich VIII., Anna Bolleyns und Catharina Howards Mörder, letztere ließ er

unter dem Vorwande aufknüpfen, daß ſie ſchon Geliebte gehabt bevor er ſie geehelicht.

— Und der tolle Kerl der ſich ihm gegenüber ſo komiſch geberdet und jammert?

— Das iſt der Schneider Bockhold von Leyden, der von ſeinen vierzehn Weibern eine enthauptete, weil ſie einige beſcheidene Zweifel gegen ſeine angebliche göttliche Sendung hegte, worauf er die übrigen dreizehn um ihre Leiche tanzen ließ Er hatte ſich in Münſter zum König krönen laſſen, ſein Scharfrichter Knipperdolling tobt neben ihm. In ſeiner Nähe ſiehſt Du auch den Decemvir Appius Claudius, Virginiens eigentlichen Mörder, und gleich dabei den Schinderhannes, den Fra Diavolo, den Kühnapfel, Poulmann und andere berühmte Raubmörder und Banditen Italiens, die in Rom, Neapel, Venedig ꝛc. ihr Unweſen trieben, und für ſich ein ungeheures Heer bilden würden.

— O laß uns die Regionen des Blutmeers verlaſſen, rief Stürmer ſich ſchüttelnd endlich aus, ich erdulde bei der Erinnerung an all dieſe Gräuel faſt nicht mindere Qualen als die hier Verdammten.

— Gut, es bedürfte ohnehin mehr als Tauſend Nächte, wollte ich Dir alle Raub- und Meuchelmorde die das Menſchengeſchlecht ſeit ſeiner Erſchaffung verübte, und die hier gebüßt werden müſſen, auch nur aufzählen.

Beide fuhren nun weiter und ſchwebten bald über einem glühend heiß ſprudelnden und ſtürmenden Pechmeer, auf das ohne Aufhören ein dichter feuriger Schwefelregen herabſtrömte.

— Dies hier iſt der Strafort für unſinnige Ketzer- und Religionsverfolger, erläuterte Asmodi, die jedoch nicht gerade mordeten, und für Inquiſitionsrichter, unnatürliche Wollüſtlinge, die durch Verbrechen ihre ſchändlichen Abſichten erzwangen, Wucherer die keine Art des Betrugs ſcheuten, ihre Habgier und Gewinnſucht zu befriedigen. Die Schmerzen welche dieſes Pechmeer verurſacht, ſind indeſſen bedeutend geringer, als die des Blutmeers. — Hier ſiehſt Du gleich vorne den berüchtigten chineſiſchen Kaiſer Tcheu-ſin nebſt ſeiner Gattin Tang-ki, welche eine große marmorne Pyramide, der Hirſchthurm genannt, in einem Zeitraum von zehn Jahren erbauen und dann alle ihre erpreßten Schätze dahin bringen ließ, um hier in aller Sicherheit ihr wüſtes Schandleben in Gemeinſchaft mit ihrem Gatten führen zu können. Das Innere

dieſes Gebäudes ließ ſie durch viele Tauſend Fackeln und Laternen erleuchten, junge Leute beiderlei Geſchlechts mit Gewalt hieher bringen, welche ſich dann in ihrer Gegenwart den unnatürlichſten Wollüſten überlaſſen mußten, und dabei blutig gepeinigt wurden, was dieſer Meſſaline ein wahrhaft teufliſches Vergnügen machte, das ihr Gatte Tcheu-ſin mit ihr theilte. Dieſes Weib iſt auch die Stifterin des Laternenfeſtes. Unfern von ihr beregnet der Schwefel den abſcheulichen Likun-kie und ſeine Gattin Vi-hi, ein nicht minder unfläthiges, kaiſerlich chineſiſches Ehepaar, Ausbund der Geilheit und Laſterhaftigkeit, deren Hof ein wahrer Moraſt und ſtinkender Phul aller Schandthaten war.

— Und wer iſt denn dieſe ihnen gegenüber im Pech ſchmorende ſonderbare Figur?

— Das iſt jener Inquiſitionsrichter, der, als er von der Kabbala und den Kabbaliſten hörte, behauptete, erſtere ſey ein Ketzer der Chriſtus geläſtert habe, und die letztern ſeine Anhänger, man müſſe ſie deshalb ſammt und ſonders verbrennen. Alle die hier unter dem Schwefelregen im ſiedenden Pech waten ſind ähnlichen Gelichters wie die erwähnten, aber die im äußern Pechkreis ſchwimmen, wo kein glühender Schwefel mehr fällt, haben minder ſchwer geſündigt, jedoch meiſtens unnatürlichen Wollüſten gefröhnt, unter ihnen findeſt Du die berüchtigte Julia, Kaiſer Auguſts liebenswürdiges Töchterchen, das ſich öffentlich der Schande Preis gab, Meſſaline, den Alcibiades u. ſ. w.

Unſere Höllenreiſenden fuhren weiter, ſich nicht länger bei dem Pechmeer aufhaltend, und kamen nun zum Schwefelſee, in deſſen erſtem Kreis noch dicke glühende Pechtropfen auf die hier Verdammten träufelten, während im zweiten die minder großen Verbrecher ſchon damit verſchont blieben, alle waren jedoch nach der Größe ihrer Verbrechen, wie im Blut- und Pechmeer, mehr oder minder tief in den kochenden Schwefel getaucht. Hier erlitten in der erſten Abtheilung die obrigkeitlichen Perſonen, Beamte und Richter ihre Strafen, welche ſich auf Erden Beſtechlichkeit hatten zu Schulden kommen laſſen, ihre Gunſt und das Recht verkauft hatten. Da ſah man Miniſter, Staatskanzler, Präfekten, Lordmajors, Conſuln, Proconſuln, Gerichtspräſidenten, Conſeilspräſidenten, Unterpräfekten, Oberappellationsgerichtsräthe, Appellations- und Stadtgerichtsräthe, Friedensrichter, Aſſeſſoren, Amtmänner, Staats-, Hof-, Geheim-, Regierungs-, Finanz-, Kriegs-,

Juſtiz-, Rechnungs-, Kreis-, Land-, Provinzial-, Commerzien-, Miniſterial- und die Götter mögen wiſſen was alles für Räthe, auch Generäle, Oberſten, Hauptleute, Feldwebel, Fouriere, Advokaten, Referendäre, Rabuliſten, Land- und Stadtrichter, Bürgermeiſter, Amtleute, Senatoren, Polizeidirektoren und Commiſſaire, auch viel hohe Geiſtlichkeit, als Kardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe und andere Prälaten wurden hier im Schwefel geſotten; unter ihnen ragten Richelieu, Mazarin, Dubois ꝛc. hervor. Auch diejenigen welche Eitelkeit und Hochmuth zu Verbrechen veranlaßt hatten, mußten hier, jedoch in minder heißem Grad den Schwefeldampf einathmen; namentlich auch viele Frauen, die vom Dämon der Putzſucht verführt Spitzen, Kanten, Seiden- und Sammetſtoffe, Bänder und Schmuck in den Kaufläden geſtohlen oder escamotirt hatten, um ihre Eitelkeit zu befriedigen. Hier ſiehſt Du auch jene chineſiſche Kaiſerin im Schwefel ſchwimmen, welche die Eitelkeit die kleinen Pantöffelchen erſinnen ließ, die noch heut zu Tag das ganze weibliche Geſchlecht in China martern und am Gehen verhindern; freilich hatte ſie eine Art Ziegenfüße, die ſie durch dieſe Pantoffeln zu verbergen hoffte; ihr zu Gefallen, und um die Gunſt der Kaiſerin zu erlangen, zwängten auch die Hofdamen ihre Füße in halb ſo große Pantoffeln, und ſtanden die größten Qualen und Martern aus, bekamen ſogar Knollfüße, und konnten ſich kaum mehr einige Schritte fortbewegen. Da aber in China, wie faſt in der ganzen Welt, alle Narrheiten die vom Hof ausgehen nachgeäfft werden, ſo machten bald alle Schönen Chinas die tolle Mode nach, und gar manche dieſer Damen jammert hier im Schwefelmeer. Auch Se. Heiligkeit Papſt Johann XXII. muß im Schwefel baden, weil er ſich die Präbenden faſt aller Biſchofsſitze und die Einkünfte aller vacanten Pfründen zueignete, und ſo noch manche andere Päpſte und Kirchenfürſten, auch die welche ſich der Simonie ſchuldig machten.

— Laß uns weiter fahren, ſagte Michel, damit wir fertig werden, und ich heute wenigſtens eine vollſtändige Ueberſicht der Verdammungsorte erhalte.

Die Geſellen kamen nun an das Aſchenmeer, welches durch das große Heer aller Scheinheiligen, Heuchler, Afterliberalen, Pietiſten, Mucker, Myſtiker ꝛc. von allen Religionen bevölkert iſt. Hier ſahen ſie beſonders viele Kuttenträger, Jeſuiten, Dominikaner, Franziskaner, Capuciner, Benediktiner, Carmeliter, Trappiſten, Karthäuſer, Glaubensbrüder u. ſ. w., die alle der Heuchelei und Nichts-

würdigkeit auf Erden gefröhnt hatten. Glatzköpfe, die nie etwas anders als ihren faulen Segen zu geben hatten, dafür aber von der Dummheit und dem Aberglauben deſto beſſer zu nehmen verſtanden. Im Aeußern ſpielten ſie die Enthaltſamen, die Mäßigen, die ſich alle Entbehrungen auferlegten, und im Geheimen waren ſie die ausgelaſſenſten Epikuräer.

— Wer ſind denn die Kahlköpfe die dort jenen wirren Knäuel bilden? fragte Michel, auf einen Haufen Glatzköpfe deutend.

— Das ſind die Dominikanermönche, die dem Johann von Melun verſprochen hatten, ihn in ihrer Kirche zu Paris zu beerdigen, weil er ihnen einen inhaltſchweren Kaſten mit der Bedingung vermacht hatte, ihn nicht eher zu eröffnen als bis er in ihrer Kirche begraben ſey, und als ſie denſelben eröffneten, nur ſchwere Steine fanden, auf denen Figuren eingegraben waren, deren Bedeutung ſie nicht verſtanden, und deshalb wüthend den Leichnam wieder aus ſeinem Grabe riſſen. Auch die Päpſte Benedikt **IX.**, Gregor **VI.** und Sylveſter **III.**, die aus ihrem Pontifikat nur eine melkende Kuh für ſich und die Ihrigen machten, müſſen in der glühenden Aſche waten; ebenſo die heilige Catharina von Siena, die vorgab, ſich noch bei ſterblichem Leib mit Chriſtus vermählt und mit ihm die ehelichen Freuden geſchmeckt zu haben, und die beſtändig mit koſtbaren Edelſteinen beſetzte Ringe an ihren Fingern trug, welche ſie von ihrem göttlichen Gemahl erhalten haben wollte, die aber in der That von einem reichen Abt herrührten, der einſtweilen deſſen Stelle vertrat, nimmt das Aſchenbad in Geſellſchaft der heiligen Brigitta von Schweden, ſowie daſſelbe überhaupt viel Heiliginnen vom Leibmedikus ſeiner großſataniſchen Majeſtät verordnet iſt.

— Aber der dort wüthend in die Aſche beißt, was iſt denn das für ein Kauz?

— Das iſt der Pater Damian, der fälſchlich berichtet hatte, daß die Gattin des Königs Robert, die liebenswürdige und tugendhafte Bertha, deren Scheidung Gregor **V.** befahl, unter dem Vorwand, im vierten Grad mit ihrem Gemahl, der dem heiligen Stuhl keine Dispenſationsgelder deshalb entrichtet hatte, verwandt zu ſeyn, zur auffallenden Strafe für ihre unbezahlte Blutſchande eine Mißgeburt zur Welt gebracht, die den Kopf und Hals einer Gans habe. Ob nun gleich dergleichen Mißgeburten etwas ſehr alltägliches ſind, ſo war dies doch gerade hier nicht der Fall. Nebſt

dieſem Gregor V. ſiehſt Du Gregor VII. und Clemens VI. hier, der in ſeinen Bullen den lieben Engelein befahl, dieſe und jene Seele, für deren Heil man ihm große Summen bezahlt hatte, ſogleich aus dem Fegfeuer zu holen und ſchnurſtracks in den Himmel zu tragen, und durch dieſe und ähnliche Beutelſchneidereien das Heer der Schafsköpfe um ungeheure Summen prellte. Er war es auch, an den der Erzbiſchof Viscomti jenes Schreiben mit der Ueberſchrift: „Leviathan, Fürſt der Finſterniß, an den Papſt Clemens ſeinen Statthalter, und an die Kardinäle ſeine guten Freunde!“ richtete, und das mit den Worten ſchloß: „Es grüßt Euch Eure Mutter die Hoffarth, ſammt Euern Schweſtern die Habſucht, die Unreinigkeit, und die übrigen die ſich Dank Eurer Beſchirmung außer Gefahr zu ſeyn rühmen.“ Dort iſt auch der Heilige....

— Aber ſage mir doch, wenn ſich alle Heiligen, Päpſte, Frommen, Pfaffen, Prälaten ꝛc. in der Hölle befinden, mit wem iſt denn da der Himmel bevölkert?

— Faſt nur mit armen Schluckern, mit ſolchen Wichten die auf Erden das letzte Stück Brod ihrer Armuth noch mit der Armuth, den letzten Trunk mit dem Durſtigen theilten, dort findeſt Du viel von dem was die Großen und Reichen auf Erden Bettelvolk, Lumpengeſindel zu nennen belieben, Taglöhner, Feldarbeiter, gemeine Soldaten und anderes ehrliches Volk, um das wir uns in der Hölle wenig kümmern.

— Aber dort ſehe ich einen Haufen Wichte, die ſich recht toll geberden und gegenſeitig mit Aſche bewerfen, wer ſind denn dieſe?

— Das ſind Journaliſten und Afterliberale, kürzlich erſt in der Hölle angekommen. Es waren auf Erden die Patrone, welche unter dem Vorwand der Freiheit, des Völkerwohls das große Heer der Einfaltspinſel kirrten, indem ſie den leichtgläubigen Narren, welche die Kaſtanien für ſie aus dem Feuer holen ſollten, von ihren uneigennützigen, edlen Abſichten, von ihrem Patriotismus, ihrer Selbſtaufopferung vorwindbeutelten, dabei ob der Dummheit der Geprellten ins Fäuſtchen lachten, und Jammer und Unglück in die Familien brachten, die ſie ins Elend ſtürzten. In ihnen ſteckten eben ſo viele Robespierre, Marats, Carriers im Kleinen.

Doch nun kommen wir an den ſiedenden Oelſee, in dem alle Weinhändler, Weinwirthe, welche ſich der Verfälſchung des Weines und anderer Getränke durch ſchädliche Subſtanzen ſchuldig

gemacht haben, und ſo die arme Menſchheit den Herren Medicinern und Apothekern in die Hände lieferten, die ſie oft mit noch ſchädlichern Droguen kuriren wollten. Auch jenes böſe Maitreſſenvolk, das durch ſeine Ränke, Schwänke und Intriguen die Plage ganzer Nationen wurde und den Schweiß des Volkes ſog, wie eine Pompadour, Dubarry ꝛc. und ähnliche Vetteln bratet hier im Oel.

Jetzt ſchweben wir über einem wenig mehr als lauwarmen Waſſerſee, in welchem die Weinwirthe, Branntweinſchenker, Milchverkäuferinnen und dergleichen baden, die ihre Getränke nur chriſtlich tauften, das heißt mit reinem Waſſer vermiſchten. Sie müſſen fortwährend laues Waſſer ſaufen.

Jetzt erblickte Michel ein großes, glänzendes, goldgelbſchäumendes und ziſchendes Baſſin, aus welchem eine große Zahl kupferrother Köpfe hervorragten.

— Was iſt das? fragte er ſeinen Begleiter.

— Das iſt flüſſiges reines Gold, in welchem die ärgſten Geizhälſe, Habſüchtige und Beutelſchneider en gros, von Midas und Craſſus und Conſorten an bis auf die neueſte Zeit ihre Strafe erleiden. Es ſind hauptſächlich jene Geldgierigen, die nur Schätze auf Schätze zu häufen ſuchen, ohne irgend einen edlen Gebrauch von ihrem Mammon zu machen verſtehen, die alle Kniffe und Liſt anwenden, der bitterſten Armuth auch noch den letzten Pfennig auf das gewiſſenloſeſte aus dem Säckel zu locken, um ihre grenzenloſe Habſucht zu befriedigen. Bis an die Gurgel und bis in den Rachen ſtrömt ihnen unaufhörlich das glühende Gold und durchzuckt ſie fortwährend. Alles Gold, ihren ehemals ſo ſehr verehrten Götzen, gäben ſie willig um einen Tropfen kühlendes Waſſer hin. Dicht neben dem Goldſee ſiehſt Du den dampfenden Silberſee, in welchem diejenigen Geizigen ihre Strafe in minderm Grade erdulden, die bei ihrer Habſucht doch einigermaßen die Nothleidenden berückſichtigten. An daſſelbe grenzt das glühende Bleimeer, in welchem falſche Spieler, Falſchmünzer, Spielpächter, Bankhalter und dergleichen Geſindel geſotten wird. Und dort wo jene blauweiße Materie ſprudelt und qualmt und peſtilenzialiſche Dünſte aushaucht, das iſt der Giftſee, für die, welche das Gift zu Mordzwecken miſchten und bereiteten. Jetzt kommen wir an den heißſiedenden Thränenſee, in welchem ſolche Wucherer baden, die auch noch das wenige Gut der Wittwen und Waiſen durch ihr ſchänd-

liches Gewerbe an ſich zu bringen wußten, ſo wie diejenigen Pfaffen und Jeſuiten, welche das ſaubere Handwerk der Erbſchleicherei zu ihren oder ihrer Orden Gunſten trieben, und ſchwache Leute und fromme Weiber beredeten, ſich von ihren Sünden loszukaufen, indem ſie ihr Vermögen der Kirche, das heißt, den trägen und ſchwelgenden Pfaffen, zum Nachtheil ihrer rechtmäßigen Erben ſchenkten. Die ätzenden Thränenfluthen wüthen mit unſäglichen Schmerzen in ihren verhärteten Gemüthern. Jetzt ſchweben wir über den glühenden Sandwüſten, auf welche beſtändig dicke Feuerflocken herabfallen: hier kriechen und krümmen ſich die armen Sünder, welche auf Erden das Gewerbe des Seelenverkaufs und des Sklavenhandels trieben, ſie winſeln, heulen und jammern entſetzlich, und ihre Klagetöne bilden ein Concert, das auch die taubſten Ohren zerreißen muß. Der dichte Haufen der dort ſo herzzerreißend wimmert, das ſind nordamerikaniſche Sklavenhändler. Hier ſiehſt Du auch Lieferanten liegen, ſich krümmen und wie toll geberden, die für ſchweres Geld ſchlechte Waare oder auch manchmal gar keine lieferten, und unter ihnen betrügeriſche Kaufleute, welche den Unverſtand und die Unerfahrenheit der Käufer benutzten, ſie tüchtig zu prellen und übers Ohr zu hauen. Unter ihnen ſind namentlich auch viel Mehlhändler, Bäcker, Fleiſcher, Krämer, Lieferanten für Armeen und Hoſpitäler, Mäkler die um einige Thaler Gewinn Gott ſelbſt vermäkelt haben würden, jüdiſche Handelsleute, Gauner, Kuppler, Gelegenheitsmacher, gefällige Mütterchen, welche die unerfahrene Jugend und die Tugend an Beelzebub ſelbſt für einen guten Pelz verkuppelt haben würden. Doch jetzt ſind wir über dem ſchrecklichen Felsthal, in dem ſich unzählige Grotten und Höhlen befinden, die mit glühenden Gittern verſchloſſen ſind, und in denen Ungeheuer der gräßlichſten Art die Verdammten unaufhörlich zerſtampfen und zerreißen. Dieſe hier waren Schmeichler, welche die Gemüther der Regenten und Fürſten mit ihren unverſchämten Schmeicheleien vergifteten, und ſo namenloſes Unheil über Staaten und Völker brachten. Die dort mit glühenden Sägen mitten von einander geſägt werden und hinter der Säge wieder zuſammenwachſen, dies waren Geſchichtsſchreiber, die gegen ihre beſſere Ueberzeugung die Geſchichte durch Unwahrheiten und Entſtellungen verfälſchten. Die Du mit den zackigen Gluthzangen zwicken ſiehſt, das waren die Romanſchreiber, welche die Sittenloſigkeit und Lüderlichkeit durch ihre Schriften verbreiteten. Die dort an den glühen-

den Felſen zerquetſcht werden, waren boshafte Critikaſter aus Brodneid. Die Du an den Fingern aufgehängt ſiehſt, waren unverſchämte Lobhudler ums Geld oder ſchuftige Theaterrecenſenten, die von der Kunſt ſo viel verſtanden als der Bock von der Gärtnerei, und Schauſpieler und Sänger begeiferten, die ihren unverſchämten Anforderungen nicht durch reiche Geſchenke genügten; ſie werden, wie Du ſiehſt, auch von giftig brennenden Scorpionen geſtochen, mit glühenden Diſteln gepeitſcht, und mit eben ſolchen Stäben geprügelt; die dort an glühenden Ketten geſchleift werden, das waren bezahlte Theaterclaqueurs, die ſich in Paris den Titel „Beförderer der dramatiſchen Kunſt“ beilegten. Man mäſtet ſie hier mit ſcheußlichen Schlangenköpfen und Drachendärmen. Dort links erblickſt Du das Heer der Nachdrucker, ſie werden mit infernaliſcher Beize geäzt. Die, welche in jener geräumigen Höhle fortwährend aus Pech, Schwefel, Salpeter, Operment, Arſenik, Queckſilber und Blei ſelbſt fabricirte Pillen zu Dutzenden verſchlucken müſſen, das ſind Aerzte und Apotheker, die ihre Patienten durch Nachläſſigkeit und Indolenz zu früh in die andere Welt ſpedirten. Die in jener Rennbahn über glühende Eiſenſpitzen wettlaufen müſſen und mit hundertſchwänzigen Nägelkatzen gepeitſcht und zerfleiſcht werden, ſind Vormünder und Pfleger, welche ihre Mündel um das ihrige brachten und deren Intereſſen nicht genug wahrnahmen. Die man in jenem Laboratorium in glühenden Mörſern zerſtößt, ſind betrügeriſche Banqueroutirer, und denen man dort mit glühenden Schlachtmeſſern ganze Stücke von ihren Schenkeln und den fleiſchigſten Theilen ihres Leibes ſchneidet, die ſie dann ſelbſt aufzehren müſſen, das ſind hartherzige, unbarmherzige reiche Gläubiger, die ihre unverſchuldeterweiſe zahlungsunfähigen Schuldner bis aufs Blut quälten, ihnen das letzte Hemd vom Leibe nahmen, und in den Schuldgefängniſſen verſchmachten ließen. Diejenigen, welche da drüben die glühenden Statüen von hinten umarmen müſſen, waren unnatürliche Wollüſtlinge und Nothzüchtler. Diejenigen, denen in der mit Flammen angefüllten Höhle die Vogelungeheuer mit glühenden Schnäbeln von Erz die Eingeweide zerfleiſchen, waren unnatürliche Kinder, die ihre Eltern mißhandelten oder darben ließen. Die in dem ungeheuren Keſſel dort ſchmoren, ſind Meineidige, oder ſolche die falſche Zeugniſſe ablegten. Treuloſe Verräther ſiehſt Du dort mit zuſammengeketteten Donnerkeulen zerſchmettern; die da an Felſenſpitzen geſpießt und von feurigen Wirbel-

winden umſaust in den Lüften ſchweben, ſind ungetreue Diener, und die Diebshehler werden dort von ſcharfbekrallten Ungeheuern zerriſſen, zerfetzt und geſchunden, ſo daß kein Glied verſchont bleibt; unter ihnen bemerkſt Du beſonders viele Jünger Moſes.

— Aber was zum Guckuk treiben denn die da drüben in der großen Höhle, in dieſem Winkel des ſchrecklichen Thales, über welchem man mit Flammenſchrift die Worte: „Hölliſches Leſekabinet“ liest.

— Das ſind verdammte Deputirte aus allen konſtitutionellen Staaten und von allen Farben, welche ihre Stimme verkauften, gegen ihre Ueberzeugung ſtimmten, ſich beſtechen oder beſchwatzen ließen u. ſ. w., unter ihnen ſiehſt Du viele engliſche Parlamentsglieder, franzöſiſche, belgiſche, ſpaniſche, griechiſche, bairiſche, ſächſiſche, württembergiſche, hannövriſche, heſſiſche, badiſche, naſſauiſche ꝛc. Volksabgeordnete, alle ſind verdammt bis in alle Ewigkeiten die Kammerdebatten, Reden und das Geſchwätz der Deputirten der Kammern aller Länder zu leſen.

— Puh! ſchüttelte ſich Michel, die armen Teufel, dies iſt zu hart: ſie haben die gräßlichſte aller Höllenſtrafen zu beſtehen, ſetzte er hinzu. Und die dort, die ſo gierig glühende Manuſcripte verſchlingen müſſen?

— Das ſind Verleger, die ihre Autoren nicht gehörig honorirten oder gar hintergingen.

— Nun, dahin werden meine Verleger wohl nicht kommen, meinte Michel. Und die links vom hölliſchen Leſekabinet in dem kleinen Cabinet in geringer Zahl mit glühenden Stiften ſo unermüdet Papiere durchſtreichen?

— Dies ſind Cenſoren, die auf Erden nur ſo in den Tag hineinſtrichen und den armen Autoren Arbeit und Leben verkümmerten.

Jetzt befanden ſich die Höllenreiſenden an dem ſüdlichen Ende dieſes unermeßlichen Schauerthals, an einem ungeheuern Thor von glühendem Erz.

— Dies hier iſt der Eingang zum Schlangengewölbe, ſagte Asmodi die Pforten ſprengend, und Michel erblickte ein unüberſehbares Gewölbe, deſſen Decke aus Milliarden zuſammengeflochtener Nattern, Vipern und Ottern beſtand, deren Rachen ſämmtlich ein ſchrecklich ätzendes ekelhaftes Gift auf die mit geöffneten Mäulern hieher verdammten Verläumder und böſen Zungen träufelten.

Michel eilte wie ein abgeſchoſſener Pfeil durch dieſen Schauerort und gelangte am Ende deſſelben in das ſchreckliche Froſtthal der Hölle, wo er zwiſchen Eisfelſen, die ſich ins Unendliche thürmten, ſtarr ſtierende Geſtalten ſchlotternd, zitternd und zähneklappernd in ewiger Verzweiflung einherirren ſah, unnennbare Wehmuth lag in ihren Zügen, Blicken und Mienen.

— Dies hier, erklärte Asmodi, ſind die indifferenten, mitleid- und herzloſen Seelen, die ſelbſt im Wohlleben ihre armen, hülfloſen und nothleidenden Brüder unbarmherzig von ihren Thüren abwieſen, während ſie mit dem Ueberfluß ihres Reichthums, mit den übriggebliebenen Brocken die bei ihnen umkamen, deren Noth ſo leicht hätten abwenden können.

Der Anblick dieſer Gegend gab eine ſo entſetzliche Troſtloſigkeit, daß ſie auch das verhärtetſte Gemüth mit Verzweiflung erfüllen mußte, der feuerfeſte Michel eilte ſchmerzlich ergriffen ſchnell von hinnen, und Asmodi leitete ihn dem hölliſchen Strafgarten zu, in welchem wehmüthig ſtöhnende Sünder auf und nieder wandelten. Hier fanden ſich zwar Bäume, Geſträuche, Gewächſe und Pflanzen von gar mancherlei Art vor, aber alle waren blüthen- und blumenlos, und Stämme und Laub hatten eine aſchgraue Farbe; auch befand ſich Molochs Luſthain daſelbſt. Die hier in ſtummem Schmerz und mit ſtieren Blicken umherwandeln, waren Kindesmörderinnen, Ehebrecher und Selbſtmörder, unter dieſen letztern iſt auch Cleombrotus, der, nachdem er Platos Abhandlung über die Unſterblichkeit geleſen, nach dem Meer eilte, und ſich in demſelben ertränkte, um ſchnell der Glückſeligkeit des Jenſeits theilhaftig zu werden. Die hier Verdammten ſind der eigenen im Buſen nagenden Reue überlaſſen, aber nicht aller Hoffnung beraubt, da ihre Verbrechen mehr als den Menſchen angeborne Schwachheiten betrachtet werden. Aus dieſem Strafgarten kommen wir in den ungeheuern Höllenpark, der dem unermeßlichen Volk der leichtſinnigen Sünder aufbewahrt iſt, die hier nur durch tödtliche Langeweile beſtraft werden. Hier ſiehſt Du die Wüſtlinge, Trunkenbolde, tolle Verſchwender, das ganze Comödienvolk, gelehrte Weiber, Maitreſſen und Loretten, Theaterdirektoren und Kapellmeiſter, die zu viel protegirten, Feuilletoniſten, Journaliſten und Redakteure, die zu viel lobhudelten und zu partheiiſch für die Theaterprinzeſſinnen, Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauſpielerinnen waren, ſogenannte Freigeiſter, Bonvivants ꝛc. die ſich

ſonſt keiner Verbrechen ſchuldig gemacht haben, immerwährend gähnend umherirren, und ſich mit langgezogenen Geſichtern einander anſehen. Hierher wäreſt auch Du gekommen, lieber Michel, ſetzte Asmodi hinzu, wenn Du nicht glücklicherweiſe mein Befreier und ſomit ein Aſpirant einer Großwürdenträgerſtelle der Hölle geworden wäreſt.

— Danke ſchönſtens für die Ehre, erwiederte Michel, ich will lieber durch die Sterne wandern und in der Sonne für den Himmel deſtilliren.

— Daran iſt nicht mehr zu denken, Du biſt ein Mitglied unſers Hof=Kreuzſpinnenordens geworden, und uns dadurch mit Haut und Haar verfallen. Und denke welche Auszeichnung, ein Großwürdenträger in Satans Reich! während Männer wie Seſoſtris, Alexander der Große, Napoleon ꝛc. als Schlächter, Küchenjungen u. ſ. w. in der großſataniſchen Hofküche fungiren müſſen.

— Es muß auf Erden ſchon Tag ſeyn, laß uns auf die Oberwelt zurückkehren, ich habe des hölliſchen Spuks genug. Dieſe, wenn auch nur oberflächliche Muſterung, hat mich gewaltig ermüdet. Bei künftigen Höllenfahrten will ich die merkwürdigſten Verdammten ſpeciell befragen.

Beide fuhren nun durch den ewig ſpeienden Strom=Bali zur Erde und nach Paris zurück, wo es ſchon hoch am Tage war; der erſte Gegenſtand der Michel daſelbſt auffiel, war ein unter der übermäßigen Laſt niedergeſunkener Karrengaul, den ſein Fuhrmann unmenſchlich peitſchte und mißhandelte.

— Aber wie geht denn das zu, fragte er den Asmodi, ich habe ja unter all den Verdammten in der Hölle die Thierquäler nicht geſehen, gehen dieſe leer aus?

— Dieſen wird die Höllenehre gar nicht zu Theil.

— Wie ſo?

— Weil nach ihrem Tode ihre Seele in die Leiber der Pferde zu fahren verurtheilt iſt, die Karrengäule, Pariſer, Londner, Wiener, Berliner ꝛc. Fiakerpferde zu werden beſtimmt ſind; die allerärgſten Verbrecher dieſer Gattung müſſen die einſpännigen, halsbrechenden Wagen am Bockenheimer und Friedberger Thor zu Frankfurt am Main ziehen.

— Und der hier ſo mißhandelte Gaul?

— War noch vor zehn Jahren einer der ärgſten Pariſer Thierquäler.

— Da geſchieht ihm alſo ſein Recht?

— Nicht mehr wie billig.

— Indeſſen will ich mich doch des armen Thieres annehmen.

— Nach Gefallen.

Michel band nun mit dem Fuhrmann an und ſtellte ihm ſein Unrecht mit ſehr gemäßigten Worten vor, da kam er aber ſchön an, der Kerl drohte zuletzt auch ihm die Kraft ſeiner Peitſche fühlen zu laſſen, und als ihm endlich Michel ſagte, welche Strafe auch ihm dereinſt bevorſtünde, erklärte er ihn für einen Narren den man nach Charenton bringen müſſe, und machte wirklich Anſtalt ihn zu peitſchen, nun aber ließ ihn Stürmer mit Asmodis Hülfe den St. Veitstanz tanzen und unaufhörlich Purzelbäume ſchlagen, ſo daß er faſt eine ganze Stunde lang den zuſammengelaufenen Pöbel, der laut lachend dem komiſchen Schauſpiel zuſah, beluſtigte, bis er endlich außer Athem und beſinnungslos niederfiel.

In ſeinem Hotel angekommen, erſah Michel aus den Journalen, daß ſich in Havre ſchon ſeit länger als vierzehn Tagen einige Tauſend Deutſche, nach Amerika beſtimmte Auswanderer befanden, die man dahin ſpedirt hatte, welche jedoch aus Mangel an Schiffen nicht weiter befördert werden konnten, auf dem theuren Platze ihr bischen Habe noch vollends aufzehren mußten und dann ganz abgeriſſen in Amerika ankommen würden, auch von den Häuſern, an die ſie die deutſchen Agenten gewieſen, höchſt ſchnöde behandelt wurden.

— Dies muß ich näher unterſuchen, ſagte Michel, und ſpazierte ein paar Minuten darauf auf den Quais in Havre. Hier begegnete er einer Menge deutſcher Landsleute, meiſtens aus dem Baieriſchen und Württembergiſchen zu Haus, es waren Landleute, Ackerbauern, Handwerksleute, auch Juden, mit ihren Weibern und Kindern; ein ganzer Berg von Kiſten und Kaſten war an dem Ufer der Baſſins aufgethürmt, die den Auswanderern gehörten. Michel redete einen ſchon alten Mann, der ein ſorgenvolles Geſicht machte, an, und ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein.

Nachdem ihm derſelbe die Veranlaſſung mitgetheilt hatte, warum er nach Amerika wolle, von wo ihm ſchon früher dahin ausgewanderte Bekannte und Verwandte geſchrieben hätten, daß es ihnen allda wohlergehe und ſie tüchtig an dem erkauften Land arbeiteten, fragte er ihn:

— Wie lange ſeyd Ihr jetzt ſchon hier?

— Heute ſind es ſiebenzehn Tage, Herr, und es iſt hier ein gewaltig theures Pflaſter, wir ſind vierzehn Köpfe von einer Familie, die alle Tage eſſen wollen. Drei Franken muß ich nur täglich fürs Lager bezahlen, wo bleibt jetzt der Reſt? und dann wird man auch noch betrogen und über den Löffel barbiert wo man hinſieht, kein Menſch der einem einen Rath gibt, man iſt wie von aller Welt verlaſſen.

— Ja, habt Ihr denn in Deutſchland nichts feſtgemacht, wie und wenn man Euch hier einſchiffen muß.

— Freilich haben wirs abgemacht, und es ſteht auch in unſerm Vertrag den wir mit dem Agenten in Deutſchland abgeſchloſſen haben.

— Zeigt mir ihn.

— Ja Herr den haben ſie uns gleich bei unſerer Ankunft hier abgenommen.

— Wer?

— Das Haus an das wir adreſſirt waren.

— Habt Ihr einen Schein darüber?

— Nichts, gar nichts haben wir in der Hand, und wenn wir auf das Büreau gehen wollen, um uns nach unſern Angelegenheiten zu erkundigen oder nach unſern Papieren und der Abfahrt fragen, dann werden wir noch wie die Hunde angeſchnauzt, man zeigt uns die Thüren, gibt uns gar keine Antwort, und es ſind doch Deutſche die auf dem Büreau ſitzen. Ja jetzt laſſen ſie uns gar nicht mehr hinein und machen uns die Thüre vor der Naſe zu. Unterdeſſen zehren wir unſer bischen Hab und Gut vollends auf, und in unſerm Akkord hat's doch geſtanden, daß wenn wir über drei Tage in Havre liegen, ſie uns, was es länger dauert, für Koſt und Wohnung entſchädigen müſſen. Aber wo ſollen wir klagen, was ſollen wir anfangen, mit der Sprache können wir nicht fort, und kein Menſch nimmt ſich unſerer an.

— Nehmt mir's nicht übel, ſagte Michel, aber Ihr ſeyd gewaltig einfältige Leute, daß Ihr Eure Papiere ſo aus der Hand gebt, dann kann Euch freilich Niemand helfen. Wenn dieſe Büreauſchlingel Eure Verträge abverlangen, ſo ſagt ihnen, ſie ſollen ſich nur das Nöthige daraus notiren, und laßt ſie ihnen nicht in den Händen, oder laßt Euch zum wenigſten einen Empfangſchein darüber geben.

— Ja, Herr, ſo klug waren wir nicht, und nun ſitzen wir hier in der Patſche, ſie geben uns halt nur zur Antwort: es ſeyen eben keine Schiffe da, und bis dieſe kämen müßten wir uns gedulden.

— Für diesmal will ich verſuchen Euch durchzuhelfen, auf ein andermal ſeyd klüger. Kommt.

Michel und Asmodi begaben ſich nun in Begleitung des alten Mannes und einiger anderer Auswanderer in das Handelshaus, an das dieſe von den deutſchen Agenten gewieſen waren, aber ſie fanden die Büreaus geſchloſſen.

— Hab' ich's nicht geſagt, ſprach der alte Auswanderer.

Michel klopfte an die Büreauthüre, ſie wurde ihm aber nicht aufgethan, ein hinzukommender Commis ſagte ihm: die Herren könnten jetzt Niemand annehmen.

— So, meinte Michel, gab dem Asmodi einen Wink, und weit fuhr die Büreauthüre auf; die in der Schreibſtube Sitzenden ſperrten ebenfalls die Mäuler verhältnißmäßig weit auf.

— Um Vergebung, meine Herren, ſagte Michel, da ſind einige ehrliche deutſche Auswanderer, die ſchon ſiebzehn Tage hier harren, ihr Geld verzehren und nicht eingeſchifft werden. Sie haben dieſe Angelegenheit übernommen, warum befördern Sie die Leute nicht?

— Wer ſind Sie?

— Das geht Sie nichts an, gehört auch nicht zur Sache, warum werden die Leute nicht befördert?

— Weil keine Schiffe da ſind.

— Dafür hätten Sie ſorgen müſſen, indeſſen haben Sie die Güte und vergüten den Leuten die Koſten ihres hieſigen Aufenthalts, wie man vertragsmäßig übereingekommen iſt.

— Noch einmal, mein Herr, wer ſind Sie, was miſchen Sie ſich in Sachen die Sie nichts angehen, ſchon Ihr gewaltſames Eintreten war eine Unverſchämtheit ſondergleichen, die...

— Eine Unverſchämtheit ſondergleichen iſt es, daß Sie dieſen ehrlichen Leuten die Papiere abnehmen und herauszugeben ſich weigern. Sie werden ſogleich die in Händen habenden Verträge gutwillig herausgeben oder ich gebrauche Gewalt.

— Das möchten wir doch ſehen, rief ein vorlauter Comtoirburſche.

In demſelben Augenblick nahm ihn Asmodi beim Ohr und zwickte ihn ſo gewaltig, daß er ein furchtbares Zetergeſchrei erhob, führte ihn an einen Schrank in welchem die Verträge lagen, und zwang ihn ſolche herauszunehmen und dem Michel zu übergeben. Das übrige Comtoirperſonale war ſtarr und ſtumm.

— Hier ſteht es ja ganz deutlich geſchrieben, daß ſie den Leuten einen Franken per Kopf täglich zu bezahlen haben, ſobald ihr Aufenthalt in Havre länger als drei Tage währt. Es iſt freilich nur ein Bettel, aber auch den möchten die Herren noch ſchlucken. Nun, Herr Caſſier, heraus damit, zahlen Sie den guten Leuten was ihnen von Rechtswegen zukömmt.

Der Caſſier machte ebenfalls Umſtände, aber auch ihn packte Asmodi beim Ohr, führte ihn zur Caſſe und zwang ihn das ſchuldige Geld und noch obendrein eine Extra-Gratifikation von zehn Franken per Kopf als Strafe für die Nichterfüllung der Verbindlichkeiten dieſer Herren zu zahlen.

— Diesmal kommt Ihr noch ſo mit heiler Haut davon, ſagte jetzt Michel zu den ſaubern Herren, werdet Ihr aber den armen Auswanderern noch ferner ihre Rechte zu ſchmälern ſuchen, ſo zwickt Euch mein Kamerad nicht nur die Ohren, ſondern er ſchneidet ſie ganz ab, darnach richtet Euch. Und Ihr, fuhr Michel ſich zu den Auswanderern wendend fort, ſchreibt Euern Landsleuten in Deutſchland, die Luſt zum Auswandern nach Amerika haben, daß ſie nicht ſo einfältig ſind, ihre Verträge ohne Sicherheit aus den Händen zu geben, und wenn man ihnen hier ihr Recht nicht zugeſteht, ſie ſogleich die Herren da durch einen Huiſſier vor das Tribunal laden laſſen, das wird helfen.

— Danke ſchönſtens, antwortete der alte Mann, für die prompte Hülfe, ſolche Advokaten ſollte man allenthalben haben, dann ſähe es bald anders in der Welt aus, wir werden Ihren guten Rath beſtens befolgen und an unſere Landsleute in der Heimath ſchreiben.

Michel ſpazierte nun noch ein Stündchen in und um Havre herum, beſtieg auch die Côte von Ingouville, wo er ſich an der entzückend reizenden Ausſicht auf das Meer und die Mündung der hier ſo majeſtätiſchen Seine nicht ſatt ſehen konnte, die prächtigen Landhäuſer und wahrhaft fürſtlichen Parks der reichen Kaufleute von Havre bewunderte und endlich zu Asmodi ſprach:

— Ich fühle auf einmal ein ganz gewaltiges Verlangen, das Innere Afrikas kennen zu lernen, was meinſt Du, lohnt es ſich wohl der Mühe?

— Allerdings, verſetzte Asmodi, denn mitten in dieſem Welttheil liegt ein äußerſt merkwürdiges Land, in welches bis jetzt noch kein europäiſcher Reiſender einen Fuß geſetzt hat, und in demſelben befindet ſich die merkwürdige Republik Al-Quitſchi-Quatſchi, ein winziger aber wahrhaft barbariſch cultivirter Staat, wo man die ſublimſte Regierungskunſt zu ſtudiren die beſte Gelegenheit hat.

— Wohlan, laß uns dahin; dann wollen wir auch einmal der Stadt Rom unſere gehorſamſte Aufwartung machen.

Und dahin ſchwebten beide, ſich von Ingouville über Frankreich hinweg nach dem heißen Afrika begebend.

IX.

Michel und Asmodi kannegießern. — Die Republik Al-Quitſchi-Quatſchi. — Geheime Berathung auf dem Römer zu Frankfurt am Main, um die Maleſikanten Michel und Asmodi auf eine pfiffige Art zu fangen. — Reiſe nach Al-Quitſchi-Quatſchi; Raritäten und Curioſitäten daſelbſt.

Wie immer fand ſich Asmodi bei Michels Lever in deſſen Hauptquartier ein und leiſtete ihm zum Frühſtück converſirend Geſellſchaft.

— Die Sache mit den Auswanderern in Havre ging mir die ganze Nacht im Kopfe herum, ſagte Michel.

— Was ficht Dich an? erwiederte der Teufel.

— Die Leute ziehen da mit Kind und Kegel, mit dem Reſt ihrer wenigen Habe in ein ihnen unbekanntes Land, und rennen ſo in ihr Verderben.

— Du irrſt; es ſind meiſtens Landleute, tüchtige Feldarbeiter, ſie bringen etwas baares Geld mit, und diejenigen die ſo klug ſind ſich in den noch unangebauten Gegenden Nordamerikas eine Strecke Landes zu kaufen, die ſie für wenige Dollars, ja faſt umſonſt erhalten, und gehörig bearbeiten, ſind ſchon in einigen Jahren wohlhabende Leute, das Land gilt dann zehn- und zwanzigmal mehr als der Ankaufspreis betrug, rentirt ſich trefflich, und ihre Kinder und Kindeskinder werden reiche Gutsbeſitzer. Alle die es ſo gemacht und Ordnung und Thätigkeit walten ließen, befinden ſich jetzt wohl in Amerika.

— Gut, aber der Heimath, dem deutſchen Vaterland haben ſie auf immer den Rücken gekehrt?

— Was thut das? **ubi bene ibi patria**, das Vaterland iſt da wo es dem Menſchen wohl geht und er gute Freunde fin-

det. Die deutſchen Auswanderer finden ihren Vortheil in dem neuen Vaterland, und Deutſchland verliert nichts dabei.

— Wie ſo, thätige Arbeiter und das Geld, das ſie mitnehmen, iſt dies kein Verluſt? —

— Nein; die meiſten, ja faſt alle Länder Deutſchlands leiden eher an Uebervölkerung als an Mangel der Bevölkerung, Grund und Boden können ſie nicht mitnehmen, und das iſt der reelle Reichthum, Geld iſt nur ein konventioneller und oft imaginairer, und immer zu erſetzen. Die deutſchen Regierungen, welche dieſen Auswanderungen keine Hinderniſſe in den Weg legen und ſie gehörig ordnen und leiten, ſind gut inſpirirt, und zu ſehr überhand nehmender Armuth wird dadurch geſteuert.

— Meinſt Du? dann wunderts mich daß die Franzoſen nicht auch auswandern; denn das wirſt Du mir doch eingeſtehen müſſen, daß es nicht leicht ein armſeligeres Daseyn gibt als das der franzöſiſchen Landleute in den meiſten Departementen.

— Ganz wohl; aber der Franzoſe klebt weit mehr an ſeiner Scholle als irgend ein anderes Volk; man hat ihm ſo viel und ſo häufig vorgeſchwätzt, Frankreich ſey das Paradies auf Erden, es gebe kein zweites ſo herrliches Land mehr, und er iſt voller Vorurtheile, ſo ſehr für daſſelbe eingenommen, daß er bei Grütze, ſchlammigem Waſſer und nicht zu erſchwingenden Abgaben noch immer ſein „on peut ou être mieux“ ſingt.

— Ich fürchte aber daß dies für die Zukunft nicht gut thut; die immer mehr überhand nehmende Armuth der untern Klaſſen, der dieſelbe zu höhnen ſcheinende Ueberfluß der oft übermüthigen Reichen, der ſchon jetzt den bitterſten Haß der Armen erzeugt hat, und den ſie ſo unverholen äußern, kann mit der Zeit eine furchtbare Kataſtrophe herbeiführen.

— Pah, mit der Zeit! die Zeit iſt gar nicht mehr ſo ferne; wenn dies ſo fortgeht, ſo bedarf es nur einer unbedeutenden Veranlaſſung um dieſen Haß zum Alles verheerenden Ausbruch zu bringen.

— Aber das Mittel dieſem zuvorzukommen?

— Liegt auf der flachen Hand.

— Und das wäre?

— Eine beſſere und gerechtere Vertheilung der Abgaben und eine vernünftigere, menſchlichere und rückſichtsvollere Geſetzgebung.

— Gerechtere Vertheilung der Abgaben, wie meinſt Du das?

— Daß die Reichen im Verhältniß ihrer Reichthümer und Einkünfte zu den Laſten des Staats beitragen, und dieſe Laſt nicht ſo überwiegend und drückend auf die Schultern der Armen gebürdet wird, wie dies jetzt der Fall iſt. Du ſiehſt hier in Paris ſo viele Parvenües, Millionäre, die alljährlich Hunderttauſende, ja wohl auch Millionen Revenüen haben, und kaum einige lumpige Tauſend Franken an den Staat abgeben, während der Arme, der ſich ſchinden, plagen und placken muß, um ſich und den Seinigen das Nothdürftigſte herbeizuſchaffen und den Hunger mit den gröbſten Speiſen zu ſtillen, die Blößen mit den erbärmlichſten Lumpen zu decken, im Verhältniß Tauſendmal mehr abgeben muß als jener Reiche, und wäre es auch nur durch das ungeheure Octroi. Aber jeder Reform der Art widerſetzen ſich dieſe gefühlloſen Geldſäcke, ſo dumm als kurzſichtig, und es wird ihnen gehen wie 1789 dem Adel und der Geiſtlichkeit in Frankreich, die, weil ſie nicht einen kleinen Theil von ihrem Zuviel und Ueberfluß opfern wollten, Alles, ja ſogar das Leben verloren. Und dazu kommt noch der ſtupide Batzenhochmuth dieſer Parvenües und Krämerſeelen, der ſie, da ſie ohnehin nur Zahlen und Nullen in ihren ſonſt ſo hohlen Schädeln haben, ſo verächtlich als lächerlich macht, und immer größere Erbitterung erzeugt.

— Daß der Teufel ſelbſt ſo etwas ſagen muß!

— Der Adel wußte doch ſeine Vorzüge, Privilegien und Reichthümer durch eine artige Höflichkeit, ein feineres Benehmen, gute Manieren, wenn auch nur äußerlich, verzeihen zu machen; aber dieſe Geldariſtokratie iſt das plumpſte und unverſchämteſte Thier das ſich denken läßt, nicht nur alle wiſſenſchaftliche Bildung geht ihr in der Regel ab, ſondern auch die ganz alltägliche Höflichkeit läßt ſie außer Augen, in dem unſeligen Wahne befangen, auf ihre Geldſäcke klopfend damit Alles erzwingen und ertrotzen zu können, nicht bedenkend daß all' dieſe Geldſäcke am Ende doch nur Kothſtaub und Seifenblaſen ſind, wie ſie ſelbſt. Die einzigen und wahren Güter dieſer Erde laſſen ſich nicht mit Gold erkaufen. — Laß doch jenen einfältigen, an Leib und Seele kranken Millioneneſel ſeinen Goldſack auf den Rücken nehmen, und ſag ihm, er ſolle ſich dafür ein bischen Verſtand, Geſundheit, Talente, Geiſt, Anmuth, Jugend, Freundſchaft, wahre Liebe erkaufen, der armſelige Schächer wandert von Haus zu Haus und kömmt ebenſo erbärmlich zurück als er fortgegangen, wirft unmuthig ſeinen Goldſack

zur Erde und gibt über kurz oder lang — nicht den Geiſt auf, da man nicht aufgeben kann was man nicht hat, ſondern das bischen thieriſche Leben, und wird prächtig — begraben! und nun erwarten wir ihn dort drüben in jenen Gegenden, die ich Dich kennen lernte. Das iſt dann das Ende vom Lied.

— Aber es gibt doch auch Ausnahmen, ich habe auch ſchon manchen menſchlichen, wohlwollenden, kenntniß- und geiſtreichen Mann unter den Leuten kennen gelernt, von denen Du eine ſo widerliche Schilderung machſt.

— Das ſind weiße Raben; daß es weder des Geiſtes, noch des Verſtandes, noch ungewöhnlicher Kenntniſſe oder außerordentlicher Talente bedarf um Millionen zuſammenzuſcharren, lehrt Dich das täglich vor Augen habende Beiſpiel, und die Mildthätigkeit der ungeheuern Mehrzahl dieſer Reichen beſchränkt ſich darauf, den Menſchen die das unverzeihliche Verbrechen begehen arm und hilfsbedürftig zu ſeyn, und doch noch ein unglückliches Daſeyn friſten wollen, auf die verächtlichſte Weiſe einen Broſam ihres Ueberfluſſes vor die Füße zu werfen, ſtatt dem dürftigen Bruder liebreich und ſchonend unter die Arme zu greifen und ihm wahrhaft zu helfen, wie es ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre. Aber die Nemeſis wird nicht ausbleiben. —

— So hört es doch, ihr hartherzigen Beutelſchneider im Großen, ſolche Lehren gibt euch der Teufel ſelbſt, beherzigt ſie, und wäre es auch nur um eures eignen Vortheils willen! ſagte Michel knirſchend.

— Mache Dir doch keine vergebliche Mühe, höhnte Asmodi, dazu iſt das Volk viel zu blind und zu dumm. Sie ſcharren und kratzen für luſtige Erben zuſammen, und es findet ſich immer einer oder der andere unter der werthen Nachkommenſchaft, der den Mammon des nichtſeligen Papas oder Großpapas fröhlich wieder in alle Welt gehen heißt.

— Die Geſetzgeber ſollten auf Mittel denken, dieſem Uebel zu ſteuern.

— Biſt Du nicht kindiſch, die Geſetze werden nicht von den Armen und Bedürftigen gemacht, ſind alſo auch nicht für, ſondern eher gegen dieſe, namentlich die ſogenannte Civilgeſetzgebung, faſt in allen Ländern eine wahre Verarmungsanſtalt, wozu mit wenigen Ausnahmen, wie in Frankreich, England ꝛc., noch kömmt, daß alle Verhandlungen der Civilgerichte jeder Oeffentlichkeit entbehren

und ſo der Ungerechtigkeit und Beſtechung Thore und Thüren geöffnet ſind. Bei dieſen Gerichten kommt in der Regel alles auf den Referenten an, wer dieſen nicht gewonnen und auf ſeiner Seite hat, der iſt unwiderbringlich verloren, die Richter urtheilen nach ſeinem Vortrag, geben ſich faſt nie oder höchſt ſelten einmal die Mühe ſelbſt die Naſen in die Eingaben und Akten zu ſtecken, ſind meiſtens von einer verzweifelnden Indolenz und Indifferenz befallen, ſtimmen mit rührender Harmonie nach dem Vor- oder Antrag des Referenten, oder kommen nach einer an dem Buſen einer feilen Dirne durchſchwelgten Nacht zur Sitzung und — ſchlafen wohl gar bis zur Aburtheilung.

— Höre, es geht doch gräulich in der Welt zu.

— Der Teufel lachte und fuhr fort: ich könnte Dir ein Liedchen davon ſingen, das manches ſchläfrige Ohr wach machen würde; doch ich will Dich vorerſt noch damit verſchonen, es findet ſich vielleicht ein anderesmal eine Gelegenheit dazu.

— Da wäre denn doch die Oeffentlichkeit bei dem Civilgerichtsverfahren wünſchenswerth, ſie zwänge wenigſtens die Herren Richter ſich wach zu erhalten.

— Und verhütete oft himmelſchreiende Ungerechtigkeiten, welche dieſerhalb in Frankreich in ſolchen Fällen niemals ſtattfinden können, da ſie ſogleich alle Welt rügen würde. Die Publicität iſt in Civilſachen noch erſprießlicher als in Criminalfällen, weil bei den letzteren die Veranlaſſung zu abſichtlichen Ungerechtigkeiten und Beſtechungen weit ſeltner vorkömmt und in der Regel außer dem Verbrecher Niemand ein beſonderes Intereſſe hat, die Thatſachen zu verunſtalten; dagegen wird, wie die jetzige Juſtiz und Geſetzgebung organiſirt iſt, der Reiche und Vermögende immer im ungeheuren Vortheil gegen ſeinen unbemittelten Gegner ſtehen.

— Dem allein wäre durch die Oeffentlichkeit der Gerichte und billige Juſtiz abgeholfen.

— Aber daran iſt nicht zu denken, bis nicht abermalige blutige Erfahrungen dieſe Nothwendigkeit einleuchtend gemacht haben, obgleich ſich überall mehr oder minder die Symptome einer bevorſtehenden furchtbaren Cataſtrophe zeigen. Zunehmende Armuth der untern Klaſſen in allen Ländern, namentlich in Frankreich und England, an der unbegrenzte Konkurrenz ebenſo wie beſchränkende Privilegien ihren Antheil haben, die hie und da alle Augenblicke entſtehende Auflehnung der Arbeiter jeder Art, die immer ſteigende

Zahl der gräßlichſten Verbrechen ſind die traurigen, höchſt bedenklichen Vorzeichen eines allgemeinen Sturmes, der einſt über Nacht einzubrechen und Alles niederzureißen droht. Dazu noch die heilloſe nichts beſſernde peinliche Gerichtsbarkeit, die ſo oft ſchauderhafte Thaten erzeugt und an wahren Unſinn grenzt, wie z. B. vor Kurzem noch in England ein Bettler auf ſieben Jahre nach Botany-Bay transportirt wurde, weil, als man ihm in der Küche eines reichen Bankiers ein bischen Eſſen verweigert hatte, er, um ſeinen wüthenden Hunger zu ſtillen, ſich nun ſelbſt ein Stück Brod von einem daliegenden Laib abſchnitt, und deßhalb von der Jury als des Diebſtahls oder Raubs für ſchuldig erklärt wurde!... Wenn er ſelbſt in des Großſatans Hofküche einen Höllenbraten entwendet und verzehrt hätte, würde er mit einer weit gelindern Strafe, ja mit einem Verweis vom großſataniſchen Oberhofküchenmeiſter davon gekommen ſeyn. Ueberhaupt ſtehen die Strafen für die peinlichen Verbrechen in eurer ſogenannten civiliſirten Welt meiſtens in gar keinem vernünftigen Verhältniß mit denſelben, und zehnmal wirkſamer, paſſender und beſſernder ſind die der Völker, die ihr ſo gerne Barbaren nennt. Wenn Türken einen Diebſtahl mit einer tüchtigen Baſtonade beſtrafen, den Dieb ſodann laufen laſſen, ſo iſt es weit vernünftiger, als ihn eine halbe Ewigkeit in Zuchthäuſer zu ſperren oder auf Galeeren zu ſchmieden. Der Kerl iſt expedirt, erinnert ſich zeitlebens an die gehämmerten Fußſohlen, und ſucht dann oft durch ein ehrliches Gewerbe ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen, während der Züchtling und Galeerenſklave nur Tag und Nacht darauf ſinnt, ein ausgelernter Galgenſtrick zu werden und dazu von ſeinen Kameraden alle Anleitung und jeden Unterricht erhält, um wenn er ſeine Freiheit wieder erlangt hat, mit deſto größerer Virtuoſität der wachſamen Polizei und Juſtiz Naſen drehen zu können. Ha, ha, ha!

— Hört ihr den Teufel, hört ihr ihn? —

Asmodi lacht und fährt fort. — Ja da predigt man tauben Ohren, denn ſo will es die Civiliſation, daß durchaus nicht mehr geprügelt werden ſoll, und dort prügeln ſie ſchon in den Verhören, in den Zuchthäuſern und Bagnis darauf los daß es eine hölliſche Luſt iſt. — Vivat die Civiliſation! — Der arme Teufel der ein Stück Brod aus Hunger ſtiehlt, wird auf ſieben Jahre transportirt, der Beutelſchneider en gros der Millionen durch um ſo ſchändlichere Kniffe in ſeinen Säckel fallen zu machen verſteht, als

er ſie ſtrafloſer zu verüben weiß, wird betitelt und mit Orden behängt!!!...

— O die heilloſe Welt!

— Nur Ein Mittel könnte noch die bevorſtehenden Stürme beſchwören, aber zu dem werden ſie nie oder nur dann greifen, wenn es zu ſpät iſt.

— Und das wäre?

— Das ſchon erwähnte; eine vernünftige und billige Vertheilung der Abgaben und totale Reform der vernunftwidrigen Geſetzgebung.

— Wohlan, ich wills ihnen beißend klar unter die Augen reiben, ſagte Michel.

— Dummer Teufel, das wird nichts beſſern, und dann muß ichs mir verbitten, das würde mir und meinem großmächtigen Herrn gar manche Höllenfreude verderben und die Zunahme der Bevölkerung unſers Reichs, das noch für Billionen und Trillionen Sünder Raum hat, vermindern. Soeben iſt wieder eine irdiſche Heiligkeit in der Hölle eingekehrt, das wird ein Gaudium ſeyn!

Asmodi reibt ſich freudig die Krallen.

— Du biſt doch ein recht hämiſcher Teufel! — Aber jetzt genug des heil- und erfolgloſen Salbaderns; Du haſt mir verſprochen mich ein merkwürdiges noch unentdecktes Land im Innern von Afrika kennen zu lernen; ich bin bereit, laß uns abfahren.

— Gut, aber erlaube mir Dir vorher noch einige Notizen über daſſelbe mitzutheilen, damit Deine Reiſe und Dein Aufenthalt in demſelben auch von einigem Nutzen für Dich iſt.

— Wohl, ich höre.

Kennſt du das Land wo nur der Geldſack blüht,
Wo man nur für das Feilſchen und den Schacher glüht,
Wo Finſterniß die Nullgeſichter ſtets umſchwebt,
Weil man nur für den Schacher und den Wucher lebt!

— Obgleich Teufel, ſo will ich mich hiemit doch feierlichſt verwahrt haben, daß ich mit der Beſchreibung der Republik Al-Quitſchi-Quatſchi irgend eine der noch beſtehenden deutſchen, Schweizer- oder andern Republiken gemeint habe: Al-Quitſchi-Quatſchi liegt wirklich da wo ich es bezeichne; indeſſen ſollte es mich dennoch gar nicht wundern, da, wie ſchon geſagt, man in Deinem Vaterland, lieber Michel, das Wort Eſel nicht ausſpre-

chen darf, ohne daß Dutzende dieſen Titel für ſich in Anſpruch nehmen, und es iſt ſogar ein denkbarer Fall, wenn Hamburg und Bremen, Lübeck und Frankfurt am Main, Baſel-Stadt und Baſel-Land, Bern und Genf ꝛc. ꝛc. ſich um die Ehre ſtreiten Al-Quitſchi-Quatſchi zu ſeyn und zu heißen; ins Satansnamen, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, de gustibus non est disputandum, ich aber will für meinen Theil mich hiemit auf das feierlichſte verwahrt haben, irgend eine dieſer allerfürtrefflichſten Freiſtaaten unter Quitſchi-Quatſchi auch nur im entfernteſten verſtanden zu haben, und wäre im Stande demjenigen böswilligen Subjekt, das mich einer ſo großen Gottloſigkeit fähig hielt, einen Injurien- und Calumnien-Prozeß an den Hals zu werfen, den ich womöglich in beſagtem Freiſtaat ſelbſt anhängig machen würde, damit deſſen Erben, Kinder und Kindeskinder bis in das zehnte Glied ſich noch an demſelben ergötzen könnten und daran zu kauen, id est, zu zahlen und die Quitſchi-Quatſchi Rechtsverdreher und Rabuliſtenbrut zu füttern hätten.

— Zúm Henker mit der langen Vorrede, zur Sache! ſonſt verliere ich die Geduld.

— Oho Freund Michel, hübſch ruhig, Du wirſt es mir noch in alle Ewigkeit danken, Dich mit dieſem merkwürdigen Staat genauer bekannt gemacht und Dich in Stand geſetzt zu haben, dereinſt eine ausführliche, getreue hiſtoriſch-topographiſch-ſtatiſtiſche und mitunter auch recht humoriſtiſche und komiſch-tragiſche, das Lachen und Weinen befördernde, mit luſtigen Anekdoten und Schnurren reich verzierte und lehrreiche Beſchreibung dieſes barbariſch-kultivirten afrikaniſchen Freiſtaats, in den ſelbſt die berühmten Reiſenden, Gebrüder Lander und Eduard Rüppel, noch keinen ihrer Füße geſetzt haben, herauszugeben und dadurch nebſt anſehnlichem Honorar auch eine literariſche Unſterblichkeit zu erlangen. Es wird freilich kein kleines Stück Arbeit und eine ſchwer zu löſende Aufgabe ſeyn, eine der Wahrheit ganz getreue und richtige Schilderung dieſer Republik zu entwerfen; aber tröſte Dich, lieber Michel, ich kenne einen kohlraben- und pechſchwarzen Handelsmann derſelben, Sarasbambum genannt, der ſich im Beſitz eines altäthiopiſchen Manuſcripts befindet, welches Dir die Löſung dieſer Aufgabe gewaltig erleichtern wird, deſſen Benutzung er Dir gegen gehörigen Zins vom Zins der Zinſen pro libido oder ad libidum geſtatten wird, und in welchem Du die merkwürdigſten Begeben-

heiten dieſer hoch=, weit=, breit= und langberühmten Republik mit großer Genauigkeit aufgezeichnet findeſt. Es wird Dich freilich auch einige Mühe und Geduld koſten, das Werk aus der altäthiopiſchen Sprache in wenigſtens lesbares, wenn auch nicht gelehrtes Deutſch zu übertragen, aber denke an die Belohnung die Deiner harret, beſonders wenn Du es irgend einem hochweiſen Magiſtratus widmeteſt.

— Jetzt habe ichs ſatt, Asmodi, ich glaube Du haſt mich zum beſten!

— Menſchlein werde mir nicht zornig, ſonſt .... doch noch ein Paar Augenblicke Geduld, ich will Dich nur mit der Lage, Größe, dem Klima ꝛc. dieſes Landes bekannt machen, von dem Uebrigen magſt Du Dich dann ſelbſt überzeugen. Alſo:

Die Republik Al=Quitſchi=Quatſchi liegt am Tage im Sonnen= und bei der Nacht im Mondſchein, Notabene wenn dieſe wohlthätigen Geſtirne gerade ſcheinen, ſonſt aber iſt ſie immer in argen Nebel und dicke Finſterniß gehüllt, außerdem aber liegt dieſer kleine barbariſch=kultivirte Maulwurfsſtaat mitten in einem hochkultivirten, großen und ſchönen Lande, das ſich im Herzen Afrikas befindet, und zwar in der heißeſten und unbekannteſten Gegend dieſes Welttheils, nicht ſehr entfernt von den Höhen der Alquamor oder dem Mondsgebirge. — Al=Quatſchi, wie es der Kürze wegen auch oft genannt wird, iſt beinahe der kleinſte Theil dieſes großen, ſchönen, herrlichen, aus mehreren größtentheils gut organiſirten monarchiſchen Staaten beſtehenden Landes, das man mit dem allgemeinen Namen Thumbindſchin bezeichnet. Das Gebiet dieſer Republik, die Haupt= und einzige Stadt gleiches Namens, ſowie ein halbes Dutzend Dörfer nebſt einigen Fragmenten und Meierhöfen inbegriffen, iſt kaum eine Quadratſtunde groß, und folglich im Vergleich der größern Staaten Afrikas und Europas ein Maulwurfshaufen, der jedoch von einem Theil ſeiner glücklichen Bewohner für die Welt, oder wenigſtens für das irdiſche Paradies der Welt angeſehen wird, das er freilich auch gerade für dieſen Theil der Bevölkerung, nehmlich den der auf Koſten ſeiner Mitbürger ein bequemes Schlaraffenleben führt, indem er über das Wohl und Wehe dieſes Maulwurfshaufens und des halben Hunderttauſend ſeiner geduldigen Gemüther, d. h. Einwohner, entſcheidet, dann wohl auch ſeyn mag.

Dieſe Republik iſt ringsum von mehrern monarchiſchen Staaten umgeben, und die Grenzen derſelben ſind ſo nahe bei der Hauptſtadt, daß ſie ſich nach allen vier Weltgegenden nicht über Schußweite erſtrecken.

Der Name Al-Quitſchi-Quatſchi iſt etwas ſchwierig zu verdeutſchen, er bedeutet ungefähr ſoviel wie eine Herrſchaft der Ochſen und Maulwürfe, oder Ochſen- und Maulwurfsregiment und Verwaltung, ließe ſich auch durch Ochſenheim, Ochſenfurt ꝛc. wiedergeben. Dieſer Name iſt aus der ſonderbaren Sitte entſtanden, weil ſich daſelbſt das gehörnte und hochgeöhrte Vieh, namentlich auch die Büffel, deren Paradies dieſer Staat iſt, ganz beſonderer Vergünſtigungen zu erfreuen haben und oft in ſolchem Anſehen ſtehen daß man ſie den gewöhnlichen Einwohnern der Stadt nicht nur vorzieht, ſondern ihnen nicht ſelten die wichtigſten Aemter und Poſten des Staats anvertraut, ja man hat nicht wenig Beiſpiele daß ſie als Häupter deſſelben erkohren wurden und Jahre lang als ſolche figurirten.

Das Klima iſt in dieſem Ländchen ziemlich mild und die Luft wäre wie faſt in ganz Thumbindſchin rein und geſund, wenn ſie die Quitſchi-Quatſcher, beſonders in den engern Straßen ihrer Stadt, nicht durch allerlei Unrath und Verunreinigung, unerträgliche Gerüche aller Art verpeſteten und ſie dadurch oft zum Erſticken dumpf, dick und ſchwül gemacht würde, ein Uebel das einzig und allein der zu großen Nachläſſigkeit und dem zu großen Schmutz der Reinlichkeits- und Reinigungsbehörden zu verdanken iſt. Dieſem Umſtand mag es mit zuzuſchreiben ſeyn, daß man hier ſo viele grüngelbe und griesgrämiſche, und ſo wenig friſch und geſund blühende Geſichter, beſonders in der ſogenannten vornehmen Welt ſieht. Eine braungelbe lederartige Haut ſcheint dort bei gewiſſen Klaſſen ſo beliebt wie bei den chineſiſchen Damen die kleinen Füße, ſie iſt gewiſſermaßen das Abzeichen der Vornehmheit, der herrſchenden Familienariſtokratie, und je mehr ein Individuum das Ausſehen hat als litte es an affreuſem Leibſchneiden oder dem Miſerere, deſto größer iſt ſeine Vornehmheit und auch — Dummheit, da dies in der Regel in Quitſchi-Quatſchi gleichbedeutend iſt, und er kann um ſo ſicherer auf ein einträgliches Amt und eine fette Sinecure zählen. Aber man ſucht den faulen Kern in einer möglichſt glänzenden Schale zu verbergen, man behängt und belaſtet ſich, beſonders die vornehmen Quitſchi-Quatſcherinnen, mit ſchweren

Stoffen und Gewändern, Schmuck und Zierath aller Art, und da heißt es mit vollem Recht: von Außen beglissen und von Innen be...... Wenn die guten Frauen wüßten wie sehr eine solche mit Sammet und Seide, Gold und Juwelen, Federn und Blumen herausgeputzte Häßlichkeit noch zehnmal häßlicher hervorglotzt, sie würden sich gewiß lieber in bescheidene, einfache, die Aufmerksamkeit weniger erregende Gewänder hüllen. Doch das hier Gesagte gilt nur von der dortigen geldaristokratischen Büffelcoterie, anders verhält es sich mit den nicht zu derselben gehörenden Einwohnern, unter denen man in rauher Hülle nicht selten einen werthvollen Brillant findet.

— Das Gemälde das Du mir von Quitschi-Quatschi entwirfst ist eben nicht sehr anziehend, und nicht gemacht die Lust zu einer Reise dahin anzuregen.

— Doch ist der Aufenthalt daselbst recht unterhaltend, und die Sonderbarkeit dieses einzig in seiner Art organisirten Staates verdient schon daß man ihn näher kennen lernt.

— Nun so laß uns endlich dahin abfahren.

Asmodi spitzte plötzlich ganz gewaltig seine Teufelsohren, dem Michel ein Bst! zurufend,

— Nun was gibt's? fragte dieser.

— Es geht in diesem Augenblick wieder ganz gewaltig über uns her.

— Wo das? —

— Sie haben soeben eine geheime Berathung in einer alten Rathsstube auf dem Römer zu Frankfurt am Main *), wo sich ein Ausschuß eingefunden hat, und es ist von nichts Geringerem die Rede, als unsere Auslieferung von der französischen, englischen, württembergischen ꝛc. Regierung, wo wir uns eben befinden, zu begehren, und wenn sich das nicht machen läßt, uns auf eine recht pfiffige Art zu fangen.

— Zum Henker, der Berathung möchte ich beiwohnen!

— Das steht bei Dir.

— Aber vorerst unsichtbar.

— Auch das.

— Wohlan, fort, und von da nach Quitschi-Quatschi!

*) Römer wird das Rathhaus zu Frankfurt am Main genannt, in welchem sich alle Weisheit Frankfurts in Schwarzröcken concentrirt.

Huſch waren die beiden Luftſegler wieder durch das Kamin entwiſcht und fuhren gleich darauf durch einen Römerſchornſtein in das Frankfurter Rathhaus hinein.

In einer abgelegenen ſtaubigen Stube dieſes vielwinkeligen Gemäuers hatten ſich zu einer geheimen Sitzung verſammelt 1) der einjährig wohlregierende zweite Bürgermeiſter Reisbrei, ein Zweiundvierzigtheil der Frankfurter Souveränetät, nebſt ſonſt noch allerlei; 2) der Conrad Dietrich Harpar-Rummelpuff, ſein Vetter, Major bei der Bürgermiliz, Erhäuptling einer Schmugglerbande, Bankier en detail und Wucherer en gros, auch Gewürzkrämer und Papierſpekulant; 3) der Exkonſul en second Reinrah, der Polizeivorſtand des Jahrs, und 4) der lange Pfeiffer, Beiſitzer des Polizeivorſtandes.

— Gucke Se ämohl, ob ach die Thier recht zugemacht is, ſagte Dietrich-Harpar zum langen Pfeiffer, daß mer ach net behorcht un geſtört wern kann.

Pfeiffer probiert die Stubenthür und ſagt: s'is ganz gut zu, Herr Major Rummelpuff! und begibt ſich wieder auf ſeinen Platz.

Kaum ſitzt er, ſo öffnet und ſchließt ſich die Thür. — Michel und Asmodi waren unſichtbar eingetreten.

— No was is dann des widder vor ä dummer Spaß, Sie ſin mer ach der rechte Zumächer, Sie, ſagte Harpar zum Pfeiffer.

Pfeiffer. Der Deibel wäs was des is, ich hab doch Gott verdamm mich recht zugemacht, Herr Major Rummelpuff.

Harpar. Ich will norts ſelbſt gucke.

(Harpar geht an die Thüre und findet ſie zwar zu, aber nicht verſchloſſen.)

— Hab ichs net geſagt, Sie ſinn mer ach ä rechter Verſchließer, un noch gar ä polizeilich Perſon, — de Richel muß mer vorſchiebe, ſo — jez kann kä Deibel mehr erein.

(Ein Gelächter erſchallt.)

Harp. No was is dann des widder vor ä Jur, mer lacht net wann mer ſo wichtige Geſchäfte vorhot.

Pfeiffer. Des wäs der Deibel, ich hab net gelacht, mer wähnt es ſpukt.

Bürgermeiſter Reisbrei. So halt ämol des Maul mit dem anfällige Geſchwätz, s'is Zeit daß mer anfange zu berathe, ich hab noh mehr zu thun als des, und um halb zwölf Uhr da wart mei Fra uff mich, ich muß mit er zum Zuckerbäcker geh un

Dörtercher beſtelle, heind Obend kimmt ä Bremer Freund zum Beſuch zu uns.

Harpar. Un ich hab ah net viel Zeit, mei Fra will gleich nach dem Eſſe nach Darmſtadt zu ihre Verwandte raſe, un ich muß er vorher noh ebbes Zucker un Kaffeh einpacke vor ihre Verwandte, da kann ich mei Profitche dran ſchneide, die wiege mer net nach.

Reisbrei. Un recht viel Stanercher (Steinchen) drunner thun, net wohr, wie mir ämohl, Du biſt mer ä ſauberer Vetter; awer jetz ins Guckuksname mache mer daß mer an die Hauptſach kumme, alſo: wie fange mers an daß mer die zwa Deibelskerls, den Michel un Asmodi am beſte fange?

Harpar. Ich mahn es wär am beſte, mer ſchreibt an de König in Paris, daß er ſche von ſeiner Polizei fange läßt un an uns ausliwert, ſe halte ſich doch am meiſte in der Deibelsſtadt Paris uff, un hawe mer ſe, dann wolle mer ſe! —

Reisbrei. Vetter, des verſtehſt Du net, an König kenne mer net ſchreiwe, der bekimmert ſich nix drum, mer miſſe ſich an ſein Miniſter wenne, ich glab am beſte an den Kizot oder wie er haßt, was mähne Sie, Herr Polizeivorſtand?

Polizeivorſt. Ich mahn des hilft nix, die liwern ſe uns doch net aus, do is nix zu mache, das Aergſte was mer mit großer Mühe bewerke könnt wär, daß ſe ſe vielleicht aus dem Land verweiſe thun, un dann gehe ſe am End doch noh net fort, wie's die vom Vorwärts gemacht hawe, die hot mer a nausgewiſſe un ſe ſitze heind (heute) noh drin.

Exkonſul Reinrah. Un wann ſe ſe ach änausweiſe, wos hilfts, dann gehe ſe nach England odder in die Schweiz un maches noh zehnmol ärger. Na ſo geht's net.

Reisbrei. No was ſolle mer dann anfange?

Harpar. Mir ſteht der Verſtand ſtille, wiſſe Se dann nix, Pfeiffer? Se ſinn ja doch ſonſt net ſo dumm....

Pfeiffer. (Mit einem verſchmitzten Geſicht.) Ich was waß, des hilft gewiß!

Reisbrei. No äraus dermit, was is es?

Harpar. Gewe S'es fun ſich.

Pfeiffer (liſtig). Mer miſſe an Michel ſchreiwe, daß mer'n des nächſt Johr zum Borgemaſter mache wolle, dann kimmt er gewiß gleich.

Reisbrei. Ach wie anfällig, glawe Se dann ſo was glabt er?

(Abermaliges Gelächter.)

Reisbrei. No wos is dann des widder vor än anfälliger Spaß?

Harpax. Ich glab des ſinn die Sachſehäuſer briwe uff dem Amt, die ſich utze. — Un wann ers ach glabt, der Michel, ſo kimmt er doch net, ich kenn an beſſer; ſeh, der macht ſich grad ſo viel aus äre Frankforter Borgemaſterſtell wie ich aus äre faul Zwiwel, un wann's in der Welt was gibt aus dem ich mir nix mache, ſo is es des. Ich was es beſſer, des Os hat ſich immer iwwer die Borgemaſter un die ganz Frankforter Obrigkeit luſtig gemacht, des kennt er mer glabe, meine Herre, ich hab jo lang mit äm zu thun gehabt.

Polizeivorſt. No ſo arg hot ers awer doch noh net gemacht als wie der Klinger und der Börne.

Harpax. Was hawe dann die gemacht?

Reinrah. Des wiſſe Se net ämol? ei Sie ſinn mer ach ä ſchöner Frankforter Borger, und Sie wolle a Patriot ſey, un wiſſe net daß der Klinger in ſeim verdammte Fauſt dem ganze Senat un de Borgemaſter Ochſehörner, Herſchgeweih un Eſelsohre uffgeſetzt hat? — un der Börne der hat gar drucke laſſe, daß a Menſch net ſo tief ſinke könnt und ä Senator in Frankfort wern; un der Göthe hat uns ſei Borgerrecht mit äm recht malitiöſe Schreiwe zurückgeſchickt.

Harpax. Des war ach all ſo famöhs Oſezeug!

Reinrah. Des Aergſt is, daß es lauter Frankforter Gewächs is deß uns die Strach mächt, freilich lauter Frankforter Unkraut, des uff unſerm Miſt net gedeihe kann.

Harpax. Un wann ſe glawe der Michel hat's noh net ſo arg gemacht, dann ſinn ſe ach err; er hot mer ämol ſelbſt ins Geſicht geſogt, er wär in der halwe Welt herum kumme und hät doh Niemand gefunne der ſo dumm un ſo ä Nixkenner geweſe wär, doß mer net uff der Stell än Frankforter Borgemaſter oder Senator draus hät mache kenne. — Des is doh ach ka Kumplement vor uns, — ſo a Blamahſch!

Reisbrei. Des verſtehſt Du net, Vetter, er werd ebe nor lauter geſcheute un geleerte Leut habe kenne lerne.

Pfeiffer. O na, ſo hot er's net gemahnt; der ſelige Miltenberg hot mer ämol verzählt, er hät ämol Obends im engliſche

Hof Spargel mit Schinke geſſe, un da wär der Michel ach da geweſe un hät Straßborger Gänslewerpaſtet gefreſſe un hät zu ſo äm annern Os geſagt, ich glab gar es war ä Franzos: er hät immer Angſt wann er mit ſeim Kutſcher in die Stadt fahre thät — er hot damals uff dem Land gewohnt, — un do hät än der anner gefragt, warum? do hät erm zur Antwort gewe: ei der Kerl is ſo dumm, daß wann ſ'es merke, ſo nemme ſe mern weg un mache nen zum Borgemaſter in Frankfort!

Reisbrei. O du verdammt Stickſtäubeohs, hätte mer dich nor hier!

Harpax. Ja hätte mern, wie wollte mern zwiwele!

Reinrah. Ja hätte mern, aber der Habich un der Hättich des ſinn zwaerla.

Harpax. Des wäs mer ſchon lang. Ich hab em gnug von meine Sachſehäuſer uffpaſſe laſſe wie er hier war, ſe hawen awer net erwiſche kenne. Du häſt än packe ſolle, Vetter, wie de noh bei der Polizei warſt.

Reisbrei. Schwätz net ſo anfällig, Vetter, Du biſt doch ganz allähn an dem verfluchte Spuk ſchuld; häſt Du mich net ſo infam beloge un häſt mer net geſagt, er derft die Bücher net in Pforzheim rausgäwe, weils im Kuntrakt ſtünd, und häſt Du mich net beſchwätzt daß ich ſe in Frankfort verbotte hab, ohne den Michel nor anzuhöre, dann hät uns der Deibelskerl mit ſammt ſeim Asmodi in Ruh gelaſſe, un nu kömmts hinne drei eraus, daß Du em ſelbſt die Schein gewe haſt, daß er die Bücher hat ärausgewe kenne wo er will. So hoſt Du mich in Dreck geführt, jetz kannſt de mer ach widder heraushelfe, dann ohne Dich hätt ich ſo kan dumme Strach gemacht, un der läßt uns jetz ka Ruh bis er ſei Recht hat. Deß war gar ka ſchöner Strach von Dir, Vetter Dietrich, Dein nächſte Blutsverwandte ſo in de Patſch zu bringe.

Reinrah. Un mich derzu; ich war damals der zwet Borgemaſter un hab des Dings des Verbot gar net ämol geleſe. Ja, Herr Major Rummelpuff, ſo derfe ſe mer net noch ämol kumme, des ſag ich Ihne, Se hawe de ganze Senat und die Gerichte derzu blamirt.

Pfeiffer. Un mich mit.

Reisbrei. Ja, Vetter, des is wohr, durch Dich ganz allan ſinn mer in des Schlammaſſel kumme un wiſſe uns net mehr äraus zu helfe, da ſtehe die Ochſe am Berg, un des kann uns

noh ſauer uffſtoße, der Eſelsſtrach, dann was kann mer mit em Deibel anfange? deß hawe mer Dir zu verdanke.

Harpar. No mer kann mer ach ämol än Eſelsſtrach verzeihe, ich hab mich ſchon genug drüwer geärgert, und ich wills uff ä anner Art widder gut mache, ich hab erſt noch vorm Johr uff mei Koſte unſer groß Trummel mit neue Fell überziehe loſſe.

Reisbrei. Halt nors Maul da dervoh, Du haſt uns derfür ach ſchon genug das Fell üwer die Ohre gezoge; Du kannſt ſchon ämol ä groß Trummelfell bezahle.

Harpar. Hör Vetter, ich verbitt mer all die Sticheleie, Du waſt, ich bin ä guter Kerl, awer ich laß ebens net uff mer herumtrummele; Gott verdamm mich, Vetter, wann ich bös werde dann .... ſchlag ich mir die Fauſt in mei aige Freß.

Reinrah. Friede, meine Herrn, zu was iſt des Streiten, damit mächt mer nix widder gut, was geſchähe is, is geſchähe, un ſo kriche mer die zwa Deibelskerl mei Lebstag net. Ich wißt ä beſſer Mittel die Burſche zur Raiſon zu bringe, als ſe zum Vorgemaſter zu mache.

Reisbrei. Un das wäre?

Reinrah. Der Herr Major Dietrich Harpar Rummelpuff muß den Michel herausfordere, und des uff Piſtole, dann kimmt er gewiß.

Reisbrei. Was mähnſt Du, Vetter, der Rath ſcheint mer net ſo übel.

Harpar. Daß ich ä Narr wär; wann Ihr ſo große Luſt habt Euch zu ſchieße, ſo fordert Ihr en heraus, ich laß es bleiwe.

Reisbrei. Awer wann mer ä Major von der Stadtwehr is, muß mer ach ämol losſchieße kenne, ſonſt hät ich die Brüh von der Majorſchaft. —

Harpar. Ich bin ka Major worn davor daß ich mich ſchieße ſoll, ich kummandir un marſchir vor meim Bataillon de 18te Oktober, un des is genug. —

Pfeiffer. Wiſſe Se was, fordere Se'n nor heraus, un wann er kimmt, dann wolle mern ſchon das Schieße vertreiwe, mer ſetzen gleich uff de Conſtablerwacht.

Harpar. Un wann Ihr zu ſpät kommt, dann hat er mich geſchoſſe, na Proſtemahlzeit, ſo fett ſpeiſe mer net, der Conrad Dietrich Harpar-Rummelpuff is ka ſo Narr.

Pfeiffer. Davor wollt ich ſchon gutſtehe, ich thät en fange

eh er geſchoſſe hat, awer ich glab des Os käm net uff unſer Gebiet, er werd ſich nor uff em neutrale Gebiet ſchieße wolle.

Reisbrei. Mer könnten uff des Bockemer Gebiet beſtelle, an de Grenzgrobe, un dann könnt ſich mei Vetter uff die Frankforter Seit un der Michel uff die Churheſſiſch Seit ſtelle, un ſo könne ſe uff änanner losſchieße.

Pfeiffer. Des wär gar net nothwennig, ich loß ä Schling uff die Churheſſiſch Seit lege, un wann der Michel kimmt, dann ziehe mern mit äm Strick bums uff die Frankforter Seit, un dann hawe mern, wann en der Herr Major Rummelpuff nor äraus fordere will, daß er ſich ſtellt.

Harpax. Höre Se, meine Herrn, deß ſinn mer lauter Flauſe, ämol vor allemol, ich ſchieß net un ich forder ach net äraus, ſo ka Schote bin ich net. Der kennt kumme, ſchieße, un doch net in die Schling gehe.

Pfeiffer. Ja dann was ich net was mer anfange ſoll, der Kerl is ewe ſo ſchwer zu fange wie der Abdal-Kater, mer laßt en ewe laſe wann mern net kriege kann.

Reisbrei. No da wäre mer ſo weit wie vorher ach, des war net der Müh daß mer zuſammekomme ſinn; ich muß fort, mei Fra wart uff mich.

Harpax. Un mei ach.

Pfeiffer. No mer wolles noh ämol überlege, vielleicht find ſich doch noh was, über Nacht kimmt Rath, mer wolle über acht Tag widder zuſamme komme.

Harpax. Mir ach recht, Adjeh meine Herrn.

Reisbrei. Ich empfehl mich.

(Beide gehen nach der Thüre zu, vermögen ſie aber nicht zu öffnen.)

Harpax. No was is dann des widder vor än Utz? Pfeiffer, was hawe Se dann gemacht, mache Se ämol die Thür uff.

Pfeiffer bemüht ſich nun die Thüre aufzumachen, kann es aber nicht zu Stande bringen, alle Uebrigen probieren es, und es gelingt ihnen nicht beſſer, ſie zerren jetzt ſamt und ſonders mit aller Gewalt an der Thüre daß ſie endlich krachend auffſpringt, aber das ſämmtliche Perſonale des geheimen Conſeils rücklings zu Boden und auf die Allerwertheſten wirft, ſich dann aber ſogleich wieder ſchließt. Alle ſehen ſich betroffen einander an und ſuchen ſich gegenſeitig aufzuhelfen, aber auch dieſe Bemühung iſt ver-

geblich, und Harpar ruft aus: O Vetter, Vetter, das geht net mit rechte Dinge zu!

Es ertönte abermals ein ſchallendes Gelächter, und Michel und Asmodi ſtanden nun handgreiflich vor den noch am Boden Liegenden. Erſterer nimmt ſofort das Wort und ſpricht:

— Wohlan, meine Herrn, da Sie uns auf eine ſo pfiffige Art fangen wollten, hier ſind wir, halten ſie uns ja feſt; vorerſt aber werden Sie die Güte haben, noch einen Tanz nach meiner Pfeife aufzuführen.

Michel pfiff nun einen wahrhaft hölliſchen Tanz auf einer Bockspfeife, und die ehrbaren Herren begannen ſogleich einen wüthenden St. Veitstanz auf den Allerwertheſten herum zu rutſchen, wobei es denn jeden Augenblick zu den komiſchſten Carambolagen, Berührungen, Zuſammenſtoßen mit den Schädeln, die einen gewaltig hohlen Klang von ſich gaben, kam, und wobei ſie die beluſtigendſten Purzelbäume ſchlugen. Nach einer guten Viertelſtunde lagen ſie endlich wie leblos mit ſtieren Kalbsaugen am Boden.

Michel hielt nun den hochweiſen Herren noch eine derbe Strafpredigt und ſagte ihnen unter anderm, daß ſie ſich vor den Spukereien Asmodis nur dann ſichern könnten, wenn ſie fortan genau ihre Pflicht und Schuldigkeit thäten, wie es ihr Amt erfordere, mit der ſtrengſten Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit handelten, nie mehr zum Vortheil eines Freundes, Bekannten oder Verwandten himmelſchreiendes Unrecht gegen Andere verübten, das Geſchehene aber nach Kräften wieder gut zu machen ſuchten, und auf ihnen zugeſchickte Briefe gehörige und paſſende Antwort ertheilten, wie es ebenfalls ihre verfluchte Schuldigkeit ſey, da ſie deßhalb von der Bürgerſchaft, deren Diener ſie ſeyen, mit ſchwerem Geld bezahlt würden, indem es Monarchen nicht verſchmähten an ſie ehrerbietig gerichtete Schreiben der geringſten ihrer Unterthanen huldvoll zu beantworten; an ihren Wiſchen wäre freilich blutwenig gelegen, aber die Ordnung fordere es! — Sodann wandte er ſich noch beſonders an den Dietrich Harpar Rummelpuff, und ſprach zu dieſem:

Und du bald überreifer Höllenbraten, der du dich und die Deinigen mit dem Schweiß und dem Gut das du Andern geſtohlen und vorenthältſt, mäſteſt, ſey verſichert, daß ich dich noch ganz beſonders zu züchtigen wiſſen werde, wenn du nicht bald der Stimme deines ſackweiten Gewiſſens Gehör gibſt und denen die du betrogen gerecht wirſt; auch wird dir mein Freund Asmodi jenſeits ein

gutes Plätzchen in ſeinem Reich bewahren. Ich aber werde auch auf Erden für deine Unſterblichkeit ſorgen und dir ein Werk dediciren, das bereits im Manuſcript fertig da liegt und alle deine Groß- und Heldenthaten haarklein berichtet, daß auch dein theurer Vetter Reisbrei ſeine Freude daran haben ſoll. — Hiemit Gott befohlen! —

Michel und der Teufel fuhren nun wieder zu einem Römerſchornſtein hinaus, einen ſo gewaltigen Pech- und Schwefeldampf hinter ſich zurücklaſſend, daß das geheime Conſeil dem Erſticken nahe und der ganze Römer in ungewöhnlich ſtarke Nebelwolken gehüllt war, die ſogar in den großen Rathsſaal und den Kaiſerſaal drangen und den eben ſitzenden Rath etwas benebelten.

Einige Minuten ſpäter ließen ſich die infernaliſchen Reiſenden in den Umgebungen von Al-Quitſchi-Quatſchi nieder und begaben ſich in dieſe Stadt. Bevor ſie jedoch dieſelbe betraten, theilte Asmodi ſeinem Schützling noch Einiges über die Regierung, Verwaltung und Verfaſſung dieſes ſonderbaren Staates mit:

Soweit Sonne und Mond die ewig rollende Erde beſcheinen, ſprach er, iſt noch nie ein curioſeres Machwerk, beſtimmt Staaten zu regieren, als wie die Conſtitution von Al-Quitſchi-Quatſchi an das Tageslicht gekommen. Unter jahrelangen Wehen und Bauchgrimmen kam dieſe tolle Mißgeburt eines klaſſiſchen Unſinnes, dieſes Monſtrum der Untauglichkeit und Nichtswürdigkeit endlich durch den Kaiſerſchnitt eines verſchmitzten Advokaten, wobei ein Prieſter Hebammen- und ein weiſer Rathsmann Helfersdienſte verſahen, zur Welt und lieferte neun Zehntheile der ganzen Bevölkerung dem letzten herrſch- und ämterſüchtigen Zehntheil, meiſtens aus ſehr einſichtsvollen Ignoranten beſtehend, in die Hände. Ja, neun Zehntheile der edlen Quitſchi-Quatſcher ſind durch dieſes conſtitutionelle Meiſterwerk des Unſinnes, der Willkühr und Tyrannei im Kleinen, einer unwiſſenden Familien-Ariſtokratie, deren Vettern, Baſen und ſonſtigem Anhang auf das unverantwortlichſte Preis gegeben. Ich ſage auf das unverantwortlichſte, denn wer hier einmal in Amt und Würde (?) ſteht, weiß von keiner Verantwortung mehr, und vom erſten Regierenden bis zum letzten Raths- oder Gerichtsdiener herab wäſcht recht fleißig eine Hand die andere. Dieſe Muſterrepublik wird durch drei Kammern oder Berathungskörper regiert und verwaltet; aus der erſten Kammer, die wieder in drei Abtheilungen zerfällt, von denen die Beiſitzer der

erſten die Schmuli, die der zweiten die Schumli und die der dritten Abtheilung die Schawellen genannt werden, und alle drei zuſammen eine Art Souveränetät oder Rath formiren, deſſen Mitglieder auf Lebenszeit ernannt und wohlgemäſtet ſind, werden aus den beiden erſten Abtheilungen der Schmuli und Schumli alljährlich zwei hochweiſe Männer zu Bimbus erwählt, eine Art Parodie puniſcher Suffeten oder römiſcher Conſuln, die, da ſie keine Heere zu befehligen haben, aus demſelben Grund aus dem eine gewiſſe Stadt keine Kanonen bei der Ankunft ihres Souverains löſen konnte, häufig dem Säckel der löblichen Bürgerſchaft den Krieg erklären und die Dank ihrer Collegen, die ſich alle Hoffnung auf eine einjährige einträgliche Bimbusſtelle machen, auf große Nachſicht bei ihrem einjährigen Regiment zählen können. Die Republik liefert ihnen ſogar eine koſtenfreie Equipage, die ſie jedoch nach dem abgelaufenen Bimbusjahr zu ihrem großen Leidweſen wieder an ihre Nachfolger abliefern müſſen, ebenſo wie Schildwache und Schilderhaus mit dem Glockenſchlag Mitternacht des abgelaufenen Jahres von dem Haus des jetzt abgeſetzten zu dem des neuen Bimbus wandern müſſen; nur ein Paar blinde gelöſchte Laternen, welche ebenfalls der Staat auf ſeine Koſten dem neuen Bimbus an das Haus befeſtigen läßt, wahrſcheinlich damit er heller ſehen möge, die aber wenn Mondſchein iſt oder dem Kalender nach doch ſeyn ſollte, niemals angezündet werden, bleiben zum ewigen Andenken an die einjährige, aber meiſtens wohl benutzte, ſey es auch nur dem Nepotismus zu Gefallen, Bimbusherrlichkeit übrig, und mit Stolz erinnern ſich Enkel und Urenkel noch daran, daß einer ihrer Vorfahren hochgebietender Bimbus war, und zeigen dabei auf die roſtigen Laternen.

In dieſer erſten Kammer ſitzt ein Dutzend jener Herrn, welche das Holz ſind aus denen man die Bimbus zuſchnitzt, auf breiten hochgepolſterten, zum Ruhen recht bequemen Armſeſſeln, auch das zweite Dutzend hat nicht minder bequeme Faulſtühle, aber das dritte, das außer ſeiner Rathswürde auch noch ſonſt allerlei ehrliches Gewerbe, wie die Nähnadel, das Schlachtmeſſer, den Backtrog ꝛc. in Bewegung ſetzt, hat nur gut gepolſterte Bänke, und wird deßhalb auch häufig El-Babis, id est Drittbänker genannt; andere legen ihnen etwas malitiös den Namen Schmi-Schmar, d. h. Jaherrn bei, eine Benennung, die ihren Urſprung von dem häufigen Gebrauch, den die guten Leute von der Sylbe Ja machen,

haben ſoll; außer dieſer und den Worten: „Ganz wie der regierende Herr Bimbus“, die ſie regelmäßig bei Abſtimmungen ertönen laſſen, hört man ſelten ein Wort in dem Heiligthum des Rathsſaals aus ihrem Munde gehen, dagegen läuft es ihnen deſto beſſer außerhalb deſſelben vom Maul, beſonders in den Erholungsſtunden bei den Schoppen, wo man über die Wunderthaten, welche dieſe erſte Kammer des Staates nach den Ausſagen der Schawellen fortwährend verrichtet, erſtaunen muß, wenn ſich ſchon von den Wirkungen derſelben nichts verſpüren läßt.

In dieſem Augenblick kamen die beiden Kumpane an dem Bocksthor von Quitſchi-Quatſchi an, wo ſie ſahen und hörten wie ein ſich gewaltig in die Bruſt werfendes Männlein eine arme Schildwache der Quitſchi-Quatſcher Stadtmiliz herunterhunzte, und zwar mit folgenden Worten:

— Kerl, warum hat er nicht das Gewehr präſentirt und die Wacht herausgerufen, weiß er nicht, daß ich der zweite regierende Bimbus bin? —

— Ich weiß halt kein Wort davon.

— Was, das unterſteht er ſich mir unter die hochbimbuſiſche Naſe zu ſagen, ſeinen hohen Souverän nicht zu kennen, ihn ſoll ja der Teufel! Ruf er ſeinen Sergenten heraus!

— Sergent heraus! —

Der Sergent ſtürzt zur Wache heraus, ſtolpert und fällt den langen Weg vor den Bimbus hin.

— No no, das iſt zuviel Reſpekt, ſoviel verlange ich nicht, ſteh er auf! ließ ſich jetzt der Bimbus vernehmen.

Der Sergent raffte ſich auf und ſtotterte:

— Verzeihen Ewr. Magnificenz der Herr Bimbus, der große Eifer Ewr. Magnificenz dienſtwilligſt zu — zu — zu....

— Schon gut, er hat aber ſeine Wacht ſchlecht unſtruirt, der Kerl der da Schildwacht hält hat die Wacht nicht bei meiner Erſcheinung herausgerufen, ſogar nicht das Gewehr vor mir präſentirt, ja er weiß nicht einmal daß ich ſein wohlregierender Bimbus bin.

— Verzeihen Ewr. Magnificenz, der Burſche iſt erſt ſeit drei Tagen bei unſerer 300 Mann ſtarken Armee angeworben, und da hat er noch nicht das Glück gehabt die regierenden Herrn Bimbus zu ſehen und kennen zu lernen, indeſſen hab ich ihm doch die verehrungswürdigen, hochanſehnlichen Perſonalitäten unſerer wohl-

regierenden Herrn deutlich beſchrieben, und er hätte ſich die Ausgezeichnetheit derſelben merken können.

— Ja, das hätt er gekonnt, da Er ſie ihm gehörig beſchrieben hat; damit der Kerl künftig beſſer aufpaſſen und ſeine Schuldigkeit thun lernt, laß er ihm fünf und zwanzig aufzählen, wenn er abgelöst iſt. —

Der Sergent nimmt den Bimbus bei Seite und ſagt: Ich fürchte nur, Herr Bimbus, daß der Kerl dann deſertirt, Sie wiſſen, ſie laufen oft im Dutzend bei uns davon wenn ſie ihr Handgeld und ihre Kleidungsſtücke empfangen haben. —

— Das thut nichts, erwiederte der Bimbus, beſſer ſo ein Kerl deſertirt, als daß er den uns ſchuldigen Reſpekt aus den Augen ſetzt.

— Wie Ewr. Magnificenz befiehlt. —

Der Soldat mußte aber etwas von dieſer geheimen Unterhaltung gemerkt haben, denn er deſertirte noch bevor die Wache abgelöst wurde, ging über die Gränze in das drei hundert Schritte entfernte Bocksheim und leerte einen Schoppen auf das Wohl der Republik Quitſchi-Quatſchi. —

— Das geht ja ganz curios hier zu, meinte Michel.

— O Geduld, Du wirſt noch Dein blaues Wunder erleben, verſetzte Asmodi. —

Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, als man auf einmal den Bimbus ganz gewaltig ſchreien und einen großen Hund noch gewaltiger bellen hörte.

— Zu Hülfe, ei ſo kommt mir doch zu Hülfe! rief erſterer mit überlauter Stimme, und der Hund bellte mit ihm um die Wette. —

Michel ſah ſich um und erblickte einen Hund der an dem Vordertheil eines Milchſchiebkarrens zog, den ein Landmann nachſchob, und den Bimbus ſo anbellte. —

— So helft doch, rief dieſer wiederholt, das infame Beeſt wird euern geehrten Bimbus noch zerreißen!

Endlich ſprangen einige Quitſchi-Quatſcher hinzu und brachten den Hund mit Hülfe ſeines Herrn zur Ruhe und zum Schweigen.

Nun erholte ſich der geängſtigte Bimbus von ſeinem Schrecken wieder, der nach und nach in einen ſich immer ſteigernden Zorn überging, und endlich donnerte der entrüſtete Wohlregierende: Ins Loch mit Hund und Bauer! beide müſſen exemplariſch beſtraft wer-

den; erſteren kann man ohne weiteres todtſtechen, der andere ſoll mir die Majeſtätsverletzung theuer bezahlen. —

Beide Delinquenten wurden ſofort von einigen herbeigeeilten Quatſcher Schergen abgeführt.

Bald nach dieſer Begebenheit erſchien eine Verordnung, die befahl, daß jeder einem Karren vorgeſpannte Hund, ſobald er das Quatſcher Gebiet betrete, ohne weiters geſpießt werden ſolle, ſowie daß deſſen Herrn fünf und zwanzig erhalten und ſämmtliche Koſten tragen ſollen. —

— Das geht ja hier recht luſtig zu, bemerkte Michel abermals.

— Das ſind Kindereien, meinte Asmodi, Du wirſt noch ganz andere Dinge hier ſehen. — Heute iſt gerade eine große Sitzung der zweiten Kammer, in welcher höchſt merkwürdige Motionen vorkommen und Anträge gemacht werden, dieſer müſſen wir beiwohnen, doch hat es noch ein paar Stunden Zeit, und ich kann Dir einſtweilen einige andere Merkwürdigkeiten von Al-Quitſchi-Quatſchi zeigen, die, wenn auch nicht gerade ſehenswerth, doch wenigſtens wiſſenswerth ſind.

— Der Teufel und Michel verloren ſich nun in das Innere der ſeltſamen Stadt, deren Häuſer nicht, wie es in den andern Städten von ganz Thumbindſchin gebräuchlich iſt, mit Nummern bezeichnet ſind, die in jeder Straße mit 1 beginnen und ſo der Reihe nach fortlaufend mit der Nummer endigen welche die Häuſerzahl erfordert, ſondern alle Häuſer ſind mit Buchſtaben und Nummern nach den 24 Quartieren dieſer Stadt bezeichnet, die aber wie Kraut und Rüben, d. h. die Quartiere, durcheinander geworfen ſind, ſo daß man aus dem Quartier A ſich auf einmal mitten ins Quartier Z verſetzt findet, dann kömmt wieder ein Stück vom Quartier A, dann eins von M, dann zehn Häuſer die zu L gehören, dann zwanzig von E. u. ſ. w., ſo daß kein kleines Studium dazu gehört, ſich in dieſer chaotiſch-architektoniſchen Verwirrung zurecht zu finden, wodurch nicht ſelten ſonderbare Irrungen entſtehen, die beſonders dem Fremden viel zu ſchaffen machen, der große Mühe hat ſich zurecht zu finden. Auch haben ſchon mehrmals vernünftigere Quitſchi-Quatſcher darauf angetragen, berichtete Asmodi, dieſem Unweſen abzuhelfen, und die Häuſer wie allenthalben per Straße fortlaufend zu numeriren; aber das war in den Wind und zu tauben Ohren geſprochen, man entgegnete in den hochweiſen Kammern: dies Alles ſey ſo ganz in der Ord-

nung, daß die Großväter, Ur- und Urgroßväter ſich bei dieſer Hausnummerordnung vollkommen wohl befunden, es alſo keiner ſolchen Neuerung bedürfe, daß ſich die Quatſcher Kinder ſehr vortrefflich zurecht zu finden wüßten und die Fremden zuſehen möchten wie ſie zurecht kämen, daß eine ſolche Umſchreibung eine ungeheure Mühe, Arbeit und Koſten verurſachen würde; und dabei blieb es. Man gefällt ſich zu wohl in dem alten Miſt, ſagte Asmodi, als daß man ihn fegen möchte, und dann hat es auch ſonſt ſo allerlei Bewandniſſe nebenbei. Wenn indeſſen ein Napoleon oder Gengis-Khan käme und den Schmuli, Schumli und Schawellen ſammt den beiden Bimbus das Lebenslicht auszublaſen oder auch nur den Herrn die Säckel zu leeren oder fünf und zwanzig aufzählen zu laſſen drohte, wenn keine zweckmäßigere Häuſernumerirung in dreimal 24 Stunden eingeführt wäre, ſo würde das ſchwere, ja nach der Verſicherung einiger Schmuli und Schumli ganz unmögliche Geſchäft wohl ſchon in zweimal 24 Stunden beendigt ſeyn, denn es fehlt in dieſer Republik wahrhaftig weder an Schreibersgeſellen noch auf Koſten des Staates gutgemäſtete Tagdiebe, es ſind ſo viel Angeſtellte und Beamte vorhanden, daß man ein ganzes Königreich damit verſehen könnte, wenn ſie anders dazu tauglich wären und auch außer dem Schoppen leeren und ſpazieren ſchlenkern etwas verſtünden. — So ein Tyrann und abſoluter Despot hat doch auch manchmal ſein Gutes, meinte der Teufel. —

— Aber Du haſt mir ja noch nichts von den beiden andern Kammern dieſer Republik geſagt, was hat es denn damit für eine Bewandniß?

— In der zweiten Kammer ſitzen wieder die Hälfte der Mitglieder der erſten Kammer, ſowie beinahe die Hälfte der Mitglieder der dritten! und der Reſt dieſer Kammer beſteht größtentheils aus Vettern, Freunden, lieben Bekannten und nahen Anverwandten der Schmuli, Schumli und Schawellen, ſo daß es eine wahrhaft rührende Freude iſt, die herzinnige Eintracht dieſer drei Kammern zu ſehen, die nur ſelten einmal durch einen unartigen ausgearteten Quatſcher, dem Gott weiß was für ein Zufall in dieſer zweiten Kammer, die Kammer der Schlimmiehle genannt, Sitz und Stimme verlieh, unterbrochen wird. Ihre Beſtimmung iſt hauptſächlich über das Geſetzweſen zu wachen, ſowie alle von der erſten Kammer an ſie gelangende Anträge gut zu heißen u. ſ. w. Die dritte Kam-

mer, die, wie geſagt, faſt aus der Hälfte der Schlimmiehlen und zur größern Hälfte aus mit dieſen und den Mitgliedern der erſten Kammer befreundeten Bürgern beſteht, ſoll eine Art Prüfungskammer repräſentiren, ihre Mitglieder werden Pentachorden genannt, und manche derſelben ſind hauptſächlich wegen der Virtuoſität die ſie im Weinprüfen beſitzen, berühmt und berüchtigt. Sie ſollen aber hauptſächlich die Rechte und Gerechtſame der ehrwürdigen Bürgerſchaft wahren, und haben das Recht, Anträge, welche zum Heil derſelben erſprießlich ſind, zu machen, die jedoch auf die unendlich lange Bank hinauszuſchieben oder gar als ungeſchehen zu betrachten die erſte Kammer mit Hülfe ihrer in der zweiten ſitzenden Mitglieder alle Mittel in Händen hat, und ſo all dieſe Rechte und Gerechtſame illuſoriſch machen kann, da ohnehin die ganze Verwaltung und Juſtiz des Staats von ihr geleitet wird.

Unterdeſſen waren unſere beiden Kumpane durch eine Menge enge und krumme Straßen endlich vor ein alterthümliches, eben nicht ſehr anſehnliches, ſeltſam gebautes Haus gekommen, und der Hinkende ſprach:

Kennſt Du das Haus, das ſich die Stadt
Zum Kehricht-Loch erkohren hat? —
  Hier hauſt ein ausgeſpienes Allerlei,
  Brutalität und große Ignoranz dabei.

— Nun, und was iſt denn das für ein Haus? fragte Michel ſeinen Gefährten.

— Dies iſt der Rummler, das große Verſorgungshaus derjenigen guten Quitſchi-Quatſcher, die ſich durch Trägheit, ſtupende Untauglichkeit, blendende Unwiſſenheit, Stupidität, gierige Hab- und Raubſucht, plumpe Beutelſchneiderei, Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit aller Art beſonders auszeichnen und hervorthun, namentlich finden hier auch alle liſtige Banqueroutierer dieſer Stadt eine genügende Verſorgung. Es ſoll eine Art Stadt- oder Rathhaus und, wie manche gelehrte Quatſcher behaupten, noch altrömiſchen Urſprungs ſeyn, obgleich zur Zeit der Römer noch keine Spur von dieſer Stadt vorhanden war. In ſeinem Innern befinden ſich vielerlei Ställe, in welchen gar mancherlei Thierarten, gehörntes und hochgeöhrtes Vieh wohl gemäſtet und fett gemacht wird. Hier wird das Wohl und Weh der Republik berathen, ſowie nicht ſowohl die blinde als die falſche Themis ihren Tempel in demſelben aufgeſchlagen hat. Wir werden es noch näher kennen lernen, da

es Dir eine erheiternde Unterhaltung verſchaffen wird, einigen Kammerſitzungen in demſelben beizuwohnen. Da dieſe immer noch nicht geöffnet ſind oder vielmehr begonnen haben, denn alle Sitzungen der drei Kammern werden heimlich bei geſchloſſenen Thüren abgehalten, und Niemand der nicht ein Mitglied derſelben iſt darf denſelben beiwohnen, doch erfährt man noch denſelben Tag haarklein Alles, was in denſelben vorging, da es ein paar Stunden ſpäter bei den Schoppen in den Wirthshäuſern in den Erholungsſtunden nochmals verhandelt wird, ſo wollen wir noch einige andere architektoniſche Merkwürdigkeiten beſichtigen.

Der Teufel führte nun den Michel längs einem an dem gelben Strom, der die Stadt theilt, liegenden hübſchen Kai an das entlegenſte äußerſte Ende derſelben, wo ſie vor einem von Säulen unterſtützten Gebäude ſtehen blieben.

— Dies Haus enthält die ziemlich anſehnliche Bibliothek von Quitſchi-Quatſchi, explicirte Asmodi, welche durch Erbſchaften, Vermächtniſſe und andere Zufälle zu einer bedeutenden Zahl Bände heranwuchs, und manches werthvolle und koſtbare Buch aufzuweiſen hat.

— Aber warum zum Henker liegt denn die Bibliothek ſo am Ende der Stadt, man hat ja eine gute halbe Stunde zu gehen bis man hinkömmt, und das iſt doch baarer Zeitverluſt. —

— Mein lieber Michel, das verſtehſt Du nicht, man hat ſie nach ſehr reiflicher Ueberlegung ſämmtlicher Kammern und mit gutem Vorbedacht hieher gebaut, und zwar aus dem Grund, den mehrere Schumli, Schmuli, Schawellen, Schlimmiehlen und Pentachorden mit aller Kraft unterſtützten; damit die Bücher beſſer conſervirt und nicht ſo ſchnell abgenutzt und verbraucht werden ſollen, hat nämlich eine hohe republikaniſche Obrigkeit in ihrer unfehlbaren Weisheit verordnet, dieſes Gebäude an das äußerſte Welt- oder vielmehr Stadtende (für manche dieſer Väter des Vaterlandes gleichbedeutend) zu erbauen, und ſo die Benützung der Bücher möglichſt zu erſchweren; aus demſelben Grunde wird auch dieſe Bibliothek nur an einigen Tagen der Woche auf ein paar Stunden geöffnet, während in allen andern Städten Thumbindſchins, ſowie Deutſchlands, Frankreichs, Englands und Italiens die Bibliotheken in der Regel an allen Wochentagen den größten Theil des Tags für Jedermann geöffnet ſind.

— Mich wundert nur, daß die Quitſchi-Quatſcher ein ſolches Gebäude zur Bewahrung ihrer Bücher aufgeführt haben, ſagte Michel. —

— O, das hat ſeine beſondere Bewandniß. Ein ſehr reicher hieſiger Buchhändler, dem es wehe that die vielen zum Theil ſehr ſeltenen und trefflichen Werke, welche die Stadtbibliothek beſaß, in allen Winkeln, Ecken und feuchten Kammern des alten Rummlers, im Staub modern und eine Beute der gefräßigen Ratten und Mäuſe werden zu ſehen, vermachte in ſeinem Teſtament der Stadt eine ſehr bedeutende Summe, mit der Beſtimmung, ein Haus dafür bauen zu laſſen, in welchem die Stadtbibliothek aufbewahrt werden ſolle, der aber, die hochweiſen Herrn gut kennend, zu gleicher Zeit verordnete, daß wenn binnen dreißig Jahren der Bau dieſes Hauſes noch nicht begonnen habe, das dafür beſtimmte Geld ſeinen natürlichen Erben wieder anheim fallen ſolle. Neun und zwanzig Jahre waren bereits verfloſſen, ohne daß man ſich über den Platz, wo man das Haus hinbauen, ſowie über andere Erbauungsangelegenheiten deſſelben vereinigen konnte; als jedoch das 30ſte Jahr begonnen, und ſomit **periculum in mora** vorhanden war das Geld wieder herausgeben zu müſſen, da verſtand man ſich endlich und wurde einig, und noch vor Ablauf dieſes gefährlichen Jahrs wurde von einem Bimbus der Grundſtein dieſes Gebäudes feierlich gelegt, das, wie Du bemerken wirſt, ſeinem Zweck wenig entſpricht, auch viel zu wenig Raum hat. —

Die beiden Freunde wanderten nun weiter und kamen endlich an einen viereckigen freien Platz, auf dem Michel wieder ein ſeltſam ausſehendes Gebäude bemerkte und zu Asmodi ſagte: dies iſt gewiß das Wachthaus von Quitſchi-Quatſchi, und man muß geſtehen, daß es als ein ſolches in einem grandiöſern Styl als die gewöhnlichen Wachthäuſer erbaut iſt. —

— Bewahre die Hölle, antwortete Asmodi, dies iſt Thalias Kunſttempel der Quitſchi-Quatſcher, hier erholen ſich die guten Einwohner, die nicht gerade die Erholung bei den Schoppen vorziehen, von den Mühen des Tages. Ueber die wirklich ſeltſame Geſchichte dieſes Theaters ließ ſich ein recht unterhaltendes, dickes Buch ſchreiben, und ich werde Dir bei Gelegenheit manche beluſtigende Factas aus derſelben mittheilen, auch müſſen wir einmal einer Extra-Vorſtellung in demſelben beiwohnen, zu der wir ſelbſt den Stoff liefern wollen, und ich verſpreche Dir, daß es eine recht luſtige Comödie werden ſoll.

Weiter gehend kam man an zwei in ſehr engen und krummen Straßen ganz neu aufgeführte, dicht neben einander gelegene

koloſſale Gebäude, von denen das eine ein großer Tempel zur Verehrung des Allmächtigen, das andere aber ein Tempel des Gottes der Handelsleute und der Diebe war, den man in Europa gewöhnlich die Börſe betitelt. Beides waren ziemlich geſchmackloſe Steinhaufen. —

— Aber warum hat man denn dieſe Herrlichkeiten in ſolche ſchmutzige und enge Winkel gebaut? fragte Michel ſeinen Führer wieder.

— Auch dies hat ſeine guten Gründe: den religiöſen Tempel baute man dahin, weil früher ſchon ein anderer auf dieſem Platz ſtand der baufällig war, dies iſt der jetzigen Generation der Quitſchi-Quatſcher Schuld nicht, denn ſchon vor mehr als 60 Jahren wurde dieſer Bau begonnen, und er diente lange als Waarenmagazin, aus dem man gute Zinſen zog, um ihn fertig zu bauen und gehörig auszuſchmücken; den Merkurstempel verlegte man aber dahin, weil dieſe Gegend vielen der einflußreichſten Handelsleute, von denen manche zugleich Schumli, Schlimmiehle und Pentachorden waren, wegen der Nachbarſchaft des Rummlers und mitunter auch der eigenen Wohnung gerade am bequemſten war. Solche Verhältniſſe ſind es, die hier bei den öffentlichen Angelegenheiten am meiſten berückſichtigt werden. Und da ſämmtliche Schumli, Schmuli und Schawellen alle ihre ſchwache Seite und ſelbſt die rechtlichſten und ehrlichſten unter ihnen doch auch irgend eine häusliche oder Familienangelegenheit auf dem Herzen haben, ſey es auch nur die Placirung oder Verſorgung eines Sohnes, Schwiegerſohnes, Neffen ꝛc., ſo ſehen ſie ſich auch alle einander recht gerne durch die Finger. Da von Verantwortlichkeit keine Rede ſeyn kann, indem es keine höhere Inſtanz gibt, wo man ſie wegen Regierungs- und Adminiſtrationsangelegenheiten belangen könnte, ſo kömmt es wohl auch vor, daß ſich eine Schawelle eine fünf Minuten lange Landſtraße auf ſein Landhaus auf Staatsunkoſten anlegen läßt, während ein Schmuli ſeinem Sohn, einem prozeßloſen Advokaten, zehn hier außerordentlich einträgliche Maſſekuratorenſtellen verſchafft, die er ſo lange verwaltet bis die Maſſe aufgezehrt iſt, und ſich ein Schumli die einträgliche Oberaufſicht über das Forſt-, Finanz- ꝛc. Weſen erbittet. Die Herrn Schumli, Schmuli und Schawellen vertheilen ſo unter ſich ſelbſt die einträglichſten Stellen bei den verſchiedenen Verwaltungs- und Juſtizämtern recht brüderlich, und nicht ſelten iſt ein halbes Dutzend ſolcher Stellen in ihrer werthen Perſon vereinigt, was auch mancher independen-

ter, nicht zu dem hohen Rath gehörender Schlimmiehl oder Pentachord dagegen einwenden mag. Dieſer hohe Rath gleicht vollkommen dem Rattenkönig, deſſen ſämmtliche Leiber in einen Schwanz verflochten ſind. Regierung, Verwaltung, Kläger und Richter in einer Perſon, Exekutor, Schinder und Henker, in Summa Summarum Alles in Allem; Verwaltung, Geſetzgebung, Polizei und die heilige Juſtiz ſind auf das furchtbarſte amalgamirt, und wehe dem Fremden oder Einheimiſchen, der ohne die einflußreiche Protektion eines dieſer Herrn irgend ein Recht ſuchen oder in Anſpruch nehmen will. Der Adminiſtrator, Regierer verwandelt ſich wie durch einen Zauberſchlag in den Richter und Vollſtrecker des Urtheils, und indem man die Schreibſtube des Adminiſtrators verläßt, um dieſen zu verklagen, tritt einem, wenn man die Thüre der Gerichtsſtube öffnet — derſelbe als Richter entgegen!!! — So z. B. ſteht dem zweiten Bimbus während ſeiner einjährigen Regierung die oberſte Leitung der Polizei zu; nun kömmt es vor, daß ſich dieſe, der einer der Schmuli vorſteht, einen heilloſen Gewaltſtreich, eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit zu Schulden kommen läßt, das Geſetz aber ſagt, daß man die Polizei in ſolchen Fällen bei einer Art aus lauter Schumli und Schmuli beſtehenden Appellationsgericht verklagen muß; nun aber trifft es ſich, daß der Bimbus, unter deſſen Oberleitung der Streich verübt wurde, jetzt als Gerichtsrath oder Präſes bei dieſem Gericht fungirt, ich alſo den Bimbus bei dem Bimbus verklagen muß: welches Recht habe ich da noch zu erwarten? — Verwaltung und Juſtiz ſind hier ein ſo innig verſchmolzener Quickbrei, daß ihn auch der geſchickteſte Chemiker nicht zu analyſiren vermöchte. Doch nun iſt es Zeit, die Schlimmiehle haben ſich bereits verſammelt, ſprach der Teufel zum Michel, laß uns die Geſtalt zweier abweſenden Mitglieder annehmen, und der heutigen Sitzung der zweiten Kammer beiwohnen.

Unſere beiden Reiſenden begaben ſich nun über den Rummelsberg in den Rummler, und verfügten ſich ungehindert in den Sitzungsſaal der zweiten Kammer. Hier fanden ſie ſchon ſo ziemlich alle Schlimmiehle verſammelt, und man wartete nur noch auf die Ankunft einiger Schumli und Schmuli der erſten Kammer, die verfaſſungsmäßig ein Drittheil des Beſtandtheils der zweiten Kammer ausmacht, ſowie Mitglieder der dritten Kammer, wie ſchon erwähnt wurde. Die Erwarteten folgten jedoch dem Teufel auf dem Fuß nach.

Jetzt machte einer der Schmuli folgenden Antrag:

„Meine hochanſehnliche, wohlfürſichtige und tief geehrteſte, ehrenwertheſte Herrn! Es iſt Ihnen allbereits bekannt, welches höchſt wichtige Projekt, das unſerm Staat zur ewigen Gloria, Ruhm und Heil dienen und bringen wird, ich zu Ihrer Kenntniß und Genehmigung zu bringen habe*). Es handelt ſich um nichts weniger, als künftig allen um unſern Staat hochverdienten und preiswürdigen Männern würdige Monumente und Denkmäler zu ſetzen, da es jetzt ſo Mode und Brauch geworden, daß man faſt jedem Pinſel und Gänſekiel ein Monument ſetzt, um ſeine Vaterſtadt zu ehren. Ein hochweiſer Rath iſt aber in ſeiner untrüglichen und unfehlbaren Weisheit noch weiter gegangen und will geruhen, daß mit dieſen Monumenten und Denkmälern auch zu gleicher Zeit ein praktiſcher, ſolider und brauchbarer Nutzen verbunden ſey, nämlich daß dieſe Denkmäler und Monumente nicht nur als bloße ſtumme Steine und Erze figuriren, ſondern daß ſie auch der ganzen ehrſamen Bürgerſchaft als ewig ſprechende Zeugen ihrer hohen wohlregierenden Obrigkeit dienen ſollen. Deßhalb hat der hohe Rath in ſeiner höchſten Weisheit erwogen und beſchloſſen, daß, da in unſerer guten Stadt an guten und ſoliden Laternenpfählen Mangel ſey, es auch ebenſo an tüchtigen Wegweiſern und Meilenzeigern fehle, und die meiſten vorhandenen Chauſeeſteine erſchrecklich beſchädigt oder gar nicht vorhanden ſeyen, man auf Koſten der Republik allenthalben ſandſteinerne Laternenpfähle an den größten Plätzen und frequenteſten Straßen unſerer Stadt aufrichten möge, in welche immer der Name eines der einjährig wohlregierenden Bimbus nebſt der Jahreszahl, in der er regiert hat, eingegraben werde, damit dieſes merkwürdige Evenement für alle Zeiten bekannt bleibe und jedem unſere Stadt beſuchenden Fremden ſogleich bekannt werde. Ferner, daß man vor der Stadt nach allen Ecken und Enden hin ſteinerne Wegweiſer und eben ſolche Meilenzeiger aufrichte, in welche man ebenfalls zum ewigen Andenken die Namen der jedesmaligen erwählten Schumli und Schmuli, und zwar in die erſtern die der Schumli, und in die zweiten die der Schmuli, nebſt Datum und

*) Der Leſer wird uns verzeihen, wenn wir hier ſo wenig als möglich von dem Styl abweichen, der die großen Redner zu Quitſchi-Quatſchi auszeichnet.

Jahreszahl eingrabe, welches denn auch dieſer hochweiſen Herrn würdige Monumente ſeyn werden.«

— Ich bitte um die Erlaubniß irgend eine kleine Bemerkung machen zu dürfen, fiel hier einer der Schlimmiehlen, zugleich Pentachord, dem Redner ins Wort.

— Und die wäre? fragte der Schmuli.

— Was die Meilenzeiger-Monumente anbetrifft, ſo wäre wohl hier eine Aenderung gütigſt vorzunehmen, da unſer Gebiet ſich faſt nach allen Seiten hin nicht weiter als eine viertel, höchſtens eine halbe Meile weit von den Thoren erſtreckt.

— Wohlgeſprochen, verſetzte der vortragende Schmuli, dem wäre abzuhelfen, indem man auf halbe und viertel Meilen weite Entfernung Meilenzeiger ſetzte.

— O hohe Weisheit! ſo laß ich es mir gefallen, ſagte nun der Unterbrecher.

— Aber könnte man denn nicht die Meilenzeiger auch auf das fremde Gebiet hinüber gelten laſſen? meinte ein anderer Schlimmiehl. —

— Ei warum nicht gar: die Meilenzeiger dürfen nur für uns gelten, wir werden uns doch wegen andern Staaten nicht in Koſten verſetzen ſollen, ſagte der redende Schmuli.

— Wohlgeſprochen, wohlgeſprochen, ertönte es von den Bänken der Schmulis und Schumlis, während man auf denen der Schlimmiehls und Pentachords noch einiges Flüſtern und Ohrenplauſchen vernahm.

— Meine Herrn, ich muß um Stille und Ruhe bitten, rief jetzt der vortragende Schmuli gebietend.

Und ſiehe da, Alles war Mäuschenſtille.

— Um endlich auf die Monumente der Herrn Schawellen, das heißt auf die Chauſſeeſteine zu kommen, ſo wäre der Wille des hochweiſen Rathes, daß auch mit dieſen ebenſo wie mit den Laternenſäulen, Weg- und Meilenzeigern verfahren, und der Name eines jeden Schawellen, nebſt dem Datum und der Jahreszahl auf dieſen Steinen eingegraben werde; es bleibt jedoch bei der bisherigen Größe der Chauſſeeſteine, nur könnte man ſie etwas weniger eckig machen, das heißt mehr abrunden, als ein Anzeichen, daß die Herrn Schawellen ſich ſelbſt auch mehr arrundirt haben und geſchliffener geworden ſind.

— Wenn es gefällig iſt, ſo können wir nun über Ihre Zu-

ſtimmung zu dem heilſamen und löblichen Projekt abſtimmen. Mehrere Schlimmiehle wollten jedoch noch hinſichtlich der Koſten dieſes Unternehmens einigen Aufſchluß verlangen, die man ihnen jedoch als höchſt unbedeutend angab, und ſie wurden bald durch den Ruf: Zur Abſtimmung, zur Abſtimmung! überſtimmt. Als der erſte in der Verſammlung Sitzende aufgefordert wurde ſeine Meinung und Stimme von ſich zu geben, ſprach er:

— Ich ſtimme ganz mit der Majora!

— Das iſt zu toll, rief nun auf einmal Michel, es iſt ja noch gar keine Majora bekannt.

— Was thut das, ich ſtimme mit der die kommt.

— Ohne zu wiſſen was ſie beſtimmt?

— Verſteht ſich.

— Man meint Sie ſäßen zum erſten Mal in dieſer Kammer, ſo fremd ſtellen Sie ſich, rief ein Schlimmiehl dem Michel zu.

— Nur weiter, rief der Schmuli, der den Antrag gemacht hatte.

Und derſelbe wurde, wenn auch nicht mit rührender Einſtimmigkeit, doch mit großer Majorität angenommen, und dieſes Reſultat ſogleich dem hohen Rath der erſten Kammer mitgetheilt. Schon wollte man ſich trennen um der ganzen Stadt die wichtige Neuigkeit zu verkünden, als Michel, den abweſenden Schlimmiehl vertretend, plötzlich aufſtand und ſprach:

— Noch eine kleine Geduld, meine Herrn, auch ich habe dieſer ehrenwerthen Kammer noch einen Antrag zu ſtellen, der nicht minder wichtig und erſprießlich als der ſo eben abgeſtimmte iſt und ganz beſonders den hieſigen Armen zu Statten käme, wenn ihn die hochachtbaren Kammern genehmigen wollten.

— Und der wäre? fragte ein Schmuli.

— Meine Herrn, ich trage darauf an, daß in Zukunft die Sitzungen ſämmtlicher Kammern öffentlich ſeyn ſollen, wie dies in andern republikaniſchen und allen konſtitutionellen Staaten der Fall ſchon längſt iſt, und nur in Quitſchi-Quatſchi will man fort und fort bei verſchloſſenen oder wenigſtens zugemachten Thüren berathen und der Bürgerſchaft keinen Zutritt erlauben, warum das? das ſetzt uns dem Spott und gerechten Tadel aller übrigen Staaten von Thumbindſchin aus, und zu was dieſe Geheimnißthuerei, da man doch in der nächſten Viertelſtunde auf allen Plätzen und in allen Straßen weiß was in ſämmtlichen Kammern verhandelt wurde, wie es denn auch nicht anders ſeyn kann, da ſo viele

meiſtens an neugierige Frauen vermählte und dem edlen Rebenſaft ſo gewogene Männer in demſelben ſitzen. Damit aber auch dieſe Verfügung gleich der der Monumente einen großen, edlen und guten Zweck habe, ſo trage ich ferner darauf an, daß die Sitzungen zwar öffentlich ſeyn ſollen, man jedoch ein gewiſſes Eintrittsgeld erheben und eine Eintrittskarte löſen ſollte, deren Preis nach der Verſchiedenheit der Kammern feſtgeſetzt werden müßte. So z. B. würde ein erſter Platz in der erſten Kammer mit einem Dukaten, ein dergleichen in der zweiten mit einem halben Dukaten, und ein ſolcher in der dritten mit einem Vierteldukaten keineswegs zu hoch ſeyn; da eine ſolche Sitzung zehnmal unterhaltender und für das Zwerchfell erſchütternder ſeyn dürfte als die luſtigſte Poſſe und Comödie, auch beſonders für Hypochonder und Melancholiker von der beſten Wirkung wäre, ſo läßt ſich auf eine reichliche Einnahme mit Gewißheit zählen, deren Ertrag man den verſchiedenen Wohlthätigkeits= und Armenanſtalten, welche Dank ihrer vortrefflichen Verwaltung und trotz der großen Beiträge hieſiger Einwohner doch meiſtens an einem beklagenswerthen Deficit leiden, zukommen laſſen würde; nun was meinen Sie dazu, meine Herrn?

— Dann ging unſer Comödiehaus zu Grund, ſagte ein Schlimmiehl, es iſt ſo auf keinem grünen Zweig.

— Und dann thät Jedermann all unſer dummes Geſchwätz mit anhöre, und wir wären das Gelächter und der Spott der ganzen Stadt und aller Fremden, die expreß herkämen um unſere Dummheiten zu hören und zu ſehen. Nein, mit dem Vorſchlag is es nix, ſo gut er auch gewähnt ſeyn kann.

— Es is nix, es is nix dermit, ertönte es nun von allen Seiten, beſinne Sie ſich uff was Beſſers, um unſern Armen zu helfen! Einige ſagten ſogar: dahinter ſtickt ä Spötterei, wir haben gute Naſen! Und man machte ſich abermals zum Abgehen bereit.

— Noch einen kleinen Augenblick, meine Herrn, rief Michel abermals; es thut mir zwar unendlich leid, meine in der beſten Abſicht gemachten Vorſchläge ſo verworfen und verkannt zu ſehen, dennoch aber kann ich nicht umhin, Ihnen, meine würdigſten Herrn, ebenfalls ein Andenken an dieſe feierliche Stunde und mir ſoviel Unterhaltung gewährende Sitzung zu geben. Sie ſagten ſoeben, Sie hätten gute Naſen, ich finde ſie aber noch lange nicht vortreff=

lich und Ihrer würdig genug. Dieſem Uebel abzuhelfen, erlauben Sie mir, Sie mit beſſern, wenigſtens paſſendern zu verſehen.

Michel gab nun dem Asmodi einen Wink, und, o Wunder! in einem Augenblick hatten ſämmtliche anweſende Schmuli lange goldne Naſen mit dicken Rubinen beſetzt, ſtatt ihrer gewöhnlichen, die Herrn Schumli aber hatten eben ſolche ſilberne verzierte Schmecker, die Herrn Schawellen hatten dergleichen von Bronze, die Herrn Schlimmiehlen aber von Kupfer, und die Herrn Pentachorden von Blei. — Für die Herrn Bimbus und die übrigen hohen Rathsglieder behalte ich die paſſenden Naſen noch in petto bis zu einer andern Gelegenheit, rief Michel, und nun, meine jetzt wohl benaſ'ten Herrn, ſind Sie in Gnaden entlaſſen.

Man hätte ſehen ſollen, mit welchen Augen ſich nun die ganze Verſammlung gegenſeitig anſah! — Die der geſtochenen Kälber ſind nichts dagegen. — Endlich fuhren ſie alle auf einmal auf, bepackten und befühlten ſich gegenſeitig die reſpektiven Naſen, um ſich auch von der Metamorphoſe derſelben wirklich zu überzeugen, und als ſie die unbeſtreitbarſte Gewißheit erlangt hatten, ſprangen ſie wie beſeſſen davon, ihre Taſchentücher vor die Geſichter haltend, und verließen über Hals und Kopf den Rummler. Da man die hochweiſen Herrn mit ſo verhaltenen Geſichtern davon rennen ſah, verbreitete ſich ſogleich in der ganzen Stadt das Gerücht, die zweite Kammer ſey plötzlich von einem wüthenden Schnupfen befallen worden, andere machten ſogar die Cholera oder gar einen Kolter daraus, indeſſen wurde nur zu ſchnell die reine Wahrheit bekannt, und man flüſterte ſich einander heimlich zu: unſere hohe Obrigkeit hat wieder neue Naſen gekriegt.

Michel wollte nun auch den Rummler verlaſſen, aber Asmodi verhinderte ihn daran, indem er ihm ſagte, daß er ihn noch mit einigen vortrefflichen Bimbaſchereien, ſoviel wie allerlei Aemter, und den ſie verwaltenden Bimbaſchen (Beamten) bekannt machen wollte und trillerte nach der Melodie des Vogelfängers:

Kennſt Du das Volk, wo Dummheit frech ſich ſpreizt,
Das, wie mit Geld, mit Geiſtesgaben geizt,
Wo Grobheit ſich für quatſche Bravheit giebt
Und ſchaler Witz nur rohe Selbſtſucht liebt?
Der ſaure Blick glotzt unter fahlem Hut,
Hier ſchreit und keucht der Habgier Drachenbrut.
„Ich redete, das plumpe Menſchenthier
Antwortete mit Grinzen mir.“ —

Sie traten nun wieder unſichtbar in ein ziemlich geräumiges Gemach, welches Asmodi ſeinem Gefährten als die Stadtbimbaſcherei bezeichnete und in dem es recht lärmend, ja mitunter toll genug herging.

Im Centrum hinter einer Art Baluſtrade ſaß ein wohlgemäſteter Körper, auf deſſen Rumpf eine Art Kürbiskopf ſaß, jedoch nicht mit hohlen, ſondern im Gegentheil mit wohlglotzenden, etwas ſtieren Augen, es war der Herr Stadt-Bimbaſch, er verſtand zwar wenig mehr als leſen, etwas barbariſch ſchreiben und mit einer ewig heiſern Caſtratenſtimme fortwährend Ruhe und Stille zu gebieten, aber er war der Sohn eines der einflußreichſten Schmuli, weßhalb man ihm dieſen ſo wichtigen als ſchwierigen und große Intelligenz erfordernden Poſten als lebenslängliche Stallfütterung und Maſt übergeben hatte. Zu ſeiner Rechten ſaß ein ſchöner, ebenfalls wohlbeleibter Mann, der ſeine Hände beſtändig über ſeinen ſtattlichen Bauch gefaltet hielt und unaufhörlich ſeine beiden Daumen kreiſelte, dies war eine Art Beiſitzer des Stadt-Bimbaſchs, zu deſſen Linken noch eine Art Schreibmaſchine ſaß, welche die Feder beſtändig vom Ohr an den Mund zum kauen und dann wieder vom Mund ans Ohr brachte, bis ihm irgend ein ſalomoniſches Urtheil oder eine Entſcheidung niederzuſchreiben befohlen wurde. Außerdem ſtanden zwei Partheien mit ihren Beihelfern vor der Baluſtrade. Ein Mann trat nun mit den Worten vor:

— Herr Stadtbimbaſch, ich habe bittere Klage zu führen.

— So klagt, was iſt es? —

Man hört einen furchtbaren Lärm vor der Thür.

— Man hört ja ſein eigen Wort nicht, ſagte der Stadtbimbaſch, das ſind die verdammten Trans-Quatſcheröſer, die mache alsfort ſo än Lärm, daß man ſein eigen Wort net hört. Pedell, ſagt doch dem Volk da draus, daß es ſtill ſey ſoll, mer mache ja Protokoll. —

Der Pedell geht an die Thür, öffnet ſie halb und ruft hinaus: — Ihr ſollt ſtill ſey, es werd Protokoll gemacht!

— Nun bringen Sie Ihre Sache vor.

— Ich bin nur der Anwalt meines Freundes, des Tapetenhändlers Wehland dahier; wie Sie bereits wiſſen, Herr Stadtbimbaſch, ſo hat derſelbe....

Der Lärm vor der Thür wird noch ärger als das erſte Mal.

— Himmelſakrament, Pedell, ſo ſagt doch den Trans-Quat-

ſchern, daß ſie ins Teufelsname die Mäuler halte ſolle, mer mache ja Protokoll.

Der Pedell öffnet wieder die Thür und ſchreit hinaus:

— Ihr ſollt ins Teufelsname die Mäuler halte, hörters dann net, es werd ja Protokoll gemacht.

— Fahren Sie fort....

— Mein Client hier hat 13 Stück veloutirte Tapeten an des Holzamtsſchreibers Lindwurm ſeine Frau verkauft, der Hr. Lindwurm will aber die Tapete net annehme, hat ſie zurückſchickt, und geſagt, ſeine Frau verſtünd nix, des wär a Gans, und des kann ſich mein Client, der Hr. Wehland net gefalle laſſe, verkauft is verkauft, er hat ihm die Tapete wieder ins Haus geſchickt und ſo ſinn ſie ſchon zehnmal hin- und hergeſchickt worde, des macht nur unnöthig Lauferei und Koſte. Wir bitten die wohllöbliche Stadt-Bimbaſcherei, daß ſie den Herrn Lindwurm verdamme ſoll die Tapete zu behalte und zu bezahle.

— Warum wolle Sie dann die Tapete net behalte, Herr Lindwurm?

— Es ſin rothe Tapete, Herr Stadt-Bimbaſch, die Farb is net ächt un da thun ſie ſchieße.

— Warum net gar, ſie ſind doch net gelade?

Das ganze Perſonal der Stadtbimbaſcherei bricht in lautes Gelächter über den geiſtreichen Witz des Herrn Bimbaſch aus.

— Ach, des ſin dumme Späß, ſchreit Hr. Lindwurm.

Der Lärm vor der Thür wird wieder ſo toll, daß man ſich innerhalb der Amtsſtube nicht mehr verſteht.

— Kotzkreuz Himmelſakrament, Pedell, ſag er den ver.... Transquatſchern, wollt ich ſage, daß wann ſe net ſtill ſin wann mer Protokoll mache, ſo ſoll ſe der Deibel gleich hole.

Der Pedell öffnet wieder die Thüre und ſchreit hinaus:

— Wann er aber jetzt net gleich ſtill ſeyd, ſo ſoll euch gleich der Deibel hole, hab ichs euch dann net ſchon zehnmal geſagt, daß mer Protokoll mache.

Eine Stimme von außen läßt ſich hören:

— Mer warte ſchon über zwei Stunde, komme mer dann noh net bald vor? —

— Wann die Reih an euch is, antwortet der Pedell und macht die Thüre wieder zu.

— Jetzt, Herr Wehland, mache Se's korz, Se ſehe, mer habe

mehr zu thun als mit Ihne allän, wolle Se die Tapete widder nemme oder net?

— Ich will ſe net widder nehme, ſagte Wehland.

— Sie kenne mich doch net zwinge, daß ich ſe behalte ſoll, net wohr, Herr Stadt-Bimbaſch? — Sie kenne mich, ich bin a Mann, der ſein wichtig Holzſchreiberamt ordentlich zu verſehe verſteht.

— Des is wahr un ich hab mich net zu beklagen *). Sehe Se, Herr Wehland, ich rath Ihne derzu, daß Se die Tapete widder nemme, Se kenne den Herr Lindwurm doch net derzu zwinge, daß er ſe behalte und bezahle ſoll. — Net wohr, meine Herrn?

Die Herrn Beiſitzer nicken mit den Köpfen.

— Deß wolle mer ſehe, ich wäs wohl, daß der Hr. Lindwurm die Herrn mit dem beſte Holz aus dem Stadtwald verſieht und ihnen übermäßig Maaß zukomme läßt, aber ich wer mei Sach weiter treibe, und wann ich bis vor's Becklüber Gericht odder gar uff än Univerſitätsgericht muß, der Hr. Lindwurm muß die Tapete behalte.

— Wiſſe Se was, Hr. Lindwurm, ſagte nun der Stadt-Bimbaſch, wie wärs wann Se ſich mit dem Hr. Wehland vergleiche thäte.

— Hr. Stadt-Bimbaſch, wie komme Se mer vor, wann ich Ihne nun ach ſchlecht Holz beſorge thät, thäte Sie's behalte?

Der Stadt-Bimbaſch zuckt mit den Achſeln.

— Net wahr näh? no ſo geht mers ach mit die Tapete.

— Aber die Tapete hat Ihr Fra kauft, ſchrie Wehland.

— Mein Fra is a Gans, ſchrie Lindwurm.

— Was kann i derzu, daß Sie a Gans geheirath hawe, rief Wehland, ich hab's Ihne net gehäße, deßwege müſſe Sie doch behalte und bezahle was ſie kauft.

— Des wolle mer ſehe, Sie habe nix zu befehle.

— So viel wie Sie ach. Ich bin ſo gut Quitſchi-Quatſcher Borger wie Sie.

*) Um dies zu verſtehen muß man wiſſen, daß das Amt des Quatſcher Holzſchreibers deßhalb ſehr wichtig iſt, weil es von ihm abhängt, gutes und g u t g e m e ſ ſ e n e s, dürres oder auch grünes ſchlechtgemeſſenes Holz zu erhalten; daß er die hohe Obrigkeit und was davon abhängt gut verſorgt, verſteht ſich von ſelbſt.

— Sie ſin mer å ſauberer Borger, allemal wann Se aus- rücke ſolle ſin Se krank.

— Das giebt Ihne nix an.

— Herr Stadt-Bimbaſch, mache Se der Sach an End, ich muß ufs Holzamt, Ihr Herr Schwager hat Holz beſtellt.

— Sie ſehe, Herr Wehland, mer habe mehr zu thun, gebe Se nach und behalte Se Ihre Tapete, Sie kenne ſie doch noh åm annern anſchmiere. Der Vernünftige giebt nach, ſagte der Stadt-Bimbaſch.

— Ich ſchmier Niemand an! erwiederte Wehland.

— Und der hot gar kan Vernunft, rief Lindwurm.

Der Tumult vor der Thüre wird wieder ärger.

— Meine Herrn, mer müſſe der Sach an End mache, Sie höre, die Transquatſcher habe käh Geduld mehr.

— Ich bin ſchon lang fertig, ich behalt die Tapete ebe net.

— Nun, Herr Stadt-Bimbaſch, was ſage Sie derzu?

— Ja, der Hr. Lindwurm hat recht, mer kann ihn net dåzu zwinge.

— So, no s'is gut, daß ichs wäs, ich appellir.

— Appellire Sie.

— Jetzt ruf er die zwei Transquatſcher Bürger herein, Pedell, die Herrn ſind fertig, befahl der Bimbaſch.

— Die beiden Partheien verlaſſen die Bimbaſchſtube, der Tapetenhändler brummend: „Der hots ach vor Gott zu verantworte, der den zum Stadt-Bimbaſch gemacht hat, aber ih loß es net derbei.

Es wurden nun zwei Partheien Transquatſcher mit ihren Weibern vorgelaſſen; das Weib des einen klagte die des andern an, ihr Kohl entwendet zu haben, während ſie die andere beſchuldigt, ihr eine fette Gans geſtohlen zu haben, und das Corpus delicti in der Schürze mitbrachte.

— Gucke Se, Herr Stadt-Bimbaſch, fiel das erſte Weib in die Amtsſtube tretend ſogleich ein, die geruppte Gans, die des Os in der Schürz hat, und ſägt ich håt ſe ihr geſtohle, des is mei Eigethum, ſo wahr Gott im Himmel lebt.

— Jo, des kann ich bezeuge, Herr Stadt-Bimbaſch, unterſtützte der Mann als Beiſtand ſeine Frau.

— Das lügt Ihr, Ihr verfluchte Stickſtäubeöſer, in Euern Hals hinei, o daß er dran erſticke müßt. Gucke Se, Herr Stadt-

Bimbaſch, ich hun die Gans mit noh ä Meng annere Gäns uff=gezoge und fett gemacht, annere von mir hawe die Frau Stadt=Bimbaſchin ſelbſt verſpeist und ſe hawen ihr vortrefflich geſchmeckt; aber des Os ſägt nor, ich hät er die Gans geſtohle, weil ſe mer mein Kohl geſtohle hat, mehr als dreißig Köp, ich hun ſe derbei uf meim Krautacker erwiſcht.

— Was hot Se mich erwiſcht, des lügt Se aus ihrem ſtin=kige Hals eraus, ſe hot mich net derbei erwiſcht.

Sie reißt nun der Gegnerin die Gans aus der Schürze, hält ſie hoch empor und ſchreit:

— Gucke Se, Hr. Bimbaſch, des is die Gans, die ſe mer geſtohle hat, ich kenn ſe ſchon am Schnawel.

Sie reißt der Gans den Schnabel auf und ſchreit: Un hier an der ſpitze Zung.

— Als wann net alle Gäns ſpitze Zunge hätte! ſehn Se Hr. Stadt=Bimbaſch, des Weib is in unſerm ganze Quartier vor ä Gans= un Krautdiebin bekannt. Un die geſtohlene Gäns füt=tert ſe noh mit dem geſtohlene Kraut.

— Des is wohr, fiel der Mann ein.

— Ihr ſeyd im ganze Quartier als das infamſte Diebszeug bekannt, ſchrie das andere Weib, der Gegnerin die geballte Fauſt unter die Naſe haltend, und wann's net aus Reſpekt vor dem Herr Stadt=Bimbaſch wär, ſo ſchlägt ich Euch an in's Freß, daß er den Himmel vor ä Baßgeig anſehe ſollt.

Das andere Weib ballte nun ebenfalls beide Fäuſte und geht wüthend ſchimpfend auf die Gegnerin los, beide Männer ſchicken ſich an, ihren Weibern Succurs zu geben, als der Stadt=Bimbaſch ruft:

— Hört, wann er net gleich Ruh gebt hier uff der Stadtbimbaſche=rei, dann loß ich euch all mit einander ins Katzeloch ſperre, Pedell aufgepaßt!

— Ich bin ka Katz, die mer ins Katzeloch ſperre kann, meinte das eine Weib, ſich zuſammennehmend.

— Un mich were Se doch net ins Katzeloch ſperre wolle, Hr. Stadt=Bimbaſch, ich bring immer Ihrer Frau die fettſte Gäns.

— Ihr ſollt aber Ruh gewe hier auf dem Amt*). Wo ſind die Beweiſe, daß die die Gans und die den Kohl geſtohlen hat?

*) Wer glaubt daß der Teufel hier übertreibt, der erkundige ſich nur bei dem erſten beſten Quitſchi=Quatſcher nach den Auftritten auf der dortigen Stadtbimbaſcherei.

— Ich hab's mit meine eigne Auge geſehe, rief die eine.

— Ich hab' ſe derbei erwiſcht, die andere, und mei Mann do hier was es, un is mei Zeuge!

— Un meiner ach!

— Des ſin alles kän gültige Beweiſe, wann er kän annere und kän Zeuge habt, meinte der Stadt-Bimbaſch.

— Unſer Herrgott is mei Zeuge!

— Un meiner ach!

— Sey ſe ſtill, unſer Herrgott will nix von er wiſſe!

— Un ſie gehört ſchon lang mit Haut un Haar dem Deibel!

— Jetzt halt die Mäuler mit euerm nixnutzige Geſchwätz dahier, daß mer ans End komme. Eigentlich ſollt ich uff die Gans Beſchlag lege bis es ausgemacht is wem ſe gehört, aber da es ä todte Gans is, ſo geht des net an, dann ſie kennt bis nach ausgemachter Sach ſtinkig wern. Wißt ihr was, mer wollt's mit der Gans halte wie der Salomon mit dem Kind, der Pedell ſoll ſe vonander ſchneide und jeder die Hälfte gewe, und dann ſeyd zufridde.

— Ich bin's zufridde, Herr Stadt-Bimbaſch.

— Ich aber net, lieber als daß ich die Hälft von meiner Gans hawe ſoll, will ich ſe ganz dem Hr. Stadt-Bimbaſch verehre.

— Der Frau gehört die Gans, des is jetzt klar wie's Sonnelicht, ſie will die Gans net zerſchneide laſſe, wie die Mutter net ihr Kind, urtheilte nun der Stadt-Bimbaſch. —

— Ein zweiter Salomo, ein zweiter Salomo! rief jetzt die Frau aus, der die ganze Gans zuerkannt wurde.

— A ſauberer Salomo der, brummte die Gegnerin, dem ſtickt nor die fett Gans in der Nas, wann die dreißig Kohlköp da wären, mächt er ſe ach noh ſchlucke.

— Pedell, die Parteie ſinn entlaſſe.

Alle verlaſſen brummend und murrend die Amtsſtube.

— Sind noh annere draußen?

— Ja, Herr Stadtbimbaſch, noh zwa Paar: die wege der Werſt, un die wege dem Speck.

— Sie ſolle übermorge komme, es is jetz Eſſenszeit; unſereins will ach fein bische Ruh hawe nach ſo äm ſchwer Stück Arbeit.

Der Bimbaſch ſammt dem übrigen Perſonale der Stadtbimbaſcherei ſchickten ſich nun an die Amtsſtube zu verlaſſen, als ihnen Michel und Asmodi ſichtbar entgegentraten, und Erſterer dem Herrn

Stadtbimbaſch große Complimente über deſſen weit und breit berühmten Scharfſinn, Weisheit und Gerechtigkeitsliebe machte, ihm zugleich auch ſagte, er ſpreche hier nur die allgemeine Meinung aller Einwohner Quitſchi-Quatſchis und der dieſes auf zehn Meilen in der Runde umgebenden Völkerſchaften aus; als Anerkennung ſeiner hohen Verdienſte überreichte er ihm eine goldne, ſtatt der Lorbeerblätter die in Quitſchi-Quatſchi werthlos ſind, mit Midasohren, die man daſelbſt hoch in Ehren hält, geſchmückte Krone.

Der erſtaunte Stadtbimbaſch konnte vor lauter Rührung und Gefühl der Dankbarkeit hinſichtlich der Anerkennung ſeiner Verdienſte anfangs kein Wort hervorbringen; endlich aber ſtammelte er: Dieſe unverdiente Krone wird zum ewigen Andenken als ein Familienſtück in unſerm Hausſchatz aufbewahrt werden und mir zum immerwährenden Sporn dienen, meine geringen Verdienſte ferner zum Wohl und Heil einer löblichen Bürgerſchaft in Bewegung zu ſetzen.

Seine Krone in der Hand ſich mit ſtrahlendem Antlitz gnädig verbeugend, empfahl ſich nun der Stadtbimbaſch den beiden Geſellen, ſie auf den kommenden Sonntag zu einem Diner à la fortune du pot einladend, was dieſe auch unterthänigſt annahmen und zuſagten.

Michel äußerte nun gegen Asmodi: jetzt habe ich den Quitſchi-Quatſcher Unſinn und Unfug bald ſatt, laß uns nach Frankreich zurückkehren, dort ſoll es jetzt tolle Wahlumtriebe zu den neuen Kammern geben.

— Wie, auch hier läßt es Dich nicht raſten; ich hätte geglaubt daß Dich die Quatſcher Begebenheiten und Angelegenheiten länger unterhalten würden.

— Auch die tollſten Dummheiten ennuyren, wenn ſie ſich ſo maſſenhaft häufen, ſo wie das **toujour perdrix** am Ende verleidet; aber ich behalte mir vor, dieſer guten Republik ferner von Zeit zu Zeit meine Aufwartung zu machen.

— Doch rathe ich Dir, bevor wir abſegeln, auch der Reisbimbaſcherei, ſoviel wie in Europa ein Polizeigericht, von Quitſchi-Quatſchi noch einen kurzen Beſuch zu machen, da gerade in dieſem Augenblick recht erzkomiſche, Dich gewiß beluſtigende Scenen daſelbſt aufgeführt werden.

— Wohlan, nehmen wir dies noch mit.

Beide Reiſende verfügten ſich nun durch mehrere enge, krumme

und finſtere Gänge des Rummlers auf die Reisbimbaſcherei und traten wieder unſichtbar in dieſelbe ein.

Hier fanden ſie vor dem Reisbimbaſch, der zugleich als Schumli dieſem Amt vorſtand, und deſſen Beiſitzer eine ziemliche Anzahl Quitſchi-Quatſcher verſammelt und es wurde eine Zahnausreißerei verhandelt, welche ſogar einen Börſenauflauf veranlaßt hatte, bei dem es zu Realinjurien gekommen war, weßhalb die Sache vor die hochlöbliche Polizei kam. — Ein bekannter Zahnarzt X. hatte nehmlich dem Sohne eines Kaufmanns einen ſchlechten Zahn ausgeriſſen und dafür ſechs Franken (nach unſerm Geld) begehrt; der Kaufmann fand dieſe Forderung übertrieben und wollte nur drei Franken bezahlen, behauptend daß dies die höchſte Taxe ſey. X. verweigerte es dieſes Geld anzunehmen, und da der Kaufmann B.... darauf beſtand nicht mehr geben zu wollen, ſo ſuchte ihn X. auf der Börſe auf und forderte ihm daſelbſt laut und öffentlich die Bezahlung für den herausgeriſſenen Zahn ſeines Sohnes. Es kam nun zu einem lauten Wortwechſel, bei dem viele der Umſtehenden für oder gegen den Zahnarzt Partei nahmen; da aber auf der Börſe die Anhänger des Kaufmanns in großer Mehrzahl waren, ſo drängten ſie den Zahnarzt ſammt ſeinen Anhängern mit Gewalt zum Börſenhofe hinaus, wobei es denn nicht ohne Schimpfen, Rippenſtöße und Fauſtſchläge abging, und wodurch ein Straßenauflauf und Tumult veranlaßt wurde. In Folge deſſen hatte der Zahnarzt X., der der ganzen Familie des Reisbimbaſchs nicht nur den Mund gehörig rein hielt, ſondern auch den Mund der Frau Reisbimbaſchin mit neuen Zähnen für die ausgefallenen verſah, wegen Realinjurien bei der Reisbimbaſcherei geklagt. Zugleich waren mehrere Holzſtiche erſchienen, welche die Operation des Zahnausreißens und den Vorgang auf der Börſe recht humoriſtiſch und getreu, wenn auch etwas karrikirt, darſtellten. —

— Warum wollen Sie den Herrn X. nicht bezahlen, der Ihrem Sohne doch den Zahn mit der Wurzel herausgeriſſen hat? fragte der Reisbimbaſch den Kaufmann B...

— Weil er zuviel fordert und ich mich nicht prellen laſſen will, und jetzt hat er mich und meine Familie noch obendrein in Holz ſtechen laſſen, und uns ſo blamirt, jetzt zahle ich gar nix.

— Und er hat mich abkonterfeie laſſe, wie er und ſeine Helfershelfer mich aus dem Börſehof werfen und dabei ſchreien: naus mit dem Zahnausreißer, dem Quackſalber, der hat nix uff der Börs

zu ſuche. — Und wie ſie mir än Zipfel vom Rock herunter geriſſe habe. — Seh'n Sie, Herr Reisbimbaſch, hier iſt der abgeriſſene Zipfel. (X. überreichte dem Reisbimbaſch bei dieſen Worten einen kaffeebraunen Tuchlappen.)

— Das iſt doch zu toll, wenn es ſo auf der Börſe zugeht. Wer hat Ihnen denn den Lappen heruntergeriſſen?

— Der Herr B. ſelbſt, ſein Schwager der Gewürzkrämer und Stadtwehrkorporal M., und ſein Mäkler der Stadtmajor Harpagon.

Dieſe drei anweſenden Herren ſchreien zumal: — S'is net wohr, er hot geloge, der Zähnedokter.

— Was geloge? die reine Wahrheit hab' ich geſagt.

Es wurden nun viele Zeugen vernommen, Eide abgelegt, und der Kaufmann B. und ſein Schwager ſchwuren einen Reinigungseid.

Der Zahnarzt X. hatte auch die Zeichner und Drucker der Karrikaturen verklagt, und nachdem dies alles gehörig ver- und abgehandelt war, diktirte der Reisbimbaſch folgende Urtheile und Strafen:

Der Kaufmann B. und ſein Schwager zahlen jeder, weil ſie bei dem Börſentumult und der Hinauswerfung des Herrn Doktor X. thätig mitwirkten, 25 Franken Strafe und laſſen dem Herrn X. einen neuen kaffeebraunen Rock machen, wozu diejenigen, die ihnen bei der Hinauswerfung behilflich waren, auch ſolidariſch helfen müſſen die Koſten zu tragen. Der Erfinder, ſowie der Stecher und Drucker der Zeichnungen kommen jeder auf ſechs Tage in bürgerlichen Gehorſam der Quitſchi-Quatſcher, ſodann hat der Kaufmann den ſeinem Sohne ausgeriſſenen Zahn taxmäßig ſamt Verzugszinſen zu zahlen; außerdem zahlt jede der ſtreitenden Parteien ein Drittheil der Unterſuchungskoſten. Herr Doktor X. iſt jedoch freigeſprochen und auch koſtenfrei.

Jetzt aber traten Michel und Asmodi ſichtbar auf und erklärten dem Herrn Reisbimbaſch, daß ſein Urtheil eben ſo albern als ungerecht ſey.

— Wie, wer wagt es ſo eine Impertinenz mir hier auf der Reisbimbaſcherei zu ſagen! donnerte der Reisbimbaſch; Stadtdragoner zu Fuß, packt mir die beiden naſeweiſen Burſchen dort!

Es ließen ſich keine Stadtdragoner blicken.

— Wo zum Henker ſind denn die Stadtdragoner?

— Sie hole den Bocksheimer Fiakerkutſcher, der einen Paſſagier uff dem Quitſchi-Quatſcher Gebiet mit retour genommen hat.

— Was iſt denn das wieder für eine Geſchichte? fragte Michel ſeinen diaboliſchen Freund.

— Die Quitſchi-Quatſcher Thorfiaker haben ſich bei der hochlöblichen Reisbimbaſcherei beſchwert, daß ihnen die Bocksheimer Fiaker großen Abbruch thun, indem ſie, ſo oft ſie nach dem von Bocksheim zehn Minuten entfernten Quitſchi-Quatſchi fahren, jedesmal Paſſagiere retour nehmen, wenn ſie deren haben können.

— Das iſt ja doch eine ganz natürliche Sache und in aller Welt geſtattet, meinte Michel.

— Aber in Quitſchi-Quatſchi iſt alles anders wie in der übrigen Welt, Du wirſt noch manche Curioſa hier erleben, erwiederte Asmodi.

Jetzt brachten die Stadtdragoner den Fiakerkutſcher, und der Reisbimbaſch gebot ihnen ſogleich die beiden Fremden, die da, er wiſſe nicht wie, ſich in die Reisbimbaſcherei verloren hätten, zu bewachen, indem er nachher ein Wörtchen mit ihnen zu ſprechen habe.

— Wir müſſen ja aber noch den Handwerksburſchen holen, der ſich geſtern an dem Ort nackend gebadet hat, wo Sie aus gewiſſen Urſachen verboten haben daß man ſich nicht baden ſoll.

— Ja ſo, nun einer von euch kann ihn holen, der andere bewacht die beiden Fremden.

— Und was bedeutet denn dies wieder? fragte Michel neugierig.

— Das will ich Dir erklären. Etwas oberhalb der Stadt iſt eine Stelle in dem ſie durchſtrömenden gelben Fluß, welches ein paſſender Ort zum Baden für die Quatſcher Einwohner iſt; nun kann man aber aus den Fenſtern des Hauſes des Schumli Banſert, ein Schwager des verehrten Reisbimbaſch, alles was daſelbſt vorgeht recht bequem beobachten, Schumli Banſert hat auch einige Mal ſeine werthe Ehehälfte überraſcht und erwiſcht wie ſie mit einem großen Operngucker die ſich dort präſentirenden Nuditäten recht wohlgefällig in Augenſchein nahm; er lief nun zu ſeinem Schwager dem Reisbimbaſch und bat denſelben, doch ſogleich zu verbieten, daß ſich die guten Quitſchi-Quatſcher ferner an dieſer Stelle baden ſollten, worauf dieſer auch stande pede durch einen polizeilichen Erlaß das Baden daſelbſt verbot, und die Leute müſſen nun eine Stunde weit auf fremdes Gebiet laufen, um ſich den Quatſcher Schmutz abzuwaſchen, denn nicht jeder hat die Mittel ſich der Badehäuſer zu bedienen.

— Herr Reisbimbaſch, man wird ihn mores lehren, wenn er ſeine Autorität nicht beſſer zu handhaben verſteht, rief Michel laut.

— Nur Geduld, man wird ihn ſogleich mores lehren, erwiederte der Reisbimbaſch, und ſich hierauf gegen den Bocksheimer Fiaker wendend, ſagte er zu dieſem:

— Und warum habt Ihr wieder einen Menſchen retour mitgenommen, Ihr wißt doch daß ich es ſtreng und bei ſchwerer Strafe verboten habe.

Der Kutſcher will antworten, aber Michel drängt ihn mit den Worten auf die Seite: ich werde Rede für Euch ſtehen, und ſagt ſodann zum Reisbimbaſch: der Mann nahm wahrſcheinlich deßhalb einen Menſchen mit, weil Thiere in der Regel nicht zahlen, und der Menſch war ich. Geben Sie vernünftige Gebote, ſo wird man ſie achten, aber über ſolche unſinnige macht man ſich luſtig, ſtatt ihnen zu gehorchen. — Es iſt kein Funken geſunde Vernunft darin, den fremden Kutſchern zu verbieten auf offener Heerſtraße einen Menſchen einzunehmen. Wenn nun alle Quitſchi-Quatſchi umgebenden Länder gegen die Quatſcher Kutſcher ein gleiches Verbot erließen, wer wäre dann am meiſten geſtraft? —

— Ja was miſcht Er ſich darein, und was geht Ihn das an? rief zornig der Reisbimbaſch; aber nur einen Augenblick Geduld; und Er, ſich zum Kutſcher wendend, zahlt fünfzehn Franken Strafe oder ſpaziert ins Loch. Verſtanden!

— Aber du lieber Gott, Herr Reisbimbaſch, wo ſoll ich denn zu ſo viel Geld komme!

— Das gibt mich nix an, könnt ihr nit zahle, ins Loch.

— Ich ſtehe einſtweilen gut für ihn, ſagte Michel, und werde ſicher bezahlen.

— Er ſcheint mir auch der rechte Bezahler, ſorg er erſt für ſich.

Jetzt brachte der Stadtdragoner den Handwerksburſchen, der ſich an der verbotenen Stelle gebadet hatte, und meldete ihn als ſolchen an.

— Alſo Er iſt der unverſchämte Kerl, der ſich gegen mein Verbot unterſtanden hat am Knöpli *) zu baden?

— Verzeihen Sie mir gütigſt, Herr Reisbimbaſch, ich bin ein Fremder und habe es nicht gewußt daß man ſich da nicht baden darf.

*) Knöpli wurde dieſe Stelle in Quitſchi-Quatſchi genannt.

— Die Ausred gilt nix, zürnte der Reisbimbaſch; wann Er in unſerm Staat lebt, muß Er auch wiſſe was verbotte un nit verbotte is, und noch obendrein hat Er ſich ganz pudelnackend ausgezoge. Er zahlt zehn Thaler Straf oder ſpaziert zehn Tag ins Loch.

— Ach lieber Herr Reisbimbaſch, zehn Thaler, ich weiß nicht wie die ausſehen.

— No dann werd er ſehe wie's Loch ausſieht.

— Ach, das weiß ich ſchon lange.

— Geduld, ich bürge und zahle auch für dieſen Mann, ſagte Michel.

— Er is ja der Allerweltszahler; aber gut, jetzt wolle mir ä Wort mitenanner ſpreche. Wo ſind ſeine Papiere, ſein Paß, ſein Heimathsſchein, ſein Taufſchein, ha?

— Hier, Herr Reisbimbaſch.

Michel überreicht ein Päckchen Papiere, die der Reisbimbaſch entfaltet und dann zornentglüht und feuerroth hinter ſeinem Schreibtiſch aufſpringt und ſchreit: Was, Er H.....t will die hochlöbliche Reisbimbaſcherei zum Beſte habe und mich dazu? Des is mei leibliches Contrefait, nur daß ich kein ſo lange Ohren und Hörner habe.

— Um Vergebung, Herr Reisbimbaſch, ſie ſind nur nicht ſichtbar.

— Gleich ins Loch mit dem Kerl! Stadtdragoner, und ins dunkelſte das mer habe, wo kä Sunn un kä Mond henein ſcheint, wann ſe auch ſcheine thun, un ſein Kamerad ach, der ſieht auch aus als hät er den Deibel im Leibe. Un da ſteht auch gar noch mei Nam drunner geſchriwe.

Die Dragoner wollen den Michel und Asmodi packen, ſtehen aber plötzlich wie gelähmt vor beiden, die laut auflachen.

— Hören Sie, Herr Reisbimbaſch, wenn Sie wieder wegen ſchamloſen Weibern und deren einfältigen Männern zu Gefallen, und wenn es auch Schmuli und ihre Schwäger ſind, ſolche einfältige und ungerechte Verbote erlaſſen, ſo verſpreche ich Ihnen, daß Sie künftig ſo lange Sie leben mit dem Schmuck einhergehen ſollen, der hier Ihr Contrefait ziert; einſtweilen ſollen Sie es aber an allen Bilderläden als Warnungszeichen ausgeſtellt finden.

— Der Reisbimbaſch wollte berſten, konnte aber vor Zorn kein Wort hervorbringen.

Plötzlich wurde die Thüre der Reisbimbaſchſtube weit aufgeriſſen, und herein ſtürzte ein Weib mit hochwallendem Buſen, auf-

geſchwollener Gurgel und Hals, rothaufgedunſenem Geſicht, aufgelösten Haaren, und ſchrie:

— Herr Reisbimbaſch, Herr Reisbimbaſch, ums Himmelswillen, mein Mann, mein Mann!

— Euer Mann, nun was iſt's mit dem?

— Er iſt in Villabella mit neun und zwanzig Stück fette Hämmel und zwölf gemäſte Schweine, in Allem zwei und vierzig Stück mit meinem Mann, gearretirt un eingeſteckt worde.

— Wer is Ihr Mann?

— Ei ä hieſiger Borger und Fleiſcher, der Schawell Brüller, den wern Se doch kenne.

— Was, der Schawell Brüller, verzeihen Sie, warum, von wem iſt er eingeſteckt?

— Warum weiß ich ſelbſt nit; der Landrath vom Großherzogthum Löwenheim hat ihn mit all dem annern Vieh einſtecke laſſe.

— Was hat er dann gemacht?

— Ja des wäs Gott, des hat er mer net geſchriwe, er werd wie gewöhnlich gar nix gemacht habe; aber is es nit abſcheulich, än Schawell, än Stück von der Quatſcher Obrigkeit und Souveränetät einzuſtecke?

— Des is unverantwortlich, no warte Se nor, Frau Schawell, des wolle mer ſchon mache.

Abermals geht die Thüre der Reisbimbaſcherei auf, und es ſtürzen drei Weiber zumal herein und ſchreien durch einander:

— Herr Reisbimbaſch, Herr Reisbimbaſch, mein Mann, mein Sohn, mein Vater is in Villabella ins Loch geſteckt worde!

Die Thüre öffnet ſich wieder, und zwei Männer treten ein, von denen der eine, ein Schneidersgeſelle, meldet, daß ſein Herr und Meiſter, der Schawell Nadel, in Villabella vom dortigen großherzoglichen Landbimbaſch eingeſteckt worden als er ein Paar daſelbſt beſtellte Hoſen hingebracht, und ſeine Frau deßhalb untröſtlich ſey; während der andere ſagt, ſein Vater und einige Freunde, die dahin ſpazieren gegangen, ſeyen feſtgehalten und in Verwahrſam gebracht worden.

— Aber mein Gott, was ſoll dann des häße? —

Jetzt trat ein Wachtmeiſter von den Dragonern zu Fuß herein und meldete:

Herr Reisbimbaſch, ich habe zu rapportiren, daß der Landrath

von Villabella Alles einſtellen läßt was aus Quitſchi = Quatſchi kömmt; der Herr Schumli Meiler ſtecke ach ſchon im Loch!

— Was, is dann der Landbimbaſch von Villabella toll worn!

Der Wachtmeiſter zuckt die Achſeln.

Jetzt wird die Thür abermals weit und ſtürmiſch aufgeriſſen.

— Um Gotteswillen, ſchrie ein hereinſtürzender Bimbusdiener, Herr Reisbimbaſch, ſeine einjährig wohlregierende Magnificenz, der regierende Herr Bimbus Simpler ſitze im Loch zu Villabella mit ſammt ihrer Quatſcher Bimbus=Equipage, ich hab hamlich Reißaus genomme um es Ihne zu rapportire.

— Die Villabeller müſſe beſeſſe ſey, mer muß gleich die ganze hohe erſte Kammer zuſammekomme laſſe, daß mer berathe was zu thun is. — Michel und der Teufel lachten fortwährend ins Fäuſtchen.

Plötzlich trat ein großherzoglich Löwenheimer Landdragoner in die Polizeiamtsſtube und übergab dem Reisbimbaſch ein Schreiben mit den Worten: Vom großherzoglichen Kreisrath in Friedenheim.

Der Reisbimbaſch öffnete daſſelbe und las:

„Da ſich die Quitſchi = Quatſcher Behörden aller vorangegangenen Warnungen ungeachtet dennoch haben einfallen laſſen, abermals einen großherzoglich Löwenheimer Unterthan und Landmann als er eine Fuhre Heu nach Quitſchi = Quatſchi brachte, ohne alle Befugniß und alles Recht in Quitſchi = Quatſchi unter dem Vorwand zu verhaften und einzuſperren, daß deſſen Sohn einem Quatſcher Tiſchler aus der Lehre gelaufen, bei welchem er halb verhungerte und mehr Prügel als Brot bekam, der Vater aber für ihn ſtehen, ihn wieder herbeiſchaffen oder gehörige Entſchädigung zahlen müſſe, auch nicht einmal die mindeſte Nachricht von dieſer Verhaftung deſſen Familie zukommen ließen, ſo daß ſich dieſelbe zwei Tage lang in der peinlichſten Angſt befand, nicht wiſſend was aus ihrem Haupt geworden, ſo habe ich befohlen, daß bis auf weitere Ordre, das heißt bis der Landmann wieder freigelaſſen, ihm für die dreimal 24 Stunden, die er bereits eingeſperrt, volle Entſchädigung und Genugthuung geworden, jeder Quitſchi = Quatſcher männlichen Geſchlechts, ohne Unterſchied des Standes und Alters, der das Territorium meines Kreiſes betritt, ohne weiters ebenfalls verhaftet, eingeſperrt und ſo lange bei Gefangenkoſt unter Riegel gehalten werde, bis die verlangte Genugthuung geworden.

So geſchehen ꝛc.“

P. S. Die Quitſchi-Quatſcher Behörden haben ſich ſchon häufig ſolche Gewaltſtreiche, unter dem Vorwand daß dies ihre Geſetze gut heißen, ſowohl gegen großherzogliche wie auch anderer Herrn Unterthanen erlaubt; dieſem Unfug muß ein für allemal geſteuert werden, was hiermit geſchieht. Hat ſich ein Quitſchi-Quatſcher zu beklagen oder Forderungen an dieſſeitige Bürger zu machen, ſo weiß er wo er die Gerichte zu finden hat, die wenigſtens zehnmal beſſer und geordneter ſind als die Quitſchi-Quatſcher, welche bisher den größten Mißbrauch mit ihrem unſinnigen Geſetz trieben, das einem jeden Quitſchi-Quatſcher geſtattet einen Fremden verhaften laſſen zu können, ſobald erſterer behauptet, daß ihm dieſer einige Thaler ſchulde, was daher oft zu wahren Prellereien und Gaunereien benutzt wurde, wobei die Quatſcher jedesmal von ihren Behörden auf das kräftigſte unterſtützt werden, da man in Quitſchi-Quatſchi den Grundſatz feſtgeſtellt hat, den Bürger in allen Fällen gegen den Fremden, den man allgemein als einen gut zu rupfenden Vogel, eine willkommene Beute anſieht, zu ſchützen *).

Bei Durchleſung dieſes Schreibens ſtand dem Reisbimbaſch das bischen Verſtand völlig ſtill.

*) So geſchah es noch vor gar nicht langer Zeit, daß ein Quitſchi-Quatſcher israelitiſcher Bürger einen auswärtigen Israeliten unter dem Vorwand verhaften ließ, daß dieſer ſein Schuldner ſey, es ſtellte ſich jedoch nachher heraus, daß es ſich gerade umgekehrt verhielt; der Quatſcher hatte aber durch dieſe Verhaftung einen beſondern Zweck erreichen wollen, und auch erreicht, und wenig lag ihm daran, daß er jenem unſchuldig Verhafteten auf das ſehr ernſtliche Begehren von deſſen Regierung eine namhafte Entſchädigung in Geld bezahlen mußte. Dergleichen fällt in Quitſchi-Quatſchi täglich vor: ein ſehr geſchickter Arzt in der Umgegend, der viele Quatſcher behandelte, und daher faſt täglich in dieſe Stadt kam, hatte von einem Juden daſelbſt eine bedeutende Quantität Tuch für ſich und ſeine Kinder gekauft, es fand ſich aber, daß das Tuch ganz in der Farbe verbrannt und gar nicht zu gebrauchen war; der Arzt wollte es zurückgeben, da er es noch nicht bezahlt hatte, der Jude aber verweigerte die Zurücknahme und machte Anſtalt den Arzt einſtecken zu laſſen, ſo daß dieſer, wenn er nicht ins Gefängniß wandern wollte, das verbrannte Tuch bezahlen mußte. Sehr oft iſt es auch ſchon der Fall geweſen, daß Auswärtige aus der Umgegend dieſes Geſetz benutzten und eine zweideutige Forderung, die ſie an einen Mitbürger machten, einem Quatſcher billig verkauften, der dann dieſen angeblichen Schuldner, ſobald ſich derſelbe in Quitſchi-Quatſchi zeigte, verhaften ließ und ſo das Geld von ihm erpreßte.

— Was iſt da zu machen? — ſtöhnte er endlich.

— Den gefangenen Bauer ſogleich loszulaſſen, meinte Michel.

— Das kann ich für mich nicht thun, meinte der Reisbimbaſch, da muß die ganze erſte Kammer entſcheiden....

— Aber bedenken Sie doch, Herr Reisbimbaſch, daß hier periculum in mora iſt, fiel ihm einer der Beiſitzer der Reisbimbaſcherei ins Wort: ein einjährig wohlregierender Bimbus im Loch in Villabella, vielleicht gar zuſammen mit den Hämmeln, Schweinen und anderem lieben Vieh!... ach Gott, ich kann mir ſo etwas gar nicht denken, und ſelbſt die ſtaatseigenthümliche Equipage, nein das iſt zu arg!

— Freilich freilich, aber was iſt zu machen? der Verſtand ſteht mir ja ſtill, das iſt ja ein verteufelter Streich!

— Loslaſſen, loslaſſen, Herr Reisbimbaſch, wiederholte Michel, Alle loslaſſen, auch den Bocksheimer Fiaker und den ehrlichen Handwerksburſchen, der am Knöpli ſeinen Schmutz abwuſch.

— Ja, es werd nix anners übrig bleibe, meinte ein Beiſitzer, denn die hohe erſte Kammer kenne ſe ohnehin net zuſamme komme laſſe, wenn ä wohlregierender Bimbus, ein Schmuli und ä paar Schawelle im Villabeller Loch ſitze. —

— Da habe Se freilich recht, Herr Aſſeſſor. Alſo loslaſſe! ſeufzte tief athmend der Reisbimbaſch.

— Loslaſſe, Alles loslaſſe, wiederholte Michel.

Und der Reisbimbaſch gab in ſeiner Beſtürzung Befehl, Alles loszulaſſen was verhaftet ſey, damit der wohlregierende Bimbus, Schmulis und Schawellen wieder ihre Freiheit erhielten. Daß auch der Bocksheimer Fiaker und der Handwerksburſch freigelaſſen wurden, bedarf wohl keiner Erwähnung; aber das untergeordnete Perſonale der Reisbimbaſcherei befolgte die erhaltenen Befehle ſo pünktlich, daß es ſogar die polizeilich eingeſteckten Diebe und Gauner frei ließ, die nun in großer Freude über eine ſo unerwartete Amneſtie die hohe Obrigkeit von Quitſchi-Quatſchi recht hoch leben ließen und ihr zu Ehren ſogleich ihr Handwerk mit möglichſter Virtuoſität von vorne anfingen. —

Michel wollte ſich nun nebſt Asmodi dem Reisbimbaſch gehorſamſt empfehlen, dieſer ſagte jedoch: So iſt's nicht gemeint, Ihr habt Euch an meiner geheiligten polizei-richterlichen Perſon vergangen, Euch halt ich feſt.

— Aber recht feſt, Herr Reisbimbaſch, ſagte Michel lachend.

— Stadt=Dragoner, packt die naſeweiſen Burſchen!

Die Stadt=Dragoner machten Miene den Befehl zu vollziehen, aber der Hinkende berührte ſie mit ſeiner Krücke, ſowie den Reisbimbaſch und das ganze Amtsperſonal, und Alle waren ſtarr, ſteif und ſtumm. —

— Damit ſich die Herrn auch beſſer conſerviren, ſagte Michel zu ſeinem Freund Asmodi, ſo räuchere ſie gehörig ein.

Asmodi ſtampfte auf den Boden, dem ein ſehr übelriechender, gelbbrauner Dampf und Qualm entſtieg und alsbald das ganze Amtsperſonal in Nacht und Nebel einhüllte, woher denn die braungelbe Hautfarbe, die es beſonders auszeichnet, rühren mag.

X.

Die franzöſiſchen Wahlumtriebe. — Michel und Asmodi leſen dem Ausſchuß der Nordbahn-Geſellſchaft die Leviten. — Eine Execution im engliſchen Oberhaus. — Michel und Thiers bei dem Regattfeſt in Havre.

Jetzt nach Frankreich zurück, ſprach Michel zu ſeinem Gefährten, und dem ſtarren und wohleingeräucherten Reisbimbaſch ein: „auf baldiges Wiederſehen“ zurufend, davonſchwebend. Die beiden Luftſegler ließen ſich kurze Zeit darauf ganz nahe bei Lyon nieder und begaben ſich um einige Erfriſchungen einzunehmen in dieſe Stadt in ein Kaffeehaus auf dem Platz des Terreaux, wo ſie die anweſenden Gäſte in einem äußerſt lebhaften Wortwechſel antrafen, der in einen förmlichen Zank und Streit auszuarten drohte. — Es betraf die neuen Wahlen auf die nächſten fünf Jahre, da die Kammer in Paris ſoeben geſchloſſen und aufgelöst worden war.

— Wie geſagt, ſchrie ein wohlbeleibter Mann, dießmal heißt es ſich rühren, wenn wir nicht noch einmal ſechs Jahre der Erniedrigung und Schmach erleben und uns endlich auch der noch übrig gebliebenen Lappen unſerer ſchon durch und durch löcherigen Freiheit beraubt ſehen wollen.

— Aber dem Thiers ſeine Parthei darf ebenſo wenig an das Ruder kommen, verſetzte ein hagerer Legionär, ſonſt iſt es gar aus, der ſchwindelt uns nur etwas vor.

— Wenn die Oppoſition die Oberhand erhält, wer wird dann in das Miniſterium kommen? meinte ein reformirter Bataillonschef.

— Das wird ſich ſchon finden, das Nothwendigſte iſt, daß wir zuerſt der Oppoſition den Sieg verſchaffen.

— Da dürfen wir nicht ſäumen, denn von Norden und Süden, von Oſten und Weſten kommen ſchon die Candidaten der

Miniſteriellen in Wagons auf den Eiſenbahnen, in den Meſſagerien und mit Extrapoſten herbeigefahren, mit Gold und Blanketten reich verſehen um zu werben.

— Mir ſollen ſie nur kommen, ich will ſie ſchon heimſchicken, ſagte ein Seidenfabrikant.

— Machen Sie ſich nur nicht ſo breit, Herr Ferrère, wir wiſſen daß erſt vor ein paar Tagen ein Miniſterieller für mehrere Tauſend Franken Beſtellungen bei Ihnen gemacht hat.

— Seit acht Tagen läuft ein Individuum bei allen Wählern herum die irgend ein offenes Geſchäft haben, kauft bei jedem für ein, zwei und mehrere Hundert Franken ein, und macht ihnen Hoffnung auf noch größern Abſatz durch ihn und ſeine Bekannten, wenn ſie den von ihm bezeichneten miniſteriellen Candidaten ihre Stimme geben.

— Macht es die Oppoſition beſſer? wenn ſie nur das Geld dazu hätte, ſo würden wir bald Wunder erleben, es würde zugehen wie in England, ſagte ein miniſteriell Geſinnter.

— O, es geht ſchon ſo zu, verſetzte ein anderer dieſes politiſchen Glaubens: heute morgen erhielt ich Briefe aus Breſt, in denen mir geſagt wurde, daß zwei Wähler die man im Verdacht zu miniſterieller Geſinnungen gehabt, am Morgen eines Wahltags von den Thieriſten betrunken gemacht und dann den ganzen Tag in ein Zimmer eingeſperrt wurden, wo man ſie erſt nach vollbrachten Wahlen aus ihrem Schlaf rüttelte.

— Das iſt kein Wunder, die Bretagner ſind halbe Engländer, bei uns dürfte man ſo etwas nicht probieren, meinte ein dicker Lyoner Bauer. —

— Der ganze Unterſchied in den Wahlumtrieben zwiſchen Frankreich und England beſteht darin, daß bei uns die Regierung, das heißt die Steuerpflichtigen, das Geld zur Gewinnung miniſterieller Wähler hergeben müſſen, während es in England die Candidaten ſelbſt ſind, die dieſe Koſten tragen, ſagte ein Krapphändler aus Avignon.

— Hol der Henker die Guizotiſten und Thieriſten, ſie taugen beide nichts, verſetzte ein anderer Kaffeegaſt.

— Und die Barrotiſten und Rolliniſten! fügte ein Zweiter hinzu.

— Und beſonders die Indifferentiſten, dieſe ſtiften durch ihre Indolenz das meiſte Unheil, ſprach ein Dritter.

— Das wird auch nicht anders werden, als bis abermals

unſer konſtitutioneller Augiasſtall ausgefegt wird, aber dießmal aus dem Fundament! meinte ein Marſeiller.

— Sie wollen abermals eine Revolution, mein Herr? nein, dafür danke ich, wir haben deren genug gehabt und nach jeder ging Alles immer um hundert Procent ſchlechter, ſagte ein Parfümeur aus Orange.

— Aber an wem iſt die Schuld? fragte der Marſeiller.

— An wem ſonſt als an uns, die wir Alles dulden, fiel jetzt ein Mann von mittlerer Größe mit blitzenden Augen ein.

— Das iſt Cormenin, flüſterte Asmodi dem Michel zu, und jener fuhr fort:

— Wir laſſen ja die Herrn, die in Paris am Ruder ſitzen, nach Gefallen ſchalten und walten daß es eine Luſt iſt. Wenn ſich unſere 220,000 Wähler daran erinnern wollten, daß ſie nicht ſich, ſondern eine 34 Millionen Seelen ſtarke Nation repräſentiren, daß ganz Frankreich hinter ihnen ſteht, das ſein Augenmerk auf ihre Wahlen und ihre Gewiſſen gerichtet hat und ſie ſelbſt richtet, ſo würde es bald anders werden. Aber ſtatt ihre Sendung nach Pflicht und Gewiſſen zu erfüllen, verfälſchen ſie das Geſetz, verrathen das Land, und unterliegen dem Einfluß der Verſprechungen oder der Drohungen. Der da verkauft ſeine Stimme für ein Tabacksläbchen, für einen Inſpektionsdienſt, gleichviel welchen, für eine Börſe zu Freiſtudien für einen Sohn, Enkel oder Neffen, für ein rothes Läppchen, das ſie ein Ehrenzeichen nennen und bei Vielen nur ein Zeichen der Entehrung iſt, weßhalb es auch wackere Ehrenmänner längſt von ſich geworfen haben, für ein Aemtchen, einen Grad, ein Vorrücken in der Verwaltung, der Magiſtratur, dem Heer ꝛc., jener verhandelt ſein Gewiſſen für die Erlaſſung einer zu zahlenden Strafe, zu der er geſetzlich verurtheilt iſt. Dieſer ſtimmt im Intereſſe ſeines Bezirks, ſeines Cantons, ſeiner Gemeinde, um ein Heiligenbildchen, eine Reparatur, eine Geldunterſtützung, einen Vicinalweg, ein Stückchen Eiſenbahn oder Canal ꝛc. zu erlangen, jener verkauft ſich für Geſchenke die er ſelbſt erhält, für Geldvorſchüſſe, für Erlaſſung einer Schuld, für Actien, Prämien, Verſprechungen Lieferungen zu erhalten, für das Austrocknen eines Moraſtes, für einen Caſernenbau, genug für jede Gattung perſönlicher oder lokaler Vergünſtigungen. — Das Syſtem der Einmiſchung der Miniſter und ihrer Agenten in die Wahlen hat ſeit dreißig Jahre unſere konſtitutionelle Stellvertre-

tung verfälſcht und zur Chimäre gemacht. Sehen wir nicht täglich die meiſten unſerer Kammermajoritäten frech leugnen, daß es bei Nacht finſter und bei Tage hell iſt? — Dieſe Majorität nimmt beſcheiden mit einem kleinen Vortheilchen vorlieb, wie z. B. bei dieſen trefflichen Eiſenbahnen, welche die Reiſenden verbrennen, zermalmen und erſäufen; bei dieſen Zuſchlägen von Unternehmungen ohne Concurrenz, bei dieſen Lieferungen für unſere arme Armee, wo Prämien und Gewinn ſchon im voraus geſichert ſind, bei dieſen Theater- und Concertſälen, Reitbahnen- und Menagerien-Privilegien, bei dieſen vortrefflichen Kohlengruben erſter Qualität, bei dieſen umfangsloſen Monopolen u. ſ. w., und die andern, vollkommene Edelleute, trachten nur nach einem Sitz im Luxemburg auf den Stühlen der Crillons, der La-Rochefoucauld und der Montmorency, indem ſie mit Freudenthränen in den Augen an den Augenblick denken, wo ſie ſich den Bauern ihres Dorfes, den Gewürzkrämern ihres Cantons, allen Hampelmännern ihres Bezirks als Pairs von Frankreich vorſtellen können! Auch iſt es nicht mehr wie billig daß unſere Abgeordneten, nachdem ſie ihren Wählern verſprochen alle ihre Wünſche zu erfüllen, auch an ſich denken. Dies wohl überlegt, laufen ſie zu Paris von Vorzimmer zu Vorzimmer, die Wartſeſſel abnutzend, und noch außer Athem vom Treppenſteigen ſchreiben und expediren ſie ihren Mandanten und Correſpondenten Freiſtudien, Tabacksverkäufe, Anſtellungen, Inſpektionen, Büſten, Verſprechungen aller Art, ja mehr Stellen als es Aemter in den Departementen, mehr Spitäler als es Kranke, mehr Caſernen als es Truppen, mehr Schulen als es Schüler giebt!

Die Briefe gehen ab und am Ort ihrer Beſtimmung werden ſie von Haus zu Haus von den entzückten Vätern und Großvätern ihren Söhnen, Enkeln, Eidamen, den Verlobten der Töchter, den Oheimen und Großoheimen, Tanten und Großtanten, allen Vettern und Baſen bis ins zehnte Glied mitgetheilt, die ganze Sippſchaft der Wähler jubelt und ruft Hoſianna! Alles iſt im Freudentaumel, Jeder will das werthe Schreiben ſehen, befühlen und ſich mit eignen Augen von deſſen Inhalt überzeugen, daß die Sachen wirklich ſo gut ſtehen.

Iſt es nicht ſo, ſo hänge man mich!

Jedermann weiß daß man als Deputirter mit einem Einkommen von fünf Tauſend Franken, man mag auch noch ſo ſehr ein Kammercincinatus ſeyn, nicht beſtehen kann. Da will man auch

außerhalb der Kammer repräſentiren, Madame will an den Hof gehen, woher die koſtbare Toilette nehmen? Und müſſen die Söhne nicht in den Pariſer Collegien ſtudieren? wer ſoll die theure Penſion bezahlen? welche Tugend kann ſolchen Verſuchen Stich halten? Deßhalb hat man auch in den miniſteriellen Vorrathskammern, gleich den Schacherjuden alter Kleider und Borten, Kleider für jede Größe und jeden Wuchs, mit mehr oder weniger Stickereien verſehen. Dieſer Advokat möchte ſich gerne in das Richtergewand werfen, der hat einen Eidam, einen vortrefflichen, einen herrlichen Eidam, das Muſter eines Schwiegerſohnes zu placiren, der andere für einen ebenſo klaſſiſchen Sohn, der die ſchönſten Hoffnungen gewährt, eine Börſe zu den Freiſtudien zu verlangen; dieſer iſt in den Pairsmantel, jener in dicke Epauletts vernarrt oder will Ritter, Offizier oder Commandeur der ſogenannten Ehrenlegion werden, ein anderer, der das Poſitive mehr liebt, begehrt Lieferungen zu machen!

Elende Umtriebe, die aus ganz Frankreich ein armſeliges Trödelhaus, eine Schacherbude, einen Judenſtaat gemacht haben und am Ende ihren Urhebern am verderblichſten werden müſſen. — Alles hat ſeinen Tarif; man will wohl die miniſterielle Politik unterſtützen, aber um welchen Preis? man will ſein Schäfchen zuerſt dabei ſcheeren und hat, wie auf dem Pult eines Banquiers, ſein Haupt- und Caſſabuch vor ſich, in welchen man nach Art der doppelten Buchhaltung das Soll und Haben der Herrn Miniſter einträgt; da findet ſich ſo und ſo viel für leiſes Murren, für lautes Murren, für leiſe Bravis, für ſtarke Bravis, für den Beifall der miniſteriellen Reden, für die Beſprechungen in den Gängen, für die öffentliche vernehmbare Abſtimmung! Man erkennt das große Talent, die hohen Tugenden, die außerordentliche Beredtſamkeit, das vortreffliche Syſtem der Herrn Miniſter an, aber man iſt auch nicht unempfindlich für die Belohnungen, die eine ſolche Anerkennung verdienen, und die in einer Requetenmeiſterſtelle, einem Richteramt erſter Inſtanz, ein paar Oberſtenepauletts, einem Zahlmeiſteramt, einem Generalat beſtehen dürfen, ohne daß man durch beſondere Verdienſte, wohl aber durch gewiſſe Dienſte ſich dazu berechtigt glaubt. — Und wenn der Herr Miniſter ſich ſogar herabläßt Heirathen zu ſtiften und Euch hilft Eure Tochter mit der guten Stelle, die er Euerm zukünftigen Schwiegerſohn gibt,

zu verheirathen, ſo verdient dies gewiß den unbegrenzteſten Dank und die gewiſſenloſeſte Ergebung! —

Man hänge mich auf der Stelle, wenn dies nicht an dem iſt! Ein rechter Thor der Miniſter, der da glaubt daß die Deputirten auf den hintern Bänken mit ihm wandern während er auf dem franzöſiſchen See, wie man das mittelländiſche Meer doch wohl nur ſpottweiſe genannt hat, mit ſeinen Gedanken herumſteuert, oder daß ſie ſich mit ihm in die ſpaniſch-trapaniſchen Heirathsangelegenheiten vertiefen, oder auch nur daran denken ihm ſein Portefeuille zu erhalten; ſie haben an ganz andere Dinge zu denken dieſe Deputirten, es ſind ihre eignen Angelegenheiten, die ſie unaufhörlich beſchäftigen. Zu was ſollten ſich Wähler und Gewählte auch Mühen und Gefahren ausſetzen, um Etwas zu erlangen, das ſie weit wohlfeilern Kaufs erhalten können, warum dem Yatagan der Araber trotzen, wenn man nachläßig auf einem Banquet in der Kammer hingeſtreckt alle militäriſchen Grade durch ein Abſtimmen erlangen kann? Zu was in den Gerichtshöfen unter der Toga ſchwitzen, damit irgend ein Bevorzugter aus der Kammer Euch die Früchte Eures Schweißes, Eurer Arbeit, Eurer Erfahrung vor der Naſe wegſchnappt? Wenn ſie es auch nicht ſagen, ſo iſt es doch dies was alle Beamte, alle Magiſtratsperſonen, alle Offiziere die nicht Deputirte ſind und es nicht ſeyn wollen, denken; man hänge mich, ich wiederhole es, nachdem man mich ſchon gehängt hat! denn ich werde gehängt werden, ja ich weiß es, denn es bleibt denen nichts anders übrig, die ſich haben beſtechen laſſen und in dem Gemanſche der Beamtenwelt verlüderlicht ſind, als mich aufzuknüpfen, um mich zu hindern die Wahrheit zu ſagen; wenn ich dieſen Ort verlaſſe, müſſen ſie mich zum Galgen führen und mich dann an den Füßen herabzerren, um den letzten Schrei der Wahrheit und meines Gewiſſens zu erſticken. — Man muß ſehen wie in dieſem Wahltaig von 200 Franken herumgeknettet wird! Da iſt auch nicht ein Wähler, erbärmlich auf ſeinem Pachthof oder von ſeinen Einkünften oder Renten lebend, der nicht irgend eine Creatur, Sohn oder Eidam, auch mehrere zu placiren hätte. — Wir müſſen für die Miniſteriellen ſtimmen! ſprechen ſie, denn mit dieſen ungeleckten Bären von der Oppoſition, mit dieſen ewig brummenden, nimmerſatten Währwölfen erlangt man nichts, gar nichts, nicht einmal ein Heiligenbildchen! So ſprechen dieſe Wähler. Wenn man ſeit dreißig Jahren das pein-

liche Geſetzbuch befolgt hätte, ſo hätte man Dutzende von Miniſtern, Hunderte von Präfekten und Unterpräfekten, und Tauſende der Regierungsagenten wegen Beſtechungen in Anklagezuſtand verſetzen und verurtheilen müſſen; mehr als ein königlicher Prokurator, mehr als ein Richter hätte ſeinen eignen Proceß inſtruiren und ſich ſelbſt verdammen müſſen. — Und um ganze Gemeinden, ganze Gewerbe zu beſtechen, verſpricht der Herr Unterpräfekt, der an nichts, nicht einmal an den Teufel glaubt, dieſer Dorfkirche einen ſchönen Heiligen, einen Schutzpatron in Oel gemalt. Dort läßt er die erſtaunten Wähler an dem Ufer eines Flüßchens oder Baches zuſammenkommen und befragt ſie, wo die Brücke am paſſendſten zu bauen wäre, die er ſie ſchon im Bild ſehen läßt. Den Schenkwirthen, den Kaffeewirthen, den Fleiſchern, den Bäckern, den Gaſtgebern, verſteht ſich denen die Wähler ſind, kündigt er einen Caſernenbau an, und alle dieſe Leute ſehen ſchon wüthend hungrige und durſtige Regimenter im Anmarſch, die Bier, Wein und Branntwein Fäſſerweis leeren, und Ochſen und Kälber Dutzendweis auffreſſen, ja man läßt ſie ſchon die Tambours und Trompeter hören! und dabei gibt man ihnen wohl zu verſtehen, daß mit einem nicht beliebten Deputirten ſie nichts von dem Allen erlangen.

— Und dabei erreichen wir nichts als Frankreichs Schande, fiel endlich ein prozeßloſer Advokat dem Cormenin ins Wort; alle Ruſſen und Engländer, Preußen und Oeſterreicher, Piemonteſer und der Papſt, Jeſuiten und Türken, alle tanzen uns armen Franzoſen, die noch vor Kurzem der Welt Herren waren, Geſetze vorſchrieben, auf der Naſe herum, und wir bezahlen Gott und wer es verlangt, Amerika und einem Pritchard Entſchädigungen, ſtatt daß wir über die Kaſſen und Beutel der Fremden gebieten, in Italien herrſchen und die uns gebührenden Rheingränzen längſt wieder hätten in Beſitz nehmen ſollen. Das haben wir alles unſerm theuern Guizot zu danken. Alle miniſteriellen Wähler und Candidaten ſollte man ohne weiters an die Laternen aufknüpfen.

— Würden wir dann heller ſehen? hatte ſchon vor mehr als fünfzig Jahren der Abbé Maury gefragt, meinte ein Miniſterieller.

— Allerdings würde es dann weniger finſter bei uns ſeyn, erwiederte der Advokat, und hätten wir eine freiſinnige Kammer, ſo würden wir die nöthigen Reformen und mit ihnen die Achtung im Ausland und Verminderung der Abgaben wieder erhalten.

— Haben Sie denn nicht gehört, was einer unſerer Miniſter

ſagte, daß gerade die Größe der Abgaben und Steuern die außerordentliche Wohlfahrt des Landes beweiſe, ſagte der miniſterielle Wähler.

— Ei, wenn das iſt, dann iſt ja nichts leichter als dieſe Wohlfahrt zu fördern, man braucht nur die Abgaben ins Unendliche zu vermehren, zu verzehnfachen, und wir ſind dann das wohlhabendſte Volk von der Welt.

Gelächter.

— Dieſe Art Wohlfahrt haben wir unſern bisherigen Kammern zu verdanken, ſagte der Bauer, dieſe bewilligen über Bauſch und Bogen und in den Tag hinein was die Regierung begehrt, die Herrn Miniſter lachen ins Fäuſtchen, ſind aller Verantwortung quitt, denn das Land, das heißt die Kammern, haben es ja ſo gewollt.

— So klug ſind die Herrn ſchon, ſagte Cormenin, daß ſie nicht **à la Polignac** das Kind mit dem Bad ausſchütten, ſie fürchten das Beiſpiel der Juli-Revolution, aber ſie untergraben gleich Maulwürfen liſtig unſern ganzen Verfaſſungsbaum, nagen ihn an der Wurzel ab, entziehen ihm allen Saft und alle Kraft, und bald wird er wie ein abgeſtorbener entlaubter Birnbaum daſtehen, der weder Blüthen, noch Blätter, noch Früchte mehr bringt.

— Aber meine Herrn, erhob ſich nun ein miniſteriell geſinnter Wähler, wir dürfen nicht ungerecht ſeyn, halten Sie einen jetzt ſchon länger als dreißig Jahre dauernden Frieden für nichts? iſt dies keine Wohlthat? Haben ſich nicht in dieſer kurzen Periode die erſtaunlichſten Wunder der Induſtrie, des Gewerbfleißes und des menſchlichen Erfindungsgeiſtes entwickelt?

— Und uns Alle zu Schacherjuden, zu den gefühlloſeſten Egoiſten gemacht, fiel ihm Cormenin ins Wort, zu Zuſammenſcharrern, die es ganz vergeſſen zu haben ſcheinen, daß ſie elendes, ſterbliches Gewürm ſind, das jeden Tag, jede Stunde, jede Minute der Teufel holen kann und — holt, wie wir jeden Augenblick ſehen. —

Asmodi und Michel lachten und Cormenin fuhr fort:

— Hunderttauſende, ja Millionen müſſen ſich unaufhörlich ſchinden, placken und plagen, ſchweißtriefend arbeiten, um ein Stückchen ſaures Brod zu erwerben, damit einige tauſend Beutelſchneider und Juden, beſchnitten oder nicht, ein unnützes, träges Leben dahin ſchwelgen können. Dies ſind die Wohlthaten des gerühmten Friedens. — Ich will weder gewaltſame Revolutionen noch

Empörungen, in der Regel wird durch ſie nur alles verſchlimmert; aber die nöthigen, dringend nöthigen Reformen ſollte man freiwillig gewähren, bevor es zu ſpät und Alles über den Haufen, drunter und drüber geworfen wird. Denn dahin kömmt es unausbleiblich, wenn wir auf dem betretenen Weg noch eine Strecke voranſchreiten.

— Aber was iſt es, was Sie eigentlich wollten? fragte ein Miniſterieller?

— Alberne Frage, ich dächte das läge ſo klar auf der flachen Hand, daß es nur ein Stockblinder nicht faſſen, nur ein Geiſtesbanquerouter nicht begreifen kann. — Eine Verminderung und gerechte Vertheilung der Abgaben, das heißt, daß jeder nach dem Verhältniß ſeines Vermögens und Eigenthums zu den Laſten des Staates beiſteuert, und nicht wie dies bis jetzt der Fall iſt, der Arme hundert, ja tauſend Mal mehr zahlt wie der, der ein halbes hundert Millionen beſitzt und jährlich ſo viele Millionen dazu ſcharrt oder beutelſchneidert.

— Wahr, ſehr wahr, riefen mehrere Stimmen.

— Sodann eine Reform der Wahlen, welche der Intelligenz, dem Talent, den Kenntniſſen, der Tugend, mit einem Wort dem Verdienſt den Weg zu einer wahrhaftigen Volksvertretung bahnt und offen läßt, und nicht nur dem ſteuernden Mammon.

— Wahr, ſehr wahr, ertönte es wieder.

— Daher, und nur daher ſchreiben ſich alle Uebelſtände die jetzt auf uns laſten, daher kömmt es, daß wir nicht die beißend einleuchtendſten, dringend nöthigſten Reformen erhalten können! Unſere Abgeordneten betrachten ihre Stellen nur noch als fette Kühe, die ſie mit Milch und Butter reichlich verſorgen ſollen. — Sehet doch, wie ſich die Herrn Candidaten von der ſchlimmſten Sorte mit einer gränzenloſen Unverſchämtheit um die Deputirtenſtellen bewerben, und wie ſie ſich aus Allem Waffen und Wurfgeſchütz zu ſchaffen wiſſen. Gleich jenen Marktſchreiern mit falſchen Goldborten und Gebimbel behangen, die in Städten und Dörfern unter dem Schall von Pauken und Trompeten von der Höhe ihrer Karren herab ihre Alles heilenden Wundermixturen und Elixire anpreiſen und den Einfältigen unter dem Volk verkaufen, ſo ſieht und hört man unſere Candidaten der Volks-, das heißt Selbſtvertretung, alle mögliche Wunder verſprechen und Alles, beſonders Stellen und rothe Bänder meterweis, regnet es aus den Füllhörnern der wahlfähigen

Herrn auf die Häupter und Leiber der Wähler. — Die Schande dieſer Procedur iſt gleich groß für den Verſprecher, den Geber und den Empfänger. — Kein Wähler ſollte ſeine Stimme einem wählbaren Candidaten geben, der nicht auf das feierlichſte verſpricht Alles in Bewegung zu ſetzen, um die ſo nothwendige Wahlreform, eine der Billigkeit gemäße Abgabenvertheilung, eine gründliche Reform unſerer durchaus nichtsnutzigen Civil- und Criminaljuſtiz und Geſetzgebung, bei der man fortwährend die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt, zu erhalten. — Vor ein paar Tagen erſt hat man einen unerfahrenen jungen Menſchen, der ſich verführen ließ ein paar hundert Franken von dem Geld, das er für ſeinen Principal eingenommen hatte, in lüderlicher Geſellſchaft durchzubringen, zu mehreren Jahren Gefängniß unter den nichtswürdigſten Taugenichtſen verurtheilt, dagegen hat man einem reichen Banquier, der durch allerlei Kunſtgriffe ſich ein paar Millionen bei der Nordbahn in ſeinen Beutel zu ſchneidern wußte, Bändchen der Ehrenlegion zugeſchickt!!! Wenn man nach deſſen Verdienſten forſcht, ſo beſtehen ſie darin, gewiſſen Beamten eine gehörige Zahl Actien al pari zugeſchuſtert zu haben, als ſie à 900 ſtanden! O, ich könnte Euch noch gar manche ähnliche und ſchlimmere, aber nicht minder wahre Hiſtörchen erzählen. — Ferner müßte der Wahlkandidat verſprechen, auf eine allgemeine Militärpflichtigkeit, gleich jener wie ſie in Preußen beſteht, hinzuwirken, von der nichts als gänzliche Dienſtunfähigkeit befreien kann; ebenſo beſſere Preßgeſetze, Verbeſſerung der Gefängniſſe und Strafanſtalten, namentlich der Galeeren, wo man Alles über einen Leiſten ſchlägt, weniger Willkühr der Direktoren und Aufſeher der Gefangenen, Poſt- und Briefpoſtreform, für den Staat wie für das Publikum gleich erſprießlich. Es iſt unbegreiflich, wie man ſo verblendet ſeyn kann, dieſe nicht ſchon längſt gewährt zu haben, nur allein in Paris würde man bei Herabſetzung der Stadtpoſt von fünfzehn zu fünf Centimes Millionen gewinnen. Denn die ungeheure Mehrzahl von Briefen und Billets aller Art wird jetzt durch Dienſtboten oder von den Schreibern lieber ſelbſt beſorgt, da ihnen das Porto von drei Sous zu hoch und ſchon eine bedeutende Ausgabe ſcheint, während einen Sous Niemand achten und die Stadtpoſt zwanzigmal mehr Briefe zu befördern haben würde.

— Meine Herrn, wiſſen Sie etwas Neues? rief in dieſem Augenblick ein eintretender Kaffeegaſt den Anweſenden zu: ſoeben

iſt die Nachricht angekommen daß ſich ein furchtbares Unglück auf der Nordbahn zwiſchen Paris und Lille zugetragen hat. Ein Zug von dreißig Wagen iſt von einem zwanzig Meter hohen Damm in ein tiefes Waſſer hinabgeſtürzt und mehrere hundert Reiſende ſind ertrunken.

Alle Anweſenden geben Zeichen und Laute des Entſetzens von ſich.

— So arg iſt es eben gerade nicht, murmelte Asmodi, aber doch noch immer arg genug.

— Haben Sie nähere Nachricht? fragte der eben Eingetretene.

— Die allerneueſten, erwiederte der Hinkende.

— Und die wären?

— Daß ſiebzehn Perſonen bei dem Sturz den Tod gefunden, einige zwanzig mehr oder minder ſchwer verwundet ſind, von denen auch noch einige ſterben werden, die übrigen aber zum Theil auf wunderbare Art gerettet wurden.

— Dieſe Nordbahn iſt eine wahre Unglücksbahn, meinte einer der Gäſte. Viele verließen beſtürzt den Saal und von den Wahlen war keine Rede mehr.

— Hätteſt Du denn das nicht hindern können, Du ohnmächtiger Teufel? knirſchte Michel.

— Darum magſt Du einen mächtigern befragen, höhnte Asmodi.

— So laß uns hin, ich will mich mit eignen Augen von dem Unglück überzeugen und ſehen was zu thun oder wo zu helfen iſt.

— Da iſt nicht viel mehr zu helfen, denn geſchehene Dinge kann kein Gott ungeſchehen machen. Indeſſen, Dein Wille werde erfüllt, komme!

Die beiden Kumpane verließen nun ebenfalls das Kaffehaus und Lyon, und befanden ſich wenige Minuten darauf auf dem Damm in der Gegend von Fampour, wo das Unglück geſchehen war, und wo ſie eine Menge Arbeiter und Soldaten unter der Leitung von Ingenieuren beſchäftigt fanden, die im Waſſer verſunkenen Wagen und Leichname, die letztern zum Theil ſcheußlich entſtellt, herauszuſchaffen. Viele Menſchen irrten auf dem Damm und am Waſſer, mit der Verzweiflung in den Blicken und wilde Verwünſchungen ausſtoßend, umher. Es waren theils Anverwandte, theils Freunde der Verunglückten, mehrere hatte man nur mit der größten Mühe davon abhalten können ſich ſelbſt ins Waſſer zu ſtürzen, und eine Frau rannte mit aufgelöſten Haaren

händeringend hin und her, mein Kind! mein Kind! ſchreiend. Das Ganze gewährte einen herzzerreißenden Anblick.

In dieſem Augenblick kamen mehrere von Paris abgeſandte Beamte an, welche den Auftrag hatten, an Ort und Stelle zu unterſuchen, wodurch das Unglück eigentlich entſtanden ſey. Nach vielem Hin- und Herreden, Unterſuchungen des Terrains und des Dammes waren die Herrn einverſtanden, daß der Bau der Bahn und des Dammes nicht Schuld an dem gräulichen Vorfall ſeyn könnten, daß es überhaupt ſchwer, wo nicht unmöglich ſey, die eigentliche Urſache ausfindig zu machen, welche den Zug aus den Schienen geworfen; und dies war auch beſonders die Meinung des Diviſions-Inſpektors Friſſard, der dieſer Unterſuchungscommiſſion vorſtand.

— Michel ſtieß den Teufel an den Arm, und flüſterte ihm zu: Du ſollteſt doch die Herrn belehren.

— Wenn die Herrn belehrt ſeyn wollen, mit Vergnügen.

— Der Herr würde uns ſehr verbinden, ſagte Friſſard, wenn er uns die wahre Urſache angeben könnte, aber ich fürchte....

— Die wahre Urſache iſt: daß der Dienſt auf dieſer Bahn, ſowie er bis zu dieſem Augenblick ſtatt fand, unter aller Critik ſchlecht beſtellt iſt.

— Wie ſo? das iſt leicht geſagt, aber ſchwer zu beweiſen, verſetzte Friſſard.

— Der Herr ſcheint mir eben auch kein Hexenmeiſter, meinte ein anderes Mitglied der Commiſſion, und bei der Nordbahn betheiligt.

— Er könnte Ihnen vielleicht ein Pröbchen von ſeiner Kunſt geben, ſagte Michel, wenn er es der Mühe werth fände.

— Wohlan, er wird der Direktion und dem Comité, das in dieſem Augenblick in Paris verſammelt iſt um über die Sache zu berathen, einen großen Dienſt erzeigen, wenn er ihr die Urſache des Unfalls enthüllt.

— Das glaube ich ſchwerlich, höhnte der Hinkende, aber wenn es mein Kamerad hier für gut findet, ſo kann es geſchehen.

— Sie ſagen, das Comité der Nordbahn-Geſellſchaft ſey in dieſem Augenblick zur Berathung verſammelt? fragte Michel.

— So iſt's.

— Gut, ſo laß uns hin, den Herrn die Augen zu öffnen. Und in dem Augenblick erhoben ſich beide zum ſtarren Erſtaunen

aller Anweſenden, namentlich der Herren Unterſuchungs-Commiſſäre, in den Lüften davon ſchwebend und ſich als ein paar Pünktchen verlierend.

In dem Berathungsſalon der Verwaltung der Nordbahn- oder Rothſchild-Compagnie, wie man ſie nennt, ſteckten die Herrn Direktoren und Mitglieder des Comités dieſer Bahn ganz gewaltig die Köpfe zuſammen; ſie wußten, daß die Stimmung des Publikums und der Pariſer beſonders übel gegen dieſe Compagnie war, daß die unpartheiiſchen und nicht beſtochenen Journale das Feuer durch die grelle Beleuchtung gewiſſer Umtriebe und Thatſachen ſchürten, und jeden Augenblick liefen ſchlimmere Nachrichten ein. Einige der Herrn waren ſogar, ſtatt ſich mit dem Unfall und deſſen Unterſuchung zu beſchäftigen, der Meinung, man thäte wohl daran, vorerſt eine Reiſe ins Ausland anzutreten, bis das erſte Feuer, welches die fatale Begebenheit von Fampour entzündet, verraucht wäre, denn es könnte bei dem überhandnehmenden Unwillen am Ende gar einem oder dem andern von ihnen an den Kragen und an die Geldſäcke gehen.

Mit verlornen Köpfen und im Angſtſchweiß deliberirten ſie was bei ſo bewandten Umſtänden am beſten zu thun ſey und konnten über die zu nehmenden Maßregeln nicht einig werden; jedoch meinten alle, es ſey gut, ſich auf Alles gefaßt zu machen und vorzuſehen, um ſich bei einem etwa ausbrechenden Sturm ſogleich auf die Beine machen und Reißaus nehmen zu können.

Während die Hohlköpfe mit den vollen Taſchen und Kaſſen ſo beriethen und zu keinem feſten Entſchluß kommen konnten, öffnete ſich plötzlich die Saalthüre, zwei unheimlich ausſehende Geſtalten mit feuerblitzenden Blicken traten ein, und einer derſelben nahm das Wort und ſprach:

— Um Vergebung, meine Herrn, wenn wir als ungebetene Gäſte und nicht zu Ihrem Ausſchuß gehörend hier erſcheinen, aber das Dringende und Gefährliche der Sache mag uns entſchuldigen.

— Um's Himmelswillen, meine Herrn, rief ängſtlich ein Mitglied des Comités, es wird doch noch zu keinem Aufſtand gekommen ſeyn?

— Noch nicht, erwiederte Michel — denn er war der Sprecher, wie die Leſer leicht errathen haben werden — malitiös lächelnd, aber es iſt nahe daran.

— Mein Gott, was iſt denn da zu machen? ſeufzte leichenblaß ein anderes Mitglied des Ausſchuſſes.

— Laſſen Sie uns ſchnell heim gehen und unſere Maßregeln treffen, meinte ein drittes, und alle machten Anſtalt ſich davon zu ſchleichen.

— Nicht von der Stelle, keiner rühre ſich! donnerte jetzt Michel, und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: Ich habe vernommen, daß die Herren gerne die Urſache des ſchrecklichen Unfalls auf der Nordbahn wiſſen möchten und daß man deßhalb eine Unterſuchungs-Kommiſſion ernannt hat, die nichts unterſuchen kann und wird. Hier mein Kamerad ſoll Ihnen haarklein und beißend klar auseinanderſetzen wie das Unglück entſtanden iſt. Freund, ſchenke doch den Herren reinen Wein ein, und zwar vom beſten den Du unter Deinem Vorrath haſt, iſt es auch kein Champagner, Madera oder Xeres, ſondern ein etwas bitterer und ſaurer Trank, thut nichts; die Herren hier haben ſämmtlich gute Magen und Verdauungswerkzeuge trotz dem Vogel Strauß, die härteſten Metalle ſind ihnen nicht zu ſchwer, darum derbe Koſt!

— Wohlan, ſo hören Sie denn, meine Herren, kreiſchte nun Asmodi ſo gellend daß der ganze Ausſchuß Nervenzucken bekam: Ihre Nordbahn, durch die Sie die Nothpfennige, die mühſamen Erſparniſſe der Dürftigkeit und Armuth in ihre Säckel ſo ſchlau und liſtig als dumm und kurzſichtig zu leiten wußten, und in Compagnie über vierzig Millionen durch Ihre ſauberen Kunſtſtückchen erbeuteten....

— Keine vierzig Millionen, wahrhaftig keine vierzig Millionen, ſo wahr mir Gott helfe,... ſtotterte ein Ausſchußmitglied.

— Vierzig Millionen, ſage ich, und ich weiß daß es ſo viel iſt; aber wenn es auch nur dreißig, nur zwanzig, nur zehn, ja nur eine halbe wäre, ſo bleibt die That und Gaunerei ganz dieſelbe.

— Wie ſo, mein Herr, Sie erkühnen ſich...

Ein niederſchmetternder Blick des Hinkenden machte dem Redner das Wort im Munde erſticken; ein anderes Comitémitglied verſetzt jedoch:

— Aber, mein Herr, Niemand iſt gezwungen worden unſere Aktien zu kaufen, Jedermann hat ſeinen freien Willen in Frankreich, Jeder darf verſuchen ſein Glück zu machen wie er will, gut

für den der glücklich ſpielt, ſchlimm für den der unglücklich iſt, das Geſetz läßt Jedem freie Hand zu thun was er will.

— Ha das Geſetz, o über Eure Geſetze! grinzte Asmodi; was geſchieht denn dem der Blei oder Zinn gut verſilbert dem Unverſtändigen für ächtes Silber verkauft? Hm? ... nun antworten Sie ... keine Antwort? — Haben Sie es mit den Nordbahnaktien beſſer gemacht? Sie erhielten ſolche zu fünf, ja zu dreihundert, laſſen nun alle Kniffe, Ränke und Schwänke los, um ſie ſo hoch als nur immer möglich, über 900 hinaufzuſchrauben, ſimulirte Verkäufe und Ankäufe werden auf Ihre Veranlaſſung mit großem Geräuſch auf der Börſe geſchloſſen, Ihre Agenten, Handlanger, Helfershelfer, Compères, deren Sie ſich ſo gut als jene Marktſchreier, welche die Gold- und Diamant-Imitationen anpreiſen und verkaufen, bedienen, rennen allenthalben herum und treiben die Leute ins Feuer, kauft! kauft! ſchreiend, ehe acht Tage vergehen ſtehen die Aktien auf 1200 und höher! während Sie recht gut wußten, daß wenn Sie ihre falſche Waare an den Mann gebracht, dieſelbe ſogleich um 50 Prozent ſinken müſſe, und ſahen zu wie man alle Sparkaſſen beſtürmte um Ihren Mammon zu vermehren; doch Geduld, das wird dereinſt eine ſaubere Abrechnung geben, wobei Ihre Bilanzen ſchlecht beſtehen werden. Aber nicht genug, nun müſſen durch Ihre Schuld auch noch ſo viele Menſchen auf das elendſte ihr Leben einbüßen.

— Durch unſere Schuld? durch unſere, unſere, unſere Schuld? lief es wie ein Rottenfeuer von Mund zu Mund im Comité, und die Herren ſtierten ſich ſo erſtaunt als verblüfft einander an.

— Durch Ihre Schuld, ſage ich Ihnen! wer hat ein Heer von unverſtändigen Taugenichtſen, denen wenig mehr als Alles mangelt ſolchen Dienſt verſehen zu können, bei dieſer Bahn angeſtellt? Kerls, die zu allem andern und namentlich zum Zwerchſackhandel ſich hundertmal eher qualificiren als zur Beaufſichtigung und dem ſo wichtigen Dienſt bei den Eiſenbahnen, petit-maîtres, die mit vernirten Stiefeln ſich auf den Bahnhöfen herumtreiben, die Frauenzimmer in den Waggons aufs frechſte lorgniren, den Brutalen und Grobian gegen den Reiſenden ſpielen: ſolches Geſindel haben Sie größtentheils bei dieſer Unglücksbahn angeſtellt, weil es von gewiſſen Seiten und beſonders von gewiſſen feilen

Schürzen protegirt war, weil es Ihnen gehörig zudringlich um den Bart zu kriechen, Ihnen den Staub von den Stiefeln zu wiſchen verſtand, weil es auf mehr als eine Weiſe beſchnitten war! dies ſind die ſaubern Beweggründe, welche Sie bei den Anſtellungen der Bahnbeamten leiteten, während Sie manchen verdienten armen Teufel, gediente und erfahrene, an Pünktlichkeit im Dienſt gewöhnte ältere Militairs und andere würdige Männer ſchnöde abwieſen, ſie kaum einer froſtigen, abſchlägigen Antwort würdigten; denn da war keine feile Schürze, kein angeſehener Protektor, welche ein gutes Wort für ſie einlegten, und ſie ſelbſt waren keine Speichellecker, die vor erbärmlichen Mammonsknechten im Staub kriechen mochten und konnten, denn ſie fühlten ihre innere Würde ſolchen Beutelſchneidern gegenüber. Und nun, um auf die Urſache des ſchrecklichen Unfalls zu kommen, der Sie jetzt ſo in Schwulität verſetzt, ſo will ich Ihnen dieſe mit wenig Worten erklären: Auf den vorhergehenden Stationen wurden von den ſaubern Angeſtellten, die ich Ihnen ſoeben geſchildert, ſtatt ihren Dienſt pünktlich zu verſehen, die Reiſenden gemuſtert, allerlei ſchalwitzige Bemerkungen über ſie gemacht, auch wurde hie und da mit ihnen geſchmuſ't und ſo die köſtbare Zeit vertändelt; als ſich endlich der Zug ungewöhnlich verſpätet fand, wollte man nun durch unvernünftige Schnelle der Fahrt die verlorne Zeit wieder einbringen, verdoppelte, ja verdreifachte die vorgeſchriebene Geſchwindigkeit, bis zuletzt die Räder aus den Schienen ſprangen und ſo Wagen und Menſchen rettungslos in den Abgrund ſtürzten. Dies der einzige und alleinige Grund des Unglücks, ſuchen Sie keinen andern! — Und nun, da Sie ihn kennen, ſo wäre mein unmaßgeblicher Rath, ein zweites Feſtfreſſen aufs Wohl der Todten und ihrer Angehörigen in Lille und Brüſſel zu veranſtalten, wobei natürlich Bälle, Illuminationen und Feuerwerke nicht fehlen dürfen, für die Muſik will ich ſorgen, und Sie werden den Tanz eröffnen und mit einem Kehraus endigen, wobei Ihnen Hören und Sehen vergehen ſoll.

Die Herren vom dirigirenden *Ausſchuß* ſtierten ſich gegenſeitig ſo verblüfft an und ſchnitten ſo erbärmliche Geſichter, als zerriß ihnen das wüthendſte Leibſchneiden alle Gedärme, ſo daß ſich ſelbſt der Teufel ob der griesgrämigen Geſichter des Lachens nicht enthalten konnte. Sie verſuchten es einige Worte der Ent-

ſchuldigung, der Vertheidigung, ja wohl gar der Entrüſtung ſtammeln zu wollen, aber die ſchrecklichen Blicke Asmodis machten, daß ihnen jedesmal das Wort auf der Zunge erſtarb. Endlich begann dieſer auf Michels Geheiß wieder:

— Wohlan, unter einer Bedingung ſey Euch alten Sündern Tanz und Kehraus erlaſſen. — Statt der untauglichen, nichtsnutzigen, durch Schürzenprotektion angeſtellten Subjekte werdet Ihr würdige, verdiente und dieſem Dienſt gewachſene Ehrenmänner anſtellen, ſodann werdet Ihr auf der ganzen Bahn neue Schienen legen laſſen, da die vorhandenen nichts taugen und, viel zu ſchwach für die ſchweren Lokomotiven, von ihnen zuſammen- und eingedrückt werden; ferner gebe ich Euch auf, an allen Stellen wo die Dämme mehr als fünfundzwanzig Centimetres über das Terrain hervorragen, ſo wie auf allen Brücken und Viadukts ſolide und anderthalb Meter hohe Bruſtwehren aufführen zu laſſen, welche im Stande ſind auch den heftigſten Stößen der aus der Bahn abweichenden Lokomotive zu widerſtehen; endlich werdet Ihr von der neuen Erfindung, welche das Abweichen der Züge von der Bahn zur Unmöglichkeit, auch ein Achſebrechen ziemlich unſchädlich macht, und von der Ihr in der Reitſchule des Grafen d'Ory in der Chauſſee d'Antin eine Probe ſehen könnt, ebenfalls Gebrauch machen und ſolche auf der ganzen Nordbahn anwenden. Iſt dies Alles nicht in der möglichſt kürzeſten Friſt geſchehen, ſo könnt Ihr Euch darauf verlaſſen, daß Ihr den verſprochenen Tanz und Kehraus machen werdet.

— Denn es iſt nicht genug, fiel jetzt Michel ein, den Leuten die Millionen aus dem Beutel zu locken und den höchſt möglichſten Gewinn von einem ſolchen Unternehmen auf Koſten von Tauſenden von Menſchenleben ziehen zu wollen, indem man überall knickert und knauſert und die allergewöhnlichſten Sicherheitsmaßregeln außer Augen ſetzt, um hie und da einige Tauſend Franken zu ſparen und mehr einzuſäckeln, ſondern vor Allem, und ſollte Verluſt dabei herauskommen, muß dasjenige befördert und vorgenommen werden, was verhindern kann die Menſchen zu tödten oder ſie auf Lebenszeit zu unglücklichen Krüppeln zu machen! — Dies laßt Euch geſagt ſeyn, und damit Hollah.

Der Teufel ſchlug nun mit ſeiner Krücke auf den Tiſch um den herum der Ausſchuß ganz perplex verſammelt ſaß, und verſchwand mit ſeinem Kameraden unter einem Schwefeldampf, der einen gewaltig üblen Geruch über die zurückbleibenden Herren verbreitete.

Michel und Asmodi gingen hierauf Arm in Arm die Straße Lafitte entlang den Boulevards zu, und als ſie an das Café Tortoni kamen, gelüſtete es dem erſtern deſſen köſtliches Eis zu koſten; ſie kehrten in demſelben ein und ließen ſich Tortonis Plombieres, die ſelbſt dem Teufel recht zu munden ſchienen, trefflich ſchmecken; dabei beluſtigten ſie einige in Herrenkleidern ſteckende Damen, die geſtiefelt und geſpornt waren, Reitpeitſchen in den Händen hatten und deren Roſſe vor dem Kaffeehaus von Grooms geführt ihrer Reiterinnen harrten. Es waren niedliche Geſichterchen, welche politiſirten und die Journale durchblätterten.

— Wer ſind denn die Dämchen? flüſterte Michel ſeinem Begleiter zu.

— Herzensgute Dinger, murmelte Asmodi, Loretten prima-Sorte, von denen jede nur drei Liebhaber hat, nehmlich einen Gecken der ſie unterhält und reichlich beſchenkt, einen zweiten den ſie als Dilettantinnen lieben, und endlich einen dritten, einen armen Teufel, den ſie unterhalten und der dafür bei vorkommenden Gelegenheiten den Chevalier d'Honneur machen und ſich wohl auch einmal für ſie ſchlagen muß; ſonſt ſind es, wie geſagt, gutmüthige Geſchöpfe.

In dieſem Augenblick ließ eine dieſer behoſ'ten Damen das in Händen habende Journal mit einem gepreßten Ach! fallen, wurde leichenblaß und ſchien einer Ohnmacht nahe: die andern Damen, ihre Geſellſchafterinnen, ſprangen hinzu, faßten ſie mit ihren Armen auf, benetzten und beſtrichen ſie mit **Eau de mousseline** und hielten ihr Salmiakgeiſt unter die Naſe, bis ſie nach einigen Augenblicken wieder zu ſich ſelbſt kam; als ſie ihre Freundinnen endlich fragten was ſie habe, was ihr fehle, erwiederte ſie mit abgebrochenen Sylben:

— Da leſ't nur — ob — ſo — etwas — je erhört wurde, und deutete auf einen Artikel, der ſich in der »Preſſe« befand.

Sie laſen, und auch ihnen ſchwindelte es vor den Augen.

— Was zum Henker haben denn die Dämchen? fragte Michel den Asmodi.

— Nicht viel, erwiederte dieſer näſelnd, ſie leſen da einen Artikel von einem engliſchen Huſaren des 7ten Reiterregiments, den ſein Oberſt nach kriegsrechtlichem Erkenntniß im Städtchen Hunslow in der Grafſchaft Middleſex ſo lange peitſchen ließ, bis ſein Rücken ganz entfleiſcht war und die Fetzen des Fleiſches und der Haut in Riemen und Lappen herabhingen, trotz dem daß der der Exekution beiwohnende Wundarzt erklärt hatte, daß Lebensgefahr vorhanden ſey; als man jedoch nach dem achtzigſten Peitſchenhiebe noch nicht aufhören wollte zu ſchlagen, ſo entfernte ſich derſelbe. Der Oberſt nahm die Sache auf ſich, und der arme Teufel gab einige Tage darauf unter den unſäglichſten Schmerzen im Lazareth ſeinen Geiſt auf. Man rief den Coroner hinzu, beſichtigte und unterſuchte den Körper des ſechsundzwanzigjährigen jungen Menſchen, und fand deſſen Rücken, von dem ein großes Stück Haut ganz fehlte, in einem brandigen Zuſtande und das Fleiſch von ſchwarzblauer Farbe. — Die lebendige Beſchreibung dieſer gräßlichen Menſchenſchinderei war es, was dieſe mitleidigen Damen ſo angriff.

— Und was hatte denn der Unglückliche begangen, daß er eine ſolche Strafe erleiden mußte? fragte Michel.

— Er hatte ſich gegen einen Unteroffizier ſeines Regiments vergangen, der ſchon längſt einen Groll auf ihn hatte und deßhalb chikanirte wo er nur immer konnte, ſo lange bis endlich dem Huſaren, der trotz aller Inſubordinationsgeſetze doch immer ein Menſch blieb, die Galle überlief und er, dieſer endloſen Hudeleien müde, ſich gegen den Unteroffizier zur Wehr ſetzte und ihm eins ſteckte.

— Aber warum beklagte ſich denn der Huſar nicht bei ſeinen Vorgeſetzten?

— Dies hatte er längſt gethan und eben dadurch ſeine Lage ſo verſchlimmert, gerade dies war die Urſache warum ihn der Unteroffizier bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit chikanirte und ihn aufs äußerſte trieb, wie es nur zu häufig bei dem Kriegerſtand der Fall iſt, wo der Vorgeſetzte ſeine üble Laune, beſonders wenn er auf einen ſeiner Untergebenen irgend eine Pique hat, demſelben auf alle mögliche Weiſe fühlen laſſen kann und fühlen läßt, und

eine kleinliche Rache nimmt, was ſchon ſo manchen braven Burſchen zur Verzweiflung und zu ſubordinationswidrigen Thaten gebracht hat. — Ich kenne nur zwei Staaten, in denen der Soldat durch treffliche Militärgeſetze gegen dergleichen Plackereien vollkommen geſchützt iſt.

— Und dieſe ſind?

— Preußen und Württemberg. —

— Ich hatte zwar Luſt mich nach der heiligen Stadt Rom zu begeben, doch will ich vorerſt wieder nach Altengland und den Herren dort ein wenig wegen ihrer ſaubern, in dem Heer herrſchenden Disciplin die Wahrheit ſagen, ſprach Michel.

— Gut, das Oberhaus iſt gerade verſammelt.

— Deſto beſſer, dieſe Sache gehört vor dieſes, das Haus der Gemeinen mag dann gehörige Notiz von der Lektion nehmen.

Das Haus der Lords war diesmal ſehr zahlreich vertreten, denn man verhandelte die Kornbill, und die rothen Wollſäcke waren ſo beſetzt, daß nur wenige Plätze mehr leer waren: da traten Michel und Asmodi in Geſtalt und Coſtüme ein Paar abweſender Mitglieder ein, und zwar der erſtere in der Herzogswürde, der andere aber, der Teufel, in der eines überreich dotirten und bepfründeten Erzbiſchofs. — Kaum Platz genommen, erhob ſich Herzog Michel von ſeinem Sitz und begann:

— Meine Herrn Lords! Es muß Ihnen bereits bekannt ſeyn, auf welche ſcheußliche Weiſe abermals ein Soldat des engliſchen Heeres, ein Huſar vom 7ten Regiment ſein Leben verlor und zu todt gepeitſcht wurde. Ich trage nun darauf an, für den Augenblick alles Andere ruhen laſſend, daß ein Geſetz in Vorſchlag gebracht werde, welches ein für allemal die Peitſchenſtrafe bei unſerm Heere aufhebt. Iſt es nicht eine Schande für Großbritannien, daß deſſen Krieger noch immer durch die ſiebenſchwänzige Katze in Zucht und Ordnung gehalten werden ſollen — nicht müſſen —; denn der engliſche Soldat beſitzt eben ſo viel Ehrgeiz und ſteht auf derſelben Stufe der Bildung wie der franzöſiſche und deutſche, und wenn er hie und da mehr Rohheit zeigt, ſo iſt es gerade dieſe rohe Behandlung welche ſie erzeugt. Faſt in allen deutſchen Staaten iſt das Stockregiment abgeſchafft, und wir, die wir uns das freie England nennen, an die Spitze der civiliſirten Nationen ſtellen wollen, wir laſſen unſere Kinder, unſere Vaterlandsvertheidi-

ger täglich blutig peitſchen; der Fall in Hunslow iſt ſeit einem halben Jahr der fünfte, wo ein Beſtrafter in Folge ſolcher Exekutionen das Leben unter den entſetzlichſten Schmerzen verliert! — Entehrend und beſchimpfend für ganz England iſt ein ſolches Verfahren; wir tadeln die ruſſiſche Knute, machen uns über die öſtreichiſchen Corporalſtöcke luſtig, und treiben es zehnmal ärger, ärger als die Türken, deren Baſtonaden zwanzigmal menſchlicher ſind. Ich trage alſo darauf an, daß ein für allemal die Peitſchenſtrafe abgeſchafft werde.

Jetzt erhob ſich der Teufel-Erzbiſchof und ſprach:

— In meinem beſondern Intereſſe wäre es freilich, daß die ſiebenſchwänzige Katze in ihren Rechten bliebe, jedoch bin ich aus Achtung vor dem edlen Herzog der ſo eben ſprach, ganz deſſen Meinung und ſtimme ihm bei.

Aber nun ließ ſich der greiſe Wellington vernehmen und ſagte: Meine Herren, laſſen Sie ſich durch eine unzeitige Philanthropie nicht irre machen, ohne die Peitſche würde bald das engliſche Heer von der Höhe ſeines Glanzes herabſinken und aller Zucht und Ordnung verluſtig gehen, ohne die Furcht vor der Peitſche iſt bei dem engliſchen Soldaten an keinen Gehorſam mehr zu denken, alle Subordination würde ſich auflöſen, durch die Peitſche ſind wir geworden was wir ſind, die Herren der Welt, die Helden zur See und zu Land, mit der Peitſche haben wir alle die großen Siege in Indien, Amerika, Spanien, Frankreich, bei Waterloo ꝛc. erfochten, und ohne ....

— Um Vergebung, fiel hier Michel ein, den Sieg bei Waterloo haben wir nur mit Hilfe der nicht gepeitſchten Preußen erfochten, denn wir waren bereits gepeitſcht.

— Wie mag ein Engländer ſo etwas ſagen! eiferte Wellington.

— Die Wahrheit muß man ſich unter keinen Umſtänden zu ſagen ſcheuen.

Hört, hört! erſchallte es nun von vielen Seiten, und es erhob ſich ein gewaltiger Lärm und Tumult unter den Herrn Peers. Aber der Teufel in Erzbiſchofsgeſtalt unterſtützte kräftig den Herzog Michel, und als der Spektakel ſo überhand nahm daß man ſein eigenes Wort nicht mehr hörte, gab Michel dem Asmodi einen Wink, worauf dieſer das ganze Oberhaus durch einen Krückenſchlag ſtumm machte. Erſterer fuhr fort:

Es iſt hier nicht die Rede davon, ob England mit der Peitſche und durch dieſelbe ſeine Siege errungen oder dieſer ſeine Niederlagen zu verdanken hat, und ich will dem edlen Herzog durchaus nicht die Ueberzeugung rauben, daß er ſeine Siege und Würden der Peitſche verdankt, ſondern es iſt hier die Sprache von der Unmenſchlichkeit, der Grauſamkeit einer ſo tyranniſchen, die Menſchheit, beſonders Großbritannien und ſeine Heere entehrenden Strafe, und daß man auch ohne Peitſche und Prügel ſiegen und Heldenthaten vollbringen kann, haben Franzoſen, Preußen und andere deutſche Truppen zur Genüge bewieſen. Kein Stand läßt ſich leichter und beſſer durch das Ehrgefühl leiten als der Soldatenſtand, man muß es nur in demſelben zu erwecken verſtehen, aber dies wollen die alten Kamaſchen- und Zopfhelden nun einmal nicht faſſen und begreifen. Es ſcheint mir auch, daß die große Mehrzahl der hier verſammelten ehrenwerthen Herrn keinen rechten Begriff von einer ſolchen Strafe und Behandlung haben, da ſie dieſelbe nie mit eignen Augen geſehen, es wird deßhalb wohl das Beſte ſeyn, ihnen ein ſolches Schauſpiel vor die Augen zu führen, damit ſie die Sache beſſer zu beurtheilen im Stande ſind.

In dieſem Augenblick brachten zwei Conſtabler einen in die Offiziersuniform des 7ten Huſarenregiments gekleideten Menſchen, der auf ein Haar dem Oberſten dieſes Regiments glich; einige Unteroffiziere, ebenfalls in der Uniform dieſes Regiments, die mit ihm gekommen waren, richteten mitten in dem Sitzungsſaal ihrer Lordſchaften einen Pfahl auf und befeſtigten denſelben; zu gleicher Zeit war das ebenfalls ſitzende Haus der Gemeinen durch den Einführer mit dem ſchwarzen Stabe eingeladen worden, ſich vor den Schranken des Oberhauſes einzufinden, wohin es ſich auch verfügte.

Jetzt wurde der durch die Conſtabler eingeführte Gefangene von den Unteroffizieren bis auf die Hüfte entkleidet, mit Händen und Füßen an den Pfahl gebunden, ſo daß er ſich nicht mehr rühren konnte, und, die ſiebenſchwänzige Katze in der Hand, ſtellten ſich die Executoren in Bereitſchaft, ihr Henkershandwerk zu beginnen.

Der Herzog Generaliſſimus, der alte Wellington, der bis dahin in ſeinem blauen Ueberrock, den Kopf auf der Bruſt liegend, bewegungslos dageſeſſen hatte, richtete nun mühſam ſein greiſes Haupt empor und ſprach:

— Goddam, wer hat ſich unterfangen dem Oberhaus und ſämmtlichen geehrten Lordſchaften einen ſo heilloſen Spuk vorzuführen? und ſich zu den Unteroffizieren wendend befahl er dieſen ſogleich ſammt dem angeblichen Delinquenten abzutreten, die mitgebrachten Apparate fortzuſchaffen, und ſetzte hinzu: Ich werde unmittelbar nach beendigter Sitzung ein Kriegsgericht berufen, welches dieſes namenloſe Vergehen auf das ſtrengſte unterſuchen und beſtrafen ſoll....

— Der edle Herzog wird verzeihen, fiel ihm hier der Teufel-Erzbiſchof ins Wort, aber er iſt für heute ſeiner Würde als Generaliſſimus ſuſpendirt und zu einer durchaus paſſiven Rolle gleich allen andern anweſenden Parlamentsgliedern verurtheilt.

Wellington machte zwar noch große Augen, konnte aber keinen Laut mehr hervorbringen, ließ den Kopf wieder auf die Bruſt fallen und blieb ſtumm und unbeweglich ſammt dem ganzen Ober- und Unterhaus.

Jetzt ſchwangen die Unteroffiziere ihre Peitſchen, ſchon nach ein paar Hieben rieſelte das Blut von des Delinquenten Rücken und bald ſpritzte es im ganzen Saal ſo umher, daß auch keiner der edlen Peers und ehrenwerthen Parlamentsglieder von demſelben verſchont blieb und ihre Kleider bald ſo mit Blut bedeckt waren, als kämen die Herrn verwundet aus der blutigſten Schlacht. Indeſſen hieben die Executoren aus Leibeskräften darauf los und löſten einander bei dieſer Arbeit ab, wenn einer ermüdet ſchien. — Bald ſah man das Fleiſch des Gepeitſchten in Fetzen und die Haut in Riemen herabhängen, ſo daß ſogar die Knochen ſichtbar wurden, und das Blut floß in Strömen aus den Wunden des Delinquenten und bildete einen blutigen Bach, der ſo anſchwoll daß er die Füße der unterſten Peers benetzte, bis der Delinquent nach dem hundert und vierzigſten Hieb endlich leblos zuſammenſtürzte.

— Sehen Sie, meine Herrn, hob nun Michel an, dies iſt die bei unſerm Heer eingeführte und von dem ehrenwerthen Generaliſſimus und andern Peers und Gemeinen vertheidigte Strafe. Sollte man es für möglich halten, daß Menſchen gegen Menſchen ſo zu verfahren und zu wüthen im Stande ſeyen! — Wer ſteht denn den Herrn dafür, daß ſie im Fall einer Metempſychoſe nicht ebenfalls in die Verhältniſſe ſolcher armen Teufel kommen und ge-

peitſcht werden? und ſie ſollten Gott danken, daß ſie die Vorſehung nicht auf Erden an die Stelle dieſer armen Leute geſetzt hat, wie ſie es leicht hätte thun können. — Ich will hoffen, daß die Herrn jetzt ein Einſehen bekommen haben und ſich beeilen werden dieſe für England ſo infamirende als barbariſche Strafe bei dem Heer auf das baldigſte abzuſchaffen. Es iſt traurig, daß man erſt zu ſolchen draſtiſchen Mitteln ſchreiten muß, die Menſchen für die Leiden ihrer Brüder empfänglich zu machen und für die Abhülfe ſolcher Barbareien zu ſtimmen, wozu Menſchlichkeit und Vernunft ſchon allein hinreichend ſeyn ſollten ſie zu vermögen. — Aber ſo ſind wir, wenn nur wir uns behaglich finden, unſerm Leib und unſeren Gelüſten fröhnen können, was kümmern uns die Leiden unſerer Brüder, wir zucken die Achſeln beim Anhören derſelben und ſprechen: Das iſt einmal der Welt Lauf! — Doch für jetzt Gott befohlen, man merke ſich die Lektion.

Michel und Asmodi erhoben ſich nun von ihren Sitzen, letzterer ſchlug mit ſeiner Krücke auf den Boden, dem ganzen Haus war Sprache und Bewegung wieder gegeben und das blutige Schauſpiel ſammt der letzten Spur deſſelben verſchwunden. Die Herrn rieben ſich die Augen, riſſen dieſelben gewaltig auf und jeder glaubte einen gräßlichen Traum geträumt zu haben. Es kam wieder zur Berathung über die Kornbill, welche nun auch von dem Oberhaus angenommen wurde.

Michel und Asmodi aber flogen über den Canal nach Frankreich und ließen ſich in einem Gehölz von St. Adreſſe in der Nähe von Havre nieder, um dem Regattenfeſt beizuwohnen, das gerade an dieſem Tag ſtattfinden ſollte und von dem Asmodi dem Michel viele Unterhaltung verſprach. Das herrlichſte Wetter begünſtigte die vorhabenden Wettfahrten der Franzoſen und Engländer.

Beide begaben ſich in das vor den Thoren von Havre dicht an dem Ufer des Meeres liegende Bad-Hotel Fraskati, eine der ſchönſten und großartigſten Anſtalten dieſer Art in Europa, in welcher die Badgäſte alle nur zu wünſchende Bequemlichkeit mit allen möglichen Annehmlichkeiten verbunden finden. Für mehr als drei hundert Fremde ſind hier die wohnlichſten Gemächer zu allen Preiſen, mit den unvergleichlichſten Ausſichten auf die Rhede von Havre, die offene See und die romantiſchen Höhen von Ingouville, daher iſt dieſer Ort auch der Sammelplatz der Pariſer und Lon-

doner faſhionablen Welt, zu der ſich dann auch noch viele ruſſiſche Familien, ſowie Deutſche, Spanier, Amerikaner ꝛc. einfinden. — Das ganze Gebäude bildet ein großes Viereck, welches einen ſchön angelegten Garten und einen geräumigen Vorhof, in welchem ſich die Badezimmer jeder Gattung, ſowie die Stallungen und Remiſen befinden, umſchließt, an der Nordſeite des Gartens befinden ſich die prachtvollen Speiſe-, Ball-, Concert- und Reunionsſäle nebſt den Leſe- und Billardzimmern und die große Reſtauration, in welcher die leckerſten Gaumen durch die köſtlichſten Erzeugniſſe aller Welttheile, ſowie die welche die einfachſte Koſt lieben, Befriedigung finden. — Von hier aus werden die herrlichſten Spazierfahrten zu Land und zu Waſſer, die romantiſchſten Landparthien in die pittoreske und geſchichtlich merkwürdige Normandie und nach ihren alterthümlichen Schlöſſern, Ruinen und Parks bis in die Gegend von Rouen gemacht, wozu man in Fraskati ſelbſt alle Gelegenheit, es ſey in eleganten Barken und Gondeln oder in bequemen Wagen findet; in 12 — 14 Stunden fährt man auch von hier über Southampton nach London.

Als Michel und Asmodi in den Garten von Fraskati traten, fiel ihnen gleich beim Eintreten eine Gruppe, aus einem halben Dutzend Herren und Damen beſtehend, auf, die in einem ſehr eifrigen Geſpräche begriffen ſchienen, und faſt alle etwas Ausgezeichnetes in ihrem Weſen und ihren Figuren hatten.

— Wer ſind dieſe? fragte Michel ſeinen Begleiter:

— Der in dem ägyptiſch-militäriſchen Coſtüme iſt Soliman Paſcha, der berühmte franzöſiſche Renegat, ehemals Capitän in Napoleons Heer, der dicht neben ihm ſtehende mit der ausdrucksvollen Phyſionomie iſt Horaz Vernet, der dritte kleine wuſelige Mann mit dem großen Strohhut, unter dem ſeine Augen ſo queckſilbrig hervorblitzen und der die Hände ſo à la Napoleon auf den Rücken legt, nun ich ſollte meinen den müßteſt Du doch noch kennen, ich ſtellte Dir ihn ja ſchon einmal in der großen Oper zu Paris vor. —

— Iſt es nicht Thiers?

— Ganz recht, und die drei von ihm unzertrennlichen Damen in den höchſt eleganten und geſchmackvollen Anzügen ſind ſeine Gattin, deren Schweſter, und Mutter, Madame Dosle. Die Gruppe unterhält ſich von den Wahlumtrieben, die jetzt in allen Köpfen

Frankreichs ſpuken; Thiers hofft und iſt feſt überzeugt, bei dieſer Gelegenheit das beſtehende Miniſterium zu ſtürzen. Sieh nur, wie der kleine Napoleonsaffe mit beiden Händen und Füßen zappelt.

Asmodi machte nun den Michel mit noch andern merkwürdigen in Fraskati weilenden Fremden bekannt, und zeigte ihm auch die durch ihre außerordentliche Schönheit berühmte Nordamerikanerin Miß Mary Harries, Alphons Karr und andere Notabilitäten. Endlich hörte man einen Kanonenſchuß fallen, dann einen zweiten und dritten; dies war das Zeichen daß die Regatten beginnen würden. Jederman eilte nun, um ſich an die Ufer der See zu begeben und bequeme Sitze zu erlangen, ein Theil der Gäſte beſtieg den Kiosk, der über der Meerſaçade von Fraskati erbaut iſt und von wo aus man eine herrliche Ausſicht über die Rhede von Havre, die Küſten und die drei Stunden breite Mündung der Seine hat, während ſich die andern nach den Eſtraden begaben, die man eigends zu dieſem Schauſpiel für die Zuſchauer an dem Ufer errichtet hatte.

Hier ſah man einige hundert Schiffe mit Flaggen und Wimpeln in allen Farben einen weiten Halbkreis auf der See bilden, welche mit zahlloſen Ruderbarken, die in beſtändiger Bewegung waren, bedeckt war. Franzöſiſche, engliſche und amerikaniſche Schiffe machten die große Mehrzahl der einer ſchwimmenden Stadt ähnlichen Flotte aus. Auf der linken Seite hielten ſämmtliche zum Wettrennen beſtimmte Fahrzeuge, ungefähr ein halbes Hundert an der Zahl, begierig die ausgeſetzten Preiſe zu verdienen, von denen die Stadt Havre nebſt dem Prinzen Joinville die höchſten ſpendete, außerdem hatten der König, die Geſellſchaft der Regatten, die Direktion des Bad-Hotels von Fraskati und einige Privatleute noch verſchiedene Preiſe ausgeſetzt. — Das ſchönſte Wetter, der heiterſte Himmel und eine faſt ſpiegelglatte See begünſtigten das ſeltene Feſt. Die erſten Reihen der Eſtraden waren mit einem franzöſiſchen, engliſchen, ſpaniſchen, deutſchen und amerikaniſchen Damenflor beſetzt, wie man ihn wohl ſchwerlich ſo vereint zum Zweitenmal antreffen möchte. Die reichſten Toiletten und die freundlichſten blühenden Geſichter der hier verſammelten, dem Meer und den Schiffen gegenüber amphitheatraliſch thronenden Schönen gewährten mindeſtens einen ebenſo erheiternden Anblick als die ſo be-

lebte See ſelbſt, das Feſt ſchien Poſeidon unter ſeinen beſondern Schutz genommen zu haben.

Jetzt ließ ſich abermals der Kanonendonner vernehmen und eine rauſchende Militärmuſik ertönte von den erhöhten Balkonen der Eſtraden herab. Nun lichteten die bedeckten Segelſchiffe ihre Anker und flogen mit all' ihren aufgezogenen vollen Segeln davon. — Die Engländer trugen bei dieſer Wettfahrt die erſten Preiſe davon. Abermals donnern die Kanonen und pfeilſchnell rennen die, vielfüßigen Inſekten gleichenden Ruderſchiffe vorüber, hier ſind es die flinken und rührigen franzöſiſchen Seeleute, welche den Sieg und die erſten Preiſe erlangen; aber bei der dritten Wettfahrt, der der unbedeckten Segelſchiffe, haben abermals die Engländer die Oberhand, und bei der Wettfahrt der Wallfiſchfahrer errang **Forget me not**, ein Amerikaner aus New-York, einen der erſten Preiſe. — Noch einmal kommen die Ruderer daran, abermals ſiegen die Franzoſen und werden nun mit tauſendſtimmigen Vivats von ihren Landsleuten empfangen. Unterdeſſen ſchlägt mitten in der Rhede Angeſichts ſämmtlicher Zuſchauer eine ziemlich große Barke um und ihre ſämmtliche Bemannung verſchwindet in den Fluthen. Ein Schrei des Entſetzens ertönt aus allen weiblichen Kehlen, man ruft nach Hülfe, faßt ſich krampfhaft bei den Händen, aber ſiehe da, all' die Verſchwundenen kommen einer nach dem andern wieder zum Vorſchein, patſchen luſtig um das umgekehrte Schiff herum, und es gelingt ſogar ihren Anſtrengungen, daſſelbe gleich Waſſervögeln umſchwimmend, wieder in ſeine rechte Lage zu bringen. Es war das Rettungsboot, beſtimmt, bei irgend einem unvorhergeſehenen Unglück den Schiffbrüchigen zu Hülfe zu eilen, die Mannſchaft war mit den Schwimmgürteln um den Leib verſehen, welche das völlige Untergehen unmöglich machen, und wiederholte noch drei bis viermal daſſelbe Manoeuvre zur Beluſtigung der ſich nun nicht mehr ängſtigenden Zuſchauer.

Herr Thiers hatte ſich während dieſes Schauſpiels auf das äußerſte Ende eines kleinen ins Meer gehenden Gerüſtes geſtellt, das beſtimmt war die aus den anlandenden Barken ſteigenden Individuen aufzunehmen, hier hatte er ſeine Napoleon nachäffende Stellung angenommen und ſich dem ganzen Publikum zur Schau geſtellt, beſtieg auch einigemal ein kleines Dampfboot, auf dem er ſich in derſelben Stellung vor den Zuſchauern auf- und nieder-

fahren ließ, dann wieder den Platz einnahm und allem Anſchein nach vermuthete, die Hauptzielſcheibe aller Aufmerkſamkeit zu ſeyn. Der gute Mann irrte jedoch, die wenigſten Perſonen kannten ihn, und die welche ihn kannten ließen höchſtens ein gleichgültiges tiens voila Thiers fallen, andere denen man ihn zeigte ſagten: tiens, je le croyais plus grand. Mehr Aufſehen erregten Horaz Vernet und Soliman Paſcha, was letzterer wohl ſeinem Coſtüme mit zu verdanken haben mochte.

Michel, den es verdroß daß ſich der kleine Thiers eine ſo große Wichtigkeit beilegte, flüſterte dem Asmodi zu, daß man dem nach dem Portefeuille und dem linken Rheinufer ſo heißhungrigen Männlein einen Streich ſpielen müſſe.

Plötzlich ſenkte ſich aus hoher Luft zum Erſtaunen aller Zuſchauer ein Ballon herab, in dem zwei luſtige Geſellen ſaßen, ſich gerade vor dem Exminiſter niederließen und ihn einluden eine kleine Luftfahrt mit ihnen zu machen, da ſie ihm zu Ehren den Ballon hätten ſteigen laſſen. Thiers ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, beſtieg das Luftſchiffchen und ſchwebte in wenig Augenblicken wohl einige tauſend Meters über dem Canal, ſich gewaltig mit ſeinen kleinen Armen verarbeitend, als proteſtire er ſchwindelnd gegen eine ſo hohe Fahrt. Schon war der Ballon ſo hoch daß er nur noch einem Pünktchen ähnlich ſah und die Zuſchauer Mühe hatten ihm zu folgen, als ſich dieſes Pünktchen zu entzünden und in ein Flämmchen zu verwandeln ſchien, man hörte einen Knall und einige Momente darauf purzelte eine kleine putzige Figur, ſich Tauſendmal in den Lüften drehend, aus demſelben herab und platſch plumpſte ſie in die See. Die Schiffer mit dem Rettungsboot eilten raſch herbei und fiſchten ein Ding auf das ſie zuerſt für einen rieſigen Seekrebs hielten, das aber bald für die Figur des Herrn Thiers erkannt wurde, den man nun ohnmächtig nach Fraskati und daſelbſt bald wieder zu ſich brachte. — Er ſchwur, nachdem er wieder zur Beſinnung gekommen war, nie mehr ſo hoch fliegen zu wollen und verſicherte auch ſpäter im Vertrauen ſeine Freunde, daß das luftige Seebad alle Luſt nach einem Rheinbad bei ihm abgekühlt habe.

Das Feſt des Tages endigte mit einem prächtigen Ball in Fraskati, den der ſchon wieder ganz hergeſtellte Thiers mit ſei-

nen Damen ebenfalls verherrlichte, und auf dem ſich Michel eine Polka mit der liebenswürdigen Madame Thiers erbat, und mit der reizenden amerikaniſchen Miß Harries walzend, welche, von Thiers Unfall ſprechend, meinte: es wäre doch Schade geweſen, wenn er verunglückt wäre, wir hätten dann nicht das Ende ſeines intereſſanten Romans, des *Kaiſerreichs*, erhalten.

Nach Mitternacht kehrte Michel nach Paris in ſein Hauptquartier zurück, Asmodi war ſchon früher in ſeine glühende Unterwelt abgefahren.

XI.

Michel beſucht die Galeere zu Toulon. — Merkwürdige Geſchichte eines Galeerenſclaven daſelbſt *).

„Laß dich den Teufel erſt bei einem Haar faſſen, ſo biſt du bald ſein eigen mit Leib und Seele."

Schon längſt hatte Michel Luſt gehabt, einen Flug nach Italien, und dem heiligen Vater zu Rom ſeine Aufwartung zu machen. Jetzt wollte er dies Vorhaben ausführen, der Teufel hielt ihn jedoch davon ab, indem er ihm ſagte: er möge ſich noch gedulden, da eben ein neuer Pabſt, Pius IX., gewählt worden, und es gut ſey einige Zeit abzuwarten, um zu ſehen wie ſich die neue Heiligkeit anlaſſe; die jüngſt verſtorbene ſey bereits in des Großſatans Reich angelangt. —

Michel fand dieſen Rath vernünftig, und nachdem er hin und her überlegt hatte wohin er nun zuerſt ſeinen Flug nehmen wolle, ſagte er endlich:

— Laß uns einmal nach Toulon fliegen und die dortigen Galeeren beſuchen, ich bin überzeugt, daß mir dies eine große Unterhaltung gewähren wird, es müſſen ſich intereſſante Geſichter, geniale Kerls unter dem über 4000 Mann ſtarken Heere der dortigen Galeerenſclaven befinden.

Gegen zehn Uhr des Morgens präſentirten ſich Michel und Asmodi an dem Eingange des Arſenals von Toulon, in welches ſie der wachthabende Offizier nach Vorzeigung ihrer, ſich in der vollkommenſten Ordnung befindenden, vom Platzkommandanten ausgeſtellten Erlaubnißkarten einließ.

*) Dieſer Geſchichte liegt Wahrheit zu Grunde.

Michel beſichtigte zuerſt die bekannten Merkwürdigkeiten des Arſenals, und namentlich die Aufenthaltsorte, Schlafſtätten und gemeinſchaftlichen Säle der Forçats, wo er mehrere wegen leichteren Vergehen an die Pritſchen angekettet fand; ſodann begab er ſich dahin, wo dieſe Unglücklichen mit den öffentlichen Arbeiten beſchäftigt ſind, denen er eine Weile zuſah, und fand hier Leute aus allen möglichen Ständen aneinander gekettet, Geiſtliche und Militärperſonen, Adelige und Taglöhner, Advokaten und Handwerker, Gutsbeſitzer und Bauern, Kaufleute, Aerzte und Notare, Fabrikanten und Künſtler ꝛc. ꝛc., alle Stände waren repräſentirt. Einige die ſich Nachläßigkeit und Trägheit zu Schulden kommen ließen, wurden mit eiſenbeſchlagenen Stöcken auf das kräftigſte von den Aufſehern angetrieben, mehr Fleiß zu zeigen. Jetzt erſchallte ein gellender Pfiff, und augenblicklich wurde die Arbeit eingeſtellt; einige Forçats, welche die Dienſte der Köche verſahen, brachten den Uebrigen in hölzernen Kübeln dicke Bohnen in einer wäſſerigen Brühe von Salzwaſſer, auf der einige Fettaugen ſchwammen, das Mittageſſen der Galeerenſclaven. Nach dem eingenommenen Mittagsmahl wurde eine Exekution an mehreren Galeerenſclaven vollzogen, die ſich kleine Diebſtähle, als: der Entwendung einiger Schiffsnägel und ähnlicher Gegenſtände, hatten zu Schulden kommen laſſen, oder einen Kameraden beſtohlen hatten. Andere Forçats brachten die ſogenannte Bank der Gerechtigkeit, man führte die Schuldigen herbei, denen außer den eiſernen Ketten und Ringen an Füßen und Händen auch noch die letzteren beſonders zuſammen gebunden waren, und legte ſie nun auf die fatale Bank, wo ſie mit einem gedrehten, längere Zeit in Seewaſſer eingeweichten Strick eine ziemliche Anzahl Prügel empfingen und zum Theil gräßlich heulten. Es wurde endlich auch ein aus dem Bagno entwiſchter und wieder eingefangener Forçat herbeigeführt, den man, nachdem er eine tüchtige Anzahl Prügel erhalten hatte und ihm verkündigt worden war, daß ſeine Strafzeit nun um fünf Jahre verlängert würde, auf eine Tonne ſetzte und ankettete, ihm die Hände knebelte, den Kopf neuerdings ſchor, und ihm ein Brett um den Hals hing, auf dem die Worte: evadé ramene (ein zurückgebrachter Entwiſchter) zu leſen waren.

Michel, der dieſem Schauſpiel mit großer Theilnahme zuſah, bemerkte einen ſchon ältlichen Galeerenſträfling, der in der Nähe ſtand, jedoch nicht mehr mit einem andern zuſammengeſchmiedet, ſondern

en chaine brisée (mit gebrochener Kette) war *), und ungewöhnlichen Antheil an dieſem Schauſpiel zu nehmen ſchien, deſſen Phyſionomie, Haltung und Weſen auch einen nicht ganz gewöhnlichen Menſchen verriethen.

Michel näherte ſich demſelben und richtete einige Fragen an ihn, welche ſich auf das Schreckliche ſeiner Lage bezogen, die von dem Galeerling jedoch ziemlich mürriſch und abſtoßend beantwortet wurden, da ſie derſelbe als von einer blos müßigen Neugierde herrührend zu betrachten ſchien.

— Glaubt mir, mein Freund, wandte ſich Stürmer mehrmals an ihn, es iſt nicht eine gleichgültige, unbeſcheidene oder vorwitzige Neugierde, welche mich zu den an Euch gethanen Fragen veranlaßte, ſondern ich fühle mich durch etwas, das in Eurem ganzen Weſen liegt, angezogen; Ihr ſcheint mir kein ganz gewöhnlicher Verbrecher, vielleicht auch nur durch Verhältniſſe und Schickſale zu den Thaten hingeriſſen, die Euch hierher brachten; wir Menſchen ſind ja doch alle nur ein Spiel der Launen des Geſchicks.

Der Galeerenſclave ſeufzte ſchwer, und tief athemholend warf er einen forſchenden Blick auf den Frager, blieb jedoch noch ſtumm, als dieſer fortfuhr:

— Faßt Vertrauen zu mir, theilt mir aufrichtig und der Wahrheit gemäß mit, was Euch hierher geführt, ſeyd Ihr nicht ein eingefleiſchter und unverbeſſerlich verſtockter Sünder, ſo werde ich Euch meine Theilnahme nicht verſagen und kann Eure Lage vielleicht erträglicher machen. Daß Euer Benehmen im Bagno nicht das ſchlimmſte ſeyn kann, beweist mir, daß Ihr nicht mehr zuſammengekettet ſeyd. Nun ſprecht:

— Mein Herr, ſagte nun der Forçat mit gedämpfter Stimme, meine Lage iſt jetzt erträglich, ich bin von der rauheſten Arbeit wie von der roheſten Geſellſchaft meiner Kettenkameraden befreit,

*) Galeerenſclaven, die ſeit längerer Zeit eine gute Aufführung und Beſſerung gezeigt, wird häufig die Vergünſtigung zu Theil, daß ſie von ihren Kettenkameraden getrennt werden, dann nur noch die halbe Kette um den Leib gewunden und an den Fußring angeſchmiedet tragen, und zu leichtern Arbeiten oder Dienſten verwendet werden.

ſchlafe nun im Prüfungsſaal*), und verſehe den Dienſt eines Schreibers in der Seilerei. Ich bin zufrieden, habe nichts mehr was mir die Rückkehr in die Welt wünſchenswerth machen könnte, und alle meine Hoffnung ſetze ich noch in das Grab und die Barmherzigkeit des allmächtigen Weltenlenkers, denn ich bin ein großer Sünder.

Ein tiefer Seufzer begleitete dieſe Worte, und der Forçat verſtummte abermals. Michel wußte ihn jedoch durch ſeine ſich immer größer und aufrichtiger zeigende Theilnahme wieder zum Reden zu bringen und ihn endlich zu dem Entſchluſſe zu vermögen, ihm ſeine ganze höchſt merkwürdige Lebensgeſchichte, ſowie was ihn an dieſen ſchrecklichen Ort gebracht, mitzutheilen, wozu er alle Zeit hatte, da für heute ſeine Geſchäfte in der Schreiberei beendigt waren und er die Freiheit hatte, bis zum Schlafengehen im Arſenal herumgehen zu dürfen.

— Eine herzbrechende Geſchichte, höhnte nun der Hinkende, nur Schade daß ich ſie ſchon kenne; Du wirſt mich alſo entſchuldigen, wenn ich mich einſtweilen anderwärts im Arſenal herumtreibe, und die hoffnungsvolle Beute für unſer Reich muſtere. —

— Ganz nach Gefallen, erwiederte Michel, ſeinen Gefährten beurlaubend, und von Erſterem nochmals aufgefordert, begann der Forçat ſeine Geſchichte mit folgenden Worten:

— Vor allem, mein Herr, bitte ich Sie, meiner Erzählung den vollkommenſten Glauben beizumeſſen, denn alle menſchlichen Eitelkeiten habe ich längſt abgeſchüttelt, ich werde ſo wahr als aufrichtig ſeyn, vielleicht kann die Kenntniß meiner Lebensgeſchichte noch einigen Nutzen bringen, und hie und da einen ſchwachen Menſchen vom erſten Schritt der Sünde abhalten. —

An der Wiege, mein Herr, wurde es mir nicht geſungen, daß ich einmal die Staatsuniform der Galeere tragen würde. Mein Vater war ein wohlhabender Gutsbeſitzer der Normandie in der Nähe von Rouen. Er nannte ſich St. Albe, und hatte eine der reichſten Erbinnen der Provinz geheirathet, die einzige Tochter eines Kaufmannes in Rouen. Anfänglich war die Ehe ſehr glücklich, und vier geſunde Kinder die Früchte derſelben; doch hatte das eheliche Glück nicht lange Beſtand: mein Vater machte häufige

*) Ein Saal, in welchem die mehrere Jahre Geprüften und zur Beſſerung Hoffnung gebenden Forçats ſchlafen, auch eine Matratze und zweimal wöchentlich Fleiſch erhalten.

Reiſen nach Paris, hielt ſich meiſtens lange, zuletzt faſt immer daſelbſt auf, meine Mutter ganz vernachläßigend. Dieſe verließ nun auch die Güter und zog nach Rouen, wo ſie ſich bei Bekannten und Verwandten über ihres Mannes Benehmen, der in der Hauptſtadt ſehr viel Geld durchbrachte, zu tröſten ſuchte. Die ſchon beſtehende Uneinigkeit zwiſchen meinen Eltern artete endlich in eine fortdauernde Trennung aus. Unter ſolchen Umſtänden ward unſere Erziehung, namentlich die ſittliche, äußerſt verwahrlost. Zwei meiner Geſchwiſter, Knaben, ſtarben noch ſehr jung, und Vater und Mutter folgten ihnen einige Jahre ſpäter in dem kurzen Zeitraum von ſechs Monaten eines nach dem andern und in ſehr zerrütteten Vermögensumſtänden. Meine Schweſter, ein recht hübſches Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, und ich waren die Erben. Wir waren gewöhnt unſere Wünſche faſt immer in Erfüllung gehen zu ſehen, und kannten keinen andern Herrn als unſern Willen. Obgleich meine Schweſter in einem Demoiſellen-Inſtitut zu Paris erzogen wurde, ſo hatte ſie doch ſchon ſo viel Erfahrung in gewiſſen Dingen, als hätte ſie bei der leichtſinnigſten Weltdame gelebt. Sie und ich, wir hatten nur eben gelernt was wir gewollt, und unſer Wiſſen war daher nicht weit her. Julie klimperte ein wenig Pianoforte, ſang leidlich frivole Romanzen und ſchrieb allerliebſte kleine Billets-doux. Ich hatte Reiten und Fahren gut, Schreiben ziemlich, etwas Muſik und alle andere Dinge, beſonders das Rechnen, ſchlecht gelernt. So waren unſere Kenntniſſe beſchaffen als wir Waiſen wurden. Nachdem die hinterlaſſenen Schulden der Eltern bezahlt, die Güter verkauft, oder vielmehr durch ſpitzbübiſche Vormünder mit Hilfe eines ſchurkiſchen Notars um einen Spottpreis verſchleudert worden, das meiſte Mobiliar veräußert, und, wie man uns ſagte, unſere Angelegenheiten geordnet waren, blieben kaum 50,000 Franken übrig. Ich zählte damals zwanzig Jahre, begehrte zu meiner völligen Ausbildung nach Paris zu gehen, was meinem Vormunde ganz erwünſcht zu ſeyn ſchien, und hauſ'te daſelbſt ſo gut, daß, als ich ein Jahr darauf mündig wurde, ich an 10,000 Franken für allerlei kleine Schulden zu bezahlen hatte, und mir keine fünfzehn Tauſend Franken mehr von der Erbſchaft übrig blieben; auch erfuhr ich während der Zeit, daß meine hübſche Schweſter unter der Hand verſchwunden, und, wie man glaube, mit weiß Gott was für einem Chevalier nach England gegangen ſey. Dies war die geringſte

meiner Sorgen, die hauptſächlich dahin gingen, mir in Paris eine recht angenehme und luſtige Exiſtenz zu verſchaffen. Die bezahlten Schulden gaben mir neuen Credit, ich ſetzte beſonders meine Garderobe auf einen eleganten Fuß, und ſuchte mich hier recht in die große Welt zu lanziren. Das Glück wollte mir ſo wohl, daß ich einer recht hübſchen reichen Wittwe gefiel, deren vor wenigen Monaten verſtorbener Gatte ihr ein Vermögen von 60,000 Franken Renten hinterlaſſen hatte. In einigen Monaten war ich Louiſens glücklicher Ehemann, und da wir uns beide recht innig liebten, ſo verlebten wir die angenehmſten Tage von der Welt, brachten die meiſte Zeit vergnügt auf einem in der Nähe von Paris gelegenen Landhauſe zu, das meiner Gattin gehörte, und lebten nur wenige Wintermonate in der Hauptſtadt in einem kleinen auserwählten Cirkel; meine Frau wußte mich von allem abzuhalten, was uns hätte verderblich werden können. Sie war ſehr vorſichtig in der Wahl ihres Umganges, wir empfingen und beſuchten nur geprüfte Freunde, meiſtens frühere Bekannte meiner Frau. Dies ruhige und heitere Leben währte einige Jahre, und ein paar liebenswürdige Kinder vermehrten unſer häusliches Glück.

Eines Abends lernte ich in einer glänzenden Soirée bei einer Tante meiner Frau, der Baronin Tellier, einen einnehmenden jungen Mann kennen, der ſich Vicomte de Saint-Roche nannte, und deſſen Unterhaltung, obgleich über ſehr alltägliche und nicht ſehr noble Gegenſtände, mich dennoch ſo zu ihm hinzog, daß ich von jetzt an deſſen Geſellſchaft immer mehr ſuchte. Auch er war noch nicht lange verheirathet und hatte eine hübſche, reiche Creolin zur Frau, der er mich vorſtellte. Wir wurden bald näher mit dem jungen Ehepaar bekannt, deſſen große Zuvorkommenheit meine Gattin ziemlich froſtig erwiederte, was jene aber nicht zu bemerken ſchienen, ſondern uns mit Artigkeiten überhäuften, und häufig beſuchten. Da ſich meine Frau fortwährend ſehr kalt gegen die freundlichen Leute benahm, ſo machte ich ihr einige Vorwürfe deßhalb; ſie antwortete mir: „Lieber Charles, ich fühle eine ganz eigene Abneigung gegen dieſe Perſonen, die ich mir nicht zu erklären vermag, aber es kömmt mir vor als ſähe ich die Störer unſers Glücks in ihnen, ich wünſchte wir mieden ſie; der Mann hat etwas in ſeinem Weſen das mir durchaus mißfällt.“

— Poſſen, liebe Louiſe, verſetzte ich, behandelte dies Vorgefühl meiner Frau als abergläubiſche Grillen, und ſuchte ſie zu bereden,

daß der Vicomte und ſeine junge Frau tout à fait Leute comme il faut ſeyen. Aber vergeblich; meine Frau ließ ſich ihre vorgefaßte Meinung nicht ausreden, und ſchien von einem wahren Abſcheu gegen den jungen Mann beſeſſen.

Ein paar Tage ſpäter nach dieſem Auftritt erhielt ich eines Morgens ein Billet von dem Vicomte, in welchem er mich auf eine ſo verbindliche Weiſe für denſelben Nachmittag zu einer Fahrt nach Verſailles einlud, daß ich es nicht gut abſchlagen konnte, und meine Neigung vermochte mich ohnehin zur Annahme derſelben. Ich zeigte das Billet meiner Frau, die mir es mit einem Seufzer zurückgab und ſagte: Thue was dir angenehm iſt, lieber Charles, aber ich werde nicht von der Parthie ſeyn, ohnehin leide ich an Kopfſchmerzen und habe einen unangenehmen, ſchweren Traum gehabt: Wir gingen beide längs einem furchtbaren Abgrund ſpazieren, auf einmal glittſt du aus, ich wollte dich zurückhalten, aber die Kräfte dazu mangelten mir, du riſſeſt mich mit dir hinab und wir ſtürzten beide in die bodenloſe Tiefe; ich erwachte, und der Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirne. —

Träumereien, Albernheiten, theure Louiſe, ſeit wann gibt ſich mein ſonſt ſo vernünftiges Weib dem Aberglauben hin? Meine Frau war jedoch nicht zu bewegen Theil an der Fahrt nach Verſailles zu nehmen und ſchützte Kopfweh vor. Der Vicomte kam gegen Mittag in einem eleganten Wagen mit ſeiner Gattin angefahren, uns abzuholen, und zugleich eine Anſtandsviſite zu machen. Louiſe, die in der That leidend ſchien, empfing ſie jedoch nicht und ich entſchuldigte ſie beſtens. Ich fuhr nun allein mit dem Vicomte und ſeiner Frau fort. Die Vicomteſſe war äußerſt aufgeräumt, wir ſcherzten, lachten, unterhielten uns auf das Angenehmſte, und blieben bei einem ſchwelgeriſchen Diner bis tief in die Nacht hinein, ſo daß ich erſt lange nach Mitternacht wieder in Paris eintraf, wo ich meine Frau noch wachend und mit verweinten Augen meiner ängſtlich harrend antraf. — Um nicht langweilig zu werden, will ich Ihnen in wenig Worten ſagen, daß ich von jetzt an von dem Vicomte und ſeiner artigen Frau ſo bezaubert war, daß ich keinen Tag mehr ohne ſie ſeyn konnte und auch meine Gattin nöthigte, deren Umgang wenigſtens nicht zu meiden. Einige Wochen nach dieſer Bekanntſchaft, nachdem ich einen Spazierritt mit dem Vicomte und ſeiner Frau gemacht, wir abgeſtiegen waren und die Pferde dem Bedienten übergeben hatten,

nahm mich derſelbe unter den Arm, führte mich bei Seite, während die Vicomteſſe die Treppen ihres Hotels hinanſtieg, und ſagte: Jetzt wollen wir noch einen Gang machen, der zu den kleinen Myſterien von Paris gehört; Sie werden mir es danken, Ihnen Bekanntſchaften zu empfehlen, die in das langweilige eheliche Alltagsleben doch einige Abwechslung zu bringen vermögen, und ohne welche das Leben für Männer wie wir ſind keinen Reiz haben würde.

Mit dieſen Worten führte mich mein Freund um eine Straßenecke, ſchob mich in einen Fiaker ohne nur meine Antwort abzuwarten, und rief dem Kutſcher zu: No. 113 Rue de Breda. Auf alle meine Fragen, was dies zu bedeuten habe, konnte ich keine andere Antwort erhalten, als: Geduld, Freund, Ihre Neugierde wird ſchnell befriedigt werden. Bald hielten wir an der bezeichneten Hausnummer ſtill: eine alte Portière, die meinen Begleiter als guten Bekannten begrüßte, empfing uns freundlich. Wir ſtiegen zwei Treppen hinan, der Vicomte klingelte, ein kleines Mädchen öffnete uns artig bewillkommend und ſagte: Mademoiſelle Adeline erwartet Sie ſchon ſeit einer Stunde, Herr Vicomte. Wir traten ein, und ein allerliebſtes kaſtanienbraunes Lockenköpfchen ſprang meinem Freund mit den Worten entgegen: „Aber du haſt lange auf dich warten laſſen und verdienteſt eine rechte Strafpredigt.“ — Die ich mit Geduld anhören will, jedoch ein andersmal, erwiderte der Vicomte, und ſetzte hinzu: wo iſt deine Freundin Emmeline? — Vor ein paar Minuten hat ſie mich verlaſſen, an Euerm Kommen zweifelnd und anderwärts dringende Geſchäfte habend. —

— Das iſt ärgerlich, ſprach der Vicomte, und nöthigte mich zum Sitzen. Es begann nun eine ziemlich frivole Unterhaltung zwiſchen den Beiden, die mir über deren Verhältniſſe zu einander keinen Zweifel mehr übrig ließ, und ich muß geſtehen, daß mich die aufgeweckte Munterkeit und die witzigen Einfälle des allerdings reizenden Mädchens, von dem jede Bewegung ungemein graziös war, entzückte. Ich nahm Theil an der Unterhaltung, und das Mädchen verſprach mir, nachdem ſie ſich ſammt dem Vicomte über mich luſtig gemacht daß ich mich ſo mit der alltäglichen ehelichen Koſt begnüge, für eine recht ſchöne Freundin zu ſorgen, was ich halb im Scherz halb im Ernſt ablehnte, jedoch verſprach die Schöne zu ſehen, da mich dieſes ja zu nichts ver-

bindlich mache. Sie nannte mir nun Emmeline, der ich durch Vermittelung des Vicomtes ſchon beſtens empfohlen ſey und die mich erwartet hatte. Wir mußten verſprechen noch denſelben Abend wieder zu kommen, damit ich die holde Schöne kennen lerne. Nachdem wir des Vicomtes Freundin, eine Lorette der feinſten Gattung verlaſſen hatten, ſuchte er mich durch Scherze und Aufziehen dahin zu ſtimmen, doch auch ein ſolches Nebenvergnügen mitzunehmen und ebenfalls ein artiges Mädchen zu unterhalten, was keine ſo ungeheuren Ausgaben mache und die das mannigfaltigſte Vergnügen gewähre. Ich ließ mich bereden die mir zugedachte Schöne wenigſtens in Augenſchein zu nehmen und fand mich zur beſtimmten Stunde mit dem Vicomte wieder bei Adelinen ein, die uns freundlich lächelnd empfing, eine Seitenthüre öffnete und ſagte: nun, Herr von Saint-Albe, ich hoffe Sie werden zufrieden ſeyn. Ein ſchön gewachſenes, hübſches Mädchen trat aus dem Kabinet, das ſie bei der Hand nahm und mir zuführte. Als wir uns bis auf ein paar Schritte genähert hatten, rief die Schöne mit einemmal laut aufſchreiend: Ach, mein Gott, Charles! und ich faſt eben ſo ſchnell, meine Schweſter Julie erkennend: Julie!

— Was zum Henker, das ſind alſo alte Bekannte, rief der Vicomte erſtaunt, und Adeline ſetzte etwas verblüfft hinzu: „nein ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen; wir wollen ihn Sitte lehren und er iſt vielleicht längſt unſer Meiſter.“ Ich gab meiner Schweſter ein Zeichen ſich nicht zu verrathen, und fiel mit den Worten ein: Allerdings, wir kennen uns ſchon ſehr lange, das thut aber nichts zur Sache, nicht wahr, mein Kind? und mich gegen den Vicomte und Adelinen wendend fuhr ich fort: — Thut uns den Gefallen uns nur ein paar Augenblicke allein zu laſſen, ich habe der Demoiſelle etwas von Wichtigkeit mitzutheilen. Adeline zerrte lachend den Vicomte in ein Seitenkabinet, und ich bat meine Schweſter auf einer Bergère neben mir Platz zu nehmen.

— Um Gotteswillen, Julie, wie kommſt du hierher, ſagte ich zu meiner Schweſter ſobald wir allein waren. Du verſchwandeſt, ohne daß es mir trotz allen Nachforſchungen bis jetzt möglich geweſen, deinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen. — Sie theilte mir nun mit großer Unbefangenheit und wie von ganz gleichgültigen Dingen ſprechend mit, daß ſie ihr Muſiklehrer ent- und verführt und dann in Paris verlaſſen habe, wo ſie ſeitdem verſchiedene alte und junge, reiche und vornehme Liebhaber gehabt,

mit denen ſie ein recht angenehmes Leben geführt, einige unter ihnen hätten ſie, andere hätte ſie verlaſſen, und da ſie gerade in dieſem Augenblicke vacant ſey, ſo habe ihr ihre Freundin Adeline verſprochen, für einen recht liebenswürdigen und generöſen Kavalier zu ſorgen, und nun wolle es der ſonderbarſte Zufall von der Welt, daß man ihr den eigenen Bruder zuführe. — Alſo eine Lorette in optima forma, ſagte ich im Innerſten empört zu ihr. — Und was weiter? Du glaubſt nicht, lieber Charles, was für ein ſorgenloſes, ungezwungenes und vergnügtes Leben wir führen. Wir beneiden wahrlich nicht die großen Damen in den Prachtkaroſſen, die oft die Mittel dazu hergeben müſſen, daß auch wir in eleganten Wagen Longchamp beſuchen, uns in die reichſten Stoffe und Spitzen kleiden und mit Brillanten ſchmücken können. — Ich ſah nun wohl ein, daß es mir nicht in einigen Stunden gelingen würde, dem unglücklichen Geſchöpf andere Grundſätze beizubringen und auf den Weg der Tugend und Reue zurückzuführen, da ſie mir auf meine Andeutungen deßhalb erwiderte: Ei, ei, ſeht doch den Herrn Bruder! er will den Sittenrichter ſpielen, und welchen Umſtänden und Grundſätzen verdanke ich es denn, daß wir uns wiederfinden? — Hierauf konnte ich freilich eben nicht mit großem Erfolge antworten. — Alles was ich erlangen konnte war, daß ſie mir verſprach, vorerſt keine neuen Bekanntſchaften anzuknüpfen, wenn ich für ihren reichlichen Unterhalt ſorgen wollte, wovon ich ihr ſogleich den Beweis gab, indem ich ihr meine mit Gold gefüllte Börſe zuſtellte. Ich rief nun das Pärchen im Kabinet herein, und Adeline ſagte eintretend und lachend: Nun, ſind wir einig geworden? — was ich bejahte, mich mit Julien empfahl, und ſie ſchon den andern Tag in eine anſtändige, von dem Lorettenquartier in dem ſie bisher gehauſt, entfernte Wohnung brachte. Ich gab mir nun alle erdenkliche Mühe, das Mädchen auf beſſere Wege zu bringen, ihr eine gräßliche Zukunft und ein elendes Alter auf das lebendigſte vormalend. Schon glaubte ich ſie auf dem beſſern Wege, als ich nach wenigen Wochen eines Morgens ein Billetchen von ihr erhielt, in welchem ſie mir ſchrieb, ſie habe ein ſo langweiliges Leben unmöglich länger ertragen können, ſie liebe ihre Freiheit und Unabhängigkeit, wolle das Leben genießen ſo lange es gehe, und ſey deßhalb in der vergangenen Nacht mit einem neuen Geliebten auf Reiſen gegangen, ich ſolle mich nicht bemühen ſie auf-

zuſuchen, da alle meine Nachforſchungen vergeblich ſeyn würden u. ſ. w. Verſtimmt eilte ich zu Adelinen, um vielleicht von dieſer etwas Näheres über Juliens Verſchwinden zu erfahren, aber ſie wußte mir nicht die mindeſte Auskunft über das unglückliche Mädchen zu geben, ſuchte mich ſchäkernd und ſpottend über meinen Verluſt zu tröſten und mich durch ihre muntere Ausgelaſſenheit zu erheitern. Der Vicomte kam hinzu, man nöthigte mich zum Frühſtücke zu bleiben und zog mich auf, daß ich mein Liebchen ihrem Umgang entzogen und ſo geheimnißvoll und ſicher recht wohl verwahrt habe. Dieſe Begebenheit hatte mich ſehr verſtimmt, die ſanften Verweiſe meiner Gattin über mein verändertes Benehmen erbitterten mich, ſtatt in mich zu gehen, ich ſuchte nur noch mehr Zerſtreuungen außerhalb des Hauſes, und fand ſie bald in — Adelinens Armen, die der Vicomte vernachläßigte; zu Hauſe, wo ich nur wehmüthige Geſichter ſah, ließ es mich nicht mehr raſten und bald führte ich ein eben ſo koſtſpieliges als wüſtes Leben. Der Vicomte war mein faſt unzertrennlicher Gefährte, wir taumelten von Gelage zu Gelage, und feierten Orgien mit den berühmteſten und berüchtigtſten Theaterprinzeſſinnen. Nothwendige Geſchäftsreiſen vorgebend, entfernte ich mich oft wochenlang von Haus, verlor große Summen im Spiel, das Lansquenet koſtete mich bald über hunderttauſend Franken, und ſo kam ich von Abweg zu Abweg. Hat man einmal die breite Heerſtraße des Laſters betreten, ſo geht es mit Rieſenſchritten voran. Bald waren meine Vermögensumſtände nicht mehr die beſten. Der Vicomte, der zum Theil mit aus meinem Beutel ſchöpfte, rieth mir nun an meine Finanzen wieder zu ordnen, Börſenſpekulationen zu machen, und bald ſaß ich bis an den Hals in Geldverlegenheiten, denn ſie mißlangen. Ich hatte Wechſel ausgeſtellt, konnte ſie an den Zahltagen nicht honoriren, Proteſt-, Gerichtskoſten und Wucherzinſen vervierfachten und verzehnfachten ſchnell meine urſprünglichen Schulden, und um mich aus dieſen dringlichen und entſetzlichen Verlegenheiten zu retten, verfertigte ich auf den Rath und das Zureden des Vicomte falſche Wechſel, die ich mittelſt glücklicher Börſenſpekulationen vor der Verfallzeit einzulöſen hoffte; aber die Sache ſchlug wieder fehl, ich vorlor, konnte die Differenzen nicht bezahlen, und noch vor der Verfallzeit wurde der Betrug mit den falſchen Wechſeln entdeckt, ich verhaftet und zu zwanzig Jahren

Galeerenſtrafe und Ausſtellung am Pranger mit Brandmarkung verurtheilt! —

Hier hielt der Forçat tief ſeufzend einen Augenblick inne, und fuhr dann fort. — Mein armes Weib konnte die Schmach nicht ertragen und ſtarb am Tage, in der Stunde meiner Brandmarkung; meine Kinder wurden in ein Armenhaus gebracht und ich nach Toulon abgeführt. Hier angekommen wurde ich mit einem der ſcheußlichſten Verbrecher, einem gefährlichen Raubmörder, der ſchon lange die Straßen von Paris unſicher gemacht, und ein ausgelernter Gauner in allen Laſtern und Diebskniffen, auch ſchon einigemal entſprungen war, zuſammengeſchmiedet. In den erſten Tagen meiner Strafzeit war ich in ein dumpfes Hinbrüten verſunken und verrichtete mechaniſch alles, was mir zugemuthet und anbefohlen wurde; bald aber brachte mich der furchtbare Einismus und die Rohheit meines Kettenkameraden wieder zum Bewußtſeyn und nun fühlte ich das Entſetzliche meiner Lage. An dieſen durch und durch faulen Ausbund aller Laſter gekettet, wollte ich ihm anfangs widerſtreben und ihm widerſtehen, ſah aber bald ein, daß ich meine Lage dadurch nur zehnfach verſchlimmerte, bald gab ich ſeinem Einismus und der Art Lebensphiloſophie, die er ſich geſchaffen, Gehör; er prägte mir beſonders den Grundſatz ein: die menſchliche Geſellſchaft hat uns für immer ausgeſtoßen, behandelt uns als ihre gefährlichſten und nichtswürdigſten Feinde, warum ſollten wir nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, und uns rächen und ihr ſchaden wo und wie wir es nur können, und ſo blutig und grauſam als wir es nur immer vermögen? Die ſchreckliche Behandlung, die mir auf der Galeere zu Theil wurde, die alle Menſchlichkeit bei Seite ſetzt, der tägliche Umgang mit den abgehärtetſten und eingefleiſchteſten Verbrechern machte, daß auch in meinem Buſen bald kein anderes Gefühl, als das der unverſöhnlichſten Rache Raum fand, und mit Gleichgültigkeit der Erzählung der ſcheußlichſten Thaten zuhörend, deren man ſich hier täglich mit einer Art von Stolz rühmte, und mit meinem Kettenkameraden, der ohnehin manchen beſſern Biſſen mit mir theilte, den er durch Arbeiten verdiente die ich nicht zu leiſten vermochte, bald einverſtanden, ſannen wir nur noch auf Mittel, unſere Befreiung zu bewerkſtelligen, indem wir uns gegenſeitig vornahmen, wenn uns dieſe gelungen, vor nichts zurückzubeben, was unſere Pläne fördern und uns ein behagliches und genußreiches Leben verſchaffen könne. Meine Kinder

waren bereits zu ihrem Glück im Armenhaus geſtorben, ich hatte nichts mehr was mich noch an die menſchliche Geſellſchaft feſſeln konnte, und nahm keinen Anſtand mich gegen dieſelbe zu verſchwören. Mein Kamerad hatte ſchon längſt Verbindungen mit einer alten Kupplerin die in der Stadt Toulon wohnte, welcher er von Zeit zu Zeit die im Arſenal geſtohlenen Gegenſtände durch die Zwiſchenträgerei freier Arbeiter zukommen ließ und dafür einige Sous erhielt. Durch denſelben Kanal hatte er ſich Uhrfedern zu verſchaffen gewußt, die er in ſeinen hölzernen Schuhen verbarg, und mit deren Hülfe er die eiſernen Ringe, welche uns an die Ketten feſſelten, durchſägen wollte. Die alte Marthe, ſo hieß das Weib, war von dem Projekt unſerer Entweichung in Kenntniß geſetzt und verſprach alles vorzubereiten, um unſere Flucht aus Toulon möglich zu machen. Das Schwierigſte war das Entkommen aus dem Arſenal, doch auch hier wußte Roſſier, ſo nannte ſich mein Kettenkamerad, Rath und verſprach für Uniformen und Dienſtmützen zu ſorgen, vermittelſt deren uns die Wachen ungehindert paſſiren laſſen würden. Als wir Tag und Stunde unſerer Entweichung feſtgeſetzt hatten, ſägte mein Gefährte unſere Ringe in der vorhergehenden Nacht durch; wir begaben uns mit Tagesanbruch in einen offenen Schoppen, in welchem mehrere leere Tonnen ſtanden, aus einer derſelben langte er die zu unſerer Verkleidung nöthigen Montirungsſtücke nebſt zwei Dolchmeſſern hervor, die wir mit den Galeerenkleidern, hinter den Fäſſern verſteckt, vertauſchten, und ſodann nach dem Morgenkanonenſchuß das Arſenal ungehindert verließen, uns zur alten Marthe begebend, wo wir abermals unſere Kleidung mit der bürgerlichen Tracht gewöhnlicher Arbeiter wechſelten. Aber während wir noch damit beſchäftigt waren, hörten wir ſchon die Allarmſchüſſe fallen, welche unſere Flucht verkündeten. Wir hatten gehofft die Stadt noch früher verlaſſen zu können, weil dann die Thorwachen keine Aufmerkſamkeit auf die Paſſanten verwendet haben würden; da aber dies fehlgeſchlagen, ſo mußten wir uns ſo gut als möglich ſo lange in der Stadt zu verbergen ſuchen, bis ſich eine paſſende Gelegenheit finden würde dieſelbe zu verlaſſen. Zur größeren Sicherheit trennten wir uns, und Marthe brachte mich bei einer öffentlichen Dirne unter, auf die ſie ſich vollkommen verlaſſen konnte. Die Vorſicht war nicht überflüſſig, denn es dauerte nicht lange, ſo hielten Polizei und Gensdarmen Hausſuchungen in allen verdächtigen Häuſern

und bei meiner Beſchützerin, die allein in einer Manſardenſtube wohnte. Als ſie die Gendarmen gewahrte, hieß ſie mich ſchnell durch ein Hinterfenſter auf das Dach ſteigen, und ſo lange auf demſelben hinter einem Schornſteine verborgen bleiben, bis ſich der unwillkommene Beſuch wieder entfernt haben würde. Ich befolgte ihr Geheiß, und während dieſe Hetzhunde der Polizei alles in der Kammer des Mädchens durchſtöberten, ſaß ich über ihnen hinter dem Rauchfange gekauert. Nach einer guten Viertelſtunde entfernten ſie ſich wieder, ich ſtieg zum Fenſter herein und nahm in aller Ruhe ein Frühſtück, welches mir Pauline, ſo hieß das Mädchen, zubereitet hatte. Wir kamen nun überein, daß ich in der Abenddämmerung an ihrem Arm die Stadt, durch die Porte royal gehend, verlaſſen, und vor derſelben meinen Kameraden treffen ſollte. Das Mädchen, welches gegen Mittag ausgegangen war einige Einkäufe zu machen, brachte mir jedoch die Nachricht, daß Roſſier bei Marthen erwiſcht und nun Beide, Erſterer nach einer verzweifelten Gegenwehr, verhaftet worden ſeyen. Dies beunruhigte mich, indem ich fürchtete, daß das eine oder das andere meinen Aufenthalt verrathen könne; Pauline ſagte jedoch, daß ſie für Marthe gut ſtünde und auch mein Kamerad hinſichtlich meiner nichts verrathen haben könne, weil man ſie ſonſt ſchon wieder mit einem Beſuch beehrt haben würde, und er nun vor dem kommenden Tag nicht wieder in das Verhör komme; zur Fürſorge aber wolle ſie mich indeſſen zu einer Freundin führen, bei der ich bis zur Dämmerung verweilen ſollte. Hier blieb ich in der That ungeſtört bis zur erſehnten Stunde, wo es mir mit Hilfe der Dirne gelang, glücklich, wenn auch mit hochklopfendem Herzen, durch das Thor zu paſſiren, an welchem gerade in dieſem Augenblicke die Wache von dem Stabsoffizier inſpizirt wurde, weßhalb man wenig auf uns achtete. Die Stadt im Rücken, nahm ich Abſchied von meiner dienſtwilligen Wirthin, verdoppelte meine Schritte und verbarg mich bis zum Einbruche der völligen Nacht, um dann, durch dieſe Freundin aller ſchwarzen Thaten begünſtigt, die Straße zu gewinnen, die nach Marſeille führte. Nachdem es völlig dunkel geworden war, eilte ich bis zwei Uhr nach Mitternacht unaufhaltſam voran, ruhte dann ein paar Stunden und ſetzte mit Tagesanbruch meinen Weg fort. Zwiſchen Marſeille und Toulon, wenn man den Flecken Beauſſet paſſirt iſt, kommt man nach etwa einer Stunde an eine Felſenſchlucht, deren ſenkrechte, ſteile, ineinander geſchobene, himmelhoch

emporſtrebende ganz kahle Wände dem Wanderer den Eingang zur Hölle vermuthen laſſen und einen nicht zu beſchreibenden Eindruck machen. Ein wilder Bergſtrom rauſcht und brauſt den größten Theil des Winters in ſchäumend tobenden Wellen in den Tiefen dahin, iſt aber im Sommer ein kaum bemerkbares Bächlein. Kein Baum, kein Gebüſch, keine Staude, kein grünendes Plätzchen erquickt das Auge in dieſer grauenvollen Schlucht, die durch zwei nackte ſenkrechte Felſenreihen eingeſchloſſen iſt, welche oft die ſeltſamſten und groteskeſten Formen annehmen, bald ſcheinen ſie jeden Augenblick dem Einſturz drohende Ruinen, bald Thürme, Koloſſe, Obelisken ꝛc. Kein lebendes Weſen läßt ſich in dieſer von der übrigen Welt abgeſchloſſenen Oede blicken, und nur das düſtere Geheul eines Uhus oder der lugubere Schrei eines Raubvogels läßt ſich von Zeit zu Zeit in der eine ganze Stunde langen aber engen Schauerſchlucht vernehmen. Dieſe Gegend ſtimmte ſo ganz mit dem was in meinem Innern vorging überein. Ungefähr in der Mitte derſelben ſah ich einen wohlgekleideten Reiter auf einem ſtattlichen Pferde auf mich zukommen, deſſen ganzes Ausſehen Wohlhabenheit verrieth, und vermuthen ließ, daß er nicht ohne eine bedeutende Baarſchaft ſey. Ein angeſchwollener Mantelſack war hinter ihm auf dem Rücken des Pferdes befeſtigt. Ich war aller Geld- und Hilfsmittel entblößt, hatte keine zwanzig Sous in der Taſche, und ſchnell ſtieg der Gedanke in mir auf: dieſer Menſch führt bei ſich was dir mangelt, der Teufel liefert ihn dir in die Hände, dieſe Gelegenheit darfſt du nicht entwiſchen laſſen. Ich griff nach meinem Dolchmeſſer, und als der Reiter ſich mir bis auf einen Schritt genähert hatte, that ich eine unbedeutende Frage, den Weg betreffend, an ihn um ihn ſein Pferd anhalten zu machen, und während er mir antwortete, hob ich ihn, ſeinen rechten Fuß packend, mit aller Kraft meines Armes aus dem Sattel, ſo daß er von der linken Seite vom Pferde herabſtürzte, dem ich in die Zügel fiel, mich dann auf den am Boden liegenden Mann ſtürzte und ihm mit ſteigender Wuth acht bis zehn Stiche in Bruſt, Hals und Herz beibrachte. Nachdem ich mich überzeugt hatte, ihm genug gegeben zu haben, um ihn für immer ſprachlos zu machen, und mich in den Beſitz ſeiner Uhr und Börſe geſetzt hatte, ſchwang ich mich auf ſein Pferd, jagte in geſtrecktem Galopp den Weg den ich gekommen war zurück, und ſchlug nun, ſtatt die Straße nach Marſeille zu verfolgen, die nach Aix ein, wo ich gegen

Mittag mit meinem ſchweißtriefenden Roß ankam, und in dem Hotel du Cours abſtieg. Mein Pferd laut eine Schindmähre ſcheltend, die mir nicht geſtattet habe, die wegen meinem ſich in Avignon auf dem Todtbette befindenden Vater nothwendiger Weiſe ſogleich fortzuſetzende Reiſe zu beendigen, äußerte ich dabei den Wunſch, das Pferd a tout prix verkaufen zu wollen und in einem Wagen die Reiſe fortzuſetzen. Es fand ſich auch bald ein Jude ein, der, hinſichtlich der Untauglichkeit des Thieres völlig mit mir einverſtanden, mir 200 Franken für daſſelbe bot, es war wenigſtens 1200 werth. Wir wurden nach wenig Worten des Handels für 250 Franken einig, und ich eilte in einem Wagen weiter zu kommen. Noch denſelben Tag kam ich in Avignon an, von wo ich mich aber, einen andern Wagen nehmend, ſogleich weiter begab und nun den Weg nach Spanien einſchlug. In Montpellier las ich in einem Kaffeehaus die Nachricht, daß man die Leiche des reichen Kaufmanns Fourrier aus Marſeille, der Wohlthäter aller Armen dieſer Stadt, von zehn Dolchſtichen durchbohrt und beraubt in dem Thal von Ollioules gefunden habe. Das Signalement ſeines Pferdes war dabei genau angegeben, und man forderte die Behörden auf, ein aufmerkſames Auge darauf zu haben. Ich eilte nun ſchnell von Montpellier nach Cette, in deſſen Hafen ich eine zum Abfahren nach Barcellona bereite ſpaniſche Felukke vorfand. Schnell war ich mit dem Capitain derſelben hinſichtlich der Ueberfahrt meiner Perſon einig, wir ſegelten zu meiner großen Zufriedenheit noch in derſelben Nacht ab und kamen nach ungefähr acht und vierzig Stunden glücklich in Barcellona an. Hier las ich nach ein paar Tagen in einem franzöſiſchen Journal das Signalement desjenigen, der das Pferd des ermordeten Fourriers in Aix verkauft, alſo das meinige, mit ziemlicher Genauigkeit angegeben, nebſt der Vermuthung, daß der Mörder ein entſprungener Galeerenſclave aus Toulon ſey. Ich hielt mich nun ſelbſt in Barcellona nicht mehr ſicher, und nahm mir vor, einen Aufenthalt mehr im Innern Spaniens aufzuſuchen. Ich packte die wenigen Habſeligkeiten, die ich in Fourriers Mantelſack gefunden, den ich ſchon auf dem Wege nach Avignon ausgeleert hatte, und die meiſtens in etwas feiner Wäſche beſtanden, einige Bücher und was mir unnütz ſchien hatte ich ſammt dem Mantelſack auf ein Feld an der Landſtraße geworfen, zuſammen, ſchnürte mein Bündel und machte mich auf den Weg nach Hoſſalrich. Schon längſt war der letzte

Wiederſchein der feurig goldnen Strahlen der untergegangenen Sonne hinter dem Berge Montſerrat verſchwunden, als ich in einem aus armſeligen Hütten beſtehenden Weiler ankam, und an einer derſelben, aus der noch ein mattes Licht ſchimmerte, anklopfte. Ich mußte das Klopfen einigemal wiederholen, bevor man ſich be⸗quemte mir zu öffnen. Ein hübſches ſchwarzäugiges, etwa zwanzig Frühlinge zählendes Mädchen, von deſſen etwas ſonnverbrannten rothbraunen Wangen noch einige Thränentropfen gleich Perlen herabrollten, trat mir entgegen, und fragte mich mit ſchüchterner Stimme, was ich begehre? — Herberge für dieſe Nacht, war meine Antwort. — Das Mädchen ſchien jedoch vor mir zu erſchrecken und ſah mich mit mißtrauiſchen Blicken an. Ich wandte alles an, ſie zu beruhigen, und gab mich für einen Schiffbrüchigen aus. Sie ſchützte ihre Armuth vor, und daß ſie auch nicht ein Stückchen Brod habe, das ſie mir anbieten könne, indem ſie nicht einmal wiſſe, wie ſie den kommenden Tag ihren Hunger ſtillen ſolle. — Sey unbeſorgt, liebes Kind, wenn es weiter nichts iſt, ſo hat mich am Ende dein guter Stern hierher geführt, ſo ganz kahl hat mich das Waſſer nicht ausgeſpieen! und mit dieſen Worten warf ich ein Goldſtück auf ein kleines hölzernes Tiſchchen, das nebſt einer Bank, einem Schemel und einem erbärmlichen Bett das ganze Ameublement der Hütte ausmachte. Auf meine Bitten ſorgte ſie nun für ein frugales Abendeſſen, an dem ſie Theil nahm, von Zeit zu Zeit einen Schmer⸗zensblick auf ein über dem Tiſch an der Wand hängendes Madon⸗nenbild werfend, das mit verwelkten Blumen umkränzt war, und vor dem ein Lämpchen ſparſam brannte. Als Hunger und Durſt geſtillt, wurden wir geſprächiger; das Mädchen fragte mich um Namen und Stand, ich erwiederte ihr, daß mein Name Latouche und ich von guter Familie ſey, welche dem alten legitimen Königshaus zu⸗gethan, und daß, wegen unvorſichtiger Aeußerungen von den Scher⸗gen des korſiſchen Tyrannen verfolgt, ich mich zu dem heldenmüthi⸗gen Volke der Spanier geflüchtet habe, wo mich mein Glücksſtern zu ihr geführt, ſagte ihr auch, daß, wenn ſie mir geſtatten wolle ein paar Tage bei ihr zu weilen, dies ihr Schaden nicht ſeyn würde. Das Mädchen hatte mir mit Aufmerkſamkeit zugehört, und ſchien nicht den mindeſten Zweifel in die Wahrheit meiner Erzählung zu ſetzen; ich bat ſie nun auch um Mittheilung ihrer Verhältniſſe, und ſie ſagte mir, daß ſie ſich Roſa⸗Maria nenne und ....

— Was zum Henker, Roſa-Maria? fiel hier Michel dem Erzähler ins Wort.

— Was ficht Dich an, unterbrach ihn der Hinkende, der ſich wieder zu ihm geſellt hatte, der Menſch ſpricht von Begebenheiten, die vor mehr als dreißig Jahren ſtattfanden.

— Ja ſo. Nun weiter.

— Daß ſie die Tochter unbemittelter Handwerker aus Lerida und, kaum fünfzehn Jahre alt, in die Dienſte eines vornehmen franzöſiſchen Ausgewanderten getreten ſey, den ſie mit aller Treue und Liebe bedient, und beſonders während ſeiner letzten Krankheit auf das ſorgfältigſte verpflegt habe, wofür ſie derſelbe zur Erbin aller ſeiner Habe eingeſetzt, die freilich ſehr unbedeutend geweſen, ſo daß ſie kaum anderthalb Jahre mit der größten Sparſamkeit vom Erlös der hinterlaſſenen Effekten habe leben können, daß ſie vor einigen Wochen den letzten goldenen Ring verkauft, und jetzt nur noch eine kleine Chatoulle von Cedernholz habe, welche Papiere des Verſtorbenen enthalte, die er ihr ſehr dringend empfohlen, die aber gar keinen Werth für ſie hätten. Jetzt ſey ſie gerade am Ende ihrer Hilfsquellen, habe auch, obſchon ſie ſich ſehr dringend darum bemüht, keinen Dienſt in dem nahen Hoſſolrich bekommen können, weil man ihr es verarge, ſo lange mit einem Franzoſen gelebt zu haben, und dies mache ſie ſehr unglücklich. — So endigte ſie ihre Erzählung unter Thränen. Ich ſprach ihr Muth ein, ſagte ihr, daß ich noch im Beſitze einiger Mittel ſey, ich hatte ja in des Ermordeten Börſe einige fünfzig Stück Napoleon gefunden, und daß, wenn wir uns erſt näher kennen lernten, wir vielleicht finden würden, daß wir zueinander paßten. Roſa-Maria blickte mich nun mit ihren Feueraugen groß an, als wollte ſie mich fragen, ob dies mein Ernſt ſey, und ich bejahte es mit einem Händedruck. — Ich war müde, die Nacht auch ſchon ziemlich vorgerückt, und Roſa-Maria bereitete mir in einem andern Winkel der Hütte ein Lager von wälſchem Stroh, einem Kiſſen und einer Decke, die ſie ihrem Bette entnahm, in dem wenig mehr übrig blieb. Den kommenden Tag wurden wir jedoch ſchon ſo vertraut, daß wir das Lager nicht mehr theilten. Eines Morgens, wenige Tage nach meiner Ankunft als ſie mir beim Ankleiden behilflich war, rief ſie auf einmal aus: mein Gott, was haſt du denn da, lieber Charles! auf meine rechte Schulter deutend. Ein Schauder fuhr mir durch alle Glie-

der, denn es war das Zeichen meiner Brandmarkung, ein **T. F.** was ſie wahrgenommen hatte, ich faßte mich jedoch ſchnell und erwiederte: Es iſt nichts, mein Kind, eine Albernheit; bei uns Franzoſen iſt es unter dem Militär häufig der Gebrauch, ſich Bilder, Buchſtaben, allerlei Zeichen in die Haut zu ſtechen und mit Pulver einzuätzen, ſo habe auch ich mir dieſes Zeichen wie noch andere Spielereien einbrennen laſſen. Hiebei ſtreifte ich den linken Aermel des Hemdes in die Höhe, und zeigte ihr zwei eingeätzte Säbel, eine Krone und einen Hund, die mir mein Kettenkamerad auf der Galeere eingebrannt hatte. Das Mädchen ſtaunte die Bilder an, und begnügte ſich mit der erhaltenen Antwort. Eine gegenſeitige Zuneigung hatte ſich bald zwiſchen uns entſponnen und wurde täglich inniger. Eines Tages gab mir Roſa-Maria das ihr von ihrem verſtorbenen Herrn ſo ſehr empfohlene Kiſtchen, ich öffnete es und fand in demſelben Dokumente, welche den Adel des alten Hauſes der Grafen Pontois von St. Helene bewieſen, ſodann Offizierspatente, welche dem letzten in Spanien verſtorbenen Sprößling dieſes Hauſes perſönlich angehörten, bei dem Roſa-Maria gedient hatte, nebſt noch einigen andern Papieren und Briefen, aus denen ich die früheren Verhältniſſe des Verſtorbenen erſehen konnte. — So ökonomiſch wir auch lebten, ſchmolz meine Baarſchaft doch täglich mehr zuſammen, und den Zeitpunkt in welchem es damit zu Ende gehen würde nicht ſehr ferne ſehend, mußte ich auf unſern weitern Unterhalt denken. Der bekannte Mina war damals Oberſt der ſpaniſchen Inſurgenten und leitete die Operationen der Guerillas, er befand ſich in der Gegend von Ildefonſo in Altkaſtilien; ich beſchloß, mich zu ihm zu begeben, ihm meine Dienſte anzubieten und mich für den Grafen von St. Helene auszugeben, deſſen Papiere in meinem Beſitz waren; ſo war ich ſicher, als Franzoſe kein Mißtrauen bei ihm zu erregen, da die aus der Gegend von Soiſſons ſtammende Familie der Grafen Pontois von St. Helene wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon bekannt und ausgewandert war, und ich konnte auch als der angebliche Erbe dieſes Hauſes, deſſen letzter Sprößling ganz unbemerkt in der Abgeſchiedenheit geſtorben, auf eine gute Anſtellung rechnen. Ich theilte mein Vorhaben Roſa-Maria mit, welches deren Beifall erhielt, und an einem ſchönen Morgen, etwa fünf Wochen nach meiner Ankunft in Spanien, machte ich mich mit meinem Mädchen,

die bewußten Papiere mitnehmend, auf den Weg nach Ildefonſo. Ich fand Mina in einem Dorf unfern dieſer Stadt, wo er gerade mit noch andern Guerillasführern Kriegsrath über die demnächſt zu machenden Operationen hielt. Ich ließ mich bei ihm als Graf Pontois melden, wurde ſogleich vorgelaſſen, theilte ihm mit, daß ich ſchon als Kind Frankreich mit meiner Familie verlaſſen, ſchon in der Armee des Königs von Spanien in Amerika mit Auszeichnung gedient, namentlich bei den Gefechten von Buenos Ayros geweſen, aber Krankheitshalber das Heer in Amerika habe verlaſſen müſſen und wieder nach Europa zurückgekehrt ſey. Alle dieſe Ausſagen war ich mit den beſten ſchriftlichen Dienſtzeugniſſen zu belegen im Stande, die ich Mina überreichte, und drückte dabei den Wunſch aus, in dem ſpaniſchen Inſurgentenheer gegen den korſiſchen Uſurpator und ſeine Räuberhorden kämpfen zu dürfen. Mina und noch mehrere Stabsoffiziere, denen er meine Papiere zum Durchſehen gegeben, prüften dieſelben, fanden alles in der beſten Ordnung, und ich erhielt ſogleich das Verſprechen, vorerſt mit Hauptmannsrang in dem Heer angeſtellt zu werden. Noch denſelben Tag las ich in einem franzöſiſchen Journal zu meiner großen Verwunderung, daß man Fourriers Mörder, einen Kaufmann Namens Dürand aus Arles, bei dem man des Ermordeten Portefeuille und einige ihm zugehörende Papiere gefunden, verhaftet, und die Jury, trotz dem hartnäckigen Leugnen des Mörders, das „Schuldig“ über ihn ausgeſprochen, da die untrüglichſten Beweiſe ſeines Verbrechens vorgelegen hätten, und er ſich ſelbſt mehrmals widerſprochen habe. — Abermals ein Juſtizmord durch die Jury, rief ich aus, und dachte: deſto beſſer für mich. Zufällig brachte ich wenige Tage nach meiner Anſtellung durch einen Ueberläufer der franzöſiſchen Truppen vom Regiment Iſenburg in Erfahrung, daß man dieſer Tage in Segovia einen bedeutenden Transport an Geld und militäriſchen Effekten erwarte, deſſen Werth weit über eine Million Piaſter betrage, und der für die franzöſiſchen Truppen daſelbſt beſtimmt ſey. Ich machte dem Mina ſogleich Anzeige davon und erbot mich zu deſſen Wegnahme, wenn man mir ein paar Hundert Mann zu dieſem Zwecke zur Verfügung ſtellen wolle. Dies wurde mir bewilligt, doch behielt ſich Mina die obere Leitung dieſer Expedition vor, die über alle Erwartung glücklich ablief. Wir legten uns jenſeits Segovias an der Straße auf welcher der Transport paſſiren mußte in Hinterhalt, überfie-

len die Bedeckung deſſelben, die größtentheils nach einer kurzen aber muthigen Gegenwehr niedergemacht wurde, und machten einen reichen Fang aus den den Franzoſen zugedachten und von dieſen mit großer Sehnſucht erwarteten Geldern und Effekten. Dieſes ſo glücklich gelungene Wagſtück trug nicht wenig dazu bei, Minas Anſehen zu vermehren, und die Centraljunta that ihm ihre Zufriedenheit durch höhere Beförderung kund, er wurde bald darauf von der Regierung zu Cadix zum Brigadier ernannt. Aber auch auf mich hatte dieſe Begebenheit die beſte Rückwirkung: der erkenntliche Brigadier ſtellte mich definitiv bei den unter ſeinen Befehlen ſtehenden Regimentern an, und da ich bald Gelegenheit hatte mich in mehreren Gefechten hervorzuthun, ſo erhielt ich den Orden von Alcantara, etwas ſpäter den St. Wladimirorden, und wurde zum Stabsoffizier befördert. — Nachdem der erſte Pariſer Frieden auch dem Krieg in Spanien ein Ende gemacht, Europa nach beinahe fünf und zwanzigjährigen Kriegen die Ruhe wieder zu geben verſprach, und Ludwig **XVIII.** den Thron ſeiner Väter beſtiegen hatte, kehrte auch ich mit ehrenvollem Abſchied und Zeugniſſen nach Frankreich zurück. Kurz nach meiner Ankunft zu Paris bat ich den Monarchen um eine Audienz, die mir auch ohne große Schwierigkeit bewilligt wurde. Ich ſtellte mich dem König als den letzten Sprößling des alten Hauſes Pontois vor, wußte ihm mit ſo lebhaften Farben das durch die Revolution erlittene Unglück dieſes Hauſes zu ſchildern, und verſicherte Ludwig **XVIII.**, daß ich von jetzt an alle meine Kräfte dem rechtmäßigen Herrſcher Frankreichs zu widmen, für dieſen mein Blut und Leben zu wagen jeden Augenblick bereit ſey, ſo daß der Monarch hievon ſehr gerührt, mir ſogleich eine bedeutende Unterſtützung in Geld bewilligte, deren ich bedürftig war. Er verſicherte mich zu gleicher Zeit ſeines Schutzes und verſprach mir für mein weiteres Fortkommen ſorgen zu wollen; auch ſeine Umgebungen hatte ich zu gewinnen und in hohem Grade für mich einzunehmen gewußt, mein Lob erſcholl aus jedem Munde und man bedauerte allgemein mein hartes Geſchick.

Während ich einer glänzenden Zukunft und ſtündlich einer guten Anſtellung entgegenſah, auch öfters an der königlichen Tafel ſpeiste, kam auf einmal die Nachricht von der Landung Napoleons in Frankreich zu Paris an. Der König flüchtete nach Gent, wohin auch ich ihm mit ſeinen Getreuen folgte, Roſa-Maria vorerſt in Paris zurück-

laſſend, und ihr verſprechend, daß ſobald ich wiſſe was aus mir geworden, ich mich wieder mit ihr vereinigen wolle. In Gent war ich täglich um den König und an ſeiner Seite, ſetzte mich immer mehr in ſeine Gunſt und in die ſeiner hohen Verwandten, und er verſprach mir, mich fortwährend mit Geld unterſtützend, meiner ungewiſſen Lage ein Ende zu machen, ſobald er wieder im Beſitz ſeines Thrones ſeyn würde. — Dies war wie bekannt bald nach der Schlacht bei Waterloo der Fall. Ludwig **XVIII.** hielt Wort, er überhäufte mich mit Gnadenbezeugungen und Wohlthaten, ernannte mich zum Obriſtlieutenant der 72ſten Legion, die in Paris in Garniſon ſtand, und machte mich zum Offizier der Ehrenlegion und zum Ritter des heiligen Ludwigordens; ich befand mich bald in dem Beſitze eines prächtig eingerichteten Hotels, hatte glänzende Equipagen, war immer ein willkommener Beſuch in den Tuilerien und in den erſten Häuſern im Faubourg St. Germain, und faſt das Schooßkind der Damen am Hof und der hochadeligen Welt. — Roſa-Maria hatte ich ebenfalls eine bequeme Wohnung, jedoch in einem andern Stadttheile eingeräumt, beſuchte ſie noch von Zeit zu Zeit, nahm mir jedoch vor, mich ſobald als möglich ganz von ihr loszuſagen, da mir jetzt ſchon das Projekt, durch eine Verbindung mit einer der edelſten Familien Frankreichs mein Glück noch feſter zu gründen, im Kopf ſpukte. Bisweilen kam mir der Gedanke, das Mädchen und mit ihr das einzige Hinderniß meiner ehrſüchtigen Pläne aus der Welt zu ſchaffen, doch vermochte ich es nicht über mich zu gewinnen auch noch dieſe Mordthat zu begehen, es war nicht gerade Mitleid oder Mangel an Entſchloſſenheit, was mich von dieſer That zurückhielt, denn der Aufenthalt und Umgang auf den Galeeren hatte mich gelehrt alle und jede Rückſichten außer Augen zu ſetzen, ſobald es der eigene Vortheil und die eigene Sicherheit erheiſchten, und gleichgültig war es mir, daß ein Unſchuldiger meinen Mord an Fourrier mit ſeinem Leben hatte büßen müſſen. Von Gewiſſensbiſſen verſpürte ich damals noch nicht das Mindeſte, mein Gewiſſen war auf der Galeere ſo verhärtet, als meine Seele verſtockt geworden, es war ein gewiſſes Etwas, eine Art Vorgefühl, daß mir das Mädchen vielleicht noch einmal große Dienſte erweiſen könne, was mich abhielt ſie zu tödten. Indeſſen mußte der Sache ein Ende gemacht und das Verhältniß völlig abgebrochen werden, wenn ich meine hochfahrenden Abſichten errei-

chen wollte. Eines Abends eröffnete ich Roſa-Maria, daß wir uns für immer trennen müßten, ſtellte ihr einige Tauſend Franken zu, und gab ihr den Rath, ſich gleich ſo vielen andern, die dadurch nicht weniger unglücklich ſeyen, dem Handwerk der Loretten hinzugeben, reiche Einfaltspinſel auszuziehen, und ſo ein luſtiges und bequemes Leben zu führen. — Das Mädchen ſah mich erſt ſtarr an, als wollte ſie mich fragen ob dies mein Ernſt ſey? und als ich ihr dies auf das Unzweideutigſte zu verſtehen gab, gerieth ſie in Verzweiflung, rang die Hände, warf ſich mir zu Füßen, umklammerte meine Kniee, bat mich ums Himmelswillen und bei allem was mir heilig ſey, ſie nicht zu verlaſſen, wenigſtens nicht ganz von mir zu ſtoßen. Ich ſtieß ſie jedoch kalt und hart zurück, indem ich ihr ſagte, daß ſolch Komödienſpiel keinen Eindruck auf mich mache, und ihr bei meinem höchſten Zorn verbietend ſich ferner im Geringſten um mich zu bemühen, oder mich zu incommodiren, indem dies ihren Untergang unfehlbar herbeiführen würde, verließ ich ſie und eilte davon. — Zwei Tage darauf las ich in den Journalen, daß man die Leiche eines jungen Mädchens in der Seine unterhalb dem Pontneuf gefunden, und in die Morgue gebracht habe. Nach der Beſchreibung derſelben zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß es Roſa-Maria geweſen, und dachte bei mir ſelbſt: deſto beſſer, ging, um mich völlig zu überzeugen, in die Morgue, aber ſie hatte ſchon andern Leichen Platz machen müſſen, und war nicht mehr da. Ich eilte nun in ihre Wohnung, und den Portier befragend, theilte mir dieſer mit, daß die Demoiſelle nach der ich frage ſeit drei Tagen verſchwunden ſey. Ich glaubte nun meiner Sache völlig gewiß und völlig ruhig ſeyn zu können, und dachte nun an nichts weiter, als baldmöglichſt eine glänzende eheliche Verbindung einzugehen. Ich trieb mich zu dem Ende in den glänzendſten Cirkeln der großen Welt herum, wurde überall als ein Schützling des Königs auf das zuvorkommendſte aufgenommen, und war nach einigen Wochen wirklich der glückliche Verlobte eines reizenden jungen und liebenswürdigen Fräuleins aus dem uralten Hauſe der Montmorency. Der Hof und das ganze Faubourg St. Germain nahmen den größten Antheil an dieſer Verbindung, und Iſabella, der Name meiner Braut, wurde wegen des Glückes, den ſo allgemein geehrten und von Sr. Majeſtät ſelbſt protegirten Grafen Pontois von St. Helene zum Gatten zu erhalten, von faſt allen heirathsluſtigen

Damen der großen Welt und ihren Müttern beneidet. — Ich ſchwamm im Glück, und ſah alle meine Wünſche, meine kühnſten Träume in Erfüllung gehen, mich, den ehemaligen Forçat, als ein angeſehener Mann im Staat, vielleicht noch einmal Miniſter. Aber ich habe irgendwo geleſen, das Glück gleiche einer Nadelſpitze; will man ſich feſtſetzen, ſo ſpießt man ſich, und will man ſich nicht ſpießen, ſo wirft einen das leiſeſte Lüftchen herab. Meine holde Braut brachte mir außer einem Trouſſeau eine Ausſteuer von fünfmalhundert Tauſend Franken zu, der König dem ſie vorgeſtellt worden war, geruhete den Ehevertrag zu unterzeichnen und ſandte prächtige Geſchenke. Endlich war der zur Trauung beſtimmte, von mir und Iſabella heiß erſehnte Tag der Trauung herangekommen. Durch die Erfahrung mit Roſa-Maria gewitzigt, hatte ich das T. F. auf meiner Schulter, mir mit einem ſcharfen Meſſer tiefe Kreuzſchnitte auf dieſer Stelle einſchneidend, wenigſtens unkenntlich und einer gewöhnlichen Wunde ähnlich gemacht. Als ich eben im Begriff war in den Wagen zu ſteigen um mich in das Haus meiner Braut und von da zur Vermählung auf die Mairie zu begeben, wurde mir ein Billetchen zugeſtellt, das ich haſtig erbrach und folgenden Inhalts war: „Theurer Carl, nicht um Dein Glück zu ſtören, dies ſey ferne von mir, obgleich Du mich unglücklich gemacht, ſchreibe ich dieſe Zeilen an Dich. Ich wollte gänzlich von der Erde verſchwinden, das Schickſal hat es aber anders gefügt. Sey in Deinem neuen Stande ſo glücklich und zufrieden als ich es Dir von Herzen gönne; ich werde Dich niemals beunruhigen, nur im Fall Du unglücklich würdeſt, ſiehſt Du Deine Dich ewig liebende Roſa-Maria wieder.“ — Alſo doch nicht todt, rief ich unwillkührlich, zerriß das Briefchen, warf die Stücke ins Feuer und ſtieg ſodann etwas verſtimmt in den Wagen. Das Briefchen hatte indeſſen einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, ſo daß ich etwas ernſt und verſtimmt bei meiner Braut ankam, deren über alle Beſchreibung liebliches Weſen jedoch bald die Wolken auf meiner Stirne zu verſcheuchen wußte. Da ſtand ſie vor mir gleich einem Engel des Lichts, von ihrem ſchönen Kopfe fiel ein reicher ſilbergeſtickter Brautſchleier bis zur Erde herab, der Brautkranz hatte das glänzend ſchwarze, mit Perlen durchflochtene ſeidene Haar umwunden; als ich eintrat, lag ſie in ihrem Oratoir knieend vor ihrem Betaltar, und flehte den Himmel um ſeinen Segen für mich, den Heißgeliebten, an, wobei ihr die

Thränen von den Wangen herabrollten. Ich wurde von dieſem Anblick erſchüttert. Als ſie mich erblickte, ſprang ſie auf, eilte mir entgegen, Mutter und Schweſter führten ſie in den feſtlich geſchmückten Saal, wo ſie von den übrigen Verwandten und Gäſten mit einem Ausruf der Bewunderung empfangen wurde. Wir fuhren nun mit einem großen Gefolge auf die Mairie, und als hier den Forderungen des Geſetzes Genüge geleiſtet war, begaben wir uns in die ſchöne Kirche Notre-Dame de Lorette, welche man für die religiöſe Feier unſerer Vermählung erwählt hatte. Sie war mit Neugierigen aus allen Ständen überfüllt, ſogar einige Mitglieder der königlichen Familie hatten ſich eingefunden. Wir wären, beſonders die Braut, der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung; auf Iſabellens etwas blaſſem Antlitz thronte kindliche Unſchuld, und das in maleriſchen Falten herabwallende weiße Sammetkleid, ebenfalls in Silber geſtickt, ließ die ſchönen Formen des ſchlanken Körpers errathen, an den es ſich ſchmiegte. Auch ich in großer Galla-Uniform, mit allen meinen Orden geſchmückt, war ganz in ihrem Anblick verſunken. Nur einmal blickte ich um mich, da ich in der Menge ein mir fatales, unheimliches Geſicht zu bemerken ſchien, das ich ſchon irgendwo geſehen zu haben wähnte und mich ganz beſonders anſtarrte. Ich blickte nochmals auf und nach dem Ort hin, konnte aber die mir fatale Erſcheinung nicht mehr entdecken. — Die Ceremonie der kirchlichen Trauung war unter einer ergreifenden Muſik beendigt, wir fuhren in das Hotel meiner Schwiegereltern zurück, Iſabella lag in meinen Armen, und ich fühlte mich, den erhaltenen Brief und das Geſicht in der Kirche vergeſſend, unüberſchwenglich glücklich; da trat ein Bedienter in den Saal und meldete mir, daß mich ein Menſch, der mir etwas von der größten Wichtigkeit ſogleich mitzutheilen vorgebe, auf ein paar Augenblicke allein zu ſprechen wünſche; man habe ihm zwar geſagt, daß dies jetzt nicht der paſſendſte Moment ſey, er habe ſich aber ſchlechterdings nicht abweiſen laſſen, nenne ſich Düport, und harre in einem untern Zimmer, in welches man ihn geführt. — Man vermuthete im Saal, es ſey vielleicht ein Unglücklicher, der dieſen Tag benützen wolle um ein Geſchenk zu erhalten, mich aber überfiel es heiß und warm, eine Entſchuldigung ſtotternd beurlaubte ich mich auf einen Augenblick, küßte meine junge Frau und ließ mich in das Zimmer führen, wo man meiner harrte. Hier eingetreten

und die Thüre hinter mir zugemacht, trat mir ein Menſch in ziemlich zerlumpter Kleidung entgegen, und redete mich mit folgenden Worten an: „Charles, Du haſt es verſtanden Deinen Weg zu machen, ich wünſche Dir Glück dazu, hoffe aber, daß Du Deinen alten Kameraden nicht vergeſſen haſt und ihn nicht im Stiche laſſen wirſt.“ — Ich war von dieſer Anrede wie vom Donner gerührt, erkannte das mir in der Kirche aufgefallene Geſicht, faßte mich jedoch, oder vielmehr verlor ganz den Kopf, und ſagte zu dem Kerl: wer ſeyd Ihr, was wollt Ihr? ich kenne Euch nicht. — „O, ſtelle Dich doch nicht ſo fremd,“ antwortete mir Roſſier grinſend lächelnd — denn mein Kettenkamerad aus Toulon und kein anderer war es den ich vor mir ſah — „weder Deine Oberſtenepaulets, noch Deine Orden, noch Dein Grafentitel verhindern mich meinen alten Kettenkameraden im Bagno zu Toulon, der mir ſeine Befreiung verdankt, in Dir wieder zu erkennen. Dir war es gelungen zu entwiſchen, mich hatte man wieder eingefangen, bis ich vor etwa vier Monaten ebenfalls ſo glücklich war mit Hilfe einer gutmüthigen Dirne zu entkommen. Von allem entblößt und überlegend wie ich es anfangen ſollte heute meinen Hunger zu ſtillen, führte mich mein guter Stern an der Kirche vorüber, in welcher ſo eben Deine prächtige Trauung vollzogen wurde. Die Neugierde und die Hoffnung einen Fang zu machen trieb mich in dieſelbe, ich erblickte Dich, ich wollte meinen Augen nicht trauen, drängte mich bis zum Altar heran, faßte Dich von allen Seiten ins Auge, bis ich feſt überzeugt war mich nicht zu irren, und erkundigte mich dann ſogleich nach Deinen Verhältniſſen, Deiner Wohnung u. ſ. w., ſuchte Dich auf, um Dir Glück zu Deinem außerordentlichen Glück zu wünſchen; Deine Wahl macht Deinem Geſchmack alle Ehre, und nun bitte ich Dich, mir für den Augenblick mit einigen Napoleons aus meiner peinlichen Lage zu helfen, denn mich hungert und ich habe heute noch keinen Biſſen Brod über den Mund gebracht . . . . das Weitere wird ſich dann finden.“ —

Während dieſer erbaulichen Allocution hatte ich mehrmals die Farbe gewechſelt, und unterbrach, alle Klugheit vergeſſend, den Redner mit folgenden Worten: Ihr ſeyd wahnſinnig, ſprecht im Delirium, man muß Euch ins Bicetre einſperren; verlaßt ſogleich dies Haus, wenn Ihr nicht wollt daß ich Euch die Treppen hinunter werfen laſſe. —

— Oho, Charles, verſetzte Roſſier, wenn einer von uns Beiden jetzt wahnſinnig iſt, ſo biſt Du es. Wie, mich, Deinen alten Ketten- und Schlafkameraden, der ſo manches Stück Schiffszwieback, ſo manches geſtohlene Stück Speck, ſo manchen Schluck ſauerverdienten Wein aus ſeiner Kürbisflaſche mit Dir theilte, als Du in den Ketten, ſolcher ſchweren Arbeit nicht gewohnt, nichts verdienen und mit der ſchmalen Galeerenkoſt vorlieb nehmen mußteſt, der Dich endlich befreite und dem Du folglich Dein jetziges Glück verdankſt, mich willſt Du die Treppen hinabwerfen und mißhandeln laſſen, während Du im Ueberfluß und höchſten Glück ſchwelgſt? Dies nenne ich mir die Undankbarkeit weit treiben, aber Undank iſt der Welt Lohn, und Du lebſt ja in der großen. Herr Graf, Sie haben mir alſo ſonſt nichts weiter zu ſagen? — Noch einmal, packt Euch, bevor ich Euch packen laſſe.... Der Unglücksvogel, der auf eine ſo furchtbare Weiſe mein Glück ſtörte, rannte nun der Zimmerthüre zu, riß dieſelbe weit auf und rief einem gerade die Treppe herabſteigenden Bedienten zu: Kerl, du dienſt bei einem Gebrandmarkten, wirſt aber nicht lange mehr deſſen Livree tragen. — Ehe noch der Bediente ein Wort antworten konnte, war Roſſier mit einem Sprung die Treppe hinab und mit einem zweiten auf der Straße. Aber mit ihm war auch alle meine Frechheit verſchwunden. Klar und deutlich malten ſich mir mit Feuerfarben die Folgen der Entdeckung dieſes entſetzlichen Geheimniſſes vor den Augen, ich ſah den bodenloſen Abgrund, der ſich vor mir öffnete und mich mit einemmale vom Gipfel des höchſten Glücks in den Schlund des gräßlichſten Unglücks ſtürzen mußte. Meine Beſinnung war wiedergekehrt, ich faßte mich ſchnell, eilte nach der Thüre, die Treppe hinab; an dem Bedienten vorüberrennend und ihn fragend, ob er gehört was der Schurke geſagt, man müſſe die Canaille feſtzunehmen ſuchen, ſtürzte ich dem Roſſier nach....

— Drei Tauſend acht und fünfzig! *) ließ ſich jetzt auf einmal die Stimme eines Argouſſins **) des Bagnos vernehmen: der Direktor der Seilerei fragt nach Euch, Ihr ſollt auf der Stelle zu ihm und eine Arbeit ausfertigen.

*) Die Forçats führen keine Namen mehr, ſondern werden nur durch ihre Nummern bezeichnet.

**) Die Argouſſins ſind die mit eiſenbeſchlagenen Stöcken bewaffneten Aufſeher der Galeeren.

— Sogleich, antwortete der erzählende Galeerenſclave, und entſchuldigte ſich bei den Fremden, jetzt ſeine Geſchichte nicht beendigen zu können. — Michel ſagte, er wolle ein andersmal wiederkommen um das Ende derſelben zu hören, und der Forçat folgte dem Argouſſin. Asmodi aber meinte: ich kann Dir das Ende vom Lied auch mittheilen, was ſich Michel jedoch verbat indem er ſagte: er wolle dieſe Geſchichte aus dem Munde des betreffenden Individuums, das ihn außerordentlich intereſſire, ſelbſt hören. Beide verließen nun das Arſenal, am Kai längs dem Hafen hin ſpazierend, wobei Michel dem Asmodi ſagte: hätte man dieſen Menſchen nicht nach ſeiner leichtſinnigen Wechſelfälſchung in eine ſo verruchte Geſellſchaft gebracht, ſo würde er nie ein ſolches Ungeheuer geworden ſeyn.

XII.

Dritte Höllenfahrt. — Sündenbekenntniſſe Napoleons, Maria Stuarts, der Eliſabeth von England, Philipps II. — Fragmente aus einer zukünftigen Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts. — Die franzöſiſchen Meſſagerien. —

Michel und Asmodi beſtiegen nun eine Barke und ließen ſich in der Rhede von Toulon ſpazieren fahren, Erſterer wollte die Merkwürdigkeiten derſelben in Augenſchein nehmen und fand dieſe vier Stunden im Umfang habende Rhede prächtig; es iſt in der That eine der ſchönſten der Welt. Von Asmodi ließ er ſich die in der Belagerung von 1793 ſo berühmt gewordenen Punkte zeigen. Beſonders nahm er die Spitze des Vorgebirges Balaguier und Eguillette in Augenſchein, auf denen ſich zwei Forts befinden, welche die Engländer während der Belagerung zu einem kleinen Gibraltar umgeſchaffen hatten, und von denen Bonaparte, der ſich hier zuerſt bekannt machte, mit ſeinem ſtrategetiſchen Scharfblick ſogleich einſah, daß Toulon ſelbſt nur von hier aus zu nehmen ſey, und ſo war es auch.

— Alſo hier hat Napoleon zuerſt ſeinen Ruf gegründet? ſagte Michel; der Mann begann ſo glänzend, alles glaubte in ihm einen jener glorreichen Helden des alten Griechenlands und Roms wieder erſtehen zu ſehen, und er endete ſo kleinlich als jämmerlich, unbegreiflich! noch als Obergeneral in Italien ſchien er wahrhaft groß.

— Die Teufel der Ehr- und Habſucht hatten ihm das Gehirn verrückt, höhnte Asmodi, wie euch Erdenwürmern mit geringen Ausnahmen insgeſammt.

— Ich hätte wohl Luſt, eine kurze Unterredung mit dieſem Helden des neunzehnten Jahrhunderts zu haben. Weißt du was, laß mich zum drittenmal Dein Reich beſuchen, ich will nun, da ich eine Totalüberſicht von demſelben genommen, auch die Details

deſſelben näher kennen lernen, beſonders einzelne Verdammte hören und mit Napoleon den Anfang machen.

Asmodi und Michel landeten in dem kleinen Hafen von La-Seyne, der in der Rhede von Toulon liegt, ſtiegen hinter dieſem Ort empor, fuhren den Krater des Veſuvs hinab und ſtanden bald vor der hölliſchen Hofſchlächterei, in der ſie Napoleon in Geſellſchaft des Attila wieder mit dem Böckeſchlachten beſchäftigt fanden. Der Hinkende wirkte bei dem gehörnten Oberhofſchlächtermeiſter für Napoleon die Erlaubniß einer mehrſtündigen Raſt aus, und nahm nun die exkaiſerliche Majeſtät bei Seite, ihr mittheilend, daß ein noch lebender Erdbewohner ſie zu ſprechen wünſche. —

Napoleon ſchien eben keine große Freude über dieſe Nachricht zu empfinden und äußerte: Wie, ſogar bis in die Hölle verfolgt mich das mich anekelnde Menſchenpack und läßt mir keine Ruhe! ich mag mit dieſen erbärmlichen Wichten nichts mehr zu ſchaffen haben. Asmodi gab ihm jedoch den Rath, höflich gegen dieſes Menſchenkind zu ſeyn und ihm Auskunft über das was es zu wiſſen wünſche zu geben, da es beim Papa Großſatan einen großen Stein im Brett habe, ihm folglich nützen und ſeine Lage erleichtern könne. Er führte nun den noch ganz von Bocksblut triefenden Exkaiſer dem Michel zu, der ihn mit den Worten anredete: Euer Majeſtät werden verzeihen, wenn ich es wage...

— Bleibt mir mit dieſen Schnurrpfeifereien, die nach eurem irdiſchen Dünkel riechen, vom Halſe, ſagte Napoleon, ſchon längſt iſt mir dergleichen zuwider, redet wie der Menſch zum Menſchen, oder wie der Verdammte zum Verdammten, und ich werde euch anhören. —

— Deſto beſſer, alſo ohne Umſtände. — Sagt mir, wie ging es zu, daß ihr ſo ganz und gar die Bahn zu der wahren Größe und Erhabenheit, die ihr mit ſo viel Glück und Beifall angetreten hattet, verließet, um Abwege zu verfolgen, die euch nur Schmach, Hohn, Schande und Unglück bringen konnten? —

— Sagt mir erſt, warum der Menſch ſo ſchwach geſchaffen iſt, erwiederte Napoleon, ſo kurzſichtig und ſo blind, daß er trotz der armſeligen Vernunft und des Verſtandes, die ihn über die Thiere erheben ſollen, doch nur ein erbärmlicher Spielball ſeiner Leidenſchaften und des Schickſals iſt. Ich will euch das weitere Fragen erſparen, und euch offen mein Sündenbekenntniß ablegen, ihr könnt es dann nach Gefallen der Oberwelt und den guten

Franzoſen mittheilen und ihnen ſagen, daß ihre lächerliche Vergötterung meiner Nichtswürdigkeit mich eher kränken und ſchmerzen, als ehren und freuen würde, wenn mit dem Abſtreifen aller irdiſchen Vorurtheile nicht zugleich eine totale Gleichgültigkeit für alle ihre Alfanſereien und Dummheiten bei mir an die Stelle des Ehrgeizes, einer ſtupiden Eitelkeit und des Hochmuths getreten wäre. Doch zur Sache; ich will euch aufrichtig und ohne allen Rückhalt meine Fehler und Verbrechen mittheilen, ſo wie ſie mir jetzt klar geworden ſind. — Meine Kinder- und Jugendjahre haben durchaus nichts Beſonderes aufzuweiſen, und was meine Schmeichler, Vergötterer und Biographen deßhalb ſagten und erfanden, iſt falſch und lächerlich; in meinem Charakter lag etwas Abgeſchloſſenes, Finſteres, faſt Menſchenfeindliches, das ich auch ſpäter, trotz aller angewandten Mühe nur ſchlecht verbergen konnte, und ich gab mich deßhalb gerne den ernſteren Studien hin. Nichts in mir ließ mich als Kind, Jüngling oder auch junger Mann nur im entfernteſten die erbärmliche Rolle ahnen, die ich einſt auf der Erde ſpielen, ſo jämmerlich ſpielen ſollte.

Michel machte große Augen.

— Allerdings jämmerlich, fuhr Napoleon fort, denn was war ich anders als die Marionette eines tückiſchen Schickſals, das mich wie einen Halm zerknickte, ſobald es meiner nicht mehr zu ſeinen unbegreiflichen Plänen gebrauchte. Die Erde ſelbſt iſt nur ein Stäubchen in dem unermeßlichen, kaum geahnten Weltall, was iſt nun der Menſch ſelbſt auf dieſem Stäubchen? — eine Seifenblaſe, welches auch der Standpunkt ſey, auf den ihn der Zufall geſchleudert, — eine von aufgeblaſener Nichtigkeit und Habſucht geſtachelte Null. Als die franzöſiſche Revolution ausgebrochen und ich Lieutenant war, warf ich mich dieſer Revolution und ihren Grundſätzen in die Arme, weil — ich Lieutenant und alſo ein noch gar zu unbedeutendes Ding war; wäre ich General geweſen, wie ich es auch ſchon auf der Oberwelt ſagte, ſo würde ich es mit dem Hof gehalten haben. Indeſſen meinte ich es damals doch noch, wenn auch aus Egoismus, redlich mit der Republik und mit Frankreich, und zwar ſo lange, jedoch immer mein werthes Ich in den Vordergrund ſtellend, bis ich nach dem 13ten Vendemiaire zum Diviſionsgeneral ernannt und das Oberkommando über das Heer im Innern erhielt; von jetzt an bemächtigte ſich hauptſächlich das irdiſche Ungeheuer Politik genannt, meines Gemüths, Ehrgeiz

wurde die Triebfeder deſſelben, und Argliſt deren Vollſtrecker. — Politik, nicht Liebe war es, die ich zwar in hohem Grade heuchelte, welche meine Heirath mit Joſephinen ſchloß, denn ich glaubte in dieſem allerdings liebenswürdigen Weibe ein treffliches Werkzeug meiner ehrgeizigen Pläne gefunden zu haben, die jedoch damals noch weit entfernt waren ſich bis zu dem auch nur zeitweiligen Amt eines Oberhauptes der Republik zu erſtrecken, ſelbſt als ich bald darauf Obergeneral des Heeres von Italien wurde, Piemont erobert, die Siege gegen die Oeſterreicher erfochten hatte, und ganz Italien zu meinen Füßen lag, kam mir dergleichen noch nicht in den Sinn, noch immer meinte ich es redlich mit der franzöſiſchen Republik, und als ich im erſten Artikel des Friedensvertrags von Campo=Formio die vom Secretair niedergeſchriebenen Worte: „der deutſche Kaiſer erkennt die franzöſiſche Republik an,“ durchſtrich und ausrief: „die franzöſiſche Republik bedarf keiner Anerkennung, ſie iſt wie die Sonne, nur ein Blinder ſieht ſie nicht,“ meinte ich es im Ernſte ſo, und fühlte mich über die Alltagsmenſchen der Diplomatie erhaben. Aber ich habe die Worte: „das franzöſiſche Volk iſt Herr in ſeinem Lande, es hat eine Republik gewollt, vielleicht will es morgen eine Ariſtokratie und übermorgen eine Monarchie, dies iſt ſein unverjährbares Recht, die Form ſeiner Regierung iſt nur Sache der innern Geſetze,“ damals nicht einmal gedacht, vielweniger ausgeſprochen, ſondern erſt nachdem ich mich mit dem Kaiſermantel behängt, behauptete ich dieſen Zuſatz gemacht zu haben, um dadurch die Narrheit, eine Krone auf mein Haupt geſetzt zu haben, zu beſchönigen. Erſt nachdem ich von der unſeligen und unſinnigen Expedition von Egypten, die ich ſo feigerweiſe in der ſchlimmſten Lage verließ, zurückkam, und bei meiner Landung zu Frejus von dem Volk gewiſſermaßen als Frankreichs Befreier von der unglücklichen Direktorialregierung, welche die Republik abermals in die unglücklichſte Lage geſtürzt hatte, empfangen wurde, da entſtand der erſte Funken einer ſpäter zur Alles verzehrenden Flamme werdenden Herrſchſucht in meiner Bruſt, welche nach dem 18ten Brümair zuerſt zum Ausbruch kam; als ich nun erſter Conſul geworden war, beging ich die unverzeihliche Schwachheit, die Etiquette, das Ceremoniel und all die lächerlichen Schnurrpfeifereien des alten franzöſiſchen Hofes wieder hervorzuſuchen und ſelbſt eine Art Hof um mich herum zu bilden, wodurch ich mir eine große Zahl von Männern, und zwar der beſſern und

tüchtigern entfremdete. Dies war ein unſeliges Verſehen, wie ich denn überhaupt in der Politik ein ſo gewaltiger Stümper war, wie nicht leicht vor und nach mir wieder ein Menſch auf dem Thron zu finden ſeyn wird, und von jetzt an ſchoß ich Böcke über Böcke. Nach der Schlacht von Marengo, deren Gewinnen ich hauptſächlich dem braven Deſaix verdankte, wie ſpäter den Sieg bei Waterloo die Engländer nur einzig dem Blücher zu verdanken hatten, war mein Ehrgeiz um Tauſend Procent geſtiegen, und ſchon erblickte ich, wenn auch noch entfernt, den Schimmer einer Krone. Alle gegen mich gemachte Verſchwörungen, die Höllenmaſchine ꝛc., benutzte ich einzig und allein zu meinem beſtändig vor Augen habenden Ziel, einer möglichſt unumſchränkten Macht näher zu rücken, dem ich auch nach dem Frieden von Lünneville und Amiens mit Rieſenſchritten entgegen ging. Die Wiederherſtellung der katholiſchen Religion hatte keinen andern Zweck und dünkte mir die ſicherſte Brücke zum Thron, die zehnjährige Verlängerung meines Conſulats war nur ein Vorſpiel zu der Komödie des lebenslänglichen Conſulats und dieſes nur der Uebergang zum kaiſerlichen Thron. Bei der Gründung des Ordens der Ehrenlegion war ich weit entfernt eine Belohnung für das Verdienſt creiren zu wollen, ſondern verband damit keinen andern Zweck, als mir eine Legion ſclaviſch ergebener Anhänger im Heer und der Nation zu ſchaffen. Jetzt glaubte ich endlich den Zeitpunkt gekommen, mir ungeſtraft eine erbliche Kaiſerkrone auf das Haupt ſetzen zu können. Vorher aber beging ich noch die unverzeihliche und grauſame Dummheit, den Herzog von Enghien auf fremdem Gebiet ergreifen, nach St. Vincennes abführen und erſchießen zu laſſen, was ich ſelbſt auf St. Helena noch durch die Nothwendigkeit, daß es die Sicherheit der franzöſiſchen Nation erheiſchte, zu entſchuldigen ſuchte. Ich ließ nun meinen erbärmlichen Senat die Poſſe meiner Decretirung zum erblichen Kaiſer ſpielen, entfernte die würdigſten Männer, welche gegen dieſes mir und Frankreich ſo nachtheilige Poſſenſpiel geeifert hatten, und überhäufte ſie mit meiner Ungnade. Unter ihnen war auch der ſo redlich denkende Carnot. Dieſe unglückſelige Kaiſerkrone war eine viel zu ſchwere Bürde für meinen immer ſchwächer werdenden Kopf, und ließ mich einen politiſchen Bock nach dem andern ſchießen. Welch eine andere Rolle würde ich geſpielt haben, wenn ich mich zum Präſidenten einer Republik der vereinigten Staaten von Mittel-Europa hätte ernennen

laſſen! Kaiſer und Könige hätten die gehorſamſten Diener dieſes Präſidenten ſeyn, ihm in aller Unterthänigkeit den Hof machen müſſen, ganz Frankreich, Italien, Holland, die Niederlande, die Schweiz, ein großer Theil von Deutſchland würden die integriren-den Theile dieſer vereinigten europäiſchen Republik ausgemacht ha-ben, an deren Spitze ich als Präſident hätte ſtehen und der Welt Geſetze vorſchreiben können. Ich hätte ſo die öffentliche Mei-nung für mich gehabt und unumſchränkter gebieten können, als je ein gekrönter Monarch. Aber ſtatt deſſen trat ich völlig in die Fußſtapfen der alten und veralteten monarchiſchen Abgeſchmackt-heiten, die bei den in Purpur Gebornen wenigſtens noch das Her-kommen für ſich haben, eilte ſo meinem Verderben entgegen, und beſchäftigte mich ſtatt mit Völkerglück mit höfiſchen Ceremonien- und Etiquettenweſen. Die Krone hatte, wie geſagt, mir den Kopf verrückt gemacht und das bisher gehabte Glück verleitete mich zum tollſten Uebermuth. Kein freies Wort konnte ich mehr hören und ertragen, wer ſich nicht ſclaviſch vor mir beugte, mußte zermalmt werden, nur für die übertriebenſten und unverſchämteſten Schmei-cheleien hatte ich noch Ohren. Fortwährend quälte mich der Ge-danke, meine neugebackene Kaiſerſchaft zu befeſtigen, meine Dynaſtie für alle Ewigkeit zu gründen, und ließ mich einen Fehler nach dem andern begehen, darunter gar manche unverzeihliche Sünde. Durch den hirnloſeſten Nepotismus glaubte ich dieſen Zweck am beſten erreichen zu können, und machte Könige aus meinen Brü-dern, die ſo wenig zum Regieren und Herrſchen geſchaffen waren, als der Pavian zum Profeſſor der Beredſamkeit. Den indolenten Joſeph ſetzte ich auf den neapolitaniſchen Thron, den Hieronymus, Commis in einem amerikaniſchen Handlungshaus, eine Stelle die er allenfalls zur Nothdurft ausfüllte, ließ ich einen Satz über das atlantiſche Meer machen, um ihn, der allenfalls einen König der Affen würdig hätte repräſentiren können, auf den Thron von Weſt-phalen zu ſetzen, dem gutmüthigen Ludwig, noch den beſten meiner Brüder, vielleicht ein trefflicher Familienvater, ſetzte ich Hollands Krone auf, um ſie ihm bald wieder zu nehmen, da er nicht nach meiner Pfeife tanzte, und in der That wenigſtens den Willen hatte, ſeine Unterthanen mit Hintanſetzung meiner vermeintlichen Intereſ-ſen glücklich machen zu wollen. Lucian allein war ſo klug, keinen Scepter aus meinen Händen nehmen zu wollen, und mein Schwa-ger, Mürat, hat mir reichlich die Dummheit vergolten, aus einem

guten Bereiter einen tüchtigen Haudegen, einen Harlequin-König gemacht zu haben, und ſo hatte ich bei faſt allen meinen Anſtellungen und Ernennungen, ſelbſt bei den Miniſterien und ſchwierigſten Aemtern fehlgeſchoſſen, die unverzeihlichſten Mißgriffe gemacht, und meiner Familie und Verwandten zu lieb, immer in dem Glauben, dadurch meine Gewaltherrſchaft zu befeſtigen, jedes höhere Intereſſe der Völker und einer auch nur alltäglichen Politik außer Augen gelaſſen. Das Talent was Friedrich der Große, Alexander, Karl der Große, Cäſar und ſo manche Andere beſaßen, denen ich mich gleich oder gar noch über ſie ſtellen wollte, eine richtige Wahl bei Anſtellung ihrer Untergebenen zu treffen, und deren Verdienſte und Fähigkeiten richtig zu beurtheilen und zu verwenden, dieſes Talent, dieſe Einſicht fehlte mir ganz, oder vielmehr war es meine raſende Verblendung, die mich verhinderte klar zu ſehen. Ich war, wie geſagt, ein erbärmlicher Stümper in der Staatskunſt, und von dem Augenblicke meiner kaiſerlichen Würde beging ich eine Thorheit nach der andern, die man kaum einem angehenden Schüler in der Politik verzeihen würde. Meine Siege über Oeſterreich und Preußen machten mich ſchwindeln, und beſonders ſchuf ich mir in dem letztern durch meine und meiner Satelliten unverzeihliche, alle Verträge, alle Menſchlichkeit und alle Vernunft höhnende Plackereien, Erpreſſungen und nichtswürdige Mißhandlungen einen furchtbaren Feind. Ich beging die Niederträchtigkeit, den Buchhändler Palm erſchießen zu laſſen, weil er ein unbedeutendes Buch verſendet hatte, das nichts als mir unſchädliche Wahrheiten enthielt, glaubte ſo den Deutſchen einen heilſamen Schrecken einzuflößen, und verletzte und erbitterte nur die Gemüther eines edlen Volkes auf das Tiefſte. Feigerweiſe ließ ich die Offiziere des Schilliſchen Crops gleich Verbrechern erſchießen, und ſandte die Unteroffiziere und Soldaten deſſelben, die mir in die Hände gefallen waren, auf die Galeeren nach Toulon und Breſt unter Mord-, Diebs- und Raubgeſindel, das Verbrechen zu büßen, die Befehle ihrer Vorgeſetzten befolgt zu haben. Die an der königlich ſpaniſchen Familie und an ganz Spanien verübte Unthat, die ſo feig und niederträchtig war, daß ſich kaum ein hinlänglich bezeichnender Name für dieſelbe auffinden läßt, war zu gleicher Zeit einer meiner größten und für mich verderblichſten Böcke, beſonders da ich noch meinen Bruder Joſeph mit dem geſtohlenen Diadem ſchmückte, und daß ich mich von meiner Gattin Joſephine ſcheiden ließ, der ich doch ſo viel

zu danken hatte, um die öſterreichiſche Marie Louiſe zu heirathen, war nicht minder ein gewaltiger Bocksſtreich, der mir noch vollends die Herzen der franzöſiſchen Nation entfremdete und ſelbſt in dem Heer böſes Blut erregte. Dieſe Dummheit hat mir die Dame und ihr Haus reichlich vergolten. Und nun mein Zug nach Rußland, der mir den Todesſtoß gab, da ich daſſelbe ohne alle vernünftige Berechnung mit einem Xerxiſchen Heer überzog, weder Klima noch Beſchaffenheit des Landes und ſeiner Bewohner in Anſchlag brachte, dann, als alles ſchief ging, und die Hunderttauſende, die ich hineingeſchleppt, vernichtet oder in dem jämmerlichſten Zuſtande wieder feigerweiſe verließ, nach Frankreich entfliehend, die Koſaken immer im Rücken wähnend, und, glücklich in Paris angekommen, mein ganzes Dichten und Trachten nur darauf verwendete, neue Schaaren meinem erbärmlichen Hirngeſpinſt von Ruhm und Eroberungsſucht zu opfern. Nicht einmal ſo viel Einſehen hatte ich, mir aus Polen einen mächtigen Wall gegen den nordiſchen Coloß zu ſchaffen! O, ich war ein recht jämmerlicher Held! im Unglück ſo verzagt, als übermüthig und hochfahrend im Glück. Zweimal dankte ich, in meiner Seelenangſt ganz den Kopf verlierend, ab, ſtatt mich bis auf den letzten Mann zu ſchlagen und einen rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde zu ſuchen; wie tief ſtehe ich da nicht unter Preußens Friedrich, der mit ſo unbedeutenden Hilfsmitteln und Streitkräften, gegen eine zehnmal überlegene Macht von allen Seiten gedrängt, gegen Frankreich, Rußland, Oeſterreich und das deutſche Reich ſich ſo heldenmüthig vertheidigte, nach allen Seiten hin Front machte, und zuletzt wieder glorreich oben ſtand! Dasjenige, woraus mir meine Lobhudler ein beſonderes Verdienſt machen, Straßen und Brücken gebaut, manche nützliche Anſtalten geſchaffen, hie und da die Induſtrie nothdürftig unterſtützt zu haben, iſt ſelbſt, wenn ich alle Eitelkeit, die Haupttriebfeder aller meiner Handlungen, aus dem Spiel laſſe, doch wahrlich kein Verdienſt, wenn man nur zu wollen braucht und einem die unermeßlichſten Hilfsmittel zu Gebot ſtehen! — Europa hatte ich beraubt, und ſperrte 500 Millionen in die Gewölbe der Tuilerien ein, meine Marſchälle und Generale durften nach Herzensluſt plündern, rauben und brandſchatzen, wenn ſie mir nur einen gehörigen Antheil des Geraubten zukommen ließen. Die große Nation, wie ſich ſo thöricht die Franzoſen nannten, ſchmachtete in den ſchrecklichſten Sclaven- und Tyrannenketten,

kein freies Wort war dem Bürger mehr geſtattet, ſeinem Mund entſchlüpfen zu laſſen, von Hunderten von Spionen umgeben, wurde er ſogleich verrathen, im feuchten Kerker büßte er ſeine Unbeſonnenheit, und die Preſſe lag zu meinem eigenen Unglück in den ſchmählichſten Feſſeln. Meine Präfekten und Unterpräfekten waren eben ſo viele Proconſuln oder Tyrannen en miniature, ließen die Bürger bei der geringſten Veranlaſſung in Gefängniſſe werfen, durch die Gensdarmen gebunden abführen, und handelten mit der grenzenloſeſten Willkühr *), ſich alle mögliche Plackereien gegen die Bürger, deren Kinder ich bis auf das letzte zur Schlachtbank führte, erlaubend. Die von der Beſchränktheit und Unwiſſenheit ſo berühmten Geſetzbücher, die ich fertigen ließ, ſind heilloſe Stümpereien, gemacht den Armen zu unterdrücken, dem mächtigen Spitzbuben alle Hinterthüren zu öffnen, und dem ſchon Unglücklichen noch den Gnadenſtoß zu geben. Ich geſtattete, daß man aus der Juſtiz eine Verſorgungs-Anſtalt und Sinekuren für die Trägheit ſchuf. Alles was ich that, war nur halb, und der lächerlichſte Aberglaube bemächtigte ſich meines Gemüths. Rom ſah ich nie, weil man mir prophezeiht hatte, daß ich dort meinen Untergang finden würde, wie Alexander in Babylon. Was mich auf St. Helena am meiſten ſchmerzte, war der demüthige Brief den ich in meiner Herzensangſt an den Prinz-Regenten von England ſchrieb, der nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde. O nein, ſo erbärmlich und klein wie ich hat noch keiner der Eroberer auf Erden gehandelt und geendigt, ſo tief iſt noch keiner geſtürzt worden und geſunken wie ich, aber ich bekenne es jetzt offen und gern, die ſchimpfliche Behandlung, die mir in meiner Gefangenſchaft durch Hudſon Lowe zu Theil wurde, war was mir gebührte, und nur eine unbedeutende Wiedervergeltung meiner zahlloſen Unthaten, für die ich jedoch hier ſo ſchrecklich büßen muß; und was nützt es mir, daß ein Thiers, in der Meinung, ſich ſelbſt ein bequemes Fußgeſtell dadurch zu ſchaffen, und um dem Volke der Franzoſen eine neue Spiegelfechterei vorzumachen und es zu bethören, meine Aſche von St. Helena nach Frankreich bringen, und man mir in der

*) Es reichte damals in Frankreich hin, irgend Jemanden, auch nur einen Bekannten ohne einen Paß oder Erlaubnißſchein übernachtet zu haben, um von den Gensdarmen gefeſſelt in die Hauptſtadt des Departements abgeführt zu werden, und daſelbſt Monate lang in düſtern Kerkern zu ſchmachten.

Invalidenkirche zu Paris ein prächtiges Mauſoleum errichten ließ, ein abermaliges Denkmal der irdiſchen Nichtigkeit und Eitelkeit, während ich hier fort und fort Böcke zu ſchlachten beſtimmt bin?

— Wohlan, Napoleon, fiel ihm nun Michel mitleidig ins Wort, weil Ihr uns denn doch ſo aufrichtig Euer ſchweres Sündenbekenntniß abgelegt und auch Eure geheimſten Gedanken nicht verſchwiegen habt, ſo will ich es verſuchen, bei dem Papa Großſatan ein gutes Wort für Euch einzulegen, damit Eure Lage erträglicher, wo möglich verbeſſert werde. Was meinſt Du, Asmodi?

— Es kommt gerade darauf an, wie Se. hölliſche Majeſtät eben gelaunt ſeyn mag. Wenn wir ihr die Sache durch das Prinzeßchen Sataniella, oder durch die Endor, oder durch eine der großſataniſchen Favoritballettänzerinnen beibringen könnten, ſo dürften wir um ſo gewiſſer auf einen günſtigen Erfolg rechnen.

Michel bezeugte nun Luſt, noch mehrere in der Hölle ſchmachtende Berühmtheiten aufzuſuchen, und als ihm der Hinkende ſagte, er möge nur diejenigen nennen, nach deren Unterhaltung ihm gelüſte, nannte er nach einigem Beſinnen: Maria Stuart.

Dieſe litt die Strafe ihrer Sünden als Ehebrecherin und des Mordes Mitſchuldige in dem Schwefelmeer.

Michel, vor ihr ſchwebend, erſuchte auch ſie, ihr Sündenbekenntniß aufrichtig, der Wahrheit gemäß und ohne Hehl offen zu geſtehen, indem er ihr in dieſem Fall gleichfalls Hoffnung zur Linderung ihrer Qualen machte, was von Asmodi beſtätigt wurde.

Ihre troſtloſen Augen, in denen jetzt ein Strahl von Hoffnung zu ſchimmern ſchien, in die Höhe richtend, begann die Unglückliche:

— Es wird Euch bekannt ſeyn, daß ich meinen Vater ſieben Tage nach meiner Geburt verlor, und ſchon in der Wiege ein Gegenſtand der Politik war, da Heinrich VIII. meine Hand für ſeinen fünfzehnjährigen Sohn begehrte, um ſo Schottland unter Englands Scepter zu bringen. Um mich ſchon als Kind den Nachſtellungen dieſes Fürſten, in deſſen Abſichten meine Mutter einzugehen ſich weigerte, zu entziehen, ließ ſie mich in das Schloß Stirling, und da ich daſelbſt noch nicht vor den Nachſtellungen ſicher war, in ein Kloſter im See Mentheit bringen. Aber mein Vormund, der Graf Arran, nahm mich nun in Anſpruch, um meine Hand für ſeinen Sohn aufzubewahren, was ebenfalls nicht in den Abſichten meiner Mutter lag, die mich dem Dauphin von Frankreich beſtimmt hatte, und mich deßhalb kaum ſieben Jahre alt in

dieſes Land ſchickte, wo ich in dem Kloſter der Urſulinerinnen bei Paris erzogen, in der Litteratur, Dichtkunſt, den Sprachen, der Muſik, namentlich dem Lautenſpiel und Singen, ſo wie im Tanzen unterrichtet ward, und mir ganz beſonders die Grundſätze und Lehren der römiſch-katholiſchen Religion eingeprägt wurden. Kaum ſiebzehn Jahre alt, wurde ich dem Dauphin, ſpäter König Franz II. von Frankreich, vermählt. Meine ebenſo außerordentliche als unglückſelige Schönheit machte, daß ich an dem Hof meines Gemahls die allgemein verehrte und angebetete Göttin des Tages wurde, alles wurde an mir bewundert, und beſtändig war ich von einem Heer Schmeichler umgeben, vom Weihrauch der ausgelaſſenſten Lobhudeleien umnebelt, und da auch meine geiſtigen Eigenſchaften und mein Verſtand gerade nicht alltäglich waren, ſo erregte ich bald die Eiferſucht der Königin Catharina von Medicis, Gemahlin Heinrichs II., welche mir das Leben auf alle Weiſe verbitterte und mich bei ihrem Sohn anzuſchwärzen und der Untreue verdächtig zu machen ſuchte, obgleich ich damals noch völlig unſchuldig war; aber Catharina fürchtete, daß ich ihre Liebhaber verführen möchte. Als nun Heinrich II. ſtarb, und ich durch dieſen Todesfall Königin von Frankreich wurde, verdoppelte Catharina ihre Ränke, um mich zu ſtürzen, und ſchon war es ihr gelungen, das Gift der Eiferſucht in das Herz meines Gatten zu werfen, und wer weiß was aus mir geworden wäre, als dieſer bald nach ſeiner Thronbeſteigung ſtarb. In demſelben Jahre vorlor ich auch meine Mutter, die bisherige Regentin von Schottland. Jetzt ſchutzlos den Verfolgungen Catharinens ausgeſetzt, vermochte ich nicht länger am Hofe von Frankreich und in Paris zu bleiben, und begab mich zuerſt zu meinem Oheim, dem Kardinal von Lothringen, der ſich in Rheims aufhielt. Hier wurde ich von der Königin Eliſabeth angegangen, eine Entlaſſungsakte hinſichtlich meiner Anſprüche auf England und Irland zu unterzeichnen, und da ich dieſes verweigerte, ſo machte ich mir die Fürſtin von dieſem Augenblicke an zur unverſöhnlichſten Feindin; ich konnte nicht einmal ſicheres Geleit, um mich nach meinem Königreich Schottland zu begeben, von ihr erhalten, und mußte mich heimlich in Calais einſchiffen. Das Scheiden von Frankreichs ſonſt ſo glücklichem Boden, auf dem ich dreizehn Jahre, meine glücklichſten, zugebracht hatte, ſchmerzte mich ſehr und mit großer Wehmuth ſah ich deſſen Küſten meinen Augen entſchwinden. Mein eigener, wenn auch nicht natürlicher Bruder, der Graf Murray,

jetzt Regent von Schottland, hatte der engliſchen Königin meine Ueberfahrt verrathen, und deren Schiffe lauerten mir auf; glücklicherweiſe beſchützten mich unfreundliche Nebel und ich kam wohlbehalten in meinem Reich an. Aber hier warteten meiner Unannehmlichkeiten und Drangſale aller Art von dem Augenblick an wo ich meinen Fuß auf' deſſen Boden ſetzte. Die Religion, an der ich mit aller Liebe und Aufrichtigkeit hing, war in dem Land verbannt und ein Gegenſtand des Haſſes, der Verfolgung und des Spottes, man hatte das Volk auf das Wüthendſte gegen dieſelbe einzunehmen gewußt, keine Meſſe konnte ich hören, ohne das Aergſte befürchten zu müſſen, und die Prieſter konnten es nur mit augenſcheinlicher Lebensgefahr wagen, mir dieſen Dienſt zu leiſten. Als ich in meiner Hauptſtadt, in Edinburg, meinen Einzug hielt, legte man es recht gefliſſentlich darauf an, mich in dem was mir am heiligſten war, in meiner Religion, zu kränken, indem man dieſer öffentlich ſpottete und Schmach anthat; die Prediger des neuen Gottesdienſtes, und beſonders der abſcheuliche Knox, legten mir den Namen Jeſabel bei, und mein eigener unnatürlicher Bruder, ſammt dem Staatsſecretär meines Reichs, verſchworen ſich fortwährend mit meiner Todfeindin, Eliſabeth, zu meinem Sturz. Nicht meine Anſprüche auf ihre Staaten waren es, welche dieſe Königin zu meiner unverſöhnlichſten Feindin machten, ſondern der überall verbreitete Ruf meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit, meiner Talente, und beſonders die zahlreichen Bewerber, wodurch ſie ſich verdunkelt und in Schatten geſtellt fühlte, nährten ihren unauslöſchlichen Haß. Ein Sohn des Kaiſers Ferdinand, der Erzherzog Carl, der König von Navarra, Philipp II. von Spanien und eine große Menge anderer Fürſten und ausgezeichneter Perſonen waren unter der Zahl meiner Bewerber, und Eliſabeth intriguirte gegen alle und wollte mir die Hand ihres eigenen Geliebten, des Grafen von Leiceſter, aufdringen, durch den ſie hoffte mich in ihr Netz zu bekommen, und deſſen Liebkoſungen ſie überdrüßig war.

— Maria, fiel hier Michel der gekrönten Verdammten ins Wort, ſeyd Ihr auch von dem überzeugt, was Ihr da ſprecht? vergeßt nicht, daß nur die reinſte Wahrheit und Aufrichtigkeit Eure Lage zu mildern im Stande iſt, Eure weibliche Eitelkeit und Schwäche ſcheint Euch ſelbſt im Höllenpfuhl noch nicht ganz verlaſſen zu haben.

Die Augen niederſchlagend, erwiederte Maria: wenigſtens glaubte ich damals von dem was ich ſage überzeugt zu ſeyn. — Alſo, um die Wahrheit zu geſtehen, ſcheiterten damals die meiſten dieſer Pläne auf meine Hand an dem Umſtand, daß ich bereits mein Herz verſchenkt und meine Liebe einem ſchönen Mann, dem Heinrich Darnley, der ebenfalls aus dem Geſchlecht der Stuart ſtammte und ſich zu derſelben Religion, wie ich, bekannte, geſchenkt hatte. Auf Eliſabeths Antrieb, wenigſtens wurde mir dies verſichert, ſuchte mich mein Bruder mit meinem Geliebten zu verhaften, aber es gelang meinen Anhängern die Verräther zurückzuſchlagen, und ſie flohen auf das Gebiet meiner Feindin. Ich reichte nun meinem Gelìebten die Hand und gab ihm mit ihr die ſchottiſche Krone, indem ich ihm auch den Königstitel ertheilte, nachdem er vorher ſchon die höchſten Reichswürden bekleidet hatte. Aber wie ſchlecht wurde ich belohnt! meine Liebe hatte mich blind und taub für ſeine Fehler gemacht, die freilich erſt nach unſerer Vermählung, und nachdem er ſeine Zwecke erreicht hatte, in ihrer ganzen Rohheit grell ans Licht traten. Er überließ ſich ſo viehiſchen Leidenſchaften, daß er mir bald zum Ekel werden mußte, ſuchte mich dabei in meinem unſchuldigſten Lieblingsvergnügen auf das Empfindlichſte zu kränken und an meiner verwundbarſten Seite anzugreifen. Von jetzt an waren nur noch Hader und Kränkungen aller Art die täglichen Geſellſchafter unſerer Ehe. Mein mir in allen Ehren unentbehrlicher Geheimſchreiber, der Italiener Riccio, der mir durch ſeine erheiternden Erzählungen, durch ſeinen herrlichen Geſang, durch ſeine witzigen Scherze und muntere Laune ſo manche trübe Stunde verſüßt, ſo manche unverdiente Kränkung und Rohheit meines Gatten wenigſtens auf Augenblicke vergeſſen machte, dieſen ließ der König in meiner Gegenwart, und als ich ſchon hoch ſchwanger war, da wir gerade in Geſellſchaft von noch mehreren Perſonen ein fröhliches Abendmahl einnahmen, durch gedungene Banditen von der Parthei der Proteſtanten, an deren Spitze Lord Ruthwen war, ermorden, ſo daß ich über und über mit dem Blut dieſes Unglücklichen beſpritzt wurde, und man ſogar noch die umgeſtürzte Tafel auf mich fallen ließ. Hierauf ſperrte man mich in demſelben, vom Blut des Ermordeten überſchwemmten Zimmer ein, in welchem man mich die ganze Nacht ließ, und nur mit großer Gefahr gelang es mir den andern Morgen nach dem Schloß Dunbar zu entkommen, während mein Bruder ſeinen ſiegreichen Einzug

in meiner Hauptſtadt hielt. Ich wurde von den Rebellen zu einem höchſt nachtheiligen Vergleich gezwungen, kehrte nach Edinburg zurück, wo ich durch alle dieſe Schrecken und Unthaten zwei Monate zu früh mit dem Kinde niederkam, das ich unter dem Herzen trug, und deſſen Vater mein undankbarer Gatte war. Das Kind, ein Knabe, blieb jedoch am Leben, konnte aber nie den Anblick einer blanken Waffe ertragen. Seine Taufe, die in meinem Glauben, nach den Vorſchriften der römiſch-katholiſchen Religion, vollzogen wurde, war Veranlaſſung zu dem heftigſten Streit zwiſchen meinen Glaubensbrüdern und den Proteſtanten. Mein Gemahl war indeſſen krank geworden und lag an den bösartigen Blattern, und zwar entfernt von mir, in der Wohnung ſeines Vaters zu Glasgow darnieder. Ich hatte unter der Hand die Bekanntſchaft des Grafen Bothwel gemacht, und derſelbe wußte ſich für mein Unglück ſo theilnehmend zu zeigen, legte einen ſo großen Eifer an den Tag, mir in meinen Leiden beizuſtehen, daß ich ihm bald mein Vertrauen und meine Zuneigung ſchenkte.

— Erlaubt mir, Maria, Euch hier abermals zu unterbrechen, Ihr gingt in Eurer Erzählung ſo ſchnell über Euer Verhältniß mit dem Italiener Riccio hinweg, doch beſchuldigte Euch damals das Gerücht, daß Ihr einen verbotenen Umgang mit demſelben hattet, was iſt Wahres daran? —

— O, hättet Ihr dieſen Riccio gekannt, ſo würdet Ihr bei deſſen Häßlichkeit dieſer Verläumdung keinen Glauben geſchenkt haben.

— Dies will nichts heißen, man weiß wie wunderlich oft der Geſchmack der Damen iſt; alſo Ihr wißt Euch völlig frei von dieſem Euch zur Laſt gelegten Verbrechen? —

— Völlig, das will ich gerade nicht ſagen. Der kühne Sänger erlaubte ſich, beſonders von Wein und Muſik begeiſtert, manche Vertraulichkeiten, die ich nicht hätte dulden dürfen, doch kam es nicht bis zum förmlichen Ehebruch, ich war noch zu kurz verheirathet, und nur einiger feurigen Küſſe und Umarmungen konnte ſich der verwegene Sänger rühmen, doch möchte ich nicht für das ſtehen, was ſich noch zugetragen haben könnte, wenn er nicht ermordet worden wäre.

— Gut, nun weiter; alſo ſchenktet Ihr hierauf bald dem Grafen Bothwel Eure Zuneigung, deſſen laſterhaftes Leben Euch

doch nicht unbekannt ſeyn konnte, da er allgemein in dem übelſten Ruf ſtand.

Maria ſeufzte tief und fuhr fort: In meiner ſchrecklichen Lage griff ich nach allem was ſich darbot und mich hoffen ließ ihr ein Ende zu machen. Bothwel hatte ſich ſo ſehr bei mir einzuſchmeicheln gewußt. Auf ſein Geheiß war es, daß ich meinen ſich wieder auf dem Weg der Geneſung befindenden Gatten beſuchte, ihm große Theilnahme heuchelte, ihn vermochte die Wohnung ſeines Vaters zu verlaſſen, und ihn unter dem Vorwand, daß das Schloß ungeſund ſey, einſtweilen in das Haus eines Predigers brachte, welches Bothwel hatte unterminiren und die Mine mit Pulver füllen laſſen. Dieſer Umſtand war mir zwar nicht bekannt, aber ſo viel hatte ich doch aus Bothwels Aeußerungen erſehen, daß Darnlay hier ſein Grab finden würde; ich wagte nicht, ſey es aus Schwäche oder Furcht, ihn um die näheren Umſtände einer Sache, die mir auch gerade nicht zuwider war, und die, wenn ich ſie vollkommen gekannt, ich vielleicht zu verhindern geſucht, zu befragen. Kaum hatte ich meinen Gemahl verlaſſen und einen erheuchelten zärtlichen Abſchied von ihm genommen, um der Hochzeitsfeier einer meiner Ehrendamen beizuwohnen, als ich zu meinem nicht geringen Schrecken hörte, daß das Haus, in welchem er ſich befand, in die Luft geſprengt worden ſey, und man Darnlays Leiche nebſt der eines ſeiner Diener verbrannt und verſtümmelt in den rauchenden Trümmern jenes Hauſes gefunden habe. Dies hatte ich nicht gewollt, indeſſen war die Sache einmal geſchehen, ich ließ Bothwel durch ein von mir diktirtes Urtheil von der auf ihm laſtenden Anklage freiſprechen, ſuchte die Schuld dieſes Verbrechens auf die fanatiſch-proteſtantiſche Parthei zu wälzen, begab mich nach Stirling, meinen Sohn zu beſuchen, und ließ mich, wie ich mit Bothwel verabredet hatte, bei der Heimkehr durch einen Reitertrupp fangen und nach dem Schloß Dunbar abführen; daſelbſt reichte ich ihm, ſcheinbar gezwungen, meine Hand, indem er vor der Welt meine Einwilligung zu einer Heirath mit ihm zu einer Bedingung meiner Freilaſſung machen mußte, während ich ſchon längſt doppelten Ehebruch mit ihm begangen hatte, da auch er verheirathet war und erſt geſchieden werden mußte, bevor unſere Trauung ſtattfinden konnte, die nun bald, kaum drei Monate nach des unglücklichen Darnlay Tod, vollzogen wurde. Unwahr iſt es jedoch, daß der Letztere erdroſſelt wurde,

bevor man ihn in die Luft ſprengte. Indeſſen folgte uns die Strafe dieſer Unthaten auf dem Fuße. Der Adel empörte ſich und belagerte uns in dem Schloß Borthwik; verkleidet entflohen wir nach dem Schloß Dunbar, fortwährend verfolgt entkam mein Gatte nach den Orkaden, wurde endlich noch Seeräuber, während ich gefangen nach Lohleven abgeführt und daſelbſt der Verwahrung eines Weibes übergeben wurde, welche ſchon das eigene Intereſſe und Rachegefühl zu meiner Peinigung antrieb. Es war dies die Mutter meines natürlichen Bruders, des Grafen Murray, die ſich nun für die rechtmäßige und erſte Gemahlin meines Vaters Jakob V. ausgab und mich für einen Baſtard erklärte. Unbeſchreiblich waren die Drangſale, die ich während beinahe einem Jahr in dieſer unerträglichen Gefangenſchaft erdulden mußte, man nahm mir ſogar meine Heiligenbilder in der Kapelle, zertrümmerte ſie unter Läſterungen und zwang mich, nachdem man mich auch all meines Schmuckes beraubt hatte, feierlich zu Gunſten meines Sohnes der Krone zu entſagen und den mir ſo verhaßten Murray, der nun für legitim erklärt wurde, zum Vormund deſſelben und zum Regenten des Reichs zu ernennen. Endlich gelang es mir zu entkommen, und zwar mit Hilfe eines Knaben, kaum fünfzehn Jahre alt, des William Douglas, den meine Reize gefeſſelt hatten, und dem ich meine höchſte Gunſt verſprochen...

— Nicht bewilligt? fiel hier Michel ein.

Maria ſchwieg.

— Nicht bewilligt, ihn nicht verführt? Bedenkt, Maria, daß von Eurer Aufrichtigkeit Euer ferneres Schickſal in der Hölle abhängt. —

— Nun ja denn, bewilligt.

— Und von Euch verführt?

— Auch verführt, fuhr die Sünderin mit niedergeſchlagenen Augen fort. Es gelang mir nun, meine Anhänger um mich zu ſammeln, und bald ſah ich ein Heer von mehr als 6000 Streitern zu meinen Dienſten bereit, aber Murray brachte ihm eine Niederlage bei, und ich war abermals gezwungen zu fliehen. Frankreich war das Ziel meiner Wünſche, nach Frankreich ſehnte ich mich, aber es war mir unmöglich eine Gelegenheit ausfindig zu machen, um in dieſes Land meiner Neigung zu entkommen. Wohl oder übel mußte ich mich nach England retten und mich in die Arme meiner eiferſüchtigen Nebenbuhlerin, der erbitterten

Eliſabeth werfen. Ich wurde daſelbſt zuerſt mit den meinem Range angemeſſenen Ehrenbezeugungen empfangen, aber die nachgeſuchte Erlaubniß, mich nach London begeben zu dürfen, wurde mir unter dem Vorwand: ich müſſe mich erſt von den auf mir ſchwer laſtenden Beſchuldigungen reinigen, verweigert, und man brachte mich nach dem Schloß Bolton. Jetzt trat der Graf Lenox, der Vater meines in die Luft geſprengten Gatten offen gegen mich auf, klagte mich des Ehebruchs und des Mordes ſeines Sohnes an, und meinen Feinden war es gelungen, Briefe und Gedichte von mir in die Hände zu bekommen, welche allerdings gegen mich ſprachen. Eliſabeth ließ eine geheime Kommiſſion ernennen, welche den Auftrag hatte, dieſe ſchweren Beſchuldigungen zu unterſuchen, zugleich aber verlangte man von mir, der Krone Schottlands zu Gunſten meines Sohnes zu entſagen, und da ich dies verweigerte, wurde ich nach Winkfield gebracht und der Obhut des Grafen Schrewsbury übergeben. Ich war nun von Neuem allen Plackereien und Demüthigungen meiner Feinde ausgeſetzt, es wurden ſogar Verſuche gemacht mich durch Gift aus der Welt zu ſchaffen, wenigſtens glaubte ich ſehr augenſcheinliche Beweiſe davon zu haben, und einer meiner Wächter, Namens Rolſtone, wandte alle nur erdenkliche Kunſtgriffe und Kniffe an, um mich zum Fall zu bringen und ſeinen Lüſten preiszugeben. Da er ein ſehr einnehmendes Aeußere, auch viele Ueberredungsgabe und nicht gemeinen Verſtand hatte, ſo gelang es ihm endlich, mich zu bewegen ſeinen Abſichten zu entſprechen; er hatte ſich jedoch in der eigenen Schlinge gefangen, ſeine auf Befehl meiner Feindin erheuchelte Liebe war in eine wahre Leidenſchaft übergegangen, und er geſtand mir, daß ihn meine eiferſüchtige Nebenbuhlerin beſtochen habe, mich zu verführen, und dann meine Schande bekannt zu machen. Da nun Eliſabeth wenigſtens die letztere Abſicht nicht erreichte, ſo wurde er bald zu meinem großen Leidweſen aus meiner Nähe entfernt, denn er hatte mir verſprochen mich zu befreien, was ihm auch wahrſcheinlich gelungen ſeyn würde. Bald darauf entwarf der Herzog von Norfolk, den meine Feindin zu der Kommiſſion beordert hatte, die meine Verbrechen unterſuchen ſollte, von meinen Reizen verführt, das Projekt meiner Befreiung; aber die Sache wurde durch meinen mir immerwährend ſo fatalen Bruder, Murray, verrathen, und Norfolk büßte ſeine Liebe zu mir auf dem Schaffot.

— Hattet Ihr nicht auch mit dieſem ſchon auf einem ſträflich vertrauten Fuß geſtanden? —

— Ja, aber wir waren übereingekommen, daß ich dem Herzog ſogleich nach meiner Befreiung die Hand reichen, und er ſpäter ſeine Tochter meinem Sohn Jakob vermählen würde.

— Warum wolltet Ihr mir dies verſchweigen, ich habe Euch Aufrichtigkeit empfohlen, und wiederhole nochmals, daß nur dieſe Eure Höllenpein mildern kann.

— Verzeiht, es fällt dem weiblichen Gemüth ſo ſchwer, ſeine Schande und Schwäche zu geſtehen, es iſt ſo beſchämend und …

— Und doch ſo ſtarkmüthig, wenn es gilt, dieſe Verbrechen zu begehen. —

— Ich wurde nun immer ſtrenger bewacht und härter behandelt, und nach einer faſt tödtlichen Krankheit nach dem Schloß Tutbury gebracht, wo einem gewiſſen Paulet, einem zwar ehrlichen aber harten Mann, meine Bewachung übertragen wurde, der aber edel genug dachte, die Anträge ſeiner Königin, mich zu vergiften, mit Abſcheu und Verachtung von ſich zu weiſen. An Babingtons und ſeiner Mitverſchworenen Plänen, Eliſabeth zu ermorden, hatte ich keinen Antheil, doch hatte ich Wind davon, die Ausſagen meiner auf die Folter geſpannten Schreiber waren falſch und erzwungen, und meine deßhalb erfolgte Verurtheilung zum Tode war ungerecht, indeſſen nahm ich die Strafe hinſichtlich meiner wirklich begangenen Verbrechen mit Geduld und Ergebung hin, hoffte jedoch, da ich in dem Glauben der römiſch-katholiſchen Kirche zum Tode ging, auch noch vorher eine vom römiſchen Pabſt geweihte Hoſtie verſchlungen hatte, die Vergebung meiner Sünden, und legte muthig mein Haupt auf den Block. Dem war aber nicht ſo: kaum hatte es das Beil des Henkers vom Rumpf getrennt, als auch ſchon die Abgeordneten des Satans meine arme Seele in Empfang nahmen, zur Hölle mit ihr fuhren, und mich auf deſſen Befehl in den Pfuhl tauchten, in dem Ihr mich hier ſeht.

Als ſie geendet hatte, verſprach auch ihr Michel nochmals ſeine Verwendung, und ſich zum Hinkenden wendend, ſagte er: nun bin ich begierig auch ihre Nebenbuhlerin Eliſabeth zu hören, laß uns zu dieſer fliegen.

— Da haben wir nicht weit, ſieh Dich um.

Michel blickte um ſich, und ſah keine zehn Schritte hinter ſich

die Exkönigin von England ihrer Nebenbuhlerin gegenüber im Schwefelmeer waten.

— Dies iſt eine der größten Qualen dieſer beiden Verdammten, ſagte Asmodi, daß ſie ſich beſtändig ins Angeſicht ſehen müſſen, ohne ihre ohnmächtige Wuth befriedigen zu können.

Michel redete nun Eliſabeth mit gleichen auffordernden Ermahnungen, wie Maria Stuart, an, ihr Sündenbekenntniß freimüthig und wahr abzulegen.

— Da wird es härter halten, brummte Asmodi vor ſich hin, denn ſie hat noch eine gute Portion irdiſcher Eitelkeit, Herrſchſucht und Coquetterie ſelbſt in der Hölle beibehalten.

Eliſabeth begann nun:

— Daß ich Heinrich VIII. und der unglücklichen Anna Boleyn Tochter bin, wird Euch bekannt ſeyn, ſowie daß mein eigener Vater mich ſchon als Kind für ungeſetzlich und zur Thronfolge untüchtig erklärt hatte, was er freilich ſpäter in ſeinem Teſtament, wahrſcheinlich in einem Anfall von Reue und durch Gewiſſensbiſſe gepeinigt, widerrief. Meine Kindheit und frühere Jugend brachte ich traurig und in ziemlicher Zurückgezogenheit hin. Nach meines Vaters Tode war ich dem Haſſe und der Verfolgung meiner Schweſter, der blutigen Maria, preisgegeben, die nach dem Tode ihres Bruders Eduard, der kaum fünfzehn Jahre alt ſtarb, als Königin von England den Thron beſtieg. Dieſe grauſame Halbſchweſter haßte mich beſonders darum, weil ich nicht der römiſch-katholiſchen Religion zugethan war, das Pabſtthum als eine Abgötterei verabſcheute, und vielleicht auch weil ich viel jünger und ſchöner, verſtändiger und geiſtreicher war als ſie.

Asmodi und Michel lächelten, und die engliſche Exmajeſtät, die dieſes Lächeln bemerkt hatte, fuhr fort:

— Es iſt ſehr ungalant, meine Herren, einer Dame und noch dazu einer königlichen Dame, wenn ſie auch ſchon in der Hölle ſchmachten muß, ſo zweideutig ins Geſicht zu lachen, was ich ſage iſt wahr, die reine Wahrheit.

— Bleiben Eure Majeſtät nur immer dabei, verſetzte Michel.

— Gut. Dieſe blutige Maria, wie ſie das Volk mit Recht nannte, beſchuldigte mich fälſchlich, mich gegen ihren Thron und ihr Leben verſchworen zu haben, ließ mich verhaften, gefänglich einſperren, und wenig hätte daran gefehlt, ſo hätte ſie mich auch hinrichten oder ermorden laſſen. Schönheit, Liebenswürdigkeit und

Verſtand ſind ein Unglück und gefährliche Himmelsgaben. Philipp II. von Spanien, obgleich ihr Gemahl, war dennoch damals ſchon ſterblich in mich verliebt, und ihm hatte ich meine Befreiung, vielleicht mein Leben zu verdanken.

— Hattet Ihr niemals ein verbotenes Einverſtändniß mit dieſem König? —

— Er hatte mich zwar ſehr gern, indeſſen fiel doch nie etwas Unanſtändiges vor. Als meine Nebenbuhlerin und Verfolgerin ſtarb, beſtieg ich, troß dem Pabſt, der mich für illegitim und Maria Stuart für die wahre Königin von England erklärte, fünf und zwanzig Jahre alt, den engliſchen Thron und zwar als eine Jungfrau, die während meinem ganzen Leben zu bleiben ich mir auch feſt vornahm.

— Und beharrtet Ihr ſtandhaft bei dieſem Vorſatz? —

— Allerdings, erwiederte Eliſabeth etwas zögernd.

— Eliſabeth! warnte Michel, mit dem Finger drohend.

— Nun ja, Liebhaber hatte ich genug, aber alles in Ehren. Philipp II., der König von Schweden, der Erzherzog Carl, der Herzog von Holſtein, der Prinz Caſimir, die Grafen Arran und Arundel, und noch andere warben um mein Herz und um meine Hand; mein Parlament drang in mich, mich zu verheirathen, aber troß allem dem wies ich dieſe Anträge zurück, und ſchlug alle dieſe königlichen, fürſtlichen und gräflichen Hände aus, weil ich eine reine Jungfrau bleiben wollte.

— Und auch bliebt? fragte Michel nochmals, und Asmodi lächelte höhniſch.

— Ihr ſeyd ſehr unbeſcheiden, ſagte Eliſabeth ſich gegen Michel wendend, und hierauf zu Asmodi: Ihr ſeyd unausſtehlich. Ich blieb Jungfrau!

— Und Euer Verhältniß mit Lord Dudlay, den Ihr zum Grafen von Leiceſter machtet, und mit Eſſex, den Ihr hinrichten ließt, mit Arundel, den....

— Alles in Ehren, Alles in Ehren, fiel Eliſabeth ein. Habe ich nicht den Grafen Leiceſter mit der ſchottiſchen Maria verheirathen wollen?

— Ja, und dann aus Eiferſucht die Heirath ſelbſt wieder rückgängig gemacht, ſagte Asmodi. —

— Nicht doch, wahrlich nicht aus Eiferſucht, nur weil ich zu der Ueberzeugung gekommen war, daß der Graf mit Maria un-

glücklich ſeyn würde, und ich dieſe Schuld nicht auf mein Gewiſſen laden wollte.

— Nochmals muß ich Eure Majeſtät daran erinnern, daß dieſelbe nur auf eine Linderung ihres Schickſals rechnen darf, wenn ſie die lauterſte Wahrheit ſpricht.

— Nun ja, ich räumte zwar dem Grafen Ehemannsrechte ein, aber ich blieb dennoch Jungfrau.

— Wie iſt das möglich?

— Ich wurde niemals Mutter.

— Wahrhaftig, wenn Ihr keine Proteſtantin wäret, ſo würde ich glauben, daß Ihr bei einem Jeſuiten in die Schule gegangen, wenigſtens würdet Ihr deren Lehren alle Ehre gemacht haben. Doch fahrt fort.

— Die Verbrechen der ſchottiſchen Maria waren mir ein Gräuel, zu ihren ſcandalöſen Ausſchweifungen häufte ſie noch Mord und Meuchelmord; als ſie zu mir nach England flüchtete, ließ ich ſie dennoch ihrem Rang gemäß empfangen, allein ſtatt ſich für meine Nachſicht und Wohlthaten erkenntlich zu zeigen, hörte ſie nicht auf, Ränke und Verſchwörungen gegen mich anzuſpinnen, machte ſich zum Centralpunkt aller meiner Feinde, ließ den Pabſt Bannſtrahlen auf mich ſchleudern, und durch gedungene und fanatiſche Meuchelmörder war mein Leben, mein Thron und das Glück meines Volkes beſtändig in Gefahr; was blieb mir alſo übrig, wollte ich meinem Volk Ruhe und Frieden und mir das Leben erhalten, als die Unglückliche nach Recht und Geſetz verurtheilen und hinrichten zu laſſen?

— War dabei nicht auch weibliche Eitelkeit und Mißgunſt im Spiel? handeltet Ihr nicht eher aus denſelben Beweggründen, die Ihr der blutigen Maria hinſichtlich Eurer unterſchiebt?

— Oho, das hatte ich wahrhaftig nicht nöthig, ich überſtrahlte Maria Stuart ebenſo ſehr, als der Glanz der Sonne den des Mondes überſtrahlt.

Michel und Asmodi lächelten wieder.

— Ihr zweifelt? wohlan, ſo fragt alle meine Zeitgenoſſen, ob ich nicht das Muſterbild einer königlichen Schönheit war. Waren denn die Verſchwörungen des Herzogs von Norfolk und Babingtons und die Mordverſuche gegen mein Leben, um alle die Maria wußte, nicht hinreichend, deren Verurtheilung zu rechtfertigen? da ich zudem wußte, daß ſie nur auf meinen Tod wartete, um meine

Nachfolgerin zu werden, und Alles, was ich zum Wohl meines Volks gethan, wieder umzuſtoßen. Uebrigens wurde die Sache durch meinen Staatsſecretair Davidſon übereilt, denn noch ſchwankte mein Herz und war ungewiß, ob ich nicht Gnade für Recht ergehen laſſen ſollte, und wahrſcheinlich würde das Erſtere der Fall geweſen ſeyn, wenn dieſer Davidſon nicht meine Befehle überſchritten hätte, wofür ich ihn auch beſtrafte.

— Aufrichtig, Majeſtät, aufrichtig, ſagte Michel. Ihr beſtraftet Davidſon, um Euch vor der Welt als eine barmherzige, milde Regentin hinzuſtellen, und damit man glauben ſollte, er habe gegen Euren Willen gehandelt; in Eurem Innern waret Ihr aber froh, von der verhaßten Nebenbuhlerin Eures Ruhms erlöst zu ſeyn. Iſt es nicht ſo?

Eliſabeth ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

— Dieſe blutige Heuchelei iſt es mit, die Euch zu der Strafe verdammte, die Ihr jetzt erduldet, ſprach Asmodi, und Euer Zweck wurde dennoch nicht erfüllt, denn weder die Mit- und noch weniger die Nachwelt ließ ſich durch dieſes grauſame Poſſenſpiel täuſchen. Nun weiter, aber aufrichtig.

Tief ſeufzend fuhr Eliſabeth fort:

— Wohlan, ich ſehe, daß Euch nichts verborgen iſt, darum will ichs kurz machen und offen geſtehen, daß ich die Hand des Herzogs von Anjou, zu deſſen Vermählung mit mir das Parlament mich ſo dringend anging, nur deßhalb ausſchlug, weil ich fürchtete, dadurch in meinen geheimen Neigungen gehindert zu werden, und ſehr willkommen war mir daher Babingtons Verſchwörung, da ſie mir, weil der franzöſiſche Geſandte darin verwickelt war, einen Vorwand lieferte, dem Herzog von Anjou einen Korb zu geben. Von allen meinen Geliebten war es Graf Eſſex, dem ich am heftigſten und aufrichtigſten zugethan war, und dem ich einſt nach einer Schäferſtunde einen Ring geſchenkt hatte, ihm aber dabei erklärte: wenn er dereinſt meinen Zorn und meine Ungnade, ſelbſt verdienterweiſe, auf ſich lade, ſo habe er mir nur dieſes Kleinod zuſtellen zu laſſen, und ich würde ihm Alles vergeben. Der Undankbare verging ſich in der That ſpäter auf das Unverzeihlichſte gegen mich, betrug ſich auf das Uebermüthigſte und empörte ſich ſogar offen. Ihm ward was er verdiente; überwunden, wurde er als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Und dennoch, obgleich er meine Liebe verrathen, was mich am meiſten ſchmerzte, ſprach

mein Herz zu ſeinen Gunſten. Ich erwartete bis auf den letzten Augenblick, daß er mir den Ring ſchicken würde, ja ich harrte ſelbſt mit der unbeſchreiblichſten Unruhe auf dieſes Kleinod, um ihn zu begnadigen, doch der Ring kam nicht und mein tief verletzter Stolz erlaubte mir nicht eine ſolche Verachtung, für dieſes hielt ich die Unterlaſſung der Ueberſendung des Kleinods, ungeſtraft zu laſſen, und Eſſex Haupt fiel. Aber mit ſeinem Tod war auch alle meine Gemüthsruhe verſchwunden. Als ich ſpäter von der Gräfin Nottingham auf dem Krankenbette erfuhr, daß ihr Eſſex den Ring zugeſtellt mit der Weiſung, ihn mir in ſeinem Namen zu überreichen, und daß es dieſe auf Zureden ihres Gatten, der Eſſex perſönlich haßte, unterlaſſen hatte, da kannte mein Schmerz keine Grenzen mehr, ich verweigerte ihr die Verzeihung, um die ſie mich bat, eine tiefe Melancholie bemächtigte ſich meiner, die ich mit ins Grab nahm, und mir meine letzten Lebensjahre ſo ſehr verbitterte, daß ich ſelbſt die nothdürftigſte Nahrung nur mit Widerwillen zu mir nahm. Ich ſtarb zwar ſiebenzig Jahre alt, aber man hätte mir keine fünfzig gegeben, ſo ſehr hatte ich mich trotz allen Leiden und Widerwärtigkeiten conſervirt. Und jetzt hoffe ich, daß auch Ihr Wort halten, und meine hölliſchen Schmerzen, wenn auch nicht völlig zu beendigen, doch wenigſtens ſehr zu mildern ſuchen werdet, da ich Euch mein Innerſtes ohne Hehl aufgeſchloſſen habe. Vor allem aber bitte ich, als um eine beſondere Gnade, daß man mich aus der Nähe des verhaßten Anblicks der Maria Stuart bringt, der mich noch mehr als alle Höllenpein ſchmerzt.

Michel und Asmodi entfernten ſich, ihre Verwendung verſprechend, und Erſterer begehrte nun noch die Sündenbeichte Philipps II. zu hören.

— Das iſt ein arg verſtockter Sünder, meinte Asmodi, den zum Bekennen zu bringen, werden wir noch mehr Mühe haben als bei der Eliſabeth, denn bei ihm iſt es die eingefleiſchte Heuchelei mit argem Hochmuth gepaart, welche es ihm ſo ſchwer macht, die Wahrheit zu geſtehen.

Sie ſchwebten nun vor dem blutig finſtern Angeſicht der ſpaniſchen Exmajeſtät des ſechszehnten Jahrhunderts und forderten dieſelbe auf, ohne allen Hehl und Rückhalt ihre Sünden einzugeſtehen. Philipp watete in einem der entferntern Kreiſe des wallenden Blutmeeres. Der ehemalige Herrſcher des Reiches, in dem die Sonne nie unterging, empfing ſie ziemlich mürriſch; als er

jedoch hörte, daß es ſich um eine Milderung ſeiner Qualen handle, bequemte er ſich und begann ſein Sündenregiſter folgendermaßen zu berichten:

— Mein kaiſerlicher Vater, Karl V., hatte mir eine meinem hohen Beruf gemäße Erziehung geben laſſen, vermählte mich, kaum ſiebenzehn Jahre alt, mit der Prinzeſſin Maria von Portugal, und übergab mir, nachdem er mich ſchon einige Jahre früher zum Herzog von Mailand ernannt hatte, als ſeinem Stellvertreter die Regierung Spaniens. Auch wollte er mich zu ſeinem Nachfolger im deutſchen Reiche erwählt wiſſen, weßhalb ich im ein und zwanzigſten Jahre die beſchwerliche Reiſe in dieſes barbariſche Land antrat, deſſen Fürſten jedoch gegen mich intriguirten und, mich verkennend, den Plan meines großen Vaters zu ihrem eigenen Nachtheil vereitelten, denn ich würde etwas Großes und Mächtiges aus dieſem Reich gemacht haben, was dieſe einfältigen und kurzſichtigen Fürſten nicht einzuſehen vermochten.

— Verzeiht, unterbrach hier Michel den König, habt Ihr nicht durch Euer hochtrabendes, ſtolzes und mürriſches Weſen und die Geringſchätzung, mit der Ihr ſie behandeltet, Euch Ihnen entfremdet?

— Ich behandelte ſie gerade ſo, wie es mein Rang und ihr Verhältniß zu mir erheiſchten, antwortete Philipp ſtolz, und fuhr fort: auch die Engländer, die ich, nachdem ich nach dem Tode meiner erſten Frau Maria von England geheirathet hatte, zu ihrem Heil zu beherrſchen ſuchte, wieſen mich zu ihrem Unglück zurück. Dagegen trat mir mein erhabener Vater, beſſer meine Verdienſte erkennend, Neapel und Sicilien ab und übergab mir auch in einer feierlichen Verſammlung zu Brüſſel die Niederlande, auch bald darauf die Krone Spaniens und Amerikas. Zwar entzweite ich mich mit dem heiligen Vater zu Rom und ließ meinen Oberfeldherrn, den Herzog von Alba, in deſſen Staaten einfallen, weil er Frankreich begünſtigt hatte, indeſſen empfahl ich doch Mäßigung und Schonung, bereute dieſes Vergehen ſpäter, und ſuchte es wieder gut zu machen, indem ich dem Alba, auf das Begehren des heiligen Vaters, gebot, denſelben in Rom ſelbſt um Verzeihung zu bitten, wie ich denn überhaupt die römiſch-katholiſche Religion bei jeder Gelegenheit hoch in Ehren hielt.

— War dies nicht blos Scheinheuchelei, indem Ihr hofftet durch einen ſolchen Aushängeſchild mächtiger zu werden, und Eure hab- und grenzenlos länderſüchtigen Zwecke zu erreichen?

— Ihr unterfangt Euch mir hier Sachen zu ſagen und mich mit Dingen zu bezüchtigen, deren ich mich nicht ſchuldig fühle, und wenn ich noch auf meinem Thron ſäße, ſo...

— Bedenken Ew. Majeſtät, daß dieſelben, wenn auch noch in ihrem Element, doch nicht mehr auf dem Throne ſitzen, ſondern einer der unterthänigſten Sclaven Sr. infernaliſchen Majeſtät des großmächtigen Beherrſchers des Höllenreiches ſind, und handeln und reden wie es Ihr jetziges Verhältniß erfordert, ſonſt könnten Sie es bitter zu bereuen haben, wie Sie im Gegentheil auf gnädige Nachſicht hoffen dürfen.

— Ha, daß man ſo etwas dem ehemaligen Beherrſcher zweier Welttheile ungeſtraft ſagen darf! Ich erfocht nun den herrlichen Sieg bei St. Quentin, den ich ebenfalls nur mit weiſer Mäßigung benützte, und erbaute dafür wie ich es gelobt, dem heiligen Laurentius, an deſſen Namenstag die Schlacht ſtattgefunden, zu Ehren Eskurial, an deſſen Vollendung zwei und zwanzig Jahre gearbeitet wurde, und das mich an vierzig Millionen Dukaten koſtete. Wie ſehr mir die Erhaltung und Verbreitung der römiſch-katholiſchen Religion am Herzen lag, davon zeugen alle meine Handlungen und beſonders das Auto-da-Fe, das auf meinen Befehl der Großinquiſitor zu Valladolid veranſtalten mußte, bei dem ich vierzig Ketzer verbrennen ließ.

— Eine der Haupturſachen, die Euch hierher gebracht, ſagte Asmodi.

— Ich glaubte dem Allmächtigen dadurch wohlgefällig zu ſeyn, fuhr Philipp ſeufzend fort, da das Lutherthum auch ſchon in Spanien Wurzel zu faſſen drohte.

— Ihr glaubtet durch die Inquiſition, die Ihr auch in den Niederlanden und in Neapel einführen wolltet, Euren ehrgeizigen Plan einer Univerſalherrſchaft verwirklichen zu können, und hieltet es deßhalb mit dem blutdürſtigen und herrſchſüchtigen Pfaffengeſindel.

— Ich war nicht glücklich in meinen deßfalſigen Unternehmungen, trotz dem daß Alba in wenig Jahren an zwanzig Tauſend Ketzer in den Niederlanden hinrichten ließ, und ich Amerikas Schätze für meine religiöſen Abſichten verſchwendete, konnte ich dennoch dieſe ſchönen Länder nicht bekehren und beruhigen. Beſſer gelang es mir in Spanien, wo ich in Valencia und Granada die Morisken zu Paaren trieb, ein Paarmal Hunderttauſend derſelben niedermachen ließ, und eine noch größere Zahl ſich flüchtete;

auch unterwarf ich mir Portugal, nachdem deſſen Kronprätendent bei Alcantaro geſchlagen worden war. Aber das Unglück wollte, daß meine herrliche, unüberwindliche Flotte, beſtimmt England zu erobern und zu bekehren, dennoch von den Stürmen überwunden und dann von der engliſchen und niederländiſchen Seemacht beſiegt wurde. Ich ertrug dieſes Unglück in frommer Ergebenheit und dankte Gott, die Mittel zu haben, eine neue auszurüſten, mit der es mir jedoch ebenfalls nicht gelingen wollte das ketzeriſche England zu bekämpfen, ja die Engländer nahmen mir ſogar noch Cadix, und zerſtörten meine, ſich daſelbſt befindende Flotte. Meine Tochter, die Infantin Clara Eugenia, hatte ich für Frankreichs Thron beſtimmt, aber es gelang mir nicht, den trotz ſeiner ſcheinbaren Bekehrung fortwährend ketzeriſchen Heinrich **IV.** mit Hilfe der Ligue zu ſtürzen, und ich gab daher meiner Tochter die ewig unruhigen Niederlande zum Brautſchatz für den ihr beſtimmten Gatten, den Erzherzog Albrecht, den ich zum Statthalter dieſer Lande ernannte, mit. Nach dem Frieden mit Frankreich fühlte ich mich ſehr unwohl, verſpürte eine große Abnahme meiner Kräfte, und gab auch bald nachher den Geiſt auf, in der Hoffnung und nach der Verſicherung meines Beichtvaters und der hochgeſtellteſten Prieſter, wegen meiner Anhänglichkeit und Ergebung für die römiſche Kirche ſchnurſtracks und zwar mit Umgehung des Fegfeuers in das Himmelreich einzugehen; kaum hatte ich aber die Augen geſchloſſen, ſo empfing mich Großſatan mit den Worten: Ha, das iſt ein delikater Höllenbraten, auf den warte ich ſchon lange.

— Aber Ew. Majeſtät, ſprach jetzt Michel zum Exkönig, Ihr habt mehrere der wichtigſten Begebenheiten Eures thatenreichen Lebens gänzlich mit Stillſchweigen übergangen, wie zum Beiſpiel: den Tod Eures Sohnes, Don Carlos, den Eurer dritten Gemahlin, der Eliſabeth von Frankreich, die Ermordung Eures Bruders, des Prinzen Juan, Escobades und Wilhelms von Oranien, die Grauſamkeiten, die Ihr in Arragonien verübtet, weil ſich die Einwohner dieſer Provinz nicht ihre wohlerworbenen Rechte von Euch nehmen laſſen wollten, Eure verſchiedenen heimlichen Sünden in **puncto puncti**, Ihr verſteht mich ſchon.

— Aber das waren ja alles unwichtige Nebendinge, nicht der Mühe werth ſie zu erwähnen und Rechenſchaft deßhalb abzulegen.

— Nicht ſo unwichtig, als Ihr zu glauben ſcheint, die Verbeſſerung Eurer Lage hängt mit von dem aufrichtigen Bekenntniß der Wahrheit dieſer Thatſachen ab. Wohlan, König, was hatte es für eine Bewandtniß damit?

— Mein Sohn, der Infant Don Carlos, war ein durchaus verdorbener, rachgieriger, mürriſcher, mißtrauiſcher, argwöhniſcher, verſtellter, heuchleriſcher und grauſamer Menſch...

— Er hatte ſo alle Eigenſchaften des Vaters, meinte Asmodi.

— Ich hatte lange Nachſicht und große Geduld mit meinem Sohn, ich hatte ihn ſchon in ſeinem fünfzehnten Jahr von den Ständen zu Toledo als Thronerben anerkennen laſſen, auch auf die Univerſität Alcala geſandt. Aber nichts war vermögend, ſeinen ſtörriſchen Charakter zu beſſern. Bald hatte ich die unzweideutigſten Beweiſe in Händen, daß er es auf mein Leben und meinen Thron abgeſehen, und dabei ſeiner Stiefmutter, meiner dritten Gemahlin, Eliſabeth, die ſtrafwürdigſten Anträge gemacht hatte.

— Aber Ihr hattet ihm dieſe Prinzeſſin, welche zu ſeiner Gattin beſtimmt war, weggenommen und ſie zu Eurer eigenen Frau gemacht, ſagte Asmodi, ihm ſodann Hoffnung auf die Tochter des Kaiſers Marimilian, der Erzherzogin Anna gemacht, aber ihm auch dieſe wieder entzogen.

— Weil ich zur Genüge eingeſehen hatte, daß er ſie nur unglücklich machen würde. Erſt als ich die Beweiſe in Händen hatte, daß er ſich an die Spitze der Aufrührer in den Niederlanden ſtellen und mich ermorden wolle, ließ ich ihn verhaften. Aber ſelbſt im Gefängniß gab er noch Beweiſe ſeines unbändigen Starrſinnes: nachdem er von der Inquiſition hauptſächlich wegen Ketzerei zum Tode verurtheilt worden war, und bei mir um Begnadigung bat, war ich im Begriff ihm ſolche zu gewähren, als er, auf meine Bemerkung, daß man auch ſein eigen Blut nicht ſchonen müſſe wenn es verdorben ſey, wie wüthend aufſprang und mir ins Geſicht ſagte: nur der Königin zu lieb habe er um ſein Leben gebeten. Es blieb mir alſo nichts übrig, als ihn der ganzen Strenge der Geſetze zu überlaſſen, und er wurde in ſeinem Gefängniß mit dem Schwert hingerichtet.

— Und die Königin?

— Sie ſtarb in ihrem bald darauf erfolgten Wochenbett.

— An Gift?

— Briefe, die man vorgefunden, bezeugten ihre Schuld, und um ein öffentliches Aergerniß zu vermeiden, ſo...

— Und weil Ihr vielleicht ſchon an die vierte Gemahlin dachtet, ſo ließt Ihr Eliſabeth vergiften. Und Euer Bruder Don Juan, und deſſen Secretair Escobades?

— Mein Stiefbruder Juan war übel berathen, ſein Secretär rieth ihm zum Böſen, und ich mußte ihn aus dem Weg räumen laſſen, wollte ich größeres Unglück verhindern und Don Juan nicht ſelbſt beſtrafen.

— Den Ihr doch ſpäter vergiften ließt, weil Ihr eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm, ſeine Verdienſte waret.

— Wenn er vergiftet wurde, ſo geſchah es nicht auf mein Geheiß.

— Aber doch mit Eurem Wiſſen und Willen, und der Prinz von Oranien?

Philipp ſchwieg.

— Wurde auch dieſer nicht auf Euer Geheiß ermordet? Ha, Ihr ſeyd ein verſtockter Sünder, und wenig Gnade iſt für Euch zu hoffen, ſagte der Hinkende. Was waren die Folgen Eurer heilloſen, blutdürſtigen Politik? Amerikas Goldgruben hattet Ihr erſchöpft, mehr wie tauſend Millionen Piaſter vergeudet, um Eure wahnwitzigen, herrſchſüchtigen, unausführbaren Pläne durchzuſetzen. Die mit Blut gedüngten Niederlande ſchüttelten das Joch ab, und Holland wurde ein mächtiger Staat, während Spanien verarmte und Ihr Eurem ſchwachen Sohn Philipp III. eine ungeheure Schuldenlaſt vermachtet, ſo daß er ſeine Truppen nicht bezahlen konnte, von denen 3000 zum Feind übergingen. Ich kann Euch nur wenig Hoffnung zur Verbeſſerung Eurer Lage machen.

Asmodi fragte nun den Michel, ob er Luſt habe noch mehr ſolcher Sündenbekenntniſſe zu hören, da ganz in der Nähe der Großinquiſitor Torquemada, Pabſt Alexander VI., Cäſar Borgia, Catharina von Medicis, Carl IX. u. ſ. w. ſiedeten. Michel meinte jedoch, daß er für dießmal genug habe und ſich ähnliche Unterhaltung auf ein andersmal vorbehalte. Indeſſen wolle er doch dem Papa Großſatan ſeine unterthänigſte Aufwartung machen, und eine Erleichterung für die angehörten Sünder zu erreichen ſuchen. In der That erlangte er von demſelben, daß Napoleon Bonaparte des fortwährenden Böckeſchlachtens enthoben, und zu einem Küchengehülfen in der großſataniſchen Hofküche

avancirt wurde. Maria Stuart hingegen wurde zur Geſellſchafts-dame des niedlichen Prinzeßchen Sataniella und Eliſabeth von England zur Kammerfrau der Endor, Philipp II. dagegen aus dem Blut- ins Pechmeer verſetzt, dies Alles auf Stürmers Begehren, den man noch zu einem hölliſchen Gabelfrühſtück einlud, worauf er denn wieder mit ſeinem unzertrennlichen Begleiter zur Oberwelt fuhr, in ſeinem Pariſer Quartier eine kurze Zeit der Ruhe pflegte und mit dem Hinkenden converſirte.

Sie ſprachen von den Wahlumtrieben in Frankreich, von der Verdorbenheit der jetzigen Generation, der zügelloſen Liebe zu den zeitlichen Gütern, welche ſich aller Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft bemächtigt habe, als ſollten alle ewig leben, und die noch ſchreckliche Dinge herbeiführen müſſe, von dem überhand nehmenden Reichthum auf der einen und der immer unerträglicher werdenden Armuth auf der andern Seite, der heilloſen Juſtiz, die den Armen vollends unterdrücke, während ſie den Reichen allen Vorſchub leiſte, den ſchlechten Geſetzen, die meiſtens von reichen oder wenigſtens ein gutes Einkommen habenden Leuten fabricirt wurden, die ſich niemals in der Lage befanden, daß ſolche auch auf ſie angewendet werden könnten, und auch nie dachten, jemals in eine ſolche Lage zu kommen, wobei ſich jedoch manche ſchon garſtig irrten, und zu ihrem großen Nachtheile gewahrten, welch großes Unrecht eine ſolche Geſetzgebung oft herbeiführe.

Michel ſagte endlich: — ich möchte wohl wiſſen, was unſere Nachkommen über unſere Zuſtände denken und ſagen werden.

— Wenn Du dies wiſſen willſt, ſo lies, antwortete Asmodi, und warf ihm ein ziemlich voluminöſes Buch hin.

Stürmer öffnete daſſelbe und las auf dem Titelblatt: Allgemeine Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, von Heinrich Freimund. Stuttgart und Paris bei den Oſiander'ſchen Erben, 1986. Er ſchlug nun das Buch nach Gerathewohl auf und las:

„Gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war die geſammte Menſchheit, des ſich damals die gebildete Welt nennenden Volks, abſonderlich in Europa, in eine noch mehr ſtupide, als lächerliche Anbetung des goldenen Kalbes, Mammon genannt, verſunken, und dies war beſonders in Frankreich, England, Holland, Belgien, einem großen Theil von Deutſchland und den amerikaniſchen Freiſtaaten der Fall. Eine habgierige Specu-

lationswuth hatte ſich faſt aller Klaſſen und Stände bemächtigt, Jedermann wollte in möglichſt kurzer Zeit reich werden, und dieſe Sucht machte unter Hundert neun und neunzig zu Bettlern. Während man gegen die, damals faſt nur noch in Deutſchland öffentlich beſtehenden und privilegirten Hazardſpiele, von franzöſiſchen Induſtrierittern gehandhabt, eiferte, waren in allen größern Städten Europas unter dem Namen Börſen die verderblichſten aller Spielhäuſer im Schwung. Geld und Gold, und Gold und Geld waren die allgemeine Loſung, die Götter des Tages, denen man auf den Thronen wie in den Hütten nur allein noch huldigte, und waren auch die Quellen alles menſchlichen Uebels, alles Ungemachs, alles Elends; feil war Alles,' feil jede Tugend wie jedes Laſter, und im Anſehen ſtanden nur die, welche es verſtanden hatten, reich, ſehr reich zu werden. Wie ſie ihre Reichthümer erworben, darnach fragte kein Menſch, man ſpottete der armen Tugend, des armen Verdienſtes, und ſah es höhniſch über die Schulter an. Die Anleihen der Regierungen, Staatspapiere, Actien aller Art, und beſonders die Actien der damals im Entſtehen begriffenen Eiſenbahnen, waren die gefährlichſten Karten, mit denen man ſpielte. Alle Köpfe hatte dieſer Schwindel ergriffen, aber nur wenige, meiſtens jüdiſche Banquiers, waren die glücklichen Schlauköpfe, die dies Alles zu ihrem Vortheil zu benützen verſtanden, und Millionen auf Millionen bis zu Goldbergen häuften. Obgleich es höchſt alltägliche Köpfe waren, denen alle wiſſenſchaftliche Bildung abging, die ſelbſt nur eine ſehr mittelmäßige geſellſchaftliche Bildung hatten und ohne irgend ein anderes Talent zu beſitzen, als glückliche Rechenmaſchinen zu ſeyn, dabei von dem allen Parvenüs eigenen Dünkel und Batzenhochmuth ſtrotzten, lag dennoch, mit wenigen Ausnahmen, die Mehrzahl der Menſchen, die ſich damals zu der guten Geſellſchaft zählten, zu den Füßen dieſer Hohenprieſter des Mammons! Eine feine ſchwarze Kleidung und gelbe glacirte Handſchuhe waren es, was den männlichen Theil dieſer Geſellſchaft auszeichnete, während der weibliche ſich mit koſtbaren Stoffen, mit Spitzen und Geſchmeiden einer frühern, in der Mode noch geſchmackloſern Zeit behing. Die Kontraſte zwiſchen dem Reichen und dem Armen waren grell, und zwiſchen beiden ein ungeheurer Abſtand, der immer größer wurde, bis die große Umwälzung in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts, durch die endlich unerträglich drückende Lage des Armen hervorgerufen, die menſch-

liche Geſellſchaft, wenn auch auf eine für die Reichen furchtbare Weiſe, wieder mehr ins Gleichgewicht brachte. Das erſte ſchreckliche Warnungszeichen war der ſchon beſchriebene blutige Bauernaufſtand im öſterreichiſchen Polen, bei dem in Galizien faſt alle Edelleute und Gutsbeſitzer auf eine ſchreckliche Weiſe ermordet wurden. Aber Niemand wollte damals den eigentlichen Grund dieſer Metzeleien erkennen, und ſorglos lebten die Wohlhabenden in den Tag hinein, bis ſie auf eine fürchterliche Art aus ihrem Schlaraffentraum gerüttelt wurden. Alle Künſte, alle Wiſſenſchaften, Literatur, Poeſie, alles hatte ſich mit geringen ehrenvollen Ausnahmen dem leidigen Mammon und ſeinen Prieſtern verkauft. In Frankreich hatte man ganze Fabriken von Romanen angelegt, die meiſtens in den Journalen, in den ſogenannten Feuilletons erſchienen; ein gewiſſer Dumas, von deſſen Werken man noch häufig Fragmente bei unſern Spezereikrämern findet, hatte dieſe Fabrikation ſo ſehr ins Große getrieben, daß er wohl einige Dutzend Geſellen bei derſelben beſchäftigte, und die deutſchen Buchhändler konnten dieſe jämmerlichen Fabrikationen nicht heiß genug aus dem franzöſiſchen Backofen bekommen, um ſie in allen möglichen Formen in die deutſche Sprache übertragen zu laſſen, und ſodann noch brühwarm ihren Kunden vorzuſetzen. Dieſes raſende Verſchlingen ſolcher franzöſiſchen Werke machte die Köpfe ihrer Verfaſſer ſchwindeln, die ſich nun ſelbſt für große Geiſter und ihre Bücher für klaſſiſche Erzeugniſſe hielten, die ſich gleich den Werken eines Homer, Herodot, Cicero, Shakspear, Milton, Schiller, Racine ꝛc. ꝛc. für die ſpäteſte Nachwelt erhalten und ſie ſelbſt unſterblich machen würden. In dieſem Zeitpunkt waren jedoch wenige literariſche Köpfe, die ſich nur einigermaßen über die Mittelmäßigkeit erhoben hätten, und auch Deutſchland war ſehr arm an gediegenen Erzeugniſſen der Art, namentlich lag die belletriſtiſche und dramatiſche Literatur ganz darnieder, obgleich ſich eine Legion von Schöngeiſtern berufen glaubte, die deutſche Leſewelt und die deutſche Bühne mit ihren Produkten zu beglücken, und dabei die älteren Schriftſteller, denen ſie bei all ihrem Mangel doch das Waſſer zu reichen nicht im Stande waren, kritikaſterten, herunter zu ſetzen ſuchten und, voller Neid, begeiferten. Iffland war ihnen nur noch eine Rührmaſchine, aber keinem gelang es, dieſer Rührmaſchine ähnliche Charakterſchilderungen, die mit ſo viel Wahrheit aus dem Leben gegriffen waren und ſo große Menſchenkenntniß verriethen, zu ſchaffen. Die Charaktere ihrer Bühnenhelden verhielten ſich zu dieſen, wie die Holzſchuhe des

Eulenſpiegels zu den Gemälden eines Van Dyks oder Rubens. Ko=
tzebue war ihnen nur ein ſchaler, gehaltloſer Witzbold; aber keinem
dieſer Comödienfabrikanten gelang es ein Luſtſpiel zu Tage zu fördern,
das auch nur im Entfernteſten einen Vergleich mit den ewig klaſſiſchen
„deutſchen Kleinſtädtern“ oder dem „Wirwarr,“ dem „Don Ranudo“
und ähnlichen Stücken dieſes humoriſtiſchen Luſtſpieldichters auszuhal=
ten im Stande geweſen wäre. Nicht einmal die mittelmäßigſten Scenen
der ſchlechteſten dieſer Komödien vermochten ſie zu erreichen. Daß von
einem Vergleich mit Leſſing, Schiller und Göthe hier keine Rede ſeyn
kann, verſteht ſich von ſelbſt. Nur Raupach, Laube und die Prinzeſſin
Amalie von Sachſen machten eine ehrenvolle Ausnahme, und liefer=
ten leidliche Produkte für die Scene, die ſich im Allgemeinen mit
den ſchlechten Ueberſetzungen ſchlechter franzöſiſcher Luſtſpiele als
Neuigkeit behalf. Unter den Dichtern waren nur Uhland, Guſtav
Schwab und Rückert die ſich auszeichneten und manches Gediegene
lieferten; an Geſchichtſchreibern war kein Mangel, aber nur äußerſt
wenige verdienten dieſen Namen in der That; das große Heer derſel=
ben lieferte jämmerliche Romane, die es für Geſchichte ausgab und
die entweder der Partheigeiſt oder Geldgewinn eingab, namentlich
mußte auch der kaum verſchiedene Napoleon Stoff zu ſolchen Mu=
ſterwerken liefern, und der ſonſt nicht verdienſtloſe engliſche Ro=
manſchreiber Walter Scott wurde, um durch ein ſolches Mach=
werk ſeine zerrütteten Vermögensumſtände wieder herzuſtellen, plötz=
lich zu einem jämmerlichen Geſchichtſchreiber; ein franzöſiſcher Ex=
Miniſter, Namens Thiers, ſchrieb ebenfalls unter dem Aushänge=
ſchild Napoleons einen Bändereichen Roman über dieſen zweideuti=
gen Helden jenes Jahrhunderts, durch den er hauptſächlich beabſich=
tigte ſeinen eigenen verloren gegangenen Einfluß wieder herzuſtellen;
das einzige Buch über Napoleon aus jener Zeit, das wenigſtens das
Verdienſt der Unpartheilichkeit und Unbefangenheit hatte, iſt das von
Strahlheim. Der Romanenunfug jener Zeit war wirklich über alle Be=
ſchreibung ſcandalös, die franzöſiſchen Sudler konnten ihre Federn
nicht ſchmutzig und ſchmierig genug eintauchen, und es kann uns
einen Begriff von dem Geiſte jener Zeit geben, wenn wir bedenken,
daß dergleichen Geſudel, wie „der ewige Jude“ von einem gewiſſen
Sue, zu Hunderttauſend Exemplaren in mehreren Sprachen, na=
mentlich franzöſiſch, deutſch', engliſch, ſpaniſch, holländiſch u. ſ. w.
verkauft wurde. Noch findet man hie und da in älteren Leihbi=
bliotheken Exemplare dieſes Machwerks. Philoſophiſcher und be=

ſonders religiöſer Unſinn war damals ebenfalls eine ſehr gangbare Waare, namentlich auf dem deutſchen Büchermarkte, da ſich die guten Deutſchen fortwährend, beſonders ſeitdem ein gewiſſer Ronge der Stifter eines ſogenannten Deutſch-Katholicismus geworden, über religiöſe Dinge und Meinungen in den Haaren lagen. Das Hegelthum, Schellingthum, Fichtenthum u. ſ. w. beſchäftigte aber nur die höheren Regionen der ſogenannten wiſſenſchaftlichen Welt. Die politiſche Literatur war wenig beſſer als die philoſophiſche und theologiſche beſchaffen, gleich dieſer überſchwemmte ſie die Leſewelt mit den tollſten Ausgeburten verbrannter Gehirne. Communismus, Socialismus, politiſche Oekonomie u. ſ. w. lieferten reichlichen Stoff, und ein gewiſſer Franz Baltiſch gab ſogar ein Werk über Eigenthum und Vielkinderei heraus, welche er die Hauptquelle des Glücks und des Unglücks nannte, und machte in demſelben die geiſtreiche Bemerkung, daß je mehr Kinder man mache, deſto kleiner die Brodſchnitten würden! und wollte, daß man hauptſächlich den Arbeitern das frühe Heirathen und ergo das viele Kindermachen erſchwere! — Der Mann war ein Arzt und wollte in allem Ernſte das zu viele Kindermachen der Proletarier durch das Erſchweren der Heirathen der Arbeiter eingeſtellt wiſſen.

Das geſellige Leben war zu jener Zeit ein höchſt geſchraubtes, das ſich hauptſächlich nach den Vermögensumſtänden in mehr oder minder langweiligen, ſteifen, abgeſchloſſenen Coterien bewegte. Ein wahres Volksleben und Volksfeſte gab es faſt gar nicht mehr, weil an den letzteren Niemand von der damaligen ſogenannten vornehmen Welt mehr Theil nahm, daher auch kein Gemeingeiſt mehr, aber deſto mehr gemeiner Geiſt zu finden war. Die höhern Klaſſen, wie ſich beſonders die reichen Emporkömmlinge zu nennen beliebten, ſchloſſen ſich ab, hielten ſich von allen Feſten und Feierlichkeiten, bei denen ſich das Volk öffentlich verſammelte, fern. So auch die Mittelklaſſen, ſie ahmten es den reichen nach und bildeten geſchloſſene Cirkel unter ſich, nur das gemeine Volk vergnügte ſich noch gemeinſchaftlich, und ſelbſt bei allgemeinen Landesfeſten, wie die Julifeſte in Frankreich, verkroch oder verlor ſich der Parvenüe auf ſeine Landgüter, und fürchtete nichts mehr, als mit den Kittelmenſchen, wie er die untern Klaſſen bezeichnete, in Berührung zu kommen. In frühern Zeiten fanden in faſt allen Staaten, wo man geſellig zuſammen lebte, öffentliche Feſte ſtatt, bei denen ohne Unterſchied die Bürger jeden Ranges und jeden Standes

Theil nahmen, wie z. B. im alten Griechenland, wo die Religion und Politik, die Kunſt und Poeſie ſich einfanden, wo ein Sophokles ſeine Trauerſpiele vorlas, und ein Plato ſelbſt ſich nicht ſcheute, an den öffentlichen Wettkämpfen Theil zu nehmen. Bei den Römern figurirten ſogar die Kaiſer und die hohe Ariſtokratie in den erſten Reihen ihrer Feſte, lenkten die Wagen oder ſetzten Verſeher. In dem Mittelalter waren es die religiöſen Feſte, welche alle Klaſſen und Stände vereinigten. Im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert gab es große und prunkvolle Hoffeſte, an denen jedoch auch das Volk bis zu einem gewiſſen Grad Theil nehmen durfte, und die Heirathen, Taufen, Geburts- und Namensfeſte ſeiner Herrſcher und deren Familienglieder gaben auch dem Aermſten noch Veranlaſſung ſich zu freuen und ſein Elend, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu vergeſſen. Dies Alles war in den meiſten Staaten des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr der Fall; der Mammon, der leidige Mammon feierte ſeine Orgien bei geſchloſſenen Thüren, und Angſt, Stupidität, Hoch- und Uebermuth hinderten ihn, an den Freuden des armen Volkes Theil zu nehmen. Mehr aber als alles Andere lag die heilige Juſtiz in vielen Staaten im Argen, Gerechtigkeit für einen Armen war nur ein leerer Schall, nur dazu vorhanden, deſſen ſchon ſo großes Elend noch grenzenloſer zu machen, und die meiſten Reichen benutzten die hilfloſe Lage ihrer armen Brüder, um aus deren Noth und Elend noch den höchſtmöglichſten Nutzen zu ziehen. Die völlig verknorpelten Börſenherzen überfuhren in vergoldeten Equipagen den armen Taglöhner oder deſſen Kind und Weib, und zahlten einige Thaler — Schmerzensgeld, konnten dagegen um wenige Thaler, die ihnen ein armer Teufel ſchuldete, denſelben Jahre lang bei der ſchlechteſten Koſt einſperren laſſen, und zwar hauptſächlich in den Ländern und Staaten, die ſich damals vorzugsweiſe die civiliſirteſten nannten und einem ſogenannten conſtitutionellen Syſtem huldigten, wie England, Frankreich, Belgien u. ſ. w. Die Strafen ſtanden durchaus in keinem Verhältniß mit den Vergehungen und Verbrechen; die abſcheuliche Vorfolter hatte man zwar abgeſchafft, behauptete auch in vielen Staaten die körperliche Züchtigung abgeſchafft zu haben und mit der vorangeſchrittenen Civiliſation auch humaner und menſchlicher geworden zu ſeyn; dies war jedoch in den meiſten Ländern nur eine Deriſion, ein Hohn aller Humanität, ſelbſt in dem ſich das civiliſirteſte Land der

Welt nennenden Frankreich wurden in den Gefängniſſen der einmal Verurtheilten auf das willkührlichſte Strafen verhängt, die noch den teufliſchſten Erfindungen der Inquiſition Ehre gemacht haben würden, und auf den Galeeren, wo nirgends ein Unterſchied zwiſchen dem ausgemachteſten und verhärtetſten Böſewicht mit dem angehenden Verbrecher gemacht wurde, nach Herzensluſt mit eiſenbeſchlagenen Stöcken geprügelt. Die Criminal-Juſtiz war nur von einem niedrigen Rachegefühl beſeelt, ſtatt Beſſerung der Verbrecher zu bezwecken, machte ſie dieſe zu den unverbeſſerlichſten Hallunken. Mit fünf, zehn, zwanzig, ja lebenslänglicher Kettenſtrafe wurden häufig in dem Augenblick der höchſten Leidenſchaft begangene Verbrechen beſtraft, beſonders wenn das Individuum arm, hilflos und ohne Protektion war, während man den angeſehenen, reichen und einflußreichen Verbrecher nicht einmal anzuklagen, vielweniger zu beſtrafen wagte. Die ſo verſchrieene ſogenannte barbariſche Juſtiz der Türken und anderer orientaliſcher Völker war größtentheils weit menſchlicher und vernünftiger, der Verbrecher wurde einmal für ſeine Vergehungen tüchtig und hart abgeſtraft, dann ließ man ihn wieder laufen; dieſe Strafen fürchtend, und nicht verurtheilt, in einer Schule aller Laſter und Gräuel Jahre lang und halbe Lebensalter hinzubringen, wurde er nicht ſo leicht ein durch und durch verdorbener Böſewicht, beſſerte ſich auch nicht ſelten. In faſt allen Ländern betrachteten ſich die Richter und Gerichtsperſonen, beſonders die Gerichte in pleno, als etwas Heiliges, Unverletzbares, da ſie leider in manchen Staaten faſt noch unverantwortlicher als die Herrſcher ſelbſt waren, ungeſtraft alle Ungerechtigkeiten begehen und Böcke machen konnten, und zwar je freier ſich dieſe Staaten glaubten, je mehr wurden die Individuen durch größtentheils tyranniſche Geſetze und die Unverantwortlichkeit der Richter chicanirt, ſowie in ihren Rechten gekränkt; jedenfalls war noch in den ſogenannten despotiſchen Monarchieen die beſte Juſtiz, weil hier die Richter die meiſte Verantwortlichkeit, bei Ungerechtigkeiten oder wegen argen Fehl- und Mißgriffen die Donnerkeile von Oben herab zu fürchten hatten. So war im Königreich Preußen die Juſtiz in der That muſterhaft zu nennen, während ſie beſonders in den größern ſogenannten conſtitutionellen Staaten, wie England, Frankreich, Spanien, Belgien, ſchon gewaltig von der geraden Bahn abwich, am tollſten aber ging es in dieſer Hinſicht in den damals in Deutſchland noch beſtehenden Duodez-Republiken

Hamburg, Frankfurt ꝛc. zu, und zwar hauptſächlich bei der Civiljuſtiz, wo man ſich die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten und die unverantwortlichſten Mißgriffe und Willkühr zu Schulden kommen ließ, die ſo häufig das Unglück ganzer Familien veranlaßten, wo auch bei den klarſten, augenſcheinlichſten und unumſtößlichſten Beweiſen ſeines Rechts nie an ein Gutmachen dieſer Schändlichkeiten zu denken war, da, wie geſagt, die Richter, die wie in Frankfurt einen integrirenden Theil der dortigen Souveränität ausmachten, da Verwaltung und Juſtiz auf das ſcheußlichſte amalgamirt, unverletzlich heilige Perſonen waren, und nicht ſelten die Urtheile in ihren eigenen Angelegenheiten fällten. Während in den beſſer organiſirten Staaten Privatperſonen allen Schaden, den ſie ihren Gegnern ungerechter Weiſe verurſacht hatten, ſelbſt mit den größten Opfern erſetzen mußten, konnte der Richter ungeſtraft, durch heilloſe Decrete, und es ſey aus Dummheit, Unwiſſenheit oder Partheilichkeit ungerecht gefällte Urtheile, denſelben berauben und ungeſtraft um Hab und Gut bringen. So hatten zum Beiſpiel die Frankfurter Gerichte zu jener Zeit einen Familienvater auf das Unverantwortlichſte ſeiner vier Kinder beraubt, oder doch durch ihr unerhörtes Verfahren einen ſolchen Raub begünſtigt und möglich gemacht, und als endlich ein von den Frankfurter Gerichten unabhängiges Obergericht dem unglücklichen Vater ſein volles Recht auf die eclatanteſte Weiſe zuſprach, da waren die geraubten Kinder aus dem Bereiche dieſer Stadt und nach England geſchafft, der Mann aber, durch Proceßkoſten ruinirt, mußte von Neuem den Proceß in England beginnen, wollte er ſeine Kinder wieder haben, wozu ihm aber jetzt die Mittel fehlten. Wie billig hätten nun von Gott und Rechtswegen die Gerichte und deren Glieder, die ſich ſo heilloſe Schändlichkeiten hatten zu Schulden kommen laſſen, welche damals in ganz Deutſchland großes Aufſehen machten und öffentlich gerügt wurden, dem Mann die Mittel geben, ſo wie Schadenerſatz für all die ſo ungerechterweiſe erlittenen Kränkungen leiſten ſollen, aber dieſe pflegten ihres Leibes, füllten ſich die Bäuche und tranken einige Flaſchen Wein mehr, um die Grillen los zu werden, die ihnen allenfalls der ausgebrochene Unwille der öffentlichen Meinung und die wohlverdienten Schmähungen der Preſſe verurſachen mochten. Faſt kein Jahr verging, in dem ſich nicht die Juſtiz jener Republik, und namentlich die von einem gewiſſen Leonhard Reuß, auch ein Zweiundvierzigſttheil der Frankfurter Souveränität,

präſidirten Polizeigerichte dergleichen Schändlichkeiten ſchuldig machten, und ſich tief in ihre Amtswürde (?) hüllend, eben ſo lächerlich-barbariſche als komiſch alberne Decrete in einem abgeſchmackten, plumpen und groben diktatoriſchen Kanzleiſtyl erließen, der dieſe Gerichte und ihre Beiſitzer dem allgemeinen Geſpötte Deutſchlands preisgab. Erſt gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts, nachdem endlich auch die Armen und Unbemittelten faſt allenthalben wieder in ihre natürlichen Rechte eingeſetzt worden und man durch weiſe und wohlwollende Geſetze einen ſehr verbeſſerten geſellſchaftlichen Zuſtand hervorgerufen hatte, wurden auch Gerichte und Richter ſolidariſch mit Hab und Gut, wie es ſich ziemte, und gleich jedem andern Bürger, für alle Ungerechtigkeiten und Dummheiten, die ſie begingen, verantwortlich gemacht. — Das geſellige Leben war zu jener Zeit theils in eine jämmerliche Grimaſſenſchneiderei, theils in impertinente Schlüffelei ausgeartet. Da, wo die reichen Parvenües den Ton angaben, war dieſer gewaltig mißklingend, roh, unharmoniſch, dieſe Menſchen klopften auf ihre vollen Säcke und erlaubten ſich oft die unanſtändigſten und gemeinſten Witzeleien, die ſie und ihr Gelichter oder von ihnen abhängige Perſonen wohlgefällig und überlaut belachten. Die frühere Artigkeit, Eleganz und wenn auch frivole aber doch geiſtreiche Unterhaltung des Adels und ein abgeſchliffenes Benehmen, das ſo manche Fehler überſehen ließ oder erträglicher machte, war gänzlich verſchwunden. Die Welt war nicht mehr wie zu Voltaire's Zeiten und wie dieſer ſagte, „ein großer Ball, auf welchem ſich verkleidete Thoren unter den lächerlichen Benennungen Hoheiten, Eminenzen, Marquis u. ſ. w. zierlich herumtummelten," nein, ſie war eine gemeine Kneipe, in welcher Batzenhochmuth liſtig banquerotirte, und Beutelſchneiderei auf das Unverſchämteſte ihr Unweſen trieb. Selbſt die Tänze dieſer uneleganten Welt trugen den Charakter dieſer Verderbtheit und der Geſchmackloſigkeit an der Stirn; aus den böhmiſchen und polniſchen Wildniſſen hatte man Polkas und Mazurkas hervorgeholt, um ſie eben ſo graziös, nur etwas verzerrter, in den Salons der franzöſiſchen Hauptſtadt nachzuäffen, und die franzöſiſchen Contretänze, früher mit ſo viel Anmuth getanzt, wurden nur mit einer plumpen Nachläſſigkeit, die jener Zeit eigen war, gleichſam als ſey es eine widerliche und mühſame Arbeit, mehr noch geſchleift als gegangen. Tänzerinnen und engliſche Reiterinnen waren die Heroinnen des Tages und die

Auserkohrnen der jungen Leute von Stand; denn dieſe Weiber rauchten und tranken um die Wette mit ihnen. Im Schauſpielhaus machte man ſich breit, die Damen unbeachtet mit den Ellenbogen auf die Seite ſtoßend, ſich vor ſie ſetzend, und ſie auf das frechſte lorgnettirend. Rauchen, trinken, Lansquenet ſpielen und ſich in den verrufenſten Orten herumtreiben, dies waren die gewaltigen Heldenthaten der jungen Leute jener Zeit, Galanterie und Höflichkeit gegen die Damen machte man lächerlich. Die ſo vernachläſſigten Frauen vernachläſſigten ſich nun ebenfalls, verabſchiedeten die Grazien, nahmen faſt grobmännliche Sitten an, rauchten ihr Dutzend Cigarren des Tages, führten faſt eine Kutſcherſprache, und Lansquenet und Champagner waren ihre Delice. Dagegen gab es Bediente und Jäger, die bei empfindſamen Damen dienten und nur Himbeerſyrup und Thee ſchlürften, weil ihre Herrinnen Tabacksgeſtank und Weingeruch nicht ertragen konnten.

Im Allgemeinen glaubten damals die Völker, Glück und Heil nur in konſtitutionellen Regierungsformen zu finden, während dieſe Conſtitutionen, wie ein franzöſiſcher König, Ludwig **XVIII**, ſelbſt ſagte, nur eine treffliche Milchkuh für die Herrſcher waren, die ſie gehörig zu melken verſtanden, und man durch dieſes Mittel das Volk auf das bequemſte ausziehen und mit Abgaben erdrücken könnte, wie dies in Frankreich und England der Fall war, und zwar ohne alle Verantwortlichkeit, denn die Majorität ſeiner ſogenannten Stellvertreter hatte ja dieſe Abgaben bewilligt und gut geheißen, und ſo gaben die Völker ſelbſt die Mittel dazu her und der Regierung in die Hände, einen Theil ihrer einflußreichſten Mitbürger zu erkaufen. Wirkliche Preßfreiheit beſtand nur in England und in Nordamerika, die Preſſen der Franzoſen, die ſich einer ſolchen rühmten, waren hundertmal mehr gefeſſelt als ſelbſt in Oeſterreich oder Rußland, denn nur die wenigen Privilegirten, die Hunderttauſende Caution zu ſtellen vermochten, konnten es wagen, auf die Gefahr hin mit Dieben und Mördern eingeſperrt zu werden, ihre Meinungen in Zeitungen und Journalen kund zu geben, die ungeheuerſten Stempelabgaben machten das Beſtehen der öffentlichen Blätter in dieſem Land faſt zur Unmöglichkeit, und abermals waren es nur die Reichen, die ſolche Unternehmungen machen konnten und durften. — Die Erziehung der Jugend war ſo zweckwidrig als Körper und Geiſt verkrüppelnd. Den Mädchen der ſogenannten vornehmen Welt wurde eine heilloſe franzöſiſche

Gouvernantenerziehung, die alle Weiblichkeit hintanſetzte, die Gemüther ſchon in der Kindheit vergiftete, und die jungen Mädchen gleich Papageien Verneigungen zu machen und franzöſiſche Floskeln herzuplaudern abrichtete; einige die ausarteten und gelehrte Frauen wurden, die man damals Blauſtrümpfe (bas bleus) nannte, waren die unausſtehlichſten Geckinnen, die man ſich denken kann. Mit der männlichen Erziehung der vornehmen Welt war es faſt noch ſchlimmer beſchaffen, man ſtrebte beſonders, gute Kutſcher und Pferdedreſſirer aus dieſer lieben Jugend zu machen, was auch oft in hoher Vollkommenheit gelang; wahre wiſſenſchaftliche Bildung gehörte mehr der Mittelklaſſe und dem armen Adel an.

Ein recht anſchauliches Bild der Sitten jener Zeiten liefert uns das hinterlaſſene, auf uns gekommene Schreiben eines Selbſtmörders an ſeine Gattin. Selbſtmord fand damals ſehr häufig und bei faſt allen Klaſſen ſtatt. Wir theilen das Schreiben unſern Leſern im Auszug mit, es heißt in demſelben: „Theures Weib. Ich zähle jetzt fünfzig Jahre, alle meine geiſtigen und materiellen Hülfsquellen ſind erſchöpft, ich ſehe nur Elend, und zwar das furchtbarſte Elend für uns beide und unſere Kinder vor Augen. Ich vermag es nicht zu ertragen, und wenn Du von Deiner Promenade heimkehrſt, findeſt Du mich nicht mehr unter den Lebenden. Drei Monate kämpfe ich mit all meinen Kräften und mit Rieſenſtärke gegen das unbarmherzige Schickſal an, aber vergeblich, es macht ſich einen Scherz, ein Spiel daraus, alle meine Hoffnungen zu zertrümmern, und es hat mich große Ueberwindung gekoſtet, bis ich zu dem unwiderruflichen Entſchluß kam, mich durch einen Strick von all den gewaltſam auf mich einſtürmenden Drangſalen zu befreien. Als Millionär erzogen, lebte ich in meiner Jugend in Saus und Braus, Du machteſt es nicht viel beſſer und verbrauchteſt, ſeitdem Du mein Weib biſt, zwanzigmal in Toiletten, Spitzen, Schmuck, Spielgeldern, Theaterlogen, Bällen und Soireen, was Du mir als Mitgift einbrachteſt. Wir waren, wie Du weißt, ſchon vor einigen Jahren ganz auf den Hund, das heißt am Bettelſtabe und in Verzweiflung, als zu unſerm Glück meine alte Tante ſtarb und mir ſoviel hinterließ, daß wir bei einiger Oekonomie und ohne all die gewohnten Firlefanzereien fortzuführen, anſtändig davon hätten leben können, aber falſche Schaam verhinderte Dich und mich daran: „Wenn wir uns einſchränken und nicht wie bisher fortleben, was wird die böſe Welt dazu ſagen?“

das war unſer größter Kummer, unſere Hauptſorge; daß es mit der Erbſchaft der alten Tante bald auf die Neige ging, war ſehr natürlich, indeſſen hätten wir doch noch einige Jahre und mit einiger Sparſamkeit noch ein und auch zwei Jahrzehende davon leben können, wenn nicht die Sucht, ein glänzendes Prunkleben zu führen und in wenig Wochen wieder Millionen zu gewinnen, auch mich ergriffen hätte. Ich beſuchte die Börſe, und damit iſt Alles geſagt. Indeſſen hatte ich einige, gerade nicht ganz unbedeutende Summen in der erſten Zeit gewonnen, als plötzlich die Actien der Nordeiſenbahn ins Spiel kamen, in ein Paar Tagen waren ſie von drei und fünfhundert auf neunhundert geſtiegen, ſchon über vierzig Millionen waren von den Ausgebern derſelben gewonnen. Alle Welt war wie von der Tarantel geſtochen, und auch mich hatte der allgemeine Schwindel ergriffen, dennoch zögerte ich, denn neun hundert ſchien mir eine ſchon gefährliche Höhe. Da kam einer von jenen im Sold der goldnen Kälber des Tags ſtehenden Agenten zu mir, ein Faunengeſicht mit Bocksbart, dem der Gauner aus allen Poren hervorglotzte und ſprach zu mir: „Wie, Herr L...., Sie können noch zaudern? ehe vierzehn Tage vergehen, ſtehen die Actien auf zwölf Hundert, und in einem Monate auf fünfzehn Hundert, ſo wahr Gott lebt, kaufen Sie, kaufen Sie auf Termin, Sie haben ja kein Geld nöthig, und man trägt Ihnen Säcke voll ins Haus wenn die Termine abgelaufen ſind. — In dieſem Augenblick näherte ſich uns einer der Gevattersmänner dieſes Gauners, der ihm wahrſcheinlich einen Wink gegeben hatte, und machte eine Beſtellung von vier Tauſend Stück dieſer Actien à 913. Gleich darauf ein anderer, ähnliche Beſtellungen machend, dann ein dritter, ein vierter u. ſ. w. Genug, die ganze Bande dieſer Spitzbuben, die ſich zur Plünderung aller Gimpel und gewinnſüchtigen Pinſel verſchworen hatte, um ſie zu rupfen und die Actien dieſer Eiſenbahn in die Höhe zu treiben, ſo lange bis alle untergebracht und die Gelder dafür in die Kaſſen ihrer Mandatare gefloſſen waren. Genug, auch ich ließ mich blenden und kaufte ſowohl gegen baar als auf Termine. Wenige Tage darauf fiel dieſes unglückſelige Papier, faſt eben ſo raſch als es geſtiegen war, ich hoffte daß es wieder in die Höhe gehen ſollte, vergeblich: ſo marterte ich mich drei Monate in unbeſchreiblicher Angſt und Höllenqual, morgen ſoll ich eine Differenz von zwei Millionen zahlen und Du findeſt noch — zwei Hundert Franken

in meinem Pult, Schulden und unbezahlte Rechnungen für mehr als dreißig Tauſend Franken. Vergieb mir, liebes Weib, und klage das Schickſal an, das es ſo gewollt, dieſes oder der es lenkt und leitet, iſt allein Schuld daran, nicht wir, nicht ich, ich hätte eben ſo gut Millionen gewinnen können, wenn er es gewollt. Uebrigens gehe ich mit luſtigem Muth in jenes unbekannte Land, aus dem noch Keiner wiedergekehrt. Ich habe gelebt und geliebt, Du auch, für unſere Kinder habe ich ausgeſorgt, ſie ſind erwachſen, ich habe ihnen eine gute Erziehung geben laſſen, ſie mögen nun auch ſehen wie ſie durchkommen, meine Sorgen zu beendigen koſtet mich nichts, das Tuch an dem Du mich erhängt findeſt, kannſt Du noch einem gutherzigen Juden verkaufen. Lebe wohl, auf Wiederſehen oder auch Nichtwiederſehen, wie es die Unergründlichen beſchloſſen, mir gleichviel, und hundertmal lieber den ewigen Schlaf ſchlafen, gänzliche Vernichtung, als wieder zu einem ſolchen Hanswurſtleben erwachen, wo nur Täuſchungen und Albernheiten, nur Schnurrpfeifereien und Spiegelfechtereien dieſes Schattenſpiel an der Wand beleben. Noch einmal, liebes Weib, lebe ſo wohl Du kannſt und vergiß möglichſt bald Deinen Carl L....“

Michel warf unwillig das Buch zur Erde indem er zu Asmodi ſagte: wenn die zukünftigen Geſchichtſchreiber nichts Beſſeres zu ſchreiben wiſſen, ſo ſollten ſie lieber ihre Federn zu Zahnſtochern verbrauchen. Daß die Welt ein erbärmliches Jammerthal iſt, iſt längſt bekannt. Komm, laß uns einen Gang über die Boulevards machen, die Grillen zu verſcheuchen.

Als er, den Hinkenden am Arme, aus dem Prinzenhotel trat, ſtießen ſie, um die Ecke der Straße Richelieu biegend, auf einen dichten Haufen verſammelten Volks. Michel, neugierig was es da gebe, drängte ſich durch die Menge und erblickte einen ſchrecklich verſtümmelten menſchlichen Körper, dem der ganze Kopf und Hirnſchädel zermalmt war und deſſen Blut noch rauchend aus Mund und Naſe ſtrömte. Sich erkundigend was da vorgefallen ſey, wurde ihm berichtet, daß ſo eben wieder einer der ſchweren Wagen der Meſſagerien vorüber geraſ't ſey, der den getödteten Menſchen, einen armen Arbeiter, der ſchnell habe ausweichen wollen, aber ausgleitend geſtürzt ſey, überfahren habe.

— Das iſt wenigſtens ſchon der zwanzigſte Menſch, den dieſe Meſſagerien ſeit ein Paar Monaten in Paris überfahren, und in den Städten der Provinzen iſt die Zahl derer, die ſie unglücklich

machen, noch weit größer, ſetzte der Befragte hinzu, und fuhr fort: Es iſt nicht erlaubt, wie dieſe Geſellſchaften der Meſſagerien mit dem Menſchenleben umgehen, und da iſt auch nichts was dies zu ändern vermag. Sie werden um ein Paar Hundert Franken geſtraft und fahren dann nur um ſo toller. Sobald ſie auf das Pflaſter einer Stadt kommen, verdoppeln, ja verdreifachen ſie ihre Schnelligkeit, nichts hält ſie ab, und die Condukteure wie die Poſtillione ſcheinen ſich ein Vergnügen daraus zu machen, rückſichtslos was ihnen in den Weg kommt und nicht ſchnell genug ausweichen kann, zu überfahren, wenigſtens ein Paar Hundert Menſchen büßen alljährlich in Frankreich das Leben durch ſie ein.

— Erſt vor einigen Tagen wohnte ich zu Orleans einem ſolchen Fall bei, fiel nun ein anderer Arbeitsmann ein, der ſchaudervoll war. Es war an einem Sonntag, ein unglücklicher Handwerksmann kam eben aus der Kirche und ging durch die enge Straße de la Treille, da kam hinter ihm in voller Carriere der Lyoner Wagen der Meſſagerie Royale, die Straße war zum Ausweichen faſt zu eng, der Menſch lief was er konnte, die Vertiefung einer Hausthüre ſuchend, um ſich in Sicherheit zu bringen, aber er konnte keine finden, kam an den Eckſtein der Straße St. Euverte, die vordern Pferde ſaßen ihm ſchon auf dem Nacken, da machte er einen Fehltritt, ſtürzte und wurde zwiſchen dem Eckſtein und den Rädern, die ihm über beide Füße gingen, zerdrückt; man brachte ihn ſogleich in das Hoſpital, wo er noch an demſelben Tage unter den ſchrecklichſten Schmerzen den Geiſt aufgab. Den Wagen hatte man erſt in einer Strecke von fünfzig Metres von dem Ort wo das Unglück geſchehen war, aufhalten können. Das Opfer dieſer Fahrwuth war ein armer Maurer aus dem Departement de la Creuſe. Es wurde ſogleich eine Klage gegen den Poſtillon und den Condukteur durch den königlichen Prokurator bei dem korrektionellen Tribunal eingereicht, und der erſtere zu einem Monat, der zweite zu ſechs Tagen Gefängniß verurtheilt. Der Verunglückte hatte einen alten Vater hinterlaſſen, der einige ſechzig Jahre alt und im Beſitz einiger Hektaren Landes war, die er bearbeiten laſſen mußte, der Sohn unterſtützte ihn ſowohl hierbei als auch ſonſt. Dieſer brachte nun eine Entſchädigungsklage gegen den Condukteur, den Poſtillon, den Poſtmeiſter und die Geſellſchaft der Meſſagerie Royale vor, und ſein Anwalt verlangte fünfzehn Tauſend Franken, indem er darthat, daß der Um-

gekommene ein vortrefflicher Arbeiter und Menſch geweſen, der aus ſeinen Erſparniſſen einen Stellvertreter bei dem Militär geſetzt, etliche Stückchen Landes gekauft habe und die Stütze ſeiner Familie geweſen ſey, da er nur noch einen Bruder von ſehr ſchwächlicher Geſundheit gehabt; daß ſein Vater ein Einkommen von etwa fünfzig Franken habe, das jedoch noch mit Schulden hinlänglich belaſtet ſey, und daß ihn der Tod ſeines unglücklichen Sohnes in das äußerſte Elend ſtürze. Aber der Advokat der Meſſagerien, ein gewiſſer Sudre, hatte ſich von dem Maire des Cantons, in dem der alte Mann wohnte, ein Certifikat zu verſchaffen gewußt, in dem geſagt war, daß Peyronnet der Vater wenigſtens ein beſcheidenes Auskommen habe und der Tod des Sohnes der Familie keinen abſonderlichen pekuniären Nachtheil bringe.

Das Gericht verurtheilte nun die Geſellſchaft der Meſſagerien zu einer Entſchädigung von dreihundert Franken und zu den Prozeßkoſten!!! — Alſo können dieſe reichen Herren von den Meſſagerien, ſo oft ſie die Lumperei von dreihundert Franken bezahlen wollen, einen franzöſiſchen Bürger todtfahren. So viel gilt das Menſchenleben in Frankreich, gerichtlich tarirt!...

— Der Teufel ſoll die Meſſagerien holen! rief ein ſtarkſtämmiger Blouſenmann, mir haben ſie auch meine alte Mutter vor ſechs Monaten in der Chauſſee d'Antin todtgefahren, und kein Hahn hat darnach gekräht, ſo ein H.... von Condukteur ſagte mir noch: ich ſollte zufrieden ſeyn daß ich die Laſt vom Hals habe, ich gab ihm aber einen Tritt, daß er rücklings bewußtlos niederſtürzte, und der Polizeikommiſſär ließ mich mit einem Verweis laufen.

Michel ſprach nun zum Hinkenden: Wir müſſen dieſen Meſſageriegeſellſchaften eine derbe Lektion geben.

— Und welche?

— Ich will daß alle Meſſagerie-Wagen in dieſem Augenblick in den Straßen von Paris ſo wie in denen der Provinzialſtädte auf der Stelle ſtill halten und nicht vom Fleck können.

— Das wird ein ſchöner Spuk werden, meinte Asmodi, hinkte mit ſeiner Krücke davon und es dauerte kaum einige Minuten, ſo waren auf dem Börſenplatz zu Paris einige Tauſend Menſchen verſammelt und ſahen dem ſeltſamen Schauſpiel zu, wie der nach Straßburg beſtimmte, mit achtzehn Paſſagieren verſehene Wagen, trotz den unſäglichſten Anſtrengungen der angepeitſchten ſtämmigen

Roſſe und den Bemühungen des Condukteurs und des Poſtillons, nicht von der Stelle konnte. Gleich darauf kam die Nachricht, daß es dem nach Lyon beſtimmten Wagen der Meſſagerie Lafitte-Gaillard in der Straße St. Honoré nicht beſſer ergehe, ebenſo dem Lyoner Wagen, und daß an ſieben Barrieren die von verſchiedenen Ecken und Enden Frankreichs nach Paris gekommenen Wagen der Meſſagerien nicht vom Fleck könnten; man habe an einige ſchon bis fünfzig, ja bis hundert Pferde geſpannt, aber das Alles helfe ſoviel wie gar nichts, es ſey gerade ſoviel als ſpanne man Fliegen vor. Die Paſſagiere ſeyen aus allen ausgeſtiegen und ſähen dem Spektakel mit zu; es müſſe irgend ein Teufelskerl von Chemiker oder Magnetiſeur durch bis jetzt noch unentdeckte Kräfte ein Mittel gefunden haben, den löblichen Meſſageriegeſellſchaften dieſen Spuk zu machen, meinte einer der Condukteure, der ſich auf die Bureaus der Meſſagerien in der Straße Notre-Dame de Victoir begeben hatte. Die Herren deliberirten und beriethen, daß ihnen die Köpfe ſchier zerſprangen, waren ſelbſt an alle Orte hingelaufen, um ſich mit eigenen Augen von dem Spuk zu überzeugen, aber helfen konnte Niemand, nicht einmal der berühmte Chemiker und Giftzerſetzer Orfila. Man berief die Comitéen und Ausſchüſſe, überlegte, zankte, ſchrie, aber die Wagen blieben wo ſie ſtanden, und jeden Augenblick kam ein neuer Bericht von einem abermals gebannten Eilwagen, und kein Kopfzerbrechen konnte helfen. Endlich traten zwei Fremde in den Berathungsſaal, grüßten die Verſammlung höflich, und einer von ihnen nahm das Wort und ſprach:

— Ich will den Herren ein Mittel angeben, wie ſie ihr Fuhrwerk wieder flott machen können.

Alle riſſen nun die Augen weit auf, und einer fragte:

— Und welches?

— Zuerſt entſchädigen Sie alle diejenigen, die ſeit Jahr und Tag durch Ihr hölliſches Fuhrwerk verkrüppelt wurden, ſo reichlich als ich es Ihnen vorſchreiben werde, dann ebenſo die Hinterbliebenen derer, die durch Ihre Wagen verunglückt ſind.

— Aha, die Herren ſind alſo die ſaubern Vögel, die unſere Wagen durch wahrhaft infernaliſche Mittel hemmen? ſagte einer vom Comité; wohlan, was verlangen Sie?

Asmodi machte nun auf Michels Geheiß eine Berechnung der zu fordernden Summe und übergab dieſelbe dem Comité.

— Wa — wa — was? riefen die Herren faſt einſtimmig ſtotternd: Zweimal hundert und achtzig Tauſend Franken? — ſind die Herren toll? wollen ſie uns ruiniren?

— Die Herren belieben wohl zu ſcherzen, meinte nun einer vom Ausſchuß, ſie werden ſich auch mit weniger begnügen und abfinden laſſen.

— Von dieſer Summe geht auch nicht ein Centime ab, ſagte Michel ernſt.

— Oho, da werden wir wohl andere Mittel finden, die Herren zur Raiſon zu bringen, meinte ein anderes Mitglied, wir ſchicken nach der Polizei; wir wollen ſehen, ob es jedem hergelaufenen Vagabunden erlaubt iſt, die Leute in ihren Geſchäften und ihrem redlichen Broderwerb durch ſolche Mittel zu verkürzen und zu beeinträchtigen.

Asmodi und Michel lachten, und Letzterer ſagte: nach Belieben; einſtweilen aber bleiben ihre Wagen, Pferde, Condukteure, Poſtillone und Sie ſelbſt im Bann, bis die Sache mit der Entſchädigung in Richtigkeit iſt.

— Jean, rief nun der Präſes der Verſammlung einem der anweſenden Bureaudiener zu, Ihr geht ſogleich zum Polizeikommiſſär des Quartiers und bittet ihn ſchnell hierher zu kommen, einſtweilen ſorgt ihr andern dafür, daß keiner von dieſen beiden Herren das Zimmer verlaſſe.

Aber Jean rührte ſich nicht und blieb ſtöckſteif ſtehen.

— Nun, warum geht Ihr nicht, Jean? rief der Präſes.

— Weiß der Teufel, ich kann mich nicht von der Stelle bewegen, erwiederte Jean.

— Was zum Henker ſoll das heißen, ſagte der Präſes, und ihr andern...

Keiner der Bureaudiener konnte ſich mehr bewegen, alle waren wie an den Boden genagelt.

— Ich muß nur ſelbſt ſehen was.... Der Präſes wollte nun aufſtehen und konnte ſich ebenfalls nicht von ſeinem Seſſel erheben, ſo ging es auch ſämmtlichen Mitgliedern des Comitée's.

— Ei ſo laßt doch die Polizei holen, Herr Präſes, ſagte Michel ſpöttiſch.

Der Präſes und alle knirſchten vor Wuth und verdrehten die Augen.

— Und auch Ihr, meine Herren, kommt nun nicht eher von

der Stelle bis wir mit der Entſchädigung im Reinen ſind. Wollt Ihr ſie zahlen oder nicht? keine Macht der Welt wird Euch und Eure Wagen flott machen bis dies geſchehen.

Die Herren deliberirten nun, und als ſie ſahen und fühlten, daß ſich keiner rühren noch von ſeinem Sitz mehr erheben konnte, da bequemten ſie ſich endlich nachdem noch eine gute halbe Stunde verfloſſen war, und auch alle Verſuche eines theilweiſen Erlaſſes vergeblich waren, zur Bezahlung der begehrten Summe, wozu dem Caſſirer der Geſellſchaft einſtweilen ſeine Bewegungsfreiheit wiedergegeben wurde. Als die verlangte Summe dem Michel in guten Pariſer Bankbillets eingehändigt war, gab er den ſämmtlichen Herren ihre Rührigkeit wieder, indem er zu ihnen ſagte:

— Laſſen Sie ſich dies eine Warnung und Lehre ſeyn, und ſeyn Sie verſichert, daß von jetzt an, ſo oft Ihre Wagen einen Menſchen überfahren, dieſelben nicht mehr von der Stelle können bis Sie die ſich nun immer verdoppelnde Entſchädigung berichtigt haben werden. Damit Gott befohlen! — Michel ſandte noch denſelben Tag das Geld an diejenigen Perſonen ab, denen es von Rechts- und Teufelswegen zukam.

XIII.

Zweiter Flug nach Quitſchi = Quatſchi. — Kirchhofs =, Muſik = und Theater = Angelegenheiten. — Eine Vorſtellung im Sitzungsſaal der Schlimmiehlen.

Daran erkenn' ich die gelehrten Herrn:
Was ſie nicht taſten, liegt ihnen meilenfern,
Was ſie nicht faſſen, fehlt ihnen ganz und gar,
Was ſie nicht rechnen, glauben ſie ſey nicht wahr;
Was ſie nicht wiegen, hat für ſie kein Gewicht,
Was ſie nicht münzen, meinen ſie gelte nicht.—

Das Büreau der Meſſagerien verlaſſend, ſagte Michel zu ſeinem unzertrennlichen alter ego: Die Welt iſt ſo durch und durch verdorben, wurmſtichig und faul, daß ſie anfängt mir unerträglich zu werden.

— Das finde ich nun eben nicht, ſagte Asmodi, mich unterhält dieſe Miſere, die ſich ſo für den Mammon, das heißt für das liebe Nichts abrackert und an Leib und Seele verdirbt. Deſto beſſer für unſer Reich!

— Und was nun beginnen? — Die Welt iſt ſo einerlei, ſo uniform, überall dieſelbe Schurkerei, dieſelbe Dummheit, dieſelbe Kurzſichtigkeit und Beſchränktheit; man ſollte glauben, alle Hirnkaſten ſeyen vernagelt. Ewig wiederholen ſich dieſelben Abſurditäten, vom Thron bis zum Bettelſtab herab, und mehr oder minder in allen Ländern.

— Damit Du auf andere Gedanken kömmſt, laß uns einen zweiten Flug nach der Republik Quitſchi = Quatſchi machen, dort begehen ſie wenigſtens ſo originelle Stupiditäten und ſo geniale Schurkereien, daß es faſt eine Luſt, doch wenigſtens eine das Zwerchfell erſchütternde Unterhaltung, beſonders für den Teufel iſt, und ich habe dem Papa Großſatan ſchon manches Stündchen durch die Erzählung derſelben verkürzt. — Gerade in dieſem Augenblick

berathen die Schmuli, Schumli, Schawellen, Schlimmiehlen und Pentachorden ſamt den beiden Bimbus die Anlegung eines neuen Kirchhofs, denn die Klügern unter ihnen und die welche die beſten Naſen beſitzen, haben endlich ein Einſehens erlangt und begriffen, daß der bisherige Gottesacker viel zu klein und die peſtilenzialiſchen Ausdünſtungen deſſelben allen guten Einwohnern von Quitſchi-Quatſchi ſchädlich werden könnten. Doch um Dir einen rechten Begriff von der Sache machen zu können, müſſen wir einer noch heute ſtattfindenden Berathung der Schlimmiehlen beiwohnen.

— Wohlan, abermals nach Quitſchi-Quatſchi, ſagte Michel, und einige Minuten darauf traten ſie in der Geſtalt zweier abweſenden Schlimmiehle in den Sitzungsſaal derſelben.

So eben hatte ein etwas vernünftiger Schlimmiehl das Wort in der Kirchhofsangelegenheit ergriffen und ſprach:

— Meine hochachtbaren Herrn Schmuli, Schumli, Schawellen und Schlimmiehlen! Ich hoffe, die Mehrzahl von Ihnen wird endlich ein Einſehens erlangt und begriffen haben, daß der Raum unſers Friedhofs, in welchem die großen Seelen unſerer dahingeſchiedenen Vorfahren faulen, anfängt zu klein und eng für die ſich Gott ſey Dank immer mehr vermehrenden Todten unſerer guten Stadt Quitſchi-Quatſchi zu werden, und daß, wenn es ſo fortgeht wie bisher, immer ein ganz friſcher Todter auf einen kaum angefaulten, der auf einem kaum halbverfaulten liegt, unter dem endlich ein faſt ganz verfaulter auf unzähligen Knochen ruht. Da nun dieſe Todten, von denen ſchon gar mancher während ſeinem Leben keinen beſonders guten Geruch von ſich gab, und nun noch viel übler riecht, wie Sie ſich täglich überzeugen können, wenn Sie ſich in die Nähe unſers hochpreislichen Kirchhofs begeben, durch die böſe Luft, die ſie verbreiten, große Krankheiten und dadurch große Betrübniß, Jammer und Elend und neue Todte in unſerer guten Stadt verurſachen können, denn dieſer Todtengeruch wird ſich bald über ganz Quitſchi-Quatſchi ausdehnen und unſere, wenn auch nicht ganz wohlriechende, doch ſonſt nicht gerade ungeſunde Luft vollends verpeſten, ſo bin ich der Meinung, daß um großes Uebel und Unheil von unſerer guten Stadt abzuwenden, und mache den gehorſamſten Vorſchlag, einen neuen recht großen Todtenhof, in welchem alle unſere verehrten Todten gehörig Platz finden, außerhalb der Stadt, und zwar an der äußerſten Grenze unſers Ge-

biets, eine ganze halbe Viertelſtunde weit, ganz in der Nähe von Bocksſtadt anzulegen.

Mehrere der beſten Geſundheitsräthe, vulgo Doktoren oder Aerzte genannt, unterſtützten dieſen inhaltsſchweren Antrag mit trefflich begründeten Gutachten, und man machte nun einen zweiten Antrag, der dahin ging, den erſten der hohen erſten Kammer zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. — Nun abermals erhoben ſich mehrere der ältern Schmuli, Schumli und Schlimmiehlen und eine dumpfe Gährung ließ ſich im ganzen Saale wahrnehmen.

— Wie? was? ſchrieen die Einen, ſo weit iſt es in unſern gottvergeſſenen Zeiten gekommen, daß man auch nicht einmal die Todten mehr in Ruhe laſſen will?

— Schwerenoth! riefen Andere, ich ſoll da nicht faulen dürfen, wo meiner Ur-Urgroßmutter Tante fault? und wo alle meine Großmütter, Oheime, Muhmen, Vettern und Baſen bis ins tauſendſte Glied faulen! Ei da ſoll mich ja lieber das Feuer verzehren.

— Ein Gewitter ſoll drein ſchlagen, ſchrie ein alter Schmuli, dreimal war ich ſchon Bimbus, dreimal war mein ſeliger Großvater Bimbus, mein ſeliger Vater zehn Jahre Schmuli, und meine alten Knochen ſollten nicht da ruhen, wo die meiner berühmten Vorfahren liegen? — Nein, ehe ich ſo etwas zugebe, lege ich lieber mein Amt und meine Schmuliwürde nieder.

Es entſtand nun ein Tumult in der zweiten Kammer ſo arg als er je auf einem polniſchen Reichstage war und bisweilen in der franzöſiſchen Deputirtenkammer wird. Es bildeten ſich zwei Partheien, die Alt- und die Neukirchhöfler, und alle Quitſchi-Quatſcher ſchloſſen ſich einer derſelben an; die der Altkirchhöfler war indeſſen in ungeheurer Mehrzahl. Der Tumult in der zweiten Kammer währte jedoch fort, und über dieſen Todtenhofs-Streit ärgerten ſich ein Schmuli und ein Schumli ſo gewaltig, daß ſie noch während der Sitzung der Schlag rührte und über den Kirchhofszwiſt auf denſelben kamen. Endlich ſprang ein Schlimmiehl auf und rief:

— Meine hochachtbaren Herrn, laſſen wir für heute die Angelegenheit des Friedhofs ruhen; von der hohen erſten Kammer läuft ſoeben ein Bericht ein, daß ſie durchaus begehrt, daß die Muſikhalle, in welcher ſich jede Woche die Virtuoſen unſeres Stadtheers hören laſſen ſollen, ganz in der Nähe des Galgens erbaut

werden ſoll, während die Pentachorden dies ſehr unpaſſend finden und dagegen einen Platz unfern der Ochſenheide vorſchlagen, und wenn man in dieſen Vorſchlag nicht eingeht, die Mittel zum Bau dieſer Muſikhalle verweigern. An der fürtrefflichen zweiten Kammer iſt es nun, mit einſtweiliger Beſeitigung aller Kirchhofsangelegenheiten und der daraus entſpringenden Leidenſchaften, zu entſcheiden, ob die erſte oder dritte Kammer die größte Weisheit in dieſer Sache zeigt.

— Die Muſik in der Nähe des Galgens, meinte ein Schlimmiehl, das iſt doch ſo eine eigne Sache, und könnte die Ruhe des Gehängten ſtören; wie kommen die Herrn nur auf den Einfall?

— Das will ich Ihnen ſagen, verſetzte ein anderer Schlimmiehl: mehrere der Herrn Schumli, Schmuli und Schawellen haben ihre Villas, vulgo Gartenhäuſer auf dem Galgenfeld ſtehen und möchten es recht bequem haben, um die ſchöne Blechmuſik zu hören.

— Ah ſo, ja jetzt geht mir ein Licht auf: aber wie iſt mir doch, wenn ich nicht irre, haben ja noch mehrere dieſer Herrn ihre Landſitze auf der Ochſenheide, namentlich auch der Herr Bimbus Reisbrei und deſſen Vetter, der Herr Obriſtwachtmeiſter, wie auch Gewürzkrämer und Wechsler en detail, Dietrich Rummelpuff.

— Dieſe Herrn ſind gerade keine großen Liebhaber von ſentimentaler Muſik, ſie lieben nur das große Trommelfell und etwas Pauken und Trompeten! —

— Ja ſo, das iſt etwas anders, nun, und was werden wir denn beſchließen? —

— Meines Bedünkens müßte man auch hier die rechte Mitte halten und die Muſikhalle zwiſchen dem Galgenfeld und der Ochſenheide an die Eſelskaut erbauen, dann haben die Herrn, die an beiden Orten wohnen, wenn Windſtille eingetreten iſt, den Genuß dieſes Ohrenſchmauſes, meinte ein Schmuli. —

— Fürtrefflich, ſagte ein jüngerer Schlimmiehl, ſomit wäre auch allem Hader vorgebeugt und die rührende Einigkeit ſämmtlicher Kammern und ihrer Mitglieder ungefährdet. —

— Am paſſendſten, ſprach nun Michel, wäre es allerdings, wenn man die Muſikhalle gerade an die Eſelskaut baute, dieſe liegt ſo ziemlich in der Mitte der benannten Orte. —

— Der Rath iſt ſo übel nicht, meinte ein Schlimmiehl = Ab=

vokat, es kömmt jetzt nur darauf an, ob die hochweiſen Herrn erſter und dritter Kammer damit einverſtanden ſind.

— Was ſollten ſie es nicht, meinte Michel, wo ein Eſelsſtreich auszuführen iſt, da thront in Quitſchi-Quatſchi Concordia. —

Jetzt machte ſich wieder eine gewaltige Aufregung in der zweiten Kammer bemerkbar. Die Klügern der Schlimmiehlen lachten, die an Geiſt Armen zürnten und drohten, die in derſelben ſitzenden Schmuli und Schumli aber geriethen in Wuth; Schlimmiehl Michel aber ließ ſich nicht irre machen und fuhr fort:

— Habe ich etwa nicht recht? — Werden hier nicht ſo viel Bocks- und Eſelsſtreiche gemacht als Tage im Jahr ſind, ohne die ſchlechten Streiche zu zählen? Sind wir etwa nicht das Geſpötte von ganz Thumbindſchin? — Deutet man nicht mit Fingern auf uns? Machen ſich, ausgenommen unſere eigenen Blätter, die keine Sylbe über unſere Zuſtände ſagen dürfen, es ſey denn ein zur Satyre werdendes unverſchämtes Lob, nicht alle Zeitſchriften, und mit vollem Recht über unſere Erbärmlichkeiten und Lächerlichkeiten luſtig? Aber wir haben ein hartes Fell, können viel er- und vertragen, und zu dem Gefühl unſerer Schwäche geſellt ſich das unſerer Schuld. Was könnten wir auch erwiedern? — Wir hüllen uns in den zerlumpten Mantel unſers lächerlichen Dünkels und müſſen, ohne muckſen zu dürfen, Alles über uns ergehen laſſen! Leicht aber könnte es kommen, daß bei unſern ewigen Skandalen ſich die Langmuth der übrigen vernünftigen und gerechten Regierungen Thumbindſchins endlich erſchöpfte, man uns unter gehörige Vormundſchaft ſetzte und für mundtodt erklärte, gleich jenen Sinnloſen, welche ihr Eigenthum vergeuden, es nicht zu verwalten verſtehen und einen ſchoflen Streich über den andern begehen. — Da hat man wieder ein Subjekt zum Obriſtwachtmeiſter bei unſerm Stadtheer gemacht, wodurch das ganze Inſtitut beſchimpft iſt, einen Gauner und Beutelſchneider, der ſchon längſt Galgen und Rad verdiente, einen Eſel in der Löwenhaut, dem die Langohren und die Diebskrallen allenthalben hervorſtehen, ein wahres Pasquill auf alles, was unſere Uniform trägt; dieſer Hans Dietrich Rummelpuff iſt eben ſo feig als er ein großer Schurke iſt, und warum hat man unſerm Stadtheer dieſe Schmach angethan? — weil der Kerl ein Vetter vom Reisbimbaſch, mit einigen Schmuli verwandt iſt und früher Oberſt der Schmuggler war. — Wahrlich, ich ſchäme

mich hier unter Euch zu ſitzen, und wenn das nicht anders wird, ſo trete ich aus und mache öffentlich die Gründe bekannt, warum ich ausgetreten bin. —

Sämmtliche Schlimmiehle machten gewaltig große Augen, ſo eine Sprache war ihnen denn doch noch nicht vorgekommen. Eben wollten mehrere mit zornglühenden Augen aufſpringen, um zu erwiedern, andere ballten die Fäuſte und ſchickten ſich an, dem unverſchämten Redner auf eine recht fühlbare Weiſe zu widerlegen, da ſprang mit einemmal ein Schlimmiehl in den Sitzungsſaal, ſchreiend:

— Meine Herrn, es brennt, es brennt!

— Wo, was, wo? —

— In unſerm Theater, aber es iſt kein eigentliches Feuer, keine wirkliche Flamme, ſondern nur .....

— Eine Theaterflamme? ſagte ein Schlimmiehl, das war auch der Mühe werth, uns ſo einen Schrecken einzujagen. —

— Wenn es auch kein wirkliches Feuer iſt, ſo iſt es doch das Feuer der Köpfe unſerer Theateraktionäre, die ſich bei den Köpfen haben, es iſt das Feuer eines Bürgerkriegs, oder vielmehr eines bürgerlichen Theaterkriegs.

— Ums Himmelswillen, erklären Sie ſich endlich deutlicher, wenn wir Sie verſtehen ſollen, rief ein Schmuli. —

— Gut, meine hochachtbaren Herrn, ſo hören Sie. — Sie wiſſen doch, wie lange ſchon der Streit zwiſchen den Aktionären unſerer Bühne beſteht, die alle Logen im erſten Rang haben wollen, das Gewitter drohte lange, ehe es zum Ausbruch kam, ſchwere ſchwarze Wolken hingen an unſerm Theaterhimmel, die zu beherrſchen nicht in der Gewalt der Maſchiniſten lag, und endlich heute hat der Blitz eingeſchlagen und gezündet. —

— Wie, was, der Blitz hat eingeſchlagen? ließen ſich mehrere Stimmen ängſtlich von verſchiedenen Seiten hören, und gezündet? fragten andere. —

— Nicht doch, ich meine, das lang verhaltene Theatergewitter iſt endlich zum Ausbruch gekommen . . .

— Und hat eingeſchlagen?

— Eingeſchlagen allerdings, aber nur in die Köpfe der Herrn Aktionäre.

— Nun, Gott ſey Dank, ſo iſt doch einmal etwas drinnen, meinte Michel lachend. —

— Aber ſo ſagen Sie doch endlich, von was es ſich eigentlich handelt, Sie ſind ja ſo confus, daß kein Menſch, nicht einmal unſer wohlweiſer Bimbus Reisbrei klug daraus werden kann.

— Weil Sie nicht au fait mit unſern Theaterzuſtänden ſind, gut, ich werde kurz und klar ſeyn.

— Das gebe Gott.

— Alſo unſere über ein halbes Hundert ſtarke Theaterſtützen, vulgo Actionäre genannt, waren endlich ſoweit einig geworden, daß ſie ein Einſehens erlangten und es ihnen klar wurde, daß für unſer theaterluſtiges Publikum das Schauſpielhaus, das eher einer Rauchfangkammer ähnlich ſieht, zu klein ſey, und es nöthig wäre, daſſelbe, wo nicht neu zu erbauen, doch in die Tiefe, in die Länge, in die Breite, in die Quere und in die Höhe zu erweitern und zu vergrößern. Dies gab nun zu gar mancherlei Debatten Veranlaſſung, es wurde, wie Ihnen allerſeits bekannt ſeyn wird, viel darüber geſprochen, geſchrieben und ſogar gedruckt, man ſtritt und zankte ſich über dieſen Gegenſtand in allen Wein- und Kaffeehäuſern, ließ Brochüren circuliren, hielt Theaterſeſſionen eine über die andere, ließ die Pläne von allen Haupttheatern Thumbindſchins und der ganzen Welt kommen, ſandte mit großen Koſten noch größere Ignoranten auf Reiſen, auswärtige Theater zu beſehen, ſich Erfahrungen und Kenntniſſe zu ſammeln und zum Beſten dieſes Inſtituts zurückzubringen. Neunundneunzig Seſſionen hatten ſchon Statt gefunden, in denen es zum Theil ſehr ſtürmiſch zuging und hundert Pläne waren ſchon ent- und wieder verworfen worden, da man ſich über die Logenrangordnung nicht vereinigen konnte. — Es iſt Ihnen ſämmtlich bekannt, welch ein nobler Eifer und Ehrgeiz unter den Herrn Actionären herrſcht, eine Loge im erſten Rang zu beſitzen, und daß ſchon ſeit länger als einem halben Jahrhundert diejenigen dieſer Herrn, welche bisher das Schickſal in den zweiten Rang verwies, wo ſie beiläufig geſagt, eben ſoviel zahlen müſſen als die im erſten Rang, dichten und trachten, wiewohl vergeblich, in den erſten Rang hinabzuſteigen, auch die Fremden nicht wiſſen können, daß man oben eben ſoviel bezahlt wie unten, und daß man ſie deßhalb für geringere Leute halten könne als die im untern Rang. — Nun aber iſt Ihnen ebenfalls bekannt, daß unſer Theater nur zwanzig Logen in einem Rang hat, jedoch mehr als zweimal ſoviel Logenbeſitzer vorhanden ſind, und trotz aller Erweiterung auch wenig Logen mehr als bis-

her in einem Rang angebracht werden können. Deßhalb verlangten nun die bisherigen Inhaber der höhern Logen, daß bei der vorzunehmenden Veränderung auch eine Veränderung mit ihnen vorgenommen würde, und diejenigen Herrn, welche über fünfzig Jahre lang die untern Logen inne hatten, ſich nun auf einmal ein anderes halbes Jahrhundert mit den obern begnügen ſollen, eine Sache, die meines Erachtens eben nicht ſo unbillig iſt. — Aber daran war nicht zu denken, dieſe Herrn wollten nicht einmal auf den Vorſchlag eingehen, daß man um die Logen looſen ſolle, um zu wiſſen, wem das Glück zu Theil werden würde, gerade unter das Paradies verſetzt zu werden. — Die Einen behaupteten, da ſie nun 50 Jahre lang zwei Treppen geſtiegen ſeyen, ſo könnten es die Andern nun eben ſo lange probieren, dieſe aber meinten: ſind ſie 50 Jahre lange ſo hoch geſtiegen, ſo können ſie auch das Jahrhundert voll machen, und dann wollen wir ſehen, was zu thun iſt. — Dies kam Alles in der heutigen hundertſten Seſſion wieder zur Sprache, die Köpfe erhitzten ſich, keine Parthei wollte nachgeben, der Streit artete endlich in ein wildes Toben aus, man hörte ſein eigenes Wort nicht mehr vor lauter Geſchrei, mit jedem Moment wurde der Tumult und die Unordnung größer, endlich fielen Drohungen und Scheltworte, daß das Seſſionszimmer davon erbebte, eine hohe Oberdirektion gebot Ruhe, ein löblicher engerer Ausſchuß ſuchte den Frieden wieder herzuſtellen, aber Alles war vergeblich, die einmal erhitzten Gemüther ließen ſich nicht mehr beſänftigen, der Aufruhr wurde immer ſtärker und die rechte Seite der Verſammlung der Actionäre, von gerechtem Zorn ergrimmt, daß man ſie aus ihren uralten Rechten verdrängen wollte, war eben im Begriff die linke mit Gewalt zu expulſiren, als ein Mitglied der hohen Oberdirektion ſich ein Herz faßte, auf einen Tiſch kletterte, ein tabacksbraun getigertes Taſchentuch hoch in der Luft ſchwang und dabei mit einer Stentorſtimme im tiefſten Bierbaß nur um zwei Minuten Ruhe bat, indem er eine, gewiß Jedermann zufrieden ſtellende Ausgleichung gefunden habe. Die erhitzten Gemüther beſänftigten ſich, und auf einige Augenblicke wurde es mäuschenſtille. — Herr Lümmel, ſo nannte ſich der Oberdirektor, ſprach nun: „Unbillig wäre es allerdings, wenn jene Herrn (dabei deutete er auf die linke Seite) für daſſelbe Geld fortwährend zwei Treppen ſteigen müßten, während wir andern gar keine, oder wenn es hoch kömmt, doch nur eine zu erſteigen haben; mein

unmaßgeblicher Rath wäre demnach der, daß dieſe Herrn von nun an ein Drittheil weniger für ihre Logen zahlen ſollen als wir.“ Kaum war das unglückſelige Wort ausgeſprochen, ſo war es auch als wären alle hölliſchen Geiſter mit einemmal losgelaſſen. Die ganze linke Seite ſtürmte mit dem Geſchrei: „Wie, was? können wir nicht eben ſo gut bezahlen wie Ihr? Nieder, nieder mit dem unverſchämten Prahlhans,“ auf den Tiſch los, auf dem er ſtand, und nur durch einen kühnen Sprung und unter den Tiſch kriechend rettete ſich der unglückliche Redner vor dem augenblicklichen Erdroſſeln; jetzt aber ergriff der Herr Blümmelblau, ein Actionär der Rechten, die ihm gerade zur Hand ſtehende Gyps-Büſte Shakspears, und ſchleuderte ſie nach dem unglücklichen Lümmel, deſſen Hirnſchädel aber glücklicherweiſe härter als der Gyps war, da die Büſte an demſelben in Trümmern zerſchellte. — Aber dies war das Signal zum allgemeinen Kampf, einer von der Rechten lief und ſtürmte, in Angſtſchweiß gebadet, unaufhörlich die Theaterſturmglocke, welche dazu dient, die Verwandlungen der Dekorationen zu verkündigen, alles griff nach den umherſtehenden Büſten, einige vierzig an der Zahl, Herr Klingling von der Linken ſchleuderte den Corneille aufs Gerathewohl nach der Rechten, Göthe, Voltaire und Alfieri kamen mit einemmal von dieſer Seite geflogen, während Roſſini, Grétry und Bellini ihnen begegneten. Göthes Kopf traf mit dem von Molière zuſammen und beide zerſchellten einander, daß die Stücke ihrer Hirnſchädel rings herum flogen. Nicht beſſer erging es Haydn und Boieldieu, Gellert und Crebillon, Kotzebue und Goldoni, Garrik und Iffland, Leſſing und Wieland ꝛc.; nach allen Ecken und Enden hin war bald das Schlachtfeld mit Scherben bedeckt, die an gar manchem lebendigen gypsfeſten Schädel zerplatzt waren, aber ſelbſt dieſe Scherben dienten dazu, noch lange ein Kartätſchenfeuer zu unterhalten, Blut floß indeſſen noch keines, aber immer ſtärker wurde der Lärm und mörderiſcher das Gefecht; mehrere von der linken Seite waren auf den unſeligen Einfall gekommen, die Theater-Rüſtkammer zu erbrechen, um ſich in derſelben mit Trutz- und Schutzwaffen zu verſehen, und ſchnell war ſie geplündert. Da erſchien Einer mit dem Panzer und Helm der Johanna d'Arc, ein Anderer hatte die Wurfſpieße der Nymphen der Königin der Nacht erwiſcht und ſtach ärger darauf los als dieſe auf die Schlange, ein Dritter war mit Don Quixotts Helm behauptet, ein Vierter hatte Solimans

Schwert ergriffen, ein Fünfter hatte Lariſaris Fuchsſchwanz in der Hand, ein Anderer war ganz in verſilberte Pappe geharniſcht und ſchwang Mafferus Keule von derſelben Materie mit nervigem Arm, blecherne Henkersbeile, ſogar die Beſen des Donauweibchens und des Pagen Hurlebuſchs Blaſebalg mußten zwiſchen den Spießen von Carls Trabanten und Fahnen von allen Nationen, allen Farben und Gattungen Stiche und Hiebe abwehren und austheilen. Das Seſſionszimmer wurde für den wahrhaft homeriſchen Kampf, denn die Schilder und Schwerter des Achilles und Hektors blitzten unter den Keulen und Beſen, bald zu enge, das Gefecht verbreitete ſich allmählig in die Gänge vor den Logen, und eine Abtheilung der dreirängigen Logenbeſitzer brach die Logenthüren des erſten Ranges auf und richtete eine gräßliche Verwüſtung daſelbſt an, zertrümmerte alle ſich vorfindenden Stühle und Banquette, warf die Trümmer über Bord, das heißt über die Logengeländer, riß alle ſcheidende Wände nieder, wurde aber endlich von dem Feind eingeholt und überfallen, und man ſchlug ſich nun in allen Logen herum, es ſetzte blutige Köpfe und blutende Naſen, und Mancher mußte einen Salto mortale ins Parterre machen. Auf der Bühne ſelbſt hatte man ſo eben Webers Freiſchütz probiert und man war gerade an die Scene der Wolfsſchlucht gekommen, als man den infernaliſchen, immer crescendo ſich vernehmen laſſenden Spektakel hörte. Kaſpar war bereits mit dem Kugelgießen beſchäftigt und das wilde Heer im Anzug, als es plötzlich Stuhlbeine und Bankfüße auf das Theater ſelbſt regnete und endlich ſogar ein wohlbeleibter Actionär auf den armen Samiel herabfiel und denſelben zerquetſchte. Jetzt nahm das ganze probierende Theater-Perſonale, in der Meinung, der Teufel treibe ſein Spiel und das wilde Heer ſey in der That im Anzug, worin es freilich nicht irrte, Reißaus und zahlte Ferſengeld, nur der halb todte Samiel blieb auf dem Platz liegen. Ein Theil der kämpfenden Partheien hatte ſich nämlich auf die die Bühne umgebende Gallerie retirirt und von da herab fielen Utenſilien ſammt dem korpulenten Krieger. Endlich brach mit gewaltigem Gepraſſel das Geländer der linken Gallerie zuſammen und Feind und Freund ſtürzten pêle-mêle auf die Bühne herab. Dieſer Zufall ſetzte ſämmtliche Kämpfer in einen paniſchen Schrecken. Niemand glaubte ſich mehr ſicher, man fürchtete den totalen Einſturz des ganzen Geländers, und jeder ſuchte

ſich zu retten ſo gut er konnte. Dieſer verbarg ſich in die unterirdiſchen Gänge der Verſenkungen, jener kletterte in ſeiner Herzensangſt auf das Theaterdach, um im Fall des Einſtürzens doch obendrauf zu liegen, die meiſten aber liefen durch den erſten beſten Ausweg davon, ſo auch ich und zwar ſchnurſtraks hieher, um Ihnen die wichtige Nachricht zu hinterbringen, damit Sie, meine hochachtbaren Herrn Schlimmiehlen, Ihre Maßregeln darnach nehmen können; und nun bin ich da.

Die Verſammlung der Schlimmiehle beſchäftigte ſich auch ſogleich mit dieſem Gegenſtand und ſandte eine Deputation aus ihrer Mitte ab, um ſich auf dem Schlachtfeld ſelbſt umzuſehen und ihnen Bericht deßhalb abzuſtatten, dieſe kam in kurzer Zeit wieder zurück und erzählte, daß ſie auf dem Wahlplatz eine Menge zerbrochener Schilder, Schwerdter, Spieße, Beſen, Beile, hölzerne und blecherne Helme ꝛc. gefunden habe, und daß einige der Kämpfer ſchwer verwundet von den Couliſſenſchiebern in den Theater-Senften nach Haus gebracht worden ſeyen. Daß ſie ſogleich verordnet habe, nämlich die Deputation, daß man ſämmtliche Bruchſtücke der Waffen und ganz abſonderlich die Scherben ſämmtlicher Gypsbüſten der großen zerſchlagenen Männer auf das Sorgfältigſte ſammeln und dem Vergoldungs- und Papp-Commiſſarius zur beſtmöglichſten Reparatur übergeben ſolle. Dieſer aber verſtand ſich jedoch wenig auf ein ſo wichtiges Unternehmen, und auf Schillers Rumpf kam Voltairs Unterkopf, Garriks Naſe, Roſſinis Ohren; Donnizettis Schädel, Kotzebues Mund, Racines Augen, Wielands Wangen, Molières Hals und Talmas Kinn ꝛc. formirten wieder eine andere Büſte, ſo daß das Seſſionszimmer des Theaters zu Quitſchi-Quatſchi gewiß eine Büſtenſammlung beſitzt, die einzig in der Welt iſt!

Die Kammer der Schlimmiehlen, von denen ein großer Theil gewaltige Theaterfeinde waren, kam aufs Neue ob dieſem Bericht in Aufregung und mehrere meinten, der ganze Streit rühre daher, weil man das Geld zur Reſtauration und Erweiterung dieſes Teufelshauſes bewilligt habe, das man eher hätte niederreißen als wiederherſtellen ſollen, ein ſolches Sündenneſt bringe nur Unheil über die gute Stadt Quitſchi-Quatſchi, ziehe den Fluch und den Zorn Gottes auf die Häupter ihrer frommen Einwohner, und wenig hätte gefehlt, ſo wiederholten ſich die Auftritte, die im Theater Statt gefunden hatten, auch hier, denn die Theaterfreunde

nahmen mit allem Eifer Partei für das Inſtitut, das deſſen Feinde aufgehoben wiſſen wollten. Aber Michel, den dieſer Unſinn empörte, ſprach einige Worte leiſe mit Asmodi, der, ſeine Krücke ſchwingend, die Schreier zum Schweigen brachte und zu ihnen ſagte: Meine hochachtbaren Herrn, die ſie ſo gewaltige Feinde von der dramatiſchen Kunſt ſind, ohne ſie zu kennen, ja ohne ſich nur einmal die Mühe gegeben zu haben, einer Vorſtellung beizuwohnen, um ein eignes Urtheil darüber fällen zu können, erlauben Sie mir Ihnen zu Ihrer Belehrung ſogleich eine Vorſtellung zu geben, die ganz aus dem Quitſchi-Quatſcher Leben gegriffen, Sie überzeugen ſoll, von welchem Nutzen ein ſolches Inſtitut ſeyn kann, ſobald es mit gehöriger Ein- und Umſicht dirigirt wird.

Zur ſtarren Verwunderung aller Schlimmiehlen und anweſenden Schmuli und Schumli verwandelte ſich jetzt die eine Wand des Sitzungsſaales der zweiten Kammer in ein Theaterportal mit blendendem Vorhang ꝛc., und oberhalb demſelben las man die Ankündigung:

Wie wird man Bürger zu Quitſchi-Quatſchi?
Luſtſpiel in 1 Akte
von Michel-Asmodi.

Perſonen:

Leonhard Reisbrei, Bimbus zu Quitſchi-Quatſchi.
Schmuli Pinſel.
Lambert, Bürgersſohn in Quitſchi-Quatſchi.
Wilhelm Lupus, Handelsmann aus Bocksſtadt.
Bengel, Actuar auf der Bimbuſſerei.
Leonore Veilchen, Lamberts Braut.
Mehrere Schreiber, Kanzlei- und Amtsdiener.

Auf ein Zeichen des Asmodi rollt der Vorhang in die Höhe, und man erblickt das Zimmer des Schmuli Pinſel. Derſelbe liegt auf einem Faulbett ausgeſtreckt, in behaglicher Ruhe ſeine Pfeife dampfend.

Eine Magd tritt ein und meldet ihm den Handelsmann Lupus aus Bocksſtadt.

Pinſel. Der hätt auch ein ander Mal kommen können, ich verdaute gerade ſo köſtlich.

— Soll ich ihn fortſchicken?

— Nein, Bärbel, er hat mir ſchon manchen Haaſen in die Küch gejagt und iſt auch ſonſt ein höflicher Menſch, laß Sie ihn herein=kommen.

Handelsmann Lupus tritt ein, macht tiefe Bücklinge und ſpricht: Ganz gehorſamſter Diener, Herr Schmuli.

— Ei guten Morgen, mein lieber Lupus, was führt Sie denn ſchon zu mir?

— Ein kleines Anliegen, Herr Schmuli, ein kleines Anlie=gen, und dann hab ich mir die Freiheit genommen, Ihnen ein Fäßchen neuer Häringe, die ich geſtern erhielt, mitzubringen, es ſind die erſten, die Köchin hat ſie bereits der Frau Schmuli über=geben.

— Gar zu gütig, lieber Herr Lupus, gar zu gütig, Sie wiſ=ſen doch immer meinen Geſchmack zu treffen (Lupus verbeugt ſich). Ja ſo, neue Häringe, das iſt nun einmal meine ſchwache Seite. Nun, und das kleine Anliegen?

— Sie wiſſen doch, daß ich eine ehrſame Bürgerstochter aus Quitſchi=Quatſchi heirathen will.

Freilich, freilich, ein recht honettes Mädchen, die auch nicht ohne iſt. (Rührt den Daumen und Zeigefinger, wie zum Geld=zählen.) Nun, und weiter lieber Herr Lupus, weiter.

— Nun bin ich ſchon über drei Monate um das mir deßhalb gebührende Bürgerrecht und was dazu gehört, eingekommen, kann aber gar zu keinem Reſultat gelangen, und da ich eine Quatſcher Bürgerstochter eheliche, ſo ....

— So gehört Ihnen auch das Quatſcher Bürgerrecht, ver=ſteht ſich; nun, und an was liegt es denn, daß Sie nicht voran kommen?

— Alle nöthigen Certificate, Tauf= und Heimathsſcheine ꝛc. habe ich ſchon vor drei Monaten dem Herrn Actuar Bengel auf der Bimbufferei übergeben, er hat mir auch verſprochen, die Sache möglichſt zu fördern, und nun, wenn ich auf die Bimbus=Kanzlei komme, um mich ganz gehorſamſt bei dem Herrn Actuar zu erkundigen, ob meine Sache bald in der Reihe ſeyn wird, da fährt er mich ganz zornig an, flucht, wettert und ſagt: „Ich hab mehr zu thun, als nur an Sie zu denken, man wird's Ihne ſchon wiſſen laſſen wenn's Zeit iſt, komme Sie an ander Mal wieder.“ Schon vier Mal bin ich auf dem Rummler geweſen, aber

der Herr Bengel wird jedes Mal zorniger, ſo daß ich mich fürchte, noch mehr hinzugehen; was ſoll ich nun mache, Herr Schumli, geben Sie mir doch einen guten Rath.

— Ei, ei, mein lieber Herr Lupus, was ſind Sie doch noch ſo unbekannt mit unſern Manieren, Sie wiſſen doch, wenn man gut ſchmiert, ſo fährt man gut. Schmieren Sie den Herrn Bengel ein wenig, laſſen Sie ihm einige chriſtliche Linſen zukommen, und Ihre Papiere werden bald in der Reihe ſeyn.

— Meinen Sie, Herr Schmuli? fragte Lupus etwas einfältig erſtaunt, — ich traue mir nicht recht.

— O, trauen Sie ſich's nur zu, auf meine Verantwortung, ich ſtehe Ihnen gut dafür, das Mittelchen iſt probat.

— Wenn das iſt, Herr Schmuli, ſo werde ich ſogleich das Mittelchen verſuchen, und bedanke mich einſtweilen ganz gehorſamſt für den gütigen Rath.

Lupus empfahl ſich nun, von Schmuli Pinſel bis an die Stubenthüre begleitet; zurückkehrt ſagt dieſer:

— Dummer Teufel, der da glaubt, bei uns thut man etwas umſonſt, und entfernt ſich durch eine Seitenthüre.

Die Bühne verwandelt ſich in das Kanzleizimmer der Bimbuſſerei.

Actuar Bengel ſitzt an einem Tiſch und ſchreibt emſig, der Bimbus Reisbrei tritt ein und fragt ihn:

— Nichts Neues, Herr Bengel?

— Nichts von Wichtigkeit. Auguſt Lambert und Leonore Veilchen ſind auf heute Morgen beſtellt, um ihre Bürgereide zu ſchwören.

— Gut, Sie werden mich avertiren laſſen wenn es Zeit iſt, ich gehe einſtweilen in den Bilderſaal, einigen mir empfohlenen gewichtigen Fremden die Bilder zu zeigen und zu erklären (ab).

Bengel (allein): Der Herr Bimbus machen den Lohnlakei, nun ſie werden auch wiſſen warum!

Lupus tritt ſchüchtern ein, nähert ſich dem Schreibepult, an dem der Actuar Bengel ſitzt und ſtottert ſein: Gehorſamſter Diener, Herr Actuar, heraus.

— Nun, was giebt's denn ſchon wieder? ach, Sie ſind's, Herr Lupus, nun, was wollen Sie denn ſchon wieder, hab' ich Ihne denn nicht ſchon zehnmal geſagt, daß Sie warten müſſe, bis die Reih an Ihne kömmt, glaube Sie dann, ich hätt' nichts weiter zu thun, als Ihne aufzuwarte, daß Sie alle Augeblick

daher gelauffe komme und mich in der nothwendigſte Arbeit ſtö⸗ren? das verbitt ich mir ein Mal für alle Mal, verſtanden!

— Nichts für ungut, Herr Actuar, ſeyn Sie doch nicht ſo bös, ich hab' da, ich will, da ich... (Lupus legt zitternd vier africaniſche Löwenthaler auf die linke Seite des Pultes, an dem der Actuar ſchreibt, ſchiebt ſie ängſtlich unter ein daſelbſt liegendes Papier, ſo daß man das Silber klingen hört und fährt erſchrocken zurück, ein Verzeihung ſtammelnd, das ihm zur Hälfte in der Kehle ſtecken bleibt.)

Bengel. (Schnell aufſtehend und freundlich grinzend): Ach, mein allerwertheſter Herr Lupus, ich bitte tauſend Mal um Ver⸗gebung, wenn ich Sie vorhin ſo barſch angefahren habe, aber Sie wiſſen ja wohl, wir Quitſchi⸗Quatſcher Beamte ſind immer mit Geſchäften bis zum Erdrücken überhäuft, da kömmt jeder Lump und will gleich befördert ſeyn, und man müßte hundert Hände haben, wollte man alle, wie ſie es verlangen, bedienen, aber wenn ſich Ehrenmänner, wie Sie, präſentiren, dann iſt es unſere Pflicht und Schuldigkeit, dieſelben vor Allem zu befördern, Sie haben ohnehin die Güte gehabt, ſchon ein Weilchen zu warten, dafür ſollen Sie aber nun auch ſogleich beſorgt werden. Nehmen Sie gefälligſt Platz. Ich will nur Ihre Papiere ſuchen und vornehmen.

Lupus. Tauſend Dank für Ihre Güte, werther Herr Actuar, ich darf alſo hoffen, meine Angelegenheit in Kurzem erledigt zu ſehen?

— So ſchnell als möglich. — Aber wie iſt mir denn? einen Augenblick Geduld, wenn ich nicht irre, iſt ſchon Alles bis zum Unterſchreiben bereit, und Sie können noch dieſen Morgen den Bürgereid ablegen. Iſt ihre Stadtheer⸗Uniform ſchon fertig?

— Schon ſeit drei Monaten.

— Haben Sie Ihre Armatur?

— Ebenfalls ſchon ſeit drei Monaten bezahlt. Hier die Scheine.

— Gut, ſo kommen Sie in einer Stunde wieder, Sie werden Alles in beſter Ordnung finden und können dann mit noch ein paar Andern die Bürgertreue ſchwören.

— Vortrefflich.

Lupus entfernt ſich und Bengel ſagt, die vier Thaler in die Hand nehmend und wohlgefällig belächelnd:

— Aha, hat endlich der Bocksſtädter Dummkopf gelernt, was bei uns Sitte iſt; er that wohl daran, ich hätt' ihn noch ein hal⸗bes Jahr laufen laſſen.

Auguſt Lambert tritt mit einem: Guten Morgen, Herr Actuar Bengel, ein.

— Ah, ſieh da, ſchon ſo zeitig, Herr Lambert?

— An dem wichtigen Tag, wo man Quitſchi-Quatſcher Bürger wird, kann man nicht zeitig genug ſeyn; es hat mich ja Geld genug gekoſtet.

— Dafür ſind Sie nun auch ein angeſehener Mann im Staate.

— Es iſt aber doch arg, daß einem der Staat noch ſo viele Koſten macht, wenn man ſchon ein geborner Bürger in demſelben iſt, das ſoll in andern Ländern ganz anders ſeyn, wie man mir geſagt hat.

— Dafür ſind Sie aber auch Bürger in der Republik Quitſchi-Quatſchi, und das iſt keine Kleinigkeit.

— Ach, man hat hier auch nichts umſonſt, das wiſſen Sie wohl am beſten, Herr Actuar.

— Nun, nun, man hat es doch noch gnädig mit Ihnen gemacht.

— Ich könnte mich deſſen eben nicht rühmen, nur allein die Stadtheergeſchichte koſtet mich über dreißig Goldſtücke.

— Dafür können Sie ſich auch bei unſern alljährlichen hohen Feſten in ihrer Uniform zeigen.

— Und die fünfzigerlei Kleinigkeiten, die gleichfalls eine bedeutende Summe machen. Und nun gar die dreihundert Löwenthaler, die meine Braut von ihrem Mitgebrachten an den Staat abgeben muß!

— Warum waren Sie ſo unpatriotiſch und haben ſich eine Ausländerin zur Frau genommen, hätte Sie ſich ein ehrſames hieſiges Bürgerkind erwählt, dann hätte dieſe nichts von ihrem Eingebrachten abzugeben gebraucht!

— Wo das Geld nur all hinkommt!

— Das findet Alles ſeinen Herrn, ſagte lächelnd der Actuar. Aber wo bleibt denn Ihre Jungfer Braut, ſie ſoll ja heute Morgen auch den Bürger-Eid und der Republik Treue und Gehorſam ſchwören.

— Es wundert mich, daß ſie noch nicht hier iſt, aber lange kann ſie nicht mehr ausbleiben.

— Nehmen Sie einſtweilen Platz, ich will nur noch einige Papiere für einen andern Bürger ordnen, der gleichfalls dieſen Morgen ſchwören ſoll. Bengel entfernt ſich, während dieſer Zeit

kömmt Lamberts Braut, Leonore Veilchen, freundlich von ihrem Bräutigam bewillkommt und gleich darauf auch Lupus zurück. Alle ſetzen ſich, die Rückkehr des Actuar Bengels erwartend, der endlich eintritt, die Anweſenden protektionsmäßig grüßt und ſpricht:

— Die Herrſchaften müſſen noch eine kleine Geduld haben, der Herr Bimbus zeigen noch einigen angeſehenen Fremden unſern merkwürdigen Bilderſaal.

Pauſe von einer guten halben Stunde, der Actuar ſchreibt, das Brautpaar ziſchelt ſich in die Ohren, Lupus ſpielt mit ſeinem Uhrpettſchaft und gähnt. Endlich tritt ein Pedell ein und ruft: Se. Magnificenz, der regierende Herr Bimbus!

Alle ſpringen auf, Bimbus Reisbrei tritt ein, ſtellt ſich hinter eine hölzerne Baluſtrade, vor welcher die Candidaten und die Candidatinn aufgefordert werden, ſich einzufinden. Als ſie in Reih und Glied vor derſelben ſtehen, liest ihnen der Bimbus den Bürgereid vor, den ſie gehörig Wort für Wort nachplappern, und als er an die Worte kömmt: „Auch ſchwöre ich, der Republik Quitſchi-Quatſchi bei Tag und Nacht treu zu dienen, ſie niemals und unter keinen Umſtänden zu verrathen, und mit Hab', Gut und Blut aus all' meinen Leibeskräften zu vertheidigen und zu ſchützen.“

Bei dieſen Worten hält Leonore Veilchen ein, und als dies der Bimbus bemerkt, ſagt er zornig:

— Nun, Mademoiſelle, warum fahren Sie nicht fort?

— Ach, Herr Bimbus, ſo etwas kann ich nicht beſchwören!

— Warum, wie ſo? Sie haben alſo im Sinn, unſere gute Stadt Quitſchi-Quatſchi und deren hohe Obrigkeit zu verrathen? Wie? —

— Gott bewahre mich vor ſo ruchloſen Gedanken; aber ich kann kein anderes Blut ſehen, als höchſtens das von einer geſchlachteten Gans oder Henne: wie ſollte ich denn die Republik mit Gut und Blut aus allen Leibeskräften vertheidigen? und ich mag doch keinen falſchen Schwur thun.

— Ach, dummes Zeug, ſchwören Sie nur immer zu, das iſt einmal ſo Geſetz bei uns, und wenn Sie hieſige Bürgerin ſeyn wollen, ſo müſſen Sie dies befolgen, ich kann Ihnen nicht helfen.

— Schwör nur immer zu, ſagte Lambert der Braut, es hat nichts zu ſagen, denn ſo bald ſich ein Feind vor den Thoren zeigt,

iſt es hier von jeher Gebrauch, dieſelben gleich zu öffnen, um edles Blutvergießen zu verhüten.

Und Veilchen ſchwur zitternd, was man von ihr verlangte.

Als endlich die Ceremonie der Eidesformel beendigt war, und die neuen Bürger ſich zum Weggehen anſchickten, da ſtürzte ein ganzes Heer von Kanzleidienern, Pedellen, Ordonnanzen und ſonſt allerlei Rummlidiener auf ſie ein, mit dem Mund Glückwünſche brüllend und alle Hände hinhaltend, den klingenden Dank dafür zu empfangen. Lambert und Lupus mußten auch ganze Hände voll ſolcher Münze rechts und links austheilen, um ſich nur einen Weg durch dieſes gierige Heer bahnen zu können. Aber das arme Veilchen, das gar nicht wußte was dieſes Anſtürmen auf ſie zu bedeuten habe und von dem eben geleiſteten Schwur den Kopf noch voll blutiger Gedanken hatte, war einer Ohnmacht nahe und fiel ihrem Bräutigam faſt bewußtlos in die Arme, während das Dienerheer noch fortwährend denſelben die Hände hinhielt und an den Rockzipfeln mit einem: Gratulire, vergeſſen Sie mich nicht, zerrte und zupfte, ſo daß ſich der arme neugebackene, oder vielmehr neugeſchworne Bürger gar nicht zu helfen wußte, der endlich alles Geld, was er noch in der Taſche hatte, außer ſich auf den Boden warf, indem er ſchrie: „Da habt ihr den ganzen Bettel, es iſt ja hier ärger als wenn man unter Räuber gerathen wäre, ſoviel iſt das ganze Quatſcher Bürgerſeyn nicht werth.“

Nun aber fielen die Rummlidiener über die auf dem Boden rollenden Münzen her, balgten und ſchlugen ſich darum, riſſen ſie ſich einander aus den Händen, zerkratzten ſich, und der Bimbus und der Bengel hielten ſich die Bäuche vor Lachen und gaudirten ſich an dem herrlichen Schauſpiel und den auf dem Boden herumrutſchenden und ſich balgenden Dienern. Die neuen Bürger aber machten, daß ſie ſo ſchnell wie möglich aus dem Kanzleiſaal kamen, aber noch unten auf der Treppe, ja noch auf dem Platz vor dem Rummli kamen ihnen einige dieſer Raubthiere nachgeſprungen, ſie an den Röcken zerrend und rufend: Ich habe nichts bekommen *)!

Selbſt einige der zuſchauenden Schlimmiehlen, denen doch die

*) Dergleichen Scenen ſind in Quitſchi-Quatſchi wirklich nichts Seltenes und fallen daſelbſt faſt bei jedem Bürgerwerden vor.

Sache weder unbekannt noch neu war, ſchienen flüchtig zu erröthen, während faſt alle anderen, ſammt den anweſenden Schmuli, Schumli und Schawellen von ganzem Herzen lachten und es ganz zu vergeſſen ſchienen, daß dieſe Darſtellung doch nur ein Teufelsſpuck ſeyn könnte.

Jetzt fiel der Vorhang, und Schlimmiehl Michel erhob ſich und ſprach:

Meine hochachtbaren Herrn, ich wollte Ihnen nur das unwürdige Schauſpiel, wie man in Quitſchi-Quatſchi Bürger wird, recht anſchaulich machen, es hat aber, wie ich bemerke, im Ganzen wenig, oder wenigſtens keine ſehr heilſame Wirkung auf Sie gehabt; indeſſen rathe ich Ihnen, dieſen gräulichen Unfug und Unſinn in Bälde durch weiſere Verfügungen abſtellen zu wollen, widrigenfalls Sie noch ganz andere Darſtellungen ſehen werden, wie ich mir denn ohnehin vorbehalte, Sie und die beiden andern Kammern von Zeit zu Zeit durch dergleichen unterhaltende Schauſpiele zu ergötzen. Einſtweilen dem Teufel befohlen!

Jetzt ſchlug der Hinkende mit ſeiner Krücke auf den Boden. Das Theater verſchwand, aber ein infernaliſcher Qualm und Dampf hüllte die ganze zweite Kammer ein, deren Mitglieder erſt nachdem ſich derſelbe etwas verraucht hatte, den Saal verlaſſen und noch ganz benebelt nach Haus taumeln konnten. Seitdem ſoll man wenigſtens den Raubüberfall der Rummlidiener mehr beſchränkt haben.

Asmodi und Michel nahmen nun ihren Flug gen Toulon, da Letzterer begierig war, das Ende der merkwürdigen Geſchichte des Galeerenſclaven zu hören.

XIV.

Merkwürdige Geſchichte eines Galeerenſclaven (Schluß). — Pariſer Brochüren. — Stimmung in Frankreich.

Rechtlich und vernünftig
Bleiben ewig künftig,
Und man würfelt mit dem Augenblick.

Michel und Asmodi hatten ſich abermals in das Arſenal von Toulon verfügt und den Forçat der Nummer drei tauſend acht hundert und fünfzig aufgeſucht; da ſie denſelben gerade unbeſchäftigt fanden, forderten ſie ihn zur Beendigung ſeiner Geſchichte auf, ihm ein Geſchenk machend und zugleich ſeine Befreiung unter gewiſſen Bedingungen in Ausſicht ſtellend. Der Forçat fuhr nun fort:

— Ich ſtürzte alſo, kaum mehr meiner ſelbſt bewußt, dem enteilenden Roſſier nach. Meine Schwiegereltern bewohnten damals ein Hotel auf dem Platz Vendome. Ich eilte über dieſen Platz weg, der Straße de la paix zu, denn dieſen Weg hatte ich den ſchrecklichen Menſchen von meinem Fenſter aus einſchlagen ſehen. — Auf den Boulevards des Capucines angekommen, warf ich meine Augen rechts und links, die Geſtalt ſuchend, deren Verſchwinden mich jetzt in Verzweiflung ſetzte und die ich nirgends entdecken konnte. Unentſchloſſen und nicht wiſſend ob der Unglücksvogel ſeine Schritte nach der Magdalenenkirche zu oder gegen das Boulevard der Italiener genommen hatte, wußte ich nicht wohin mich wenden, und während ich ſcheu und verwirrt meine Blicke umherſchweifen ließ, fühlte ich plötzlich auf meine Schulter klopfen, drehte mich um und vor mir ſtand der Schreckensmenſch, den ich ſo ängſtlich ſuchte. —

— Nun, Herr Graf, ſind Sie vernünftig und andern Sinnes geworden? redete er mich an, und haben ſich eines Beſſern bedacht? Sehen Sie nun ein, was Ihr höchſtes Intereſſe heiſcht? —

Schon war ich auf dem Wege nach dem Kriegsminiſterium, als ich Sie mit ſo großer Eile an dieſem Urinoir, hinter den ein dringendes Bedürfniß mich aufzuhalten nöthigte, vorbeirennen ſah; ohne dieſen Umſtand würden Sie mich ſchwerlich gefunden haben und Ihre Suppe wäre eingebrockt.

— Teufel — die Hölle hat Dich ausgeſpieen! verſetzte ich, um mich ...

— Nicht doch, nur die Galeere, fiel er mir ins Wort.

— Um mich unglücklich zu machen!

— Auch das nicht; es hängt nur von Ihnen ab, Herr Graf, mich ſtumm wie einen Fiſch zu machen, und wer weiß zu was ich Ihnen noch dienen kann. Vor Allem aber geben Sie mir die Mittel, meinen Hunger zu ſtillen, denn dies iſt der gefährlichſte Mahner.

Ich gab nun meinem ehemaligen Kettenkameraden meine gefüllte Börſe hin, indem ich zu ihm ſagte: dies wird vorerſt genügen, Roſſier.

Er nahm den Beutel und erwiederte höhniſch: Ei, ſeht doch, wie iſt dem Herrn Grafen mit einemmal das Gedächtniß ſo ganz wiedergekommen, er würdigt ſogar ſich meines Namens zu erinnern! — Wie ſchwer? fragte er, den Beutel in der Hand wiegend.

— Es iſt Gold.

— Mag für den Augenblick genügen. Wenn darf ich die Ehre haben Sie zu beſuchen?

— Höre, Freund, und nimm Raiſon an, erwiederte ich dem Entſetzlichen, Du wirſt wohl begreifen, daß Du nach den Worten, die Du gegen einen Bedienten geäußert haſt, nicht zu mir kommen kannſt. Von Zeit zu Zeit werde ich Dir einige Unterſtützung zukommen laſſen und das mag Dir genügen.

— Nicht doch, Herr Graf, vielleicht hätte ich mich damit begnügt, wenn mir ein beſſerer Empfang von Ihrer Seite zu Theil geworden wäre, als ich Ihnen meine verzweifelte Lage vorſtellte; jetzt aber, nach der mir zuerſt gewordenen Behandlung, mache ich andere Anſprüche und ſpanne die Saiten höher. Ich begehre auch meinen Theil an den großen Ehren, die Sie ſich zu verſchaffen gewußt, die Götter mögen wiſſen auf welche Weiſe. Auf jeden Fall iſt es ein Meiſterſtreich, der Ihnen alle Ehre macht, und bis jetzt hat es noch keiner von denen die in dem ausgezeichneten Heer des Bagno dienten, ſo weit gebracht. Ehrlich habe ich die ſchwerſte

Laſt unſerer Ketten mit Ihnen getheilt, es iſt nun nicht mehr wie billig, daß Sie Ihren Wohlſtand mit mir theilen. Damit Sie aber keine Schande von mir haben, ſetzen Sie mich vor allen Dingen in Stand, mich Ihrer würdig zu kleiden, wie es ſich für den intimen Freund eines vom König ſelbſt hochgeachteten Stabsoffiziers ziemt.

— Sey vernünftig, ich will es Dir an nichts fehlen laſſen, meide jedoch alles Zuſammentreffen mit mir, — ſagte ich zu ihm. Roſſier beſtand aber darauf, jetzt auch einmal in der großen Welt figuriren zu wollen, für die er eben ſo gut wie ich geſchaffen ſey, und ſetzte noch hinzu:

— Sieh, wir beide, eng verbunden, können mit Deinen Mitteln verſehen Streiche ausführen, denen ſelbſt die Hölle noch Beifall zollen muß. Wenn Du jedoch glaubſt daß nach den Worten, die ich im Zorn über Dein Benehmen jenem Bedienten zurief, Dich meine Beſuche kompromittiren könnten, obgleich mich der betreßte Schuhputzer ſchwerlich in einer andern Kleidung wieder erkennen wird, den Du übrigens auch wohl verabſchieden laſſen könnteſt, ſo will ich Dir doch den Gefallen thun, Dich vorerſt nicht in Deinem Hauſe zu beläſtigen; dagegen wirſt Du mir die Mittel geben, mir eine Wohnung zu miethen, in welcher ich den Herrn Grafen Pontois von St. Helene würdig empfangen kann, woraus ich mir jederzeit eine Ehre machen werde.

— Ha, Schurke, Du verſtehſt es, mich auf die Folter zu ſpannen, ich ſtehe wie auf Kohlen, der Boden brennt unter mir, was wird man von meinem Verſchwinden ſagen!

— Wohlan, Herr Graf, drum machen Sie es kurz und bedienen Sie ſich auch ferner keiner ſo gemeinen Ausdrücke gegen mich. Es ſchickt ſich nicht, Ihrem wärmſten Freunde ſolche Titel anzuhängen; ich werde künftig Baron oder mindeſtens Chevalier, wenn auch nur der Induſtrie ſeyn. — Sieh, Charles, damit ich nicht genöthigt bin, Dich ſo bald wieder zu inkommodiren, ſo thuſt Du mir wohl den Gefallen, mir noch ſoviel von den goldenen Napoleons oder Ludwigs zu geben, um mich ſogleich vom Kopf bis zu den Zehen ſtandesmäßig kleiden zu können, dies iſt eine Kleinigkeit für Dich, Du haſt ja nur zwei Schritte nach Haus. Du weißt, in Paris iſt eine ſolche Umkleidung Kinderſpiel wenn man Geld hat. Ich begebe mich als ein ſchmutziger, zerlumpter Bettler in das Palais Royal und verlaſſe es wenige Minuten

darauf in einen Grafen oder Prinzen verwandelt. Die Kleider machen ja die Leute, Du ſollſt Deine Freude daran haben, wie ich mich herausputzen will, und wirſt ſehen, wie gut ich mich als vornehmer Herr zu benehmen wiſſen werde. Alſo überlege nicht lange — ſpute Dich, — ich erwarte Dich hier auf dieſer Bank; aber laß mich ja nicht zu lange warten, ſonſt würdeſt Du mich nöthigen, Dich wieder aufzuſuchen, oder was noch ſchlimmer iſt, den Weg zum Kriegsminiſterium einzuſchlagen.

— Ha, Satan, erwiederte ich ihm, Du verſtehſt es meiſterhaft, das Meſſer an den Hals zu ſetzen, aber ....

— Wozu wäre ich denn auf der Galeere geweſen? — unterbrach er mich.

— Aber ſpanne den Bogen nicht zu ſchroff, er möchte ſonſt dennoch brechen. Wie viel bedarfſt Du noch? —

— Fünfzehnhundert bis zwei Tauſend Franken werden vorerſt hinreichend ſeyn mich ſo auszuſtatten, daß Du, ohne Dich meiner zu ſchämen, Arm in Arm eine Promenade mit mir auf den Boulevards machen kannſt.

— Du ſollſt ſie haben, wirſt mich dann aber auf längere Zeit in Ruhe laſſen.

— So lange das Geld dauert. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß Du auch für meine laufenden Ausgaben Sorge tragen wirſt.

— Bedenke, daß ich weder Cröſus noch König bin.

— Wohlan, Alles hängt davon ab, wie Sie mich behandeln werden, Herr Graf. — Gehen Sie jetzt das Geld holen, das mich zum faſhionabelſten Dandy machen ſoll. —

Ich eilte nach der Wohnung meiner jungen Frau zurück. — Mein Vermählungstag war zum ſchrecklichſten meines Lebens geworden. Hier fand ich Alle in großer Unruhe wegen meinem plötzlichen Verſchwinden und längeren Ausbleiben, das man ſich nicht enträthſeln konnte, obgleich man durch einen Bedienten erfahren hatte, daß ich dem Unbekannten, der mich aufgeſucht, haſtig gefolgt ſey. Von den Worten, die Roſſier hatte fallen laſſen, wußte man jedoch nichts, wahrſcheinlich hatte ſie der Bediente nicht verſtanden. Man hatte ſich die Köpfe faſt zerbrochen, was für eine wichtige Angelegenheit mich an meinem Hochzeitstag veranlaſſen könnte, gleich nach der Trauung meine liebenswürdige Gattin zu verlaſſen. Zurückgekommen, und faſt athemlos, brachte ich

einige Entſchuldigungen wegen meinem ſonderbaren Benehmen vor, und ſagte, daß es ſich darum gehandelt habe, das Leben eines Unglücklichen, den ich früher gekannt, zu retten und keine Minute zu verſäumen geweſen wäre. Alle bewunderten mein gefühlvolles Herz und meine junge Frau und ihre Verwandten waren die Erſten, welche meine große Menſchenfreundlichkeit bis in den Himmel erhoben; als ich ihnen mittheilte, daß es ſich noch um eine Summe von zwei Tauſend Franken handle, um den Unglücklichen zu retten, boten mir viele der gegenwärtigen Perſonen ihre Börſen an und leerten deren Inhalt in meine Hand. Mein Weib wollte noch einen koſtbaren Ring hinzufügen, der keinen andern Werth als den der Steine für ſie hatte, indem ſie ſagte, daß dieſer Zufall den ſchönſten und glücklichſten Tag ihres Lebens noch verherrliche, da er durch eine edle Handlung gekrönt werde. Ich litt es jedoch nicht, daß ſie ſich dieſes Ringes entäußerte, indem ich ſie verſicherte, daß die erhaltene Summe mehr als hinreichend ſey, den Unglücklichen zu retten. Ich machte das Geld in ein Päckchen zuſammen, empfahl mich, indem ich ſagte, daß ich es ſelbſt dem armen Menſchen, der unbekannt bleiben wolle, überbringen müſſe, und verſprach augenblickliches Wiederkommen, den guten Leuten Zeit laſſend, mich wegen meiner Herzensgüte überſchwenglich zu loben. Als ich wieder zu meinem Peiniger kam, fand ich denſelben ganz behaglich in aller Ruhe auf einer Bank ausgeſtreckt, eine kalte Paſtete verzehrend, die er ſich während der Zeit beim nächſten Kuchenbäcker geholt hatte.

— Ah ſieh da, Herr Graf, ſagte er mich erblickend, Sie haben mir die Zeit lang gemacht.

Ich erzählte ihm, welche Ausrede ich bei den Hochzeitsgäſten über mein Weglaufen und Ausbleiben hätte erſinnen müſſen, indem ich ihm ſagte, daß er mir den ſchönſten Tag meines Lebens auf das Fürchterlichſte verbittert, mein ganzes Glück geſtört habe, und übergab ihm das Geld.

— Ich begreife, war ſeine Antwort, — am Hochzeitstage mit einer ſo ſchönen, reichen, jungen Frau, die Krone der Jungfrauen des franzöſiſchen hohen Adels, und ein ſolches Begegnen, es iſt zum Raſendwerden! Aber Du haſt ja ſelbſt aus dieſem leidigen Zufall noch Vortheil zu ſchöpfen gewußt; man überhäuft Dich mit Lobeserhebungen, das nenne ich mir Geiſtesgegenwart! ſetzte er höhnend hinzu.

— Laſſen wir das, Du haſt das Geld und wirſt mich nun auf längere Zeit in Ruhe laſſen.

— Das wird ſich finden, ich verſpreche nichts.

— Noch einmal, mache nicht daß die Saiten ſpringen.

— Wer würde am meiſten dabei verlieren? — Ich nicht, denn ich habe nichts zu verlieren, und hätte ich nicht das Glück gehabt, Dich wieder zu finden, ſo hätte ich wahrſcheinlich bald einen Genieſtreich verübt, der mich wieder die Reiſe nach Toulon oder Breſt hätte antreten und neuerdings dem Bagno einverleiben laſſen. Die Wahrheit zu geſtehen, iſt der Aufenthalt dort ſo übel nicht, man hat zum wenigſten keine Nahrungsſorgen, man iſt logirt, gekleidet, genährt, während man hier bei aller Freiheit am Verhungern laborirt. Wie oft habe ich nicht, ſeitdem ich wieder frei bin, keinen Biſſen Brod auftreiben können, meinen Heißhunger zu ſtillen. Arbeit findet unſer einer faſt nie mehr, Sorgen und Gefahren verlaſſen uns nicht, und Noth und Hunger treiben uns zum Stehlen, Rauben und Morden. Hol mich der Teufel, unter ſolchen Umſtänden iſt die Galeere zehnmal beſſer, beſonders wenn man ſo wie ich noch nebenbei etwas verdienen kann. Nun wer weiß ob uns das Schickſal nicht noch einmal daſelbſt vereinigt. Und dann iſt bei all dem das Leben daſelbſt doch nicht ohne Annehmlichkeiten, man iſt beſtändig in der unterhaltendſten Geſellſchaft; man geht mit lauter Leuten um, die Grütze im Schädel haben, wenigſtens nicht auf den Kopf gefallen ſind, und findet oft wahre Genies. Man ſieht dort keine von jenen langweiligen, unbedeutenden Alltagsfiguren, auf die man hier bei jedem Tritt und Schritt ſtößt und die im Dutzend fabricirt zu ſeyn ſcheinen. Und dann, welche ermunternde luſtige Schule der Schlauheit und Liſt, des Witzes und der Gewandtheit, eine wahre Schleifmühle zur Schärfung des Verſtandes! wenn man nicht ein Dummkopf erſter Klaſſe iſt, ſo lernt man das edle Handwerk der Gaunerei in der höchſten Vollkommenheit in kurzer Zeit. Alle dieſe Kameraden haben Verſtand und hecken Pläne und Projekte aus, die einem Napoleon und Cartouche noch Ehre machen würden; man theilt ſich Gedanken und Ideen mit, und die Zeit vergeht man weiß nicht wie, während das elende Alltagsleben hier nur Ekel und Langeweile erregt. — Aber was haſt Du, Du biſt ja ganz nachdenkend geworden, hörſt gar nicht auf meine philoſophiſchen Betrachtungen,

die wenigſtens eben ſoviel taugen, als die der Herren Profeſſoren der Pariſer Univerſität.

— Du magſt recht haben, erwiederte ich, ihm andeutend daß ich ihn jetzt verlaſſen müſſe, und empfahl ihm dabei Vorſicht und Verſchwiegenheit.

— Und wann werden wir uns wiederſehen? fragte er mich.

— So ſelten als möglich.

Er war es zufrieden, wenn ich ihn in Stand ſetzen würde, meiner entbehren zu können, ſagte mir noch, er würde ſich jetzt eine paſſende Wohnung miethen, in der er mich empfangen könne, und deren Straße und Nummer er mir, ſobald er ſie gefunden, mittheilen wolle, mich dabei ermahnend, ihn baldmöglichſt mit meinem Beſuch zu beehren, um ihn der Mühe zu überheben, mich aufſuchen zu müſſen.

— Ich verſprach dies, verließ ihn endlich und kehrte höchſt düſter geſtimmt, meine fürchterliche Lage überdenkend, zu meiner jungen Frau zurück. Ich dachte faſt an nichts mehr als an die Mittel, mich meines ehemaligen Kettenkameraden zu entledigen; bald war es mir klar, daß mir dazu kein anderes als ein abermaliger Mord übrig blieb, wenn ich mich ſelbſt retten und unausſtehlichen ewigen Anforderungen entgehen wollte; denn ſo lange dieſer Menſch athmet, ſprach ich zu mir ſelbſt, habe ich keinen ruhigen Augenblick mehr, er iſt das Schwert des Damokles, das beſtändig über meinem Haupt ſchwebt, ich bin verloren wenn ich mich nicht um jeden Preis ſeiner entledige. Aber wie? den Streich muß ich ſelbſt führen, ich kann ihn keinem fremden Arme anvertrauen, ich darf nicht fehlen, ſonſt iſt die Sache verpfuſcht, mit ſicherer Hand muß der Stoß vollzogen werden. Ich muß ſelbſt die günſtige Gelegenheit herbeiführen und mit ſtarkem Arm den rechten Fleck treffen. Schade, daß ich es nicht noch heute, nicht ſogleich vollbringen kann. Ein Paar Tage früher oder ſpäter wird wohl nichts zur Sache thun. Geduld! —

Dies waren die Gedanken, die mich an meinem Hochzeitstage quälten. Im Hotel angekommen, wo ich ſehnſüchtig erwartet, mit offenen Armen empfangen und mit Liebkoſungen von meiner liebenswürdigen Gattin überhäuft wurde, konnte ich mich dennoch dieſer finſtern Gedanken nicht erwehren, ſo daß meine Verſtimmung und die mir entwiſchenden Seufzer bemerkt wurden. Man ſchrieb ſie aber glücklicherweiſe meinem für das Unglück ſo gefühl-

vollen Gemüth zu, und ſchätzte ſich glücklich, einen ſo edlen Mann zu beſitzen. —

Indeſſen vermochten die rührendſten und zärtlichſten Beweiſe der Liebe meiner ſchönen jungen Frau, noch die ſonſtigen Zerſtreuungen, Feſte und Luſtbarkeiten, die nach der Hochzeit und während dem Honigmonat folgten, meine düſtere Stimmung nicht zu verſcheuchen, und wenn es meinem Weibe auch gelang, die Wolken auf meiner Stirne auf Augenblicke zu zerſtreuen, ſo verfiel ich doch ſchnell wieder in meine ahnungsvolle Melancholie, und oft war ich ſo abweſend, daß man mir kaum einige zuſammenhängende Worte entlocken konnte. Der Unglücksvogel Roſſier ſchwebte mir beſtändig gleich einem Unheil drohenden Geſpenſt vor. — Jedermann war über die Veränderung, die ſeit meiner Verheirathung mit mir vorgegangen, erſtaunt, ich war nicht mehr der Mann, der ſo oft die Seele der Geſellſchaften geweſen, die ich mit froher Laune erheitert hatte. Tag und Nacht verfolgte mich jenes Schreckensgeſpenſt, es peinigte mich im Schlaf und raubte mir ſelbſt in den Armen des liebevollſten Weibes den Hochgenuß der Ehe. — Mordgedanken brüteten in meiner Seele und erfüllten mein Gemüth. — Niemand wußte ſich die mit mir vorgegangene Veränderung zu erklären. —

Etwa vierzehn Tage nach meiner Vermählung erhielt ich ein Schreiben folgenden Inhalts:

Mein lieber Graf!

Dank Ihrer Großmuth befinde ich mich gekleidet und logirt, wie es meinem jetzigen Stand ziemt, das heißt, wie ein Prinz. Ich wohne Nr. 16 in der Straße Navarin im zweiten Stock über dem Entreſol. Je eher Sie mich mit Ihrem Beſuch beehren, deſto angenehmer wird es mir ſeyn, da ich Ihnen Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe, über welche wir mit Muße und ungeſtört berathen müſſen, damit unſere beiderſeitigen Angelegenheiten keine üble Wendung nehmen. Sie werden mich verſtehen. Freundſchaftlichſt

Ihr ergebenſter,
Chevalier von St.-Juſte.
(Dies iſt meine jetzige Adreſſe.)

Kaum hatte ich dieſes Billet geleſen, als ich mich in einen Oberrock warf, einen gutgeſchliffenen Dolch in die Bruſttaſche

ſteckte, und mich ſogleich in einem Fiaker in das im Billet bezeichnete Haus begab, wo ich jedoch vom Portier erfuhr, daß der Chevalier von St. = Juſte ſeit etwa einer halben Stunde ausgegangen ſey. — Uebelgelaunt, den Geſuchten nicht gefunden zu haben, verließ ich das Haus, um nach einigen Stunden eben ſo vergeblich wieder zu kommen. Ich gab nun für dieſen Tag das Mordprojekt, das ich gefaßt hatte, auf. — Nach einer ſehr unruhigen, ſchlaflos zugebrachten Nacht begab ich mich den andern Morgen in aller Frühe abermals in Roſſiers Wohnung, den ich dießmal nicht nur zu Hauſe, ſondern ſogar noch im Bette antraf. In deſſen Schlafzimmer eingetreten, erfaßte mich der Gedanke, deſſen hülfloſe Lage im Bette zu benutzen, um ihn zu erdolchen. Schon griff ich mit der Rechten nach dem Dolchmeſſer, aber ich überlegte noch zur rechten Zeit, daß die Leute, welche auf den Corridors mit Reinigen und Putzen beſchäftigt waren, mich beim mindeſten Geräuſch auf der That ertappen, oder mir doch wenigſtens den Rückzug abſchneiden könnten. Dies hielt meinen ſchon gezückten Arm zurück, und mich faſſend, ſagte ich wie im Scherz zu Roſſier: ſchäme Dich, zu dieſer Stunde noch im Bette zu liegen. —

— Du biſt aber auch ſehr früh auf, erwiederte er mir, mich etwas mißtrauiſch anblickend. —

— Kein Wunder, verſetzte ich, geſtern bin ich zweimal vergeblich gekommen, Deinen mir ſchriftlich geäußerten Wunſch zu erfüllen. Ich habe ſeitdem reiflich über unſere Lage und Verhältniſſe nachgedacht und gefunden, daß es ganz natürlich war, daß Du ſo gegen mich handelteſt; ich würde es an Deiner Stelle eben ſo gemacht haben. Außerdem überlegte ich, daß Du mir vielleicht noch obendrein bei Gelegenheit von großem Nutzen ſeyn könnteſt, und es das Beſte iſt, wenn wir uns miteinander gehörig verſtändigen. —

— Biſt Du zur Vernunft gekommen, Kamerad? ſagte Roſſier, nun das freut mich; Du kannſt Dein ferneres Heil nur mit mir finden. Alſo verbunden auf Leben und Tod. Wir beide, einig, können ganz Paris umkehren und ein Leben führen, das ſelbſt die Götter noch beneiden müſſen. Du mußt mich nun in der großen Welt einführen, und ich will Dich dagegen in eine Welt bringen, wo Du gewaltige Augen machen wirſt. Du mußt das Frühſtück mit mir einnehmen.

Roſſier klingelte, beſtellte Chokolade und fuhr dann fort:

— Auf dieſen Dunen und unter dieſem Damaſt ſchläft es ſich doch ganz anders als auf den Pritſchen im Bagno, ſo laſſe ich mir das freie Leben ſchon gefallen. —

Ich frühſtückte nun mit meinem ehemaligen Kettenkameraden, der mir mittheilte, daß er, ſeitdem er mich das letztemal geſehen, mehrere alte Bekannte in Paris wiedergefunden, ſich einer Bande Spitzbuben zugeſellt habe, die ihres Gleichen in der Welt ſuche, und der, vermöge ihrer Geſchicklichkeit und Verſchmitztheit, alle Schätze von Paris zu Gebot ſtünden; er wolle mich mit derſelben bekannt machen, und ich könne der Bande, ohne daß ſie meine Verhältniſſe zu wiſſen brauche, die wichtigſten Dienſte leiſten, indem ich ihn, Roſſier, in die Hotels einführe, in welchen ſich die Schätze in Silber, Geld und Pretioſen befänden, ihn mit den Lokalitäten genau bekannt mache, und daß wir ſo bald Millionäre ſeyn würden, ohne viel zu wagen, da ich ja, bevor man den Diebſtahl beginge, die nähern Umſtände, und wenn der Raub mit aller Sicherheit zu vollbringen ſey, genau erforſchen könne. — Ich ſtellte mich als leuchte mir die Sache ein, verſprach ſeinen Wünſchen nachzukommen und wir kamen überein, daß er mich ſchon am nächſten Tage nach eingebrochener Nacht unter einem fremden Namen und verkleidet der Bande als ein neues, ihr ſehr nützliches Glied vorſtellen würde. — Da ich ihn weder mißtrauiſch machen, noch gegen mich aufbringen durfte, wenn ich meine Abſicht, ihn auf die Seite zu ſchaffen und für immer unſchädlich zu machen, erreichen wollte, ſo mußte ich in Alles willigen, was er mir vorſchlug. Wir hatten verabredet, den kommenden Tag im Rocher Cancal zuſammen zu Mittag zu eſſen, uns dann in ſein Abſteigequartier zu verfügen, das er noch außer ſeiner Wohnung in einer abgelegenen Straße der Cité hatte, um uns von da in die Raubhöhle zu begeben, in welcher die Bande ihre geheimen Sitzungen hielt und ihre Niederlaſſung hatte. —

Alles geſchah nach der Verabredung, und nachdem ich mich in ſeinem Abſteigequartier in einen groben Kittel gehüllt, eine mich unkenntlich machende Perücke aufgeſetzt, einen falſchen Bart angeheftet, eine ſchäbige Mütze auf den Kopf gedrückt hatte und die Nacht eingebrochen war, gingen wir zu Fuß auf die Inſel Saint-Louis. In dem ödeſten Theil, faſt am Ende derſelben, gegen die Inſel Louvier zu, lag ein altes, damals verlaſſenes,

halbverfallenes, weitläuftiges Hotel, welches ſein früherer Beſitzer, ein alter Edelmann, wegen den Revolutionsgräueln ſchon im Jahr 1792, als er in das Ausland flüchtete, im Stich gelaſſen hatte, und das, nachdem es Nationalgut geworden, in mehrere Hände übergegangen war, endlich das Eigenthum eines Mannes wurde, der für eben ſo reich als geizig verſchrieen war, und der früher das Handwerk eines Tapezierer-Ebeniſt, jedoch mehr zum Schein, um ſein eigentliches Metier beſſer verbergen und der heiligen Juſtiz eine Naſe drehen zu können, getrieben hatte. Um einen Spottpreis hatte er dieſes Gebäude an ſich gebracht, da es ſich in einem an Ruinen gränzenden Zuſtande befand und faſt unbewohnbar war. Er ließ es noch mehr verfallen und nicht einmal die nothwendigſten Reparaturen vornehmen *). Ein bejahrtes Ehepaar bewohnte einen Theil des Rez-de Chauſſée des rechten Flügels und verſah Pförtners Dienſte in demſelben. Die übrigen geräumigen Gemächer dieſes Gebäudes, in denen man noch die Spuren reicher Vergoldungen und prächtiger Sammtdraperien, die zum Theil in Lappen herunterhingen, ſo wie vortreffliche Freskomalereien ſah, dienten zur Aufbewahrung einer Menge von Mobilien und Effekten der verſchiedenſten Art, die daſelbſt in ſo großen Maſſen aufgehäuft waren, daß das Ganze einem ungeheuern Möbel- und Quincaillerie-Waarenmagazin glich, in welchem ſich oft ſehr werthvolle Gegenſtände, an Uhren, Kunſtſachen 2c. befanden. Selten ſah man den Eigenthümer des Hotels in dieſer Behauſung, und nur wenn er von Zeit zu Zeit einen Theil dieſer Effekten verpackte und verſendete, fand er ſich daſelbſt ein. In der Nachbarſchaft war allgemein der Glaube verbreitet, daß dieſe Effekten dem Marllier, ſo nannte ſich der Beſitzer, verſetzte Pfänder ſeyen. Obgleich die Polizei ſchon einigemal die genaueſten Erkundigungen eingezogen hatte, um dieſes Individuum eines geſetzwidrigen Wuchers überführen und der Juſtiz in die Hände liefern zu können, ſo waren doch alle ihre Bemühungen vergeblich, und viele arme Leute, von denen man wußte, daß ſie Effekten bei Marllier verpfändet hatten und die deßhalb befragt wurden, be-

*) Es war dies das ehemalige Hotel Lambert, in dem auch Voltaire einige Zeit wohnte und arbeitete. In der neueſten Zeit ſollte es abgeriſſen werden, da kaufte es die Fürſtin Czartoriska, ließ es wieder herſtellen, die herrlichen Freskomalereien ausbeſſern und bewohnt es ſeit drei Jahren mit ihrer Familie.

haupteten im Gegentheil, daß ſie bei dieſem noch weit beſſer wegkämen als in dem ſogenannten **Mont de Pieté**, der eher **Mont de Impieté** genannt zu werden verdiene, da die Koſten und Zinſen dieſes Pfandhauſes über zwölf Procent verſchlingen. — Dies war ganz der Wahrheit gemäß und der ehemalige Tapezierer-Ebeniſt begnügte ſich jetzt mit ſehr geringen Zinſen, trieb aber dagegen noch ein ganz anderes Handwerk, als auf Pfänder auszuleihen, was ihm nur zum Deckmantel diente: er war der Hehler und Verſchleuſſer der furchtbarſten Diebsbande. —

An der Pforte dieſes Hotels angekommen, ſetzte Roſſier den Klopfer derſelben auf eine eigenthümliche Art in Bewegung, worauf ſich uns dieſelbe ſogleich öffnete. Mein Begleiter führte mich über den geräumigen Hof an eine kleine unanſehnliche, ziemlich verſteckt liegende Thüre, öffnete dieſelbe durch den Druck auf eine verborgene Feder, und es zeigte ſich nun unſern Blicken ein düſter erleuchteter Gang, an deſſen Ende eine Treppe in unterirdiſche Gemächer führte, zu denen der Zugang durch eine ſteinerne Mauerthüre für den Unkundigen nicht leicht zu entdecken war. — Nachdem wir noch durch mehrere Vorhallen gekommen waren, traten wir endlich in ein rundes Gewölbe, in dem bei dem Schatten einer Lampe ungefähr einige dreißig unheimliche Geſtalten mit confiscirten Geſichtern vor einem langen Tiſch ſaßen, auf dem einige Bücher, Papiere und eine ziemlich große Summe Geld lagen. In der Mitte dieſer lichtſcheuen Figuren ſaß ein Menſch von ziemlich hohem Wuchs, den jedoch ein kleiner Höcker verunſtaltete; er hatte rothes borſtiges Haar und einen ſtarken ſtruppigen Knebelbart von derſelben Farbe, auch ſchien er einäugig, denn ein großes ſchwarzes Pflaſter verbarg ſein rechtes Auge, und ſeine Hautfarbe war die der Zigeuner. Ein breitrandiger, fahlgrauer, tief in den Kopf gedrückter Hut nebſt einem Mantel verhüllten dieſe Geſtalt, welcher alle andern eine Art von Ehrfurcht und unbedingten Gehorſam zu zollen ſchienen. —

Roſſier ſtellte mich der ſaubern Verſammlung mit den Worten vor: Hier der Kamerad, von dem ich euch ſagte, und alle maßen mich mit forſchenden, durchdringenden Blicken. Er betheuerte nun, daß ich der Geſellſchaft vollkommen würdig ſey, auch auf der Galeere meine Lehr- und Prüfungszeit trefflich beſtanden hätte, wovon ich noch das Wahrzeichen auf der Haut trage, der Bande von dem allergrößten Nutzen ſeyn und die wichtigſten Dienſte lei-

ſten würde. Der Anführer und noch einige andere Mitglieder dieſer Rotte richteten verſchiedene Fragen an mich, die ich alle, wie es ſchien, zu ihrer Zufriedenheit beantwortete, worauf man mich als einen Eingeweihten und Mitglied der Geſellſchaft betrachtete und in meiner Gegenwart zu einer Abrechnung ſchritt, nach welcher die auf dem Tiſch liegenden Gelder vertheilt wurden, die ſo anſehnlich waren, daß jedes Individuum eine Summe von mehreren Tauſend Franken erhielt. — Dies iſt das Produkt der letzten Woche, verſicherte mich Roſſier, mit Deiner Hülfe kann es ſich von jetzt an verdoppeln, ja verdreifachen. — Außerdem war noch eine nicht unanſehnliche Summe auf dem Tiſch liegen geblieben, die einer von der Geſellſchaft zuſammenraffte und in einem in einer Mauervertiefung angebrachten eiſernen Schrank verſchloß.

„Dies iſt unſer Reſervefond, explicirte mir Roſſier weiter, für unvorhergeſehene Ausgaben im Intereſſe der Geſellſchaft beſtimmt, auch werden denjenigen Mitgliedern, die ſich beſondere Verdienſte um dieſelbe erworben und ſchwierige Aufträge zur Zufriedenheit der übrigen ausgeführt haben, anſehnliche Gratifikationen aus dieſem Fond bewilligt, wogegen diejenigen die gegen die Statuten der Bande handeln und es wagen die ihnen vom Oberhaupt derſelben ertheilten Inſtruktionen zu übertreten, den furchtbarſten Strafen anheimfallen, die auch ſofort an ihnen vollzogen werden. Dieſe unerbittliche Strenge iſt nothwendig, indem von der genauen Befolgung der im engern Rathe beſchloſſenen Befehle nicht nur das faſt unfehlbare Gelingen dieſer Anordnungen abhängt, ſondern deren Nichtbefolgung das Mißlingen derſelben faſt gewiß und die Gefahr der Entdeckung unſerer Verbindung ſehr groß macht. Schon öfters ſind Glieder der Bande, die ſich ungehorſam oder ſtörrig zeigten, oder gar Diebsſtreiche auf eigene Fauſt ausführten, was eben ſo verpönt als der Mord iſt, wenn letzteren die Nothwehr nicht erheiſcht, aus den Reihen der Lebenden verſchwunden. Du wirſt ſogleich einer ſolchen Exekution beiwohnen.

Nachdem die Gelder vertheilt, der Reſt verſchloſſen, die Abrechnungen geordnet waren, ſagte der Kerl mit dem Pflaſter auf dem Auge: jetzt iſt es Zeit, die Canaillen zu richten, welche vor drei Tagen den Raubmord am Canal St. Martin begingen, der ſo großes Aufſehen in ganz Paris machte und alle Hetzhunde der Polizei in Bewegung ſetzte. — Großprofoß, thut Eure Schuldigkeit! ſetzte er hinzu, ſich zu dem an ſeiner linken Seite ſitzenden

Banditen wendend, der das wildeſte Ausſehen hatte. — Der Kerl erhob ſich von ſeinem Sitz, nahm zwei andere Räuber mit ſich, verlor ſich durch ein kleines Thürchen im Winkel des Gewölbes, und brachte bald darauf drei gebundene und geknebelte Banditen, die er ſich in die Mitte des Gewölbes niederſetzen hieß und um welche die übrigen einen Kreis bildeten.

— Rapporteur, erſtattet euern Bericht, ſprach nun der Anführer zu einem andern Glied der Bande, das ſich von ſeinem Sitz erhob und Folgendes von einem Papier ablas:

Nach dem eignen Geſtändniß der unſerer Juſtiz verfallenen Mitglieder der Geſellſchaft, folgten vorgeſtern Abend Martin, Pierre und Jacques, etwa eine Stunde vor Mitternacht, einem wohlgekleideten Manne in der Straße Angouleme, deſſen Aeußeres auf eine geſpickte Börſe ſchließen ließ. Er ſchien von einem luſtigen Gelag zu kommen, ſein Gang war etwas ſchwankend, er nahm ſeine Richtung gegen den Canal St. Martin zu. Als er an der Straße des Grand-Prieur vorüber war, eilte Pierre durch die Straße Latour, während Jacques in die Straße Cruſſol lief und Martin in der von Angouleme zurückblieb, um ihm den Rückzug abzuſchneiden und zugleich den Lauerpoſten zu machen. So waren dem Bruder Luſtig alle Wege abgeſchnitten, die drei Verräther hatten ihn in der Mitte und er konnte ihnen nicht mehr entgehen. An dem Canal angekommen, bat ihn Jacques erſt mit aller Höflichkeit um Börſe und Uhr, ihm indeſſen doch bedeutend, daß er im Weigerungsfall ſein Leben auf das Spiel ſetze. Aber der dumme Teufel ſetzte ſich zur Wehr. Pierre ſchlug ihm ſchnell den linken Fuß unter, warf ihn ſo zur Erde, indem er ihm ſagte: „Ha, Du willſt noch den Helden ſpielen?“ und wollte ihm nun den Dolch in die Bruſt ſtoßen, aber der Mann, obgleich unten liegend, packte ihm mit ſeiner Hand den rechten Arm ſo feſt, daß er ihm den Streich nicht beibringen konnte, und Pierre fiel ihm zur Seite nieder. Während nun der andere Mörder, Mörder! ſchrie, und ihm das Meſſer aus der Hand zu winden ſuchte, ſprang Jacques hinzu, ſtopfte ihm das Maul mit einem Tuch und ſtieß ihm ſein Meſſer dreimal mit aller Gewalt in die linke Bruſt, ſo daß ihm das Athemholen bald verging. Die Thäter durchſuchten ſchnell ſeine Taſchen, in denen ſie, außer der nur vergoldeten Uhr, eine Börſe fanden, die nicht mehr als drei und vierzig Franken enthielt. Hierauf packten ſie den noch röchelnden Lump bei den Schul-

tern und den Beinen, ſchleuderten ihn in den Kanal und machten ſich davon, einer ſich eben nähernden Patrouille ausweichend.

— Trotz unſern Geſetzen und den geleiſteten Eiden, unſere ganze Exiſtenz um eine ſolche Lumperei auf das Spiel zu ſetzen, das verdient die härteſte Strafe, ſagte der Vorſteher der Verſammlung. Zur Abſtimmung!

Es wurde nun ohne weitere Debatten eine rothe Büchſe im Kreis herumgereicht, jeder warf ein kleines Täfelchen in dieſelbe; als man ſie öffnete, fanden ſich ſieben und zwanzig ſchwarze Täfelchen mit weißen Todtenköpfen, und acht, auf denen eine Null zu ſehen war, in derſelben vor.

— Sie ſind dem Tod verfallen, ſprach abermals der Vorſteher, nachdem er die Täfelchen gezählt; Großprofoß, thut eure Schuldigkeit. —

Der Großprofoß ergriff die Verurtheilten, drehte ihnen vermittelſt eines Knebels die Hälſe um, und nachdem ſie auf dieſe Weiſe gewürgt waren, ſchleppte er ſie mit einigen Gehülfen in den Hintergrund des Gewölbes, öffnete eine Fallthüre, warf einen dieſer todten Körper nach dem andern hinab und durch das Dröhnen derſelben konnte man auf die Tiefe ſchließen, in welche ſie ſtürzten. Als dieſe Execution vollbracht war, wandte ſich das ſchreckliche Oberhaupt der Bande gegen mich und ſagte: Ihr habt ſoeben geſehen, welche Strafe diejenigen erwartet, die unſern Geſetzen ungehorſam oder ihrem Schwur untreu werden. Hütet euch alſo vor dem einen oder dem andern Vergehen. Jetzt zu eurer Aufnahme in unſern Bund.

Ich wurde unter dem Namen Charpentier, wie ich mit Roſſier übereingekommen war, unter die Bande aufgenommen und eingetragen, man las mir deren Statuten und Geſetze vor, die ich, ſo wie blinden Gehorſam beſchwören mußte; hierauf wurde ein köſtliches Nachtmahl aufgetiſcht, wobei die beſten Weine die delikateſten Speiſen hinabſpülten. Es war lange Mitternacht vorüber, als ich mit Roſſier dieſe Mordhöhle verließ, deren Präſident mich beim Abſchied nochmals ermahnte, meinem Schwur und der Bande treu zu ſeyn, indem man mich allenthalben, wo ich auch ſeyn möge, zu finden wiſſen werde, ich aber, wenn ich es verdiene, in jeder Lage auf die Hülfe und Unterſtützung meiner Brüder zählen könne.

Roſſier begleitete mich heim; gerne hätte ich mich ſeiner un-

terwegs für immer entledigt, aber da wir in einem Fiaker fuhren, war es unmöglich. In meinem Hotel, wo mich meine junge Frau ſehnſüchtig erwartete, angekommen, ſchien mir der ganze Vorfall ein Traum. Schon den andern Morgen erhielt ich von Roſſier ein Schreiben, in welchem er mich aufforderte, ihn nun in verſchiedene Hotels einzuführen und meines Verſprechens und Schwures eingedenk zu ſeyn. Hier war keine Ausrede mehr möglich, ich mußte mich bequemen, ſeinem Begehren nachzukommen, ſtellte ihn als den Chevalier St. Juſte bei den reichſten und angeſehenſten meiner Bekannten vor, und während ich mich mit dieſen unterhielt und ſie mit mir beſchäftigte, nahm mein Helfershelfer Roſſier, unter dem Vorwand, die ſchönen Säle und Gemächer zu beſehen, unbemerkt Wachsabdrücke von den Schlöſſern aller Thüren und Schränke, welche Koſtbarkeiten, Geld und Juwelen ꝛc. enthielten, und oft wenige Tage nach unſerem Beſuch war das Hotel ſeiner werthvollſten Gegenſtände beraubt und die unbegreiflichſten und frechſten Diebſtähle mit einer Kühnheit verübt, welche die Beſtohlenen und die Polizei zur Verzweiflung brachten. Da ſich dieſelben faſt jede Woche wiederholten, ſo war bald in ganz Paris von nichts anderem die Rede mehr, und man glaubte an einen zweiten oder den wiederauferſtandenen Cartouche. — Ich ſelbſt ermangelte nicht, die Beſtohlenen bald nach der verübten That zu beſuchen, ihnen mein innigſtes Bedauern und die herzlichſte Theilnahme zu bezeugen, ſie dabei immer auf Irrwege führend, ſo wie auch die Polizei, die ich auf falſche Spuren zu bringen verſtand, und die über die unerhörte Keckheit und Sicherheit, mit welcher dieſer Raub vollbracht wurde, ſo wie über die Unmöglichkeit, den Dieben auf die Spur zu kommen, außer ſich war. Ich ſelbſt aber befand mich ganz wohl bei der Sache; denn da ich einen ungeheuren Aufwand machte, viel Geld an arme Familien verſchenkte, ſo daß meine Wohlthätigkeit allgemein gerühmt wurde, auch Bekannten, namentlich den Officieren meiner Legion, die deſſen bedurften, bedeutende Vorſchüſſe machte, an deren Rückzahlung ich nie mahnte, um mir dadurch Freunde zu machen, ſo bedurfte ich natürlich großer Summen, mit denen mich meine Verbündeten in der Mordhöhle reichlich verſahen. Wenige Tage nachdem ein ſolcher Diebſtahl ausgeführt war, überbrachte mir Roſſier jedes Mal meinen Antheil. Ich hatte nun den Gedanken an deſſen Ermordung gänzlich aufgegeben. Schon über ein halbes Jahr hatte

das Verhältniß mit der Bande gedauert, und ich lebte ſo ziemlich in den Tag hinein, als eines Morgens Roſſier, der mich ſchon ſeit längerer Zeit nun auch in meiner Wohnung beſuchte, in mein Kabinet trat, mir mit der unbefangenſten Miene von der Welt geſtand, daß er ſterblich in meine Frau verliebt ſey und ich ihm ſolche wenigſtens auf eine Nacht abtreten müſſe. So ſehr mich auch dieſe Zumuthung empörte, ſo nahm ich mich dennoch möglichſt zuſammen, ſtellte mich, als nähme ich die Sache für einen Scherz und zwang mich zum Lachen. Roſſier aber hörte nicht auf mir zu betheuern, daß es ſein völliger Ernſt mit dieſer Zumuthung ſey, und ich, der ich über alle Vorurtheile hinaus ſeyn müſſe, ja ſchon das eheliche Glück zur Genüge genoſſen, mich leicht anderswo entſchädigen könne. Es bedurfte meiner ganzen Willenskraft und aller Ueberlegung, um meinem ſiedenden Blut nicht nachzugeben und ſogleich über den Hallunken herzufallen. Indeſſen gelang es mir, meine innere Wuth zu bezähmen und ich erwiederte ihm, daß die Sache von meiner Seite allerdings wenig Schwierigkeiten haben würde, anders ſey es aber mit meiner Frau, die ſich wohl ſchwerlich dazu bequemen möchte, ſich in ſeinen, wenn auch von mir unterſtützten Willen zu fügen.

— Bah, erwiederte er mir, wenn es weiter nichts iſt, dann überlaſſe mir die Sorge ſie fügſam zu machen; wenn Du mit mir einverſtanden biſt, dann wird ſich bald ein Mittel gefunden haben, das Täubchen kirre zu machen, und wenn alle Stränge reißen, ſo darfſt Du mich nur für eine Nacht in Deinem Schlafzimmer verbergen, wo ich dann bei ausgelöſchtem Licht Deine Rolle vortrefflich zu ſpielen wiſſen werde. Iſt die Sache einmal abgethan, ſo iſt ſie nicht mehr ungeſchehen zu machen und das Uebrige wird ſich dann finden. Ich bin nicht mehr Herr meiner Glut und muß ſie um jeden Preis löſchen. — Beinahe hätte mich nun meine Beſonnenheit verlaſſen, und ſchon wollte ich nach den vor mir hängenden geladenen Piſtolen greifen, aber nochmals hielt ich mich zurück und ſagte zu der unverſchämten Canaille: Wir müſſen die Sache, und wie es am beſten anzufangen, reiflich überlegen. Weißt Du was, ich werde Dich heute Abend zu einem Eſſen im Rocher Cancal abholen, da können wir dann das Weitere überlegen. Biſt Du zufrieden? —

— Gut, alſo ich erwarte Dich um ſechs Uhr dieſen Abend, ant-

wortete er mir, und ſetzte hinzu: es wäre herrlich, wenn Du mich heute ſchon ganz glücklich machen könnteſt.

— Nun, wir wollen ſehen was zu machen iſt, erwiederte ich, und er entfernte ſich mit von Hoffnung freudig glänzenden Augen, mir im Abgehen noch zurufend: Vergiß nicht zur beſtimmten Stunde Dich bei mir einzufinden.

Kaum war er vor der Thür, ſo erwachte der Entſchluß, mich nun um jeden Preis dieſes entſetzlichen Menſchen zu entledigen, wieder in meiner Bruſt. Mein Plan, es möglichſt ungefährlich thun zu können, war bald gemacht. Als die Zeit ihn abzuholen herangekommen war, ſteckte ich einen ſcharfgeſchliffenen Dolch zu mir, ſetzte mich in mein Cabriolet, fuhr bei dem ſchon auf mich Harrenden vor und von da mit ihm in den Rocher Cancal, wo wir ein ſchwelgeriſches Mahl einnahmen und ich ihn verſicherte, daß ſein Wunſch noch dieſe Nacht in Erfüllung gehen ſolle, er müſſe aber unerkannt meine Stelle bei meiner Frau vertreten, mich vorher noch in die große Oper begleiten, damit wir ſo ſpät als möglich in meine Wohnung kämen. Er war dies zufrieden, ich trank ihm ſo fleißig in Champagner und Capwein zu, daß er mit ziemlich ſchwerem Kopf in die Oper mit mir fuhr, wo ich eine Seitenloge gemiethet hatte, aus der wir die Glockentöne der Sängerinnen und die Sprünge der Tänzerinnen mit aller Muße bewundern konnten. Roſſier klagte über Langeweile und ich ſagte ihm beipflichtend: noch iſt es zu früh nach Hauſe zu gehen, Du kannſt mir den Gefallen thun, mich vorher noch an einen dritten Ort zu begleiten, an welchem ich mich für das Langweilige der Ehe häufig zu entſchädigen pflege. Roſſier war es zufrieden und wir begaben uns zu Fuß in die Straße Taitboue Nr. 13, wo ich mich in der That bisweilen zu zerſtreuen pflegte, wenn mir die alltägliche eheliche Koſt nicht mehr behagte. Ein paar hübſche Mädchen in ausgeſuchter Toilette empfingen uns freundlichſt. Ich ließ eine Bowle Kaiſerpunſch bringen, wir unterhielten uns recht artig und Roſſier ſprach abermals dem berauſchenden Trank ſtark zu. — Es war ein Uhr nach Mitternacht als wir endlich aufbrachen, und Roſſier lallte: „Jetzt zu Deinem Weib.“ Wohl, verſetzte ich, nahm ihn beim Arm und führte ihn hinab. Auf der Straße wankte er taumelnd neben mir her. Als wir hinter der Kirche Notre-Dame de Lorette angekommen, ließ ich unter dem

Vorwand eines Bedürfniſſes Roſſier los, indem ich ihm ſagte, er möge nur langſam vorangehen, ich würde ihm ſogleich folgen. — Ich ließ ihn nun bis an die Ecke der Straße La Ferrière gehen, die ſchon ganz menſchenleer war, hier holte ich ihn raſch ein, ſtürzte mich dann mit einem Sprung auf ihn, den Dolch in meiner Rechten ſchwingend, um ihm die Bruſt zu durchbohren. Aber Roſſier hatte mir nicht getraut, von Zeit zu Zeit hinter ſich geſchielt und jetzt trotz ſeines Rauſches meine Bewegung bemerkt. Durch einen Schritt auf die Seite parirte er meinen Stoß, fiel mir in den Rücken, entwaffnete mich, warf mich zur Erde, und rief aus: Ha, Canaille, nun biſt Du in meiner Gewalt. Er zuckte auch den blitzenden Dolch über mir und ich glaubte meinen letzten Augenblick gekommen, als er ſich plötzlich eines andern beſann und ſagte: Nein, dieſe Rache wäre viel zu gelind, ich kenne eine andere, die beſſer wirken ſoll, morgen ſollſt Du mehr von mir hören, und verließ mich mit dieſen Worten. Ich war wie niedergedonnert, meine raſende Wuth ſelbſt hatte mich ohnmächtig und kraftlos gemacht, endlich raffte ich mich zuſammen und begab mich langſamen Schrittes mit einem nicht zu beſchreibenden Gefühl im Buſen und zähneknirſchend in meine Wohnung, um — weder zu ruhen noch zu ſchlafen. Mein armes Weib hatte mich mit Angſt und Ungeduld erwartet.

Den andern Morgen, es mochte ungefähr zehn Uhr ſeyn, trat mein Kammerdiener vor mein Bett und meldete mir, eine Ordonnanz des commandirenden Diviſionsgenerals Despinois harre meiner im Vorzimmer, um mir zu ſagen, daß ich mich ſogleich und ohne allen Aufſchub zu demſelben zu verfügen habe. Schnell ſprang ich aus den Federn, legte meine Uniform mit allen Orden an, ließ anſpannen und folgte der Ordonnanz auf dem Fuß, meiner Gattin verſprechend, möglichſt ſchnell zurückzukehren. Bei dem General angekommen, empfing mich dieſer ſogleich mit den Worten:

— Mein Herr Graf Pontois von St. Helene, Sie werden den König, die Welt und mich nicht länger hintergehen. Ich weiß, daß Sie ein Forçat und der Galeere entſprungen ſind.

Obgleich über dieſe furchtbare Anrede erſchrocken, faßte ich mich jedoch ſchnell und erwiederte:

— Großen Dank, mein General, für die Eigenſchaften, die Sie mir beilegen, erlauben Sie, daß ich ſogleich umkehre, Ihnen die Beweiſe zu bringen, wer ich bin.

— Gut, verſetzte der General. Vorher aber müſſen Sie mir noch eine kleine Probe beſtehen.

Auf einen Wink des Generals öffnete ſich eine Seitenthüre, der ſchreckliche Roſſier ſtand mir gegenüber und ſagte mir in Gegenwart des Generals, daß ich nur ein entſprungener Galeerenſclave, St. Albe genannt, ſey, der wegen Raub und Diebſtahl mit ihm zuſammengeſchmiedet geweſen und nun den König und ganz Paris auf das Unbegreiflichſte hintergehe, daß er mit ſeinem Kopf für die Wahrheit ſeiner Ausſage ſtehe und wohl wiſſe, daß auch er abermals der Galeere verfallen ſey, ſich aber freue, dieſelbe mit mir wieder zu betreten. — Ich ſetzte zwar all dieſen Behauptungen das hartnäckigſte Läugnen entgegen, indem ich ſagte, wie man einer ſolchen Canaille nur Glauben ſchenken, ſie nur anhören, ja mir nur gegenüber ſtellen möge! und drohte dem Roſſier mit unerhörten Strafen und Rache für ſeine Verläumdungen.

— Alle Rache kömmt zu ſpät, Kamerad, erwiederte er. Die Bande iſt ſchon von Allem unterrichtet und hat bereits ihre Maßregeln ſo genommen, daß Du ihr nicht mehr ſchaden kannſt. Ich ſtellte mich als verſtünde ich nicht was er damit ſagen wollte und erbot mich ſogleich, meine Papiere und Beweiſe zu holen, die den General unfehlbar überzeugen würden, wer ich eigentlich ſey. Dies wurde mir zwar zugeſtanden, jedoch nur in Begleitung eines Ordonnanzofficiers und zweier Gensdarmen, denen ich auch ſogleich übergeben wurde. Ich begab mich nun in dieſer Geſellſchaft in meine Wohnung, den Officier zu meiner Linken, die Gensdarmen jedoch in gehörig ehrerbietiger Entfernung hinter uns. Den Officier verſicherte ich unterwegs meine Unſchuld, mich über die ſchändliche Verläumdung beklagend, die ich ſofort vernichten würde, und er ſchenkte meinen Worten vollen Glauben. In meinem Hotel angekommen, hieß er die Gensdarmen unten im Hof warten bis wir wieder herabkommen würden. Ich führte nun den Officier ins Zimmer meiner jungen Frau und ſtellte ihn dieſer vor, indem ich zu ihr ſagte: der Herr iſt in Dienſtgeſchäften bei mir, ſey ſo gut und unterhalte ihn einen Augenblick, ich muß einige Papiere holen, und gieb uns ein Glas Xeres. Ich bat den Officier, ſich einige Augenblicke mit meiner Frau zu unterhalten, die ihm eine Flaſche Xeres vorſtellen ließ und von gleichgültigen Dingen mit ihm ſprach, während ich in einem Nebenzimmer mehrere Rollen Gold und einige Papiere ſchnell zu mir ſteckte, Uniform, Hut

und Degen von mir warf, eine Schürze vorband, eine weiße Jacke anzog, eine Mütze aufſetzte, einen Korb unter den Arm nahm, eine kleine Treppe hinabſtieg, an den wartenden Gensdarmen vorbei, über den Hof und ungehindert und unerkannt zum Thor hinausging. Ich ſetzte mich ſogleich in den erſten Fiaker der mir begegnete, ließ mich auf den Trödelmarkt des Tempels fahren, wo ich mir einen Oberrock und runden Hut kaufte, ſodann in den Hof der Meſſagerien fuhr und mir einen Platz auf dem zunächſt abfahrenden Eilwagen nahm, welches zufällig derjenige war, der nach Straßburg abging. Ich kam glücklich über die Gränze, begab mich vorerſt nach Baden, wo ich kurze Zeit unter einem andern angenommenen Namen verweilte, ziemlich glücklich ſpielte, jedoch bald gerathen fand weiter zu gehen, da meine Geſchichte in den Journalen ausführlich erzählt wurde, außerordentliches Aufſehen machte, mein Signalement genau angegeben war, und ich eines Abends durch die Fenſter in dem Kurſaal mir bekannte pariſer Geſichter erblickte, bevor ich noch denſelben betreten hatte. Ich nahm ſogleich Poſt nach Frankfurt, wo ich mich kurze Zeit aufhielt, einige Banquiers um nicht ganz unbedeutende Summen zu prellen wußte, von da nach Leipzig, Dresden und Berlin, endlich nach Petersburg und Moskau ging, allenthalben den Chevalier d'Induſtrie mit Glück ſpielend. Nach mehreren Jahren begab ich mich, reichlich mit Geld verſehen, nach Wien, wo ich mich bei den guten Wienern recht wohl befand, unter dem Namen eines Baron von B... in den erſten Häuſern dieſer Kaiſerſtadt auf das Zuvorkommendſte aufgenommen wurde und gar manches galante Abenteuer mit den gefälligen Damen de la haute volée hatte, was ich zu benutzen verſtand, um meine Caſſe beſtändig gefüllt zu erhalten. Aber hier ſchien endlich der franzöſiſche Geſandte mehr Notiz als mir lieb war von mir zu nehmen, ſo daß ich abermals für gut fand, mich aus dem Staub zu machen und ſchlug nun den Weg über München nach England ein, brachte mehrere Jahre in London, Liverpool und Mancheſter zu, ging von da nach Liſſabon und Madrid, und nach längerem Aufenthalt in dieſer Stadt über Barcellona nach Italien, wo ich Genua, Mailand, Venedig, Bologna und Florenz beſuchte, und der Abenteuer gar mancherlei zu beſtehen hatte. Aber fortwährend zog es mich nach Frankreich, nach Paris zurück; dies war der unglückliche Magnet, der mich abermals ins Verderben riß. Schon längſt flatterte ich, gleich

dem Schmetterling, um das Licht, in deſſen Flamme er ſich zuletzt verbrennt. — Ich ſchiffte mich in Livorno nach Marſeille ein und ging von da nach Lyon. Eine Reihe von Jahren und eine Perücke, die ich mir anſchaffte, machten mich ziemlich unkenntlich, ich wagte mich endlich nach Frankreichs Hauptſtadt. — Hier waren große Veränderungen vorgegangen, Ludwig **XVIII.** war längſt todt, eben ſo mein armes Weib, das ein paar Jahre nach meiner Abweſenheit vor Kummer und Gram über dieſe ſchreckliche Begebenheit, die ihr das Leben zur Laſt machte, geſtorben war. Carl **X.** ſaß ſchon ſeit einigen Jahren auf dem Thron. Die Legion, bei der ich geſtanden, hatte längſt Paris verlaſſen. Ich miethete mir eine ziemlich elegante, doch abgelegene Wohnung und erſann eine eigne Art, mich in den Abendgeſellſchaften, in den Salons der großen Welt einzuführen, wobei ich jedoch diejenigen des hohen Adels vermied, weil ich hier Gefahr für mich fürchtete, dagegen hauptſächlich die der Geldariſtokratie und der Parvenüs heimſuchte, in denen ich ohnehin beſſere Spielgeſchäfte zu machen hoffte, und in der That auch machte. Die Art, wie ich mich daſelbſt einſchmuggelte, war folgende: Wo ich in Erfahrung gebracht, daß eine große Soirée ſeyn werde, begab ich mich um die Zeit wenn ſolche begann, alſo zwiſchen zehn und eilf Uhr, in gehöriger Toilette an den Eingang des Hotels, wo die Wagen anfuhren; ſobald nun ein Wagen ankam, in welchem ſich nur Damen befanden, wie dies immer der Fall iſt, bot ich dieſen ſogleich als galanter Cavalier meinen Arm an, um ſie die Treppe hinaufzuführen; an dem Eingang der Salons angekommen, bat ich die Damen, mir ihre Namen zu ſagen und antwortete dem die Thüre öffnenden Bedienten auf ſeine Frage: wen er die Ehre zu anonciren habe? — mit den Namen dieſer Damen, die er dann auch ſogleich laut ſchreiend wiederholte, und ich befand mich nun unangemeldet, mich den Damen empfehlend, in den Salons. So war ich häufig bei Aguado, Rothſchild ꝛc., ſpielte in den Seitenzimmern und gewann mit Hülfe meiner Fingerfertigkeit jeden Abend wenigſtens fünfzig bis hundert Napoleons; ſchon über drei Monate hatte ich den erſten Winter dieſes Handwerk mit großem Glück getrieben, als ich mich eines Abends bei dem Rentier L... auf dieſelbe Art eingeführt hatte und mit ſo erſtaunlichem Glück ſpielte, daß alle anweſenden Gäſte auf mich aufmerkſam wurden und einer den andern fragte, wer der glückliche Spieler ſey, aber keiner deßhalb Auskunft zu

geben, noch meinen Namen zu nennen wußte, ebenſo wenig der Herr und die Dame vom Haus. — Erſterer bat mich nun, auf ein paar Worte mit ihm in ein Nebenzimmer zu treten, was ich nicht verweigern konnte; er befragte mich hier in Gegenwart ſeiner Frau um meinen Namen und wie ich in ſein Haus gekommen. Ohne mich irre machen zu laſſen, nannte ich ihm ſogleich den erſten beſten Namen, der mir auf die Zunge kam, und ſetzte hinzu, daß mich ein Herr aus der Geſellſchaft, mit dem ich heute zufällig zu Mittag geſpeist, gebeten habe, ihn hierher zu begleiten, wo er eingeladen ſey. Den Namen hatte ich natürlich vergeſſen, doch erbot ich mich, ihn aufzuſuchen. Ich ſuchte nun, wie begreiflich, lange vergebens, entſchuldigte mich damit, daß dieſer Herr die Geſellſchaft ſchon wieder verlaſſen haben müſſe, und wollte mich wieder an den Spieltiſch ſetzen; Herr L... war aber ſo unhöflich, mir dies nicht geſtatten zu wollen, mich bittend, ſeine Salons zu verlaſſen, widrigenfalls er ſich genöthigt ſähe, ſich durch die Polizei Auskunft über meine Perſon verſchaffen zu müſſen. Ich ſtellte mich hierüber höchſt erbost, verſicherte ihn, daß es ohnehin meiner Ehre zuwider wäre, länger in einem Haus zu verweilen, deſſen Wirthe ſich ſo ungaſtlich gegen Fremde erwieſen und ich mir vorbehielte, deßhalb meine Revanche zu nehmen; ich wollte mich eben empfehlen, als einer der Gäſte ausrief: Mein Gott, ich müßte mich ſehr irren, aber ich ſollte dieſes Individuum kennen, das ich ſchon irgendwo geſehen habe, wenn ... Ich warf einen Blick auf den der dieſe Worte ſprach und erkannte zu meinem Schrecken einen ehemaligen Capitän meiner Legion in ihm, machte mich nun ſo eilig als ich konnte aus dem Staube, ging durch mehrere Querſtraßen und ließ mich endlich durch einen Fiaker nach Haus fahren. Als ich an meiner Hauspforte ausſtieg, gewahrte ich in einiger Entfernung zwei Menſchen ſtehen, die mit einander ſprachen, ich zahlte den Kutſcher, trat in meine Wohnung und ſah durch die Fenſter meines Zimmers, wie der Fiaker, der noch nicht weggefahren, mit ein Paar Männern ſprach, welche meine Hausnummer notirten, ſich dann in den Wagen ſetzten, indem ſie dem Kutſcher befahlen, ſie zum Polizeikommiſſär des Quartiers zu fahren. Jetzt war es mir klar, daß man mir gefolgt ſeyn müſſe; hier war keine Zeit zu verlieren, ich packte ſchnell zuſammen was ich an Baarſchaft, wichtigen Papieren und Koſtbarkeiten beſaß, und machte daß ich fortkam, ſtellte mich jedoch auf

der Straße in einen Hinterhalt, von dem aus ich meine Wohnung im Auge hatte und unbemerkt wahrnehmen konnte, was vor derſelben vorging. Es dauerte auch keine halbe Stunde, als mehrere Perſonen, von einigen Gensdarmen begleitet, an derſelben klopften und eintraten; jetzt war ich meiner Sache gewiß, machte mich unbemerkt davon und ſuchte das Weite. Ich folgte der Einladung des erſten Freudenmädchens, dem ich begegnete, bei dem ich dann die Nacht zubrachte, und trieb mich am andern Tage den größten Theil im Pflanzengarten herum; die kommende Nacht brachte ich wieder bei einer dieſer gefälligen Dirnen zu, denn ich fürchtete, daß bereits in alle Hotels und meublirten Häuſer mein Signalement abgegeben und Anzeigen hinſichtlich meiner gemacht worden ſeyen, ebenſo daß der Telegraph ſchon deßhalb in Bewegung geſetzt worden, und meine Furcht war nur zu begründet, denn ſchon am andern Morgen las ich meine ganze Begebenheit in einem Journal, als ich in einem Kaffeehaus frühſtückte, ſo wie daß die ganze Polizei in Bewegung ſey, mir auf die Spur zu kommen, und namentlich der berüchtigte Vidoq es ſich zu einem Ehrenpunkt gemacht habe, mich einzufangen. — Indeſſen ſchien es mir doch das Sicherſte, Paris vorerſt nicht zu verlaſſen, indem ich mich hier leichter als in den Provinzen verbergen konnte bis das erſte Feuer verraucht und die gewaltige Thätigkeit nachgelaſſen hatte; nur durfte ich keine beſtimmte Wohnung beziehen, auch ſo wenig als möglich Speiſe- und Kaffeehäuſer beſuchen. Aber wo mich am Tage aufhalten? ich konnte unmöglich auch am Tage fortwährend aus einem Bordell ins andere wandern, was ſehr gewagt geweſen wäre. Nach einiger Ueberlegung beſchloß ich, mich am Tage bis gegen Mitternacht in den Omnibuſſen herumzutreiben und immer die weiteſten Linien in denſelben zu fahren. Aus dem einen ſteigend, ſetzte ich mich ſogleich wieder in einen andern, und fuhr ſo beinahe ſechs Wochen lang die Kreuz und Quere in allen Richtungen durch das ungeheure Paris, aß meiſtens etwas Brod und Fleiſch aus der Hand, in einer Schenke einige Gläſer Wein dazu hinuntergießend und jede Nacht bei einer andern in Garni wohnenden Dirne zubringend. Dieſes Nomadenleben mitten in der Hauptſtadt Paris war nicht ohne Annehmlichkeiten, denn in den Omnibuſſen machte ich manche abenteuerliche Bekanntſchaft, die mich dann auf vierundzwanzig Stunden beherbergte. Aber endlich fing ich doch an, der Sache müde zu werden und begab mich eines Morgens auf

die Büreaus der Meſſagerien, mir einen Platz nach Marſeille beſtellend, in der Abſicht, mich von da nach Italien zu begeben. Alle Plätze waren auf die nächſten vier Tage in Beſchlag genommen, und erſt am fünften konnte man mir einen auf der Imperiale zuſagen, den ich auch annahm und bis dahin in meinem bisherigen Treiben fortfuhr. Als ich mich am beſtimmten Tage zur feſtgeſetzten Stunde einfand und eben im Begriff war in den Wagen zu ſteigen, fühlte ich mich plötzlich von vier handfeſten Fäuſten am Kragen gepackt und vom Wagen zurückgeriſſen; einer der Paſſagiere, der ebenfalls abreiſen wollte, ſagte, ſich vor mich ſtellend und mich genau ins Auge faſſend: Nein, ich irre mich nicht, es iſt der Schurke, an den ich bei L... mein Geld verlor und den die Polizei ſchon ſeit einer Reihe von Jahren vergeblich ſucht. Es hatten ſich ſogleich eine Menge Menſchen um uns verſammelt, an ein Entweichen war nicht mehr zu denken, die Stadtſergeanten, die mich gepackt hatten, führten mich ſofort zu dem Polizeikommiſſär, der mich wohl bewacht nach der Präfektur bringen ließ, wo ich viſitirt und mir Alles abgenommen wurde was ſich bei mir vorfand; bald hatte man ſich von der Identität meiner Perſon und durch Zeugen verſichert, daß ich mit dem Forçat von Toulon, dem Obriſt der 72ſten Legion und dem Spieler bei L... ein und dieſelbe Perſon ſey. — Der Prozeß wurde mir ſchnell gemacht und ich als des Raubes und Diebſtahls mit Einbruch überwieſen, lebenslänglich zu den Galeeren verurtheilt. — Während meinem Verhör hatte ich unter den Zuſchauern ein ältliches Weib bemerkt, die mit großer Theilnahme den Gang meines Prozeſſes zu verfolgen ſchien und deren Züge mir bekannt waren; ſie hatte mehrmals einige auffallende Bewegungen gemacht, ſich bemerkbar zu machen. Ich glaubte Roſa-Maria in ihr zu erkennen, und ſie war es in der That. — Kaum war ich ein paar Tage im hieſigen Bagno angekommen, als ich ein Briefchen nebſt einigen Lebensmitteln, die mir ſehr zu Statten kamen, erhielt, und erſteres beſagte: „Die von Dir verſtoßene unglückliche Roſa-Maria verſprach Dir, Dich im Unglück nicht zu verlaſſen, und hält Wort; lange Zeit warſt Du mir aus den Augen gekommen, durch die Zeitungen erfuhr ich erſt, daß und wie Du noch lebteſt; ich habe Deinem ganzen Prozeß beigewohnt und bin Dir nun nach Toulon gefolgt, um Dich ſo viel als möglich in Deiner unglücklichen Lage zu unterſtützen. Durch meine Arbeit habe ich mir ein kleines Kapital erſpart, und

will die Zinſen davon, da ich was ich für meinen Unterhalt gebrauche, reichlich mit meinen Händen verdiene, dazu verwenden, Deine Lage zu erleichtern.“ — Und die redliche Seele hielt treulich Wort bis in den Tod, der vor drei Wochen erfolgte, noch mehr: ſie ſetzte mich zu ihrem Erben ein. Ich hoffe jedoch dieſe Erbſchaft nicht lange zu genießen und ihr bald zu folgen. Dieſer Todesfall hat mich noch vollends der Welt entfremdet und mir das Leben zur Laſt gemacht; Roſa-Maria, die ich von Zeit zu Zeit ſah, war das letzte Band, das mich an ſie knüpfte, es iſt zerriſſen, ihr Benehmen gegen mich war es, dem ich endlich meine Selbſterkenntniß verdankte und welches Reue in meinem Buſen erweckte. — Der Allmächtige möge mir meine ſchweren Sünden vergeben.

Hier endigte der Forçat ſeine Erzählung mit einem tiefen Seufzer.

— Wenn Ihr nun begnadigt würdet und man Euch die Freiheit wieder ſchenkte, was würdet Ihr beginnen? fragte Michel den Unglücklichen.

— Das weiß ich ſo wenig als ich es wünſche und noch daran dachte. Ich will in meinen Ketten ſterben, ich fühle deren Laſt nicht mehr; meine Gedanken ſind nur noch auf das Jenſeits gerichtet. Der Allmächtige wolle mir eine gnädige Strafe ſchenken; ich war ein ſchwacher Menſch: wäre ich nach meinem erſten Verbrechen nicht in ſo furchtbare Geſellſchaft gerathen, ſo wäre nie ein ſolches Scheuſal aus mir geworden.

Michel wollte dem Unglücklichen ein Geſchenk machen, dieſer ſchlug es aber mit den Worten aus: Herr, ich habe mehr als ich bedarf; ein Troſt iſt es mir jedoch geweſen, daß Sie theilnehmend mein Sündenbekenntniß anhörten, und ich danke Ihnen dafür.

Michel verließ den armen Sünder und das Arſenal ziemlich verſtimmt und kehrte mit ſeinem Begleiter nach Paris zurück. Hier fand er in ſeinem Hotel ein ganzes Packet Broſchüren vorräthig, das ihm der Buchhändler Paulin, bei dem er beſtellt, ihm alle Nova zuzuſenden, geſchickt hatte. Unter denſelben waren unter andern die „104 Sünden des Herrn Thiers“ und die „zehn Tugenden des Herrn Guizot;“ die „110 neuen Deputirten und die fünfzehntägige Sitzung“ von Lamenais; „Todeskampf, Tod und Begräbniß Sr. Excellenz des Herrn Guizot, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten,“ von Ratondis-de-Biscaras. „Rothſchild I, König der Juden durch die Gnade Satans“; „Antwort

Rothſchild I., König der Juden, an den König der Lügner"; "Krieg den Juden, oder die Wahrheit über die Herren Rothſchilde," von A. D..., einem prozeßloſen Advokaten; "Rothſchild I, ſeine Knechte und ſein Volk," von Dairnvael; "Zehn Tage der Regierung Rothſchild I., König der Juden," ꝛc. ꝛc.

Michel blätterte dieſe Broſchüren durch und warf eine nach der andern unwillig auf die Seite, ſich gegen Asmodi äußernd: — Meiſt albernes, ungewaſchenes Zeug. Unter die 104 Sünden des Thiers zählen ſie ſogar die, daß er in Marſeille und nicht in Paris geboren! daß er eine kleine unanſehnliche Figur habe, nur groß ſey wenn er auf einen Baum ſteige und dergleichen Albernheiten mehr! Rothſchild I. durch die Gnade Satans, König der Juden, und deſſen Folge: Rothſchild I., ſeine Knechte und ſein Volk ſind noch die leidlichſten dieſer Produkte, aber mit wenig Sachkenntniß geſchrieben.

— Haben aber doch ſchon beinahe zwanzig Auflagen erlebt und ſind zu einem halben Hunderttauſend vergriffen, verſetzte der Hinkende; daß ſie ihn aber durch die Gnade Satans zum König der Juden machen, iſt rein erlogen, denn er iſt es nur durch die Gnade Mammons, fügte Asmodi hinzu.

— Gleichviel, aber er iſt's doch, meinte Michel.

— Sein Thron ſteht auf morſchen Stützen, erwiederte Asmodi.

— Auf goldnen Säulen.

— Nicht doch, auf Geldſäcken, die leicht ein einſchlagender Blitz zum Schmelzen bringen kann.

— Der politiſche Himmel iſt heiter.

— Der Horizont trübt ſich mehr und mehr und ich ſehe gewitterſchwangere Wolken aufſteigen.

— Wie ſo? —

— Blindes Menſchenkind, wie alle die ſich da in Abrahams Schooß dünken und in die gefährlichſte Sicherheit wiegen, obgleich die drohendſten Vorzeichen eines herannahenden Sturmes ſich mit jedem Augenblick, wenigſtens in Frankreich, mehren.

— Welche?

— Alberne Frage. Du hältſt deren in der Hand.

— Dieſe Broſchüren?

— Sind nur der Wiederhall der Meinung der ungeheuern Mehrzahl des franzöſiſchen Volks, das ſein Mißbehagen und theilweis großes Elend, eben nicht mit Unrecht, der immer über-

müthiger werdenden Geldariſtokratie zuſchreibt und dereinſt eine furchtbare Rache und alles verzehrende Flamme, die ſich auch über halb Europa verbreiten wird, wenn die Regierungen nicht bei Zeiten weiſe Maßregeln treffen, um ihren Ausbruch zu verhindern, entzünden wird. Der ungeheure Abſatz dieſer Broſchüren, die gegen das die Geldariſtokratie vertretende Haus Rothſchild gerichtet ſind, während die Antworten auf dieſelben nicht einmal angeſehen, vielweniger geleſen werden, ſind dies noch nicht hinlänglich deutliche Wahrzeichen der allgemeinen Stimmung? — Nimm dazu noch die jeden Augenblick ſich erneuernden Aufſtände der Arbeiter, die, wenn einer getuſcht iſt, gleich den Köpfen der lernäiſchen Schlange, immer wieder auftauchen, die fort und fort zunehmenden Brandſtiftungen in den Departementen, ohne daß man der Thäter habhaft werden kann, — ich meine doch, dies wäre nebſt den Aeußerungen der niedern und ſelbſt der Mittelklaſſen in Paris hinreichend, den Geldſeelen Augen und Ohren zu öffnen, wenn ſie noch für etwas anderes Gefühl und Gehör hätten als den Klang des Metalls. Aber dies iſt eben der Fluch dieſer Mammonsknechte, daß ſie mit Blindheit geſchlagen ſind. Hätte ihnen etwas die Augen öffnen können, ſo hätten es die gräulichen Vorfälle in Gallizien ſeyn müſſen, ein kleines Vorſpiel von dem was ihrer harret, wenn das unter der Aſche glimmende Feuer zum Ausbruch kommt. Denn lächerlich iſt die Behauptung, die öſterreichiſche Regierung habe dieſe Mordthaten angeordnet; wenn auch einige Beamte im Drang der Umſtände den Kopf verloren und ſich nicht anders helfen zu können glaubten, als indem ſie die Bauern auf den Adel und die reichen Gutsbeſitzer hetzten, ſo würde dies doch ziemlich wirkungslos geblieben ſeyn, hätten ſie ſich nicht ſchon Jahre lang den Haß der armen Teufel durch deren Bedrückung und Erpreſſungen zugezogen. Der große Fehler, oder vielmehr die Sünde, welche die meiſten Reichen begehen, beſteht hauptſächlich darin, daß ſie die unglückliche Lage der Armen noch benutzen, um den beſtmöglichſten Vortheil von ihrer Armuth zu ziehen. All die Tauſende, welche man in Paris mit Hülfe der ungeheuern Beutelſchneiderei der Eiſenbahnaktion unglücklich gemacht, ihnen ihr bischen mühſam Erſpartes abgenommen, um einige ſchon überreiche Geldſäcke noch bis zum Zerplatzen zu füllen, brüten Haß und Rache und gehen mit verbiſſenem Ingrimm umher, den Moment erwartend, ihm Luft machen zu können.

— Aber die Wahlen der neuen Kammer in Frankreich ſind doch in großer Mehrzahl zu Gunſten der Regierung und der Miniſter ausgefallen; Paris ausgenommen, haben die meiſten Departements Conſervative in die Kammern geſchickt.

— O kurzſichtiger — Schafskopf, hätte ich bald geſagt, große Majorität in der Kammer, welche die unbedeutendſte Minorität im Land vertritt. Dieſe Conſervativen ſind Meiſter im nicht conſerviren, ſie handeln gerade ſo wie ein verrückter Zuckerbäcker und Confiſſeur, der morſches Obst in faulem Waſſer einmachen will, um es zu conſerviren.

— Ein infernaliſcher, übelriechender Vergleich.

— Der dennoch vollkommen paßt. Das morſche Obst iſt das Volk, und das Liquid die Mittel, die man anwendet oder beibehält, und die Maßregeln, die man nimmt, es zu conſerviren; wenigſtens iſt es in Frankreich und noch in manchen andern Staaten ſo. — Der einfältigſte Radikalismus könnte oft nicht mehr Unheil anrichten. Und hiezu kommen noch, namentlich in Frankreich, die albernen Vorurtheile, daß hier bei der höchſt civiliſirteſten Nation Alles am Beſten, auch das Vortrefflichſte ſey, und gerade dieſer Köhlerglaube macht, daß die guten Franzoſen in ſo manchen, oft den einfachſten Dingen, den Völkern, die ſie ſo gerne als halbe Barbaren betrachten, unendlich nachſtehen.

— Was aus dem Allen noch werden ſoll?

Der Teufel zuckt die Achſeln. —

— Ich glaube, der ungeheure Augiasſtall, die Erde genannt, iſt nicht anders mehr zu fegen, als wenn ihn der Schöpfer durch eine zweite Sündfluth reinigte.

Asmodi lacht höhniſch.

— Aber bis die zweite Sündfluth kömmt, hat das Feuer der Wuth und Rache vielleicht ſchon den halben Erdball verzehrt? — Wie?

Der Hinkende lächelte abermals achſelzuckend und ſprach: Wundern würde es mich nicht, wenn der Schöpfer eine zweite Sündfluth ſchickte, denn das Menſchenpack iſt ja ſo erfinderiſch geworden, daß ihm bald nichts mehr zu erfinden übrig bleibt, es kehrt die ganze Ordnung der Dinge um, und wird am Ende noch den Himmel durch Dampf und der Satan weiß was Alles ſtürmen wollen.

— Morgen iſt die Eröffnung der neuen Kammern, wie wäre es, wenn ich dieſen Herrn ebenfalls meine Meinung ſagte?

— Haſt Du noch nicht genug leeres Stroh gedroſchen? Wo kein Kern iſt, iſt keiner auszudreſchen.

— Thut nichts, die Furcht vor der drohenden Gefahr, wenn dieſe mit recht lebendigen Farben vorgemalt wird....

— Ja, wenn die Felſenwand Egoismus nicht wäre, durch die nichts zu dringen vermag.

— Aber ich ſollte meinen, der Egoismus müßte dieſen Menſchen die Augen öffnen; wenn es ſich um die Exiſtenz ihres werthen Ichs handelt, dann . . .

— Der Egoismus iſt es gerade, der ſtockblind macht, ſo lange ihm das Feuer nicht auf der Naſe brennt.

— Gut, ſo will ich doch noch einmal den Verſuch machen, ihnen das Feuer unter die Naſe zu halten, daß ſie wenigſtens den Rauch ſchlucken ſollen, vielleicht macht er ihrem Gehirn Luft, daß ſie einſehen lernen, was Noth thut.

— Ich zweifle ſehr, höhnte Asmodi.

— Dann will ich ſie alle ſo beräuchern, daß ſie der Rauch gleich Bückelheeringen conſerviren ſoll, wenn ſie denn durchaus conſerviren wollen, was nichts taugt.

— Du machteſt am Ende aus der ganzen Kammer noch einen Rauchfang für Speck und .... Doch ich wüßte wohl ein Mittelchen, wie man den Verſtand dieſer Herrn aufklären und hellſehend machen könnte.

— Und das wäre?

— Eine Mondreiſe.

— Zum Henker auch, am Ende würden ſie noch vollends mondſüchtig.

— Du verſtehſt mich nicht, nicht ſie, ſondern wir müſſen ſie machen.

— Wie das?

— Der Mond iſt das große Reſervoir, in dem aller Geiſt und Verſtand für die Erdbewohner aufbewahrt, deſtillirt und geläutert wird, wenn wir da eine tüchtige Portion herabholten und ſie den Herren in Chablis oder Champagner beibringen könnten, das möchte wohl helfen, aber leider reicht hier meine infernaliſche Macht nicht aus und ich habe keinen Einfluß auf die Vertheiler

des Geiſtes im Mond, ich kann Dich höchſtens dahin bringen, und dann mußt Du Dein Heil ſelbſt verſuchen.

— Wer ſind denn eigentlich dieſe Geiſt- oder Verſtandesaustheiler?

— Ja, wer ſie eigentlich ſind, das kann ich ſelbſt nicht mit Gewißheit ſagen, nur ſoviel weiß ich, daß es gewaltig eigenſinnige, launenhafte Burſche ſind, welche ſich gar verſchiedenen Maßes und Gewichts bei Austheilung dieſer ſublimen Subſtanz bedienen, die ſie jedem Neugebornen vermittelſt einer unſichtbaren Röhre durch die Ohren in den Kopf träufeln laſſen.

— Höre Asmodi, Du haſt mich zum Beſten.

— Bewahre mich die Hölle, Du wirſt Dich ſelbſt überzeugen.

— Gut, vorher aber will ich noch das irdiſche Mittel des lebendigen Wortes verſuchen, da das im Mond ohnehin noch ungewiß iſt. — Finde Dich morgen zur rechten Zeit bei mir ein, um der Kammerſeſſion beizuwohnen, für heute biſt Du entlaſſen, ich bedarf der Ruhe.

Der Teufel empfahl ſich, ein: deſto beſſer, alſo a demain brummend, Michel pflegte der Ruhe und dachte über die Rede nach, die er den andern Tag den Herren Deputirten halten wollte.

XV.

Michel und Asmodi abermals in der franzöſiſchen Deputirtenkammer. — Der Teufel ſchreibt den Abgeordneten vor, mit was ſie ſich während der nächſten Seſſion zu beſchäftigen haben. — Die Pariſer Julifeſte; Curioſitäten derſelben. — Ein Zaubergarten.

Zur paſſenden Stunde fuhren der Teufel und ſein Schützling in einer offenen Caleſche in das Palais Bourbon. Beide hatten die Geſtalt zweier abweſenden Deputirten angenommen. Kaum waren ſie in den Saal getreten und hatten Platz genommen, als der Hinkende auf Antrieb Michels das Wort begehrte und erhielt. Er betrat nun die Rednerbühne und ließ ſich wie folgt gegen die hochachtbare Verſammlung aus.

— Meine Herrn Abgeordneten, Sie werden mir es nicht vor übel nehmen, wenn ich, wenn auch in franzöſiſcher Sprache, doch ächt deutſch mit ihnen rede.

Die Deputirten ſahen ſich erſtaunt einander an, und der Hinkende fuhr fort:

Die kaum entlaſſene Kammer hat viele und gewaltig dumme Streiche während ihrer fünfjährigen Dauer gemacht, ſie hat....

— Zur Ordnung, zur Ordnung! ertönte es von verſchiedenen Seiten.

— Man laſſe ihn reden, ſchrieen mehrere von der äußerſten Linken, und es wurde wieder einen Augenblick ſtill.

— Alſo die kürzlich aufgelöſte Kammer hat gewaltige und viele dumme Streiche gemacht, wiederholte der Deputirte Asmodi, und....

— Zur Ordnung, zur Ordnung! ertönte es abermals: das iſt unverſchämt, ſchändlich! ſchrie das Centrum.

— So laßt ihn doch ſprechen, das iſt unausſtehlich.... rief die Linke.

Das Rufen zur Ordnung und der Tumult wurde aber bald

ſo arg, daß es unmöglich war, mehr ein Wort zu verſtehen, und obgleich der Präſident die Klingel auf das kräftigſte in Bewegung ſetzte, ſo konnte er dennoch die Ruhe nicht wieder herſtellen.

Endlich rief Asmodi mit einer Alles durchdringenden Stentorſtimme: Ich ſehe wohl, daß hier alle menſchliche Mittel vergebens ſind und ich muß wieder zu einem teufliſchen ſchreiten. Alſo zur Ordnung? — Wohlan, zur Ordnung, und zwar zu einer ſolchen, die euch ſo lange die Zunge und Lunge lähmt, bis ich ausgeſprochen habe.

Der Hinkende ſchwang nun ſeine Krücke und die ganze Verſammlung, Michel ausgenommen, ſperrte die Mäuler auf, ſpitzte unwillkührlich die Ohren und war ſtumm.

Alſo zum dritten Mal: die zuletzt aufgelöste Kammer hat gewaltig dumme Streiche gemacht, und Dinge verhandelt und votirt, daß man hätte glauben ſollen, die Mehrzahl ihrer Glieder beſtünde aus lauter Brüsquets *). Ich will euch deren Thorheiten hier nicht vorzählen, ſie ſind der Welt genugſam bekannt, aber laßt ſie euch zur Warnung dienen und beſchäftigt euch mit Dingen, die dem Lande Noth thun, wahrhaft nützlich ſind und das Wohl des Staates und des Volkes befördern, ſonſt geht es euch und Frankreich ſchlimm. Hört mich alſo, ich werde euch die Gegenſtände herzählen, denen ihr vor Allem eure Aufmerkſamkeit und eure Zeit zu widmen habt.

Zuerſt ſind es eure ſämmtlichen Codes, die Charte nicht ausgenommen, die einer Reviſion und großer Reformen bedürfen, denn in den meiſten eurer Geſetze iſt kein Funken von geſunder Vernunft. Der erſte Artikel eurer Charte, der, von den öffentlichen Rechten der Franzoſen ſprechend, ſagt: „die Franzoſen ſind gleich vor dem Geſetz, was auch immer ihr Stand, Rang und Titel ſeyn mag“, iſt, nehmt mirs nicht übel, eine Unwahrheit, denn es gibt, wenige Ausnahmen abgerechnet, keinen Staat, wo dem Reichen ſo viele Mittel geboten werden, ſo viele Schleich-

*) Brüsquet, ein Narr am Hof Franz I. von Frankreich, war früher Arzt und ſpedirte als ſolcher durch ſeine Unwiſſenheit ſo viel Kranke in die andere Welt, daß er gehängt werden ſollte; aber der König hatte Mitleiden mit ihm, begnadigte ihn und nahm ihn in ſeine Dienſte. Er wurde nun Poſtmeiſter zu Paris und machte als ſolcher gute Geſchäfte, aber der Ketzerei verdächtig, mußte er ſein Heil in der Flucht ſuchen und ſtarb in der Verbannung.

wege und Schlupfwinkel offen ſtehen, ſich über das Geſetz zu erheben oder doch daſſelbe zu umgehen, während ihm der Arme unerbittlich in ſeiner ganzen Strenge anheimfällt, als in Frankreich!

Der zweite Artikel, welcher heißt: „ſie tragen ohne Unterſchied in dem Verhältniß ihres Vermögens zu den Laſten des Staates bei“, iſt noch eine weit größere Lüge, denn der Arme trägt zwanzig Mal, ja wohl oft hundert Mal mehr dazu bei als der Reiche. Ich könnte euch Parvenüs nennen, die hundert Mal Millionäre ſind, und verhältnißmäßig nicht den tauſendſten Theil zu den Laſten des Staates beitragen wie der arme Taglöhner, der an manchen Orten kaum einen Franken täglich verdient. Der ſiebente Artikel dieſer Charte, der da heißt: „die Franzoſen haben das Recht, ihre Meinungen bekannt zu machen und drucken zu laſſen, indem ſie ſich den Geſetzen fügen“, iſt durch eben dieſe Geſetze, die eure Vorgänger votirten, rein illuſoriſch geworden. — Wer eine Zeitung gründen will, muß damit beginnen, hunderttauſend Franken Caution zu leiſten, wer alſo dieſe nicht hat, muß es ſich vergehen laſſen, ſeine Meinung drucken laſſen zu können. Nichts iſt abgeſchmackter als eure Preßgeſetze, die da verbieten, vor Gericht zu beweiſen, daß man ſich eine Schmähung mit Grund und Fug erlaubt und dem geſchmähten Betrüger, Gauner und Spitzbuben nicht beweiſen ſoll, daß er betrogen und beſtohlen hat. Auf dieſe Art kann euch jeder Spitzbube, der ſich des Diebſtahls oder des Betrugs gegen euch ſchuldig gemacht hat, wegen einer Schmähung vor Gericht citiren, ihr dürft es ihm nicht einmal beweiſen, daß er euch beſtohlen und betrogen hat und verfallt noch obendrein in eine Geldſtrafe. — Kann man ſich etwas Abſurderes denken? Jeder Straßenräuber müßte auf dieſe Art, wenn die famöſen Schmähungsgeſetze vom September 1835 in ihrer ganzen Kraft und Strenge angewendet würden, nicht nur frei ausgehen, ſondern der, der ihn der begangenen Verbrechen anklagt oder zeiht, muß einer Strafe unterliegen. Aber wer hat dieſe wirklich ſchmählichen Geſetze votirt? Ein Haufen Burſche, die alle mehr oder minder perirt hatten, ſich fürchteten, daß man ſie darum angehen und verfolgen könne und ſich durch dieſe heilloſe Legislatur **a priori** vor aller Verantwortlichkeit begangener Schandthaten ſicher ſtellen wollten. Alle Franzoſen haben gleiche Rechte! Iſt dieſe Phraſe nicht ein bitterer und plumper Spott, da der nur Wähler ſeyn kann, der

da zwei hundert Franken direkte Abgaben zahlt; alſo die ungeheure Mehrzahl der Nation, das heißt mehr als neun Zehntheile, ſind durch dieſes Geſetz nicht vertreten, da ſie nicht wählen dürfen. Wählbar iſt aber nur der, der 500 Franken direkte Abgaben bezahlt, und dies nennt ihr gleiche Rechte haben? Unwiſſende, Schafsköpfe, denen das blinde Glück ſo wohl gewollt, daß ſie zwei und fünfhundert Franken direkte Abgaben bezahlen können, entſcheiden über das Wohl von Millionen, während den fähigſten, tüchtigſten, rechtlichſten, kenntnißreichſten und talentvollſten Männern kein Wort vergönnt iſt, zum Wohl und Heil des Staates zu ſprechen, der ſo ſeiner beſten Capacitäten beraubt wird. — Alſo Wahlreform iſt eine der erſten und dringendſten Nothwendigkeiten, mit denen ihr euch zu beſchäftigen habt. Hierauf kömmt die ebenſo nothwendige Reform eurer bürgerlichen und peinlichen Geſetzgebung. Alle Franzoſen ſind vor dem Geſetz gleich, ſagt der erſte Artikel eurer Charte, und keiner kann ſeine Rechte geltend machen wenn er nicht die Mittel in Händen hat, dies mit hinlänglich klingenden Argumenten zu thun. Die unſinnigen Koſten, die ein Heer von Huiſſiers, Avoues, Advokaten, Notaren ꝛc. mäſten müſſen, machen den Unbemittelten und Armen zum Sclaven des reichen Chikaneurs. Alſo kein Geld, keine Gerechtigkeit in euerm gelobten Lande! Und eure peinliche Juſtiz iſt die vortrefflichſte Anſtalt, Heere von Raubmördern, Dieben und Spitzbuben aller Art zu erziehen und in möglichſter Vollkommenheit auszubilden, wie denn keine Stadt in Frankreich iſt, in der, je nachdem ihre Größe, nicht Banden von fünfzig bis fünfhundert und mehr, und in Paris gar über 4000 der ausgefeimteſten und gefährlichſten Individuen, die alle ihre Virtuoſität auf den Hochſchulen zu Breſt, Rochefort, Toulon ꝛc. erlangt haben, das Eigenthum und Leben der rechtlichſten Bürger beſtändig gefährden, und dieſe Banden, welche Tag täglich die gräulichſten Verbrechen begehen, nehmen fortwährend an Zahl und Tüchtigkeit zu. — Dieſes verdankt ihr euern vortrefflichen, hochgerühmten Geſetzen. Der Menſch, der im Drang der Umſtände, oft weil ihn eure unſinnige Civilgeſetzgebung dahin bringt oder gebracht hat, und zum erſten Mal ſich eines Vergehens, vielleicht einer Fälſchung ſchuldig gemacht hat, hoffend, ſich und die Seinigen dadurch vor dem klaffenden Abgrund des Elendes, vor einem unbarmherzigen Wucherer zu retten, den ſtößt eure ſaubere Legislation ohne weiters unter die ausgefeimteſte Bande der entmenſchten

Raubmörder, ſchmiedet und kettet ihn mit einem ſolchen zuſammen, und ihr wundert euch, daß dieſer Menſch, der ſich unter andern Umſtänden gebeſſert hätte, wieder ein nützliches Glied der Geſellſchaft geworden wäre, in kurzer Zeit, alle beſſeren Gefühle verläugnend, ebenfalls zu einem ſolchen abſcheulichen Ungeheuer in menſchlicher Geſtalt wird, als ein ſolches in die Geſellſchaft zurücktritt und ihr jeden Schaden zufügt, der in ſeiner Macht ſteht. Ebenſo machen dieſe unſinnigen Geſetze aus dem, den fleiſchliche Lüſte und die Brunſt der ſchwer zu bekämpfenden Leidenſchaften zum Verbrecher gemacht haben, indem ſie ihn in die Geſellſchaft jener unverbeſſerlichen Bande bringen, auch zum Raubmörder. Alle dieſe Verbrecher verdienen Strafe und müſſen allerdings nach Verdienſt beſtraft werden, aber ſie alle über einen Leiſten zu ſchlagen, das heißt, alle in einem Keſſel zu ſieden und zu einem teufliſchen Brei zu verrühren, iſt das **non plus ultra** aller Abgeſchmacktheit. Ja ſchon in der Unterſuchungshaft werft ihr Alles zuſammen. Entweder müßt ihr die Verbrecher klaſſificiren und die noch verbeſſerlichen nicht mit den unverbeſſerlichen, dem Auswurf der Menſchheit, zuſammenwerfen, oder das Pönitentiarſyſtem einführen, welches, gehörig angewendet, auf jeden Fall das Beſte ſeyn wird; denn auf das alberne Geſchwätz einiger ſogenannten Philanthropen, daß dies die Grauſamkeit zu weit getrieben ſey, daß es keinen Nutzen bringe und Wahnſinn befördere u. ſ. w., dürft ihr keinen Werth legen. Schon hinlänglich hat die Erfahrung all dieſe Albernheiten widerlegt, und ſeht nur nach Genf hinüber, alſo ganz in eurer Nähe, welche gute Früchte dieſes Syſtem bringt: ſeit beinahe vier Jahren ſind daſelbſt die iſolirten Cellen im Gebrauch, ſtatt 22 Procent kommen keine 5 Procent Rückfälle mehr vor, und von all den als unvermeidlich angekündigten Uebelſtänden hat ſich auch noch nicht ein einziger gezeigt. Und dann, von wem werden alle oder wenigſtens fünf Sechstheile der täglich in Frankreich begangenen furchtbaren Verbrechen, wie Raub, Raubmord, Brandſtiftungen ꝛc. verübt? von wem anders, als den wieder freigewordenen oder den Galeeren entſprungenen Forçats? — dies allein ſollte hinreichen, euch die Augen zu öffnen, wenn ihr nicht meiſtens mit heilloſen Privatintereſſen, jämmerlichen Kindereien und Schnurrpfeifereien die koſtbare Zeit hinbrächtet. Aber furchtbare Ereigniſſe werden euch die Augen öffnen, wenn es zu ſpät ſeyn wird und ihr nicht bald heilſame Maßregeln ergreift, ihnen durch

weiſe und vernünftige Geſetze zuvorzukommen. Auch eure Central-häuſer, mit welchen man manchem Uebelſtande abzuhelfen hoffte, haben eine durchaus ſchädliche Organiſation, die ebenfalls in der Vermiſchung der wegen Vergehungen Verurtheilten mit den verruchteſten Verbrechern beſteht. Gleiche Strafen, gleiche Arbeiten, gleiche Disciplin beſteht für beide; neben dem Opfer einer Unbeſonnenheit, des Elendes oder gar der Ungerechtigkeit des Zuchtpolizeigerichts ſitzt der von den Aſſiſen verurtheilte Verbrecher, das Haupt einer gefährlichen Diebsbande, ein vollendeter Böſewicht, und Beide leiden gleiche Behandlung und gleiche Strafe, der Unterſchied liegt nur in der Dauer derſelben. — Iſt dies nicht Unſinn? und nun wundert man ſich, daß die Centralhäuſer nicht die gewünſchte Wirkung haben. In euern Gefängniſſen ſelbſt aber herrſcht die abſcheulichſte Willkühr, die gräßlichſten Strafen werden da ganz nach Gutdünken der Aufſeher verhängt. Ihr ſprecht und ſchreit Zeter über Siberien, und eure Gefängniſſe ſind hundert Mal ſcheuslicher als Siberien, zum Theil wahre Folterkammern. Das alles iſt euch ſchon hundert Mal geſagt worden, aber ihr hattet bisher nur taube Ohren für Alles was dem Volk nützlich, heilbringend iſt und wahrhaft Noth thut, ihr brachtet nur eure Privatintereſſen mit, berückſichtigtet dieſe allein, und hundert Mal mehr lag es euch am Herzen, euern Vergnügungen in dem tollen Paris nachzulaufen, als die Intereſſen der Nation wahrzunehmen. Aber ich will hoffen, daß ſich die neu berufene Kammer beſſer anläßt und ihrer Pflichten eingedenk iſt, ſonſt könnte ihr arg mitgeſpielt werden. — Vor Allem thun Geſetze Noth, die den heilloſen Diebereien und Beutelſchneidereien im Großen, wo es ſich oft um Millionen handelt, ein Ziel ſetzen und ſolche Schurken nach Verdienſt beſtrafen, die Millionen zu ſtehlen verſtehen und noch obendrein belohnt werden, während ein armer Teufel, der aus Elend und Hunger eine Lumperei ſtiehlt, um den letztern ſtillen zu können, der unerbittlichſten Strenge der Geſetze anheimfällt und auf ſeine Lebenszeit unglücklich gemacht wird. Und wo, und bei welchen Dingen wird geſtohlen? nicht allein auf der Börſe wird die Gaunerei im Großen getrieben, nein, auch in den Fruchthallen wird auf das Schändlichſte gegaunert und die erſte, unentbehrlichſte Nahrung der Armen, Korn und Mehl, zu Preiſen in die Höhe gewuchert, welche das ſo ſauer verdiente Stück Brod des Arbeiters und Taglöhners dreifach vertheuern. Die Geldſäcke

bemächtigen ſich der Mehlſäcke und kennen kein Maaß und Ziel mehr, ihren Mammon zu vermehren! Das Octroi auf die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe iſt eben ſo unſinnig und unheilbringend, beſonders da nicht zwei Orte in ganz Frankreich ſind, in denen dieſe ſchreckliche Beſteuerung der Armen gleich wäre. Jeder Municipalrath beſteuert die Einwohner der Stadt oder des Ortes, in denen er ſeinen Sitz hat, anders und nach Belieben. Hier geht Wild frei ein, denn die Herrn Municipalbeamten ſind große Liebhaber der Jagd; dort muß es eine ungeheure Abgabe bezahlen, denn der Municipalrath betrachtet es als reinen Luxus. Hier zahlt der Wein, das Bier, das Mehl, das Holz, der Cider, das Fleiſch zwei Mal, drei Mal, vier Mal, ja zehn Mal ſo viel als dort, und in dieſem Ort kann der Arbeiter wenigſtens zwei Mal die Woche Fleiſch genießen, während ihm in jenem das Octroi nicht ein Mal an hohen Feiertagen dieſen Genuß geſtattet. Ueberhaupt iſt dieſe Abgabe eine der abſcheulichſten und ſündhafteſten, und häufig durch nichts zu rechtfertigen, dient oft nur dazu, Sinekuren zu bezahlen oder die Launen und Capricen einiger Municipalräthe oder Maires zu befriedigen, und allerlei unnöthige und koſtbare Bauten zu deren Bequemlichkeit oder aus Prachtliebe zu unternehmen. Hier muß ebenfalls eine heilbringende Reform eingeführt werden, und wenn das Octroi nicht ſogleich gänzlich abgeſchafft werden kann, was wohl das Beſte wäre, ſo muß es wenigſtens durch ein Geſetz ſo geregelt werden, daß der Arme nicht ſeinen Labetrunk, ſeine unentbehrlichſten Bedürfniſſe über die Maßen mit den ſauerverdienten Pfennigen ſeines Schweißes bezahlen muß, und auch er wenigſtens zwei Mal die Woche eine kräftige, ihm ſo nothwendige Suppe genießen kann. Sodann habt ihr auch eine nicht minder dringende Reform mit der Douane vorzunehmen, und auch aus dem franzöſiſchen Zollſyſtem alle Abgeſchmacktheiten, Ungereimtheiten und dem Staat ſelbſt nachtheilige Dinge möglichſt zu entfernen, bis man endlich allenthalben eingeſehen haben wird, daß völlige Handelsfreiheit und ganz freier Austauſch der Produkte und Fabrikate für die Nationen ſowie für die Regierungen das Heilſamſte und Erſprieslichſte iſt. Der Schöpfer hat das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich nicht geſchaffen, um einige wenige Menſchen reich zu machen, ſondern alle Menſchen ſollen an ſeinen Wohlthaten gleichen Theil nehmen, dies iſt ſein Wille. Die Menſchen unter ſich klären ſich durch den gegenſeitigen Umgang

auf, eben ſo iſt es mit den Völkern; nur durch die nähere Berührung werden ſie endlich die gegenſeitigen albernen Vorurtheile abſtreifen lernen. Durch den freien Umtauſch werden die Produkte des Bodens, der Arbeit und des Fleißes eine Wohlfeilheit erlangen, die ſie allen zugänglich macht, und dies wird ein allgemeines Wohlbehagen zum Reſultat haben, welches Friede, Ruhe und Ordnung befördert und erhält. Alſo ſey Abgabenfreiheit aller nothwendigen Lebensbedürfniſſe das Ziel eurer Bemühungen, das ihr nicht mehr außer Augen laſſen dürft, bevor ihr es erreicht habt. Diejenigen, welche von den ungerechteſten Privilegien leben, ſich dadurch auf Koſten der armen Brüder bereichern, um Thaler auf Thaler, Säcke auf Säcke, Millionen auf Millionen zu häufen, dieſe gefühl- und gemüthloſen Wucherſeelen werden ſich freilich gewaltig dagegen ſträuben und intriguiren; aber das darf euch nicht irre machen, ihr müßt ſie durch paſſende Geſetze und zwar zu ihrem eigenen Heil zwingen, in den ihnen ſo ſauern Apfel zu beißen, ohne was ſie der ſich vorbereitende allgemeine Sturm des überhandnehmenden Elends gleich Strohhalmen zerknicken und zertrümmern würde. Euer Zollſyſtem taugt dem Teufel nicht, es kömmt beinahe einem völligen Verbot der meiſten ausländiſchen Produkte und Fabrikate gleich, und bringt dem Staat eine wahre Miſere ein, kaum 70 Millionen Franken. Dies machen eure verkehrten Zollgeſetze. Mit einem mäßigen Tarif, etwa 5 Procente von den Urprodukten und zwanzig von den Fabrikaten, würde der Staat über hundert Millionen mehr erhalten und dadurch in den Stand geſetzt ſeyn, die drückendſten Abgaben, die Salzſteuer u. ſ. w. den armen Arbeitern zu erlaſſen. Ihr werdet, dieſen Weg einſchlagend, die Nachbarſtaaten zu einem gleichen Syſtem nöthigen, dadurch den Abſatz eurer Landesprodukte unendlich vermehren und dieſelben weit werthvoller machen. Jetzt ſetzt ihr kaum für ein halbes hundert Millionen Weine ab, dann werdet ihr mehr als für 300 Millionen abſetzen. —

Gebt vernünftige Geſetze, dann wird man bald nicht mehr neben einem hohnſprechenden Reichthum das ſcheußlichſte, bitterſte Elend erblicken und vor gewiſſen Häuſern, in denen ſich die ergaunerten und erwucherten Goldhaufen thürmen, Unglückliche in zerriſſene Lumpen gehüllt, von Ungeziefer oder ekelhaften Krankheiten verzehrt, den Hunger auf den eingefallenen Wangen thronend, unbeachtet liegen und winſeln, oder höchſtens von Polizeiſchergen

aufgerafft ſehen, um ſie dem Zuchtpolizeigericht als Vagabunden und unverſchämte Bettler zu überliefern, damit ja die lebendigen Geldſäcke in ihrer Mammonsluſt nicht durch unangenehme Bilder betrübt werden. —

Wie kann der arme müde Arbeiter daran denken, ein Stückchen Fleiſch, ein Glas Wein, um ſich zu ſtärken, zu genießen, wenn eure Octrois es um ein Paar hundert Procente ſeines Werthes erhöhen?! — Seit mehr als dreißig Jahren hat man dieſe Abgaben fortwährend geſteigert und vermehrt, was ſoll am Ende daraus werden? — Krieg, offenen Krieg müßt ihr dieſem heilloſen, von der Habſucht, der Kurzſichtigkeit und der falſchen Berechnung ausgegangenen Syſtem erklären, ſoll der Staat nicht darüber zu Grunde gehen. Der Zucker, dieſes ſo unentbehrlich gewordene und der Geſundheit ſo heilſame Produkt, würde kaum ſechs Sous das Pfund koſten, wenn die darauf laſtenden Abgaben aller Art daſſelbe nicht auf das drei- und vierfache geſteigert hätten. Man würde ohne dieſes verkehrte Syſtem, ſelbſt in Paris, geſundes Ochſenfleiſch für fünf und ſechs Sous eſſen, das man jetzt mit fünfzehn und ſechzehn Sous bezahlt, und für vier Sous würde ſich der Arbeiter mit einer Flaſche gutem, reinem Wein erquicken können! Auch der Kaffee, der jetzt allgemeines Nahrungsmittel geworden iſt, würde dann um zwei Dritttheile wohlfeiler zu haben ſeyn, als was er jetzt koſtet. Aber da ſind dieſe ſuperklugen Staatsökonomen, die da glauben, man dürfe die Waaren nur höher beſteuern, um die Einkünfte des Staats zu vermehren, während man nur durch die Vermehrung des Verbrauchs dieſen Zweck zu erreichen vermag. Davon haben aber dieſe bornirten Finanzkünſtler keinen Begriff. Dagegen haben ſie Alles bis auf die Katzendärme, Froſchſchenkel, Schweinsblaſen, Dünger und Dinge beſteuert, die man ſich nur zu nennen ſchämt. Ein wenig Zunder in der Taſche, ein Paar Unzen Vogelleim, eine Gurke, ein bischen Salat, ein Stückchen Knoblauchswurſt, ein Paar Zwiebeln, die man in der Taſche hat, müſſen deklarirt und verſteuert werden!!! — Und das Tollſte bei der Sache iſt, daß oft die Ausgaben für die Erhebung der Steuern von ſolchen Gegenſtänden zehnmal mehr betragen, als dieſe Beſteurung einbringt. So bringt die Abgabe des Vogelleims etwa 300 Franken ein, und die Erhebung derſelben koſtet über 2000. In ſechs Jahren hat die Erhebung vom Dünger des Viehs noch keine 6000 Franken eingetragen, und hat

viermal ſo viel gekoſtet, dieſe widerliche Maſſe gehörig zu meſſen und zu taxiren, um ſie beſteuern zu können. Dies das Ergebniß eurer Douanen und Octrois, welche außerdem noch veranlaſſen, daß man faſt keine Waaren mehr unverfälſcht und oft mit den ſchädlichſten Subſtanzen vermiſcht erhält. — Wie viel Tauſend ſterben nicht jährlich durch die von den Wein- und andern Flüſſigkeitsverfälſchungen verurſachten Krankheiten! — Das ganze Douanenſyſtem iſt im Grunde nichts weiter als eine läſtige Beſteurung der ungeheuern Mehrzahl der Verbraucher zu Gunſten einer geringen Zahl von Hervorbringern. — Ferner habt ihr euch mit einer Reform des Heerweſens und namentlich der Militärpflichtigkeit ſofort zu befaſſen. So wie dieſe jetzt organiſirt iſt, darf ſie in Zukunft nicht fortbeſtehen, die neuern Geſetze des Militärdienſtes dürfen keine Stellvertreter mehr zulaſſen, der Arme muß nicht mehr allein für den Reichen die ganze Bürde des Dienſtes tragen und ſich für ein Paar lumpige Franken todt, oder was noch ſchlimmer iſt, zum Krüppel ſchießen laſſen, oder in den afrikaniſchen Wüſten und Lazarethen elendiglich umkommen müſſen. Ihr werdet in dieſer Hinſicht die Einrichtung und die Geſetze des preußiſchen Staates zum Muſter nehmen, wo Jedermann, ohne andere Ausnahme als gänzliche Untauglichkeit, dem Vaterland auf kurze Zeit dienen muß und ſich Niemand mit Geld abfinden kann. Außer der Billigkeit dieſes Geſetzes bringt es auch noch den unermeßlichen Vortheil, daß das Heer und der Kriegerſtand ein höchſt geachteter, ehrenvoller und vom beſten Geiſt beſeelter iſt, da ſich alle Bürger demſelben widmen müſſen, was auch ſonſt ihr Rang und Stand ſeyn mag. Ueberhaupt rathe ich euch, bei euern vorzunehmenden Reformen in allen Zweigen der Legislation und Adminiſtration, die preußiſchen Geſetze und Einrichtungen zu ſtudieren und zum Muſter zu nehmen, da dieſelben unſtreitig die beſten und vorzüglichſten, wenn auch, wie alles Irdiſche, nicht von Mängeln frei ſind; beſonders auch was den öffentlichen Unterricht anbetrifft *). Eben ſo rathe ich euch, den — doch das wäre ganz gegen mein Intereſſe, mein College hier mag meine Rede ſchließen. —

Jetzt wandte ſich der Hinkende gegen Michel und ſagte dieſem: Du wirſt den Herren Deine Meinung hinſichtlich der Religionsangelegenheiten ſelbſt vortragen. —

*) NB. Der Teufel ſteht auch in preußiſchem Sold! Zur Nachricht für die blinden Gegner Preußens.

— Ah ſo, dies erlaubt Dir Dein zartes hölliſches Gewiſſen nicht, erwiederte Stürmer, wohlan, ſo will ich in wenig Worten der ehrbaren Verſammlung ſagen, was ſie in dieſer Angelegenheit zu reformiren hat. Auch ſelbſt hier iſt dem Reichen, wie bei eurer gottvergeſſenen Juſtiz, vor dem Armen ein großer, wenn auch nur ſcheinbarer Vortheil eingeräumt, und eure Prieſter ſchachern und wuchern mit dem Gottes- oder vielmehr Götzendienſt, daß Satan ſelbſt ſeine Luſt daran hat, dies iſt bei faſt allen Sakramenten der Fall, namentlich aber bei der Todtenfeier. Hier wird Gebet, Geſang, Pomp, Länge und Breite der Feier des Gottesdienſtes nach den Fünffrankenſtücken abgemeſſen, die der Todte oder ſeine Erben zu bezahlen im Stande ſind. Dem ganz Armen wird wenig mehr Aufmerkſamkeit als einem todten Hund geſchenkt, und man macht die Sache mit empörender Eile und augenſcheinlichem Widerwillen ab, während dem, der ein oder ein Paar Tauſend Franken zu bezahlen im Stande iſt, ganze Stunden in der Kirche gewidmet werden und geplärrt wird, daß einem übel und weh über all die handwerksmäßig betriebenen Faxen wird, bei denen die totale Gedankenloſigkeit dieſer mechaniſchen Spiegelfechterei in die Augen ſpringt. Was muß man für eine verrückte Meinung von dem Allmächtigen haben, wenn man glaubt, daß ſich dieſer durch ſo bezahlte Schnurrpfeifereien rühren und günſtiger für den verſtorbenen Sünder ſtimmen laſſen könne! — Mich wundert nur, daß er dieſes falſche Gebrüll ertragen mag und dieſen Plärrſängern nicht ſchon zugerufen hat: Wollt ihr die Mäuler halten und mein Gehör nicht ſo beleidigen! Ich wenigſtens hätte dies längſt gethan. Ich bin feſt überzeugt, daß der arme Teufel, der ohne all dieſes Comödienſpiel in die Ewigkeit fährt, weit freudiger von den lieben Seligen mit offenen Armen empfangen wird, als der Reiche, der es ſich viel tauſend Franken koſten läßt, all dieſe heiſern und rauhen Pfaffengurgeln in Bewegung zu ſetzen und gehörig auszuſchwenken. Ebenſo werdet ihr den leidigen Stuhlhandel in den Kirchen, der ſchon zu ſo vielen unangenehmen Auftritten in denſelben Veranlaſſung gab, für immer beſeitigen, wobei nicht ſelten wie unter Schacherjuden gefeilſcht und geboten wird, während der Geiſtliche vor dem Altar oder auf der Kanzel ſteht. Ich will hoffen, meine hochachtbaren Herrn, daß euch dies Alles nicht nur in die Ohren gegangen, ſondern auch in das Herz gedrungen iſt, und Ihr es nach dieſen wohlgemeinten Rathſchlägen

nicht macht wie die große Mehrzahl eurer Vorgänger, ſonſt ſoll es euch ſchlimm ergehen. —

Ihr habt euch alſo während dieſer Seſſion mit der Wahlreform, der Reform eurer Geſetzbücher, des Douanen- und Octroiweſens, der Straf- und Zuchtanſtalten, der Gefängniſſe, dem Militär- und Kirchenweſen hauptſächlich zu beſchäftigen, und ich will es euch Dank wiſſen, wenn ihr während eurer fünfjährigen Dauer damit fertig werdet. Sehe ich euch aber wieder den alten Schlendrian einſchlagen und mit jämmerlichen Futilitäten beſchäftigen, dann ſeht ihr mich bald wieder, und ich werde dann aus einem andern Ton mit euch ſprechen. Auch ihr, Herrn von der Oppoſition, wollt ohne Rück- und Hinterhalt das Beſte des Volks, und gebraucht dieſes nicht zum Vorwand eurer Privatabſichten und Rancünen, geberdet euch nicht wie toll und ſprecht dann von Beſtechungen, wenn die Regierung einer Gemeinde eine ihr nothwendige Brücke, eine Kapelle, ein Schulhaus, einen Vicinalweg bewilligt, fordert deßhalb nicht die Nation auf und vergeudet die koſtbare Zeit. Somit für heute Baſta, und nun ſey euch Sprache, Rede- und Bewegungsfreiheit wiedergegeben.

Michel und Asmodi entfernten ſich, ließen die Herrn Deputirten nach und nach wieder ruhig werden und von ihrem ſtarren Erſtaunen zurückkommen. —

— In einigen Tagen ſind die Julifeſte, ſagte Michel, die Treppe des Palaſtes Bourbon herabſteigend, zu ſeinem infernaliſchen Freund. Bis dahin gebe ich Dir Urlaub, ich will mich einſtweilen auf meine eigene Fauſt in Paris vergnügen; ſollte mir jedoch etwas Beſonderes zuſtoßen und ich Deiner bedürfen, ſo werde ich Dich citiren. —

— Wohl, hier haſt Du einen kleinen Ring, verſetzte Asmodi, Du brauchſt ihn nur in das erſte beſte Feuer zu werfen, und ich ſtehe ihn zurückbringend vor Dir.

— Gut alſo, auf Wiederſehen am Haupttag der Julifeſte! Asmodi verſchwand und Michel Stürmer beſuchte einſtweilen die Theater, alle öffentliche Vergnügungsorte und einigemal das Sacré coeur, wo er ſich über die phyſiſchen, moraliſchen, ſcientiviſchen und artiſtiſchen Fortſchritte, welche ſein liebenswürdiger Schützling Roſa-Maria und deren Schweſter machten, außerordentlich freute.

Freilich hatten die Mädchen auch die beſten Lehrer von Paris in allen Fächern, à 20 und 30 Franken die Stunde. So gab ihnen der berühmte Bordogni Unterricht im Geſang, und Chopin lehrte ſie das Pianoforte ſchlagen. Roſa-Maria zeichnete und malte auch ſchon recht hübſch, fing an deutſch, engliſch und italieniſch zu ſprechen, war in der Erdbeſchreibung und Geſchichte ſchon ziemlich bewandert, und fing ſogar an Philoſophie zu discutiren, dies verbat ſich jedoch ihr Protektor ſehr ernſtlich und brachte faſt jeden Tag wenigſtens eine Stunde in dem Kloſter bei den Mädchen zu, denen er verſprach, ſie an den Juliſeſten, welche diesmal ganz beſonders feſtlich begangen werden ſollten, in den elyſäiſchen Feldern ſpazieren zu fahren, auch ihnen am Abend das Feuerwerk und die merkwürdig prächtige Illumination zu zeigen, welche gar ſeltſame Bilder und Transparente bringen werde. —

Die erwünſchten Feſte waren endlich herangekommen und die beiden erſten Tage wie gewöhnlich ziemlich ruhig herumgegangen, dagegen begannen mit dem Morgen des dritten ſchon die Volksmengen auf Plätzen und in den Straßen zu wogen. — Michel holte ſelbſt ſeine beiden Schützlinge in den Nachmittagsſtunden aus dem Kloſter ab und führte ſie über den ſchönen Concordienplatz in die elyſäiſchen Felder. Sie gingen zuerſt an dem Cours de la Reine hinauf, längs den daſelbſt aufgeſchlagenen Bühnen und Hütten. Kaum konnten ſie durch das ungeheure Gedränge der Maſſen kommen, welches Männer, Weiber und Kinder jeden Alters, ſogar Säuglinge an der Mutter Bruſt verurſachten. Bunt durcheinander drängten ſich Handwerker, Arbeiter und Landleute, Soldaten, Matroſen, Griſetten, Loretten und Marketenderinnen, Fremde aus allen Weltgegenden und Provinzen, Zigeuner, ſtolze Bettler und das Heer der Taſchendiebe und Gauner aller Grade, Lumpenhändler, Bänkelſänger und Taſchenſpieler auf offener Straße, und die Bande der Marktſchreier vor den Buden machten ein infernaliſches Charivari, um die vor denſelben ſtehenden Gaffer zum Eintreten vermittelſt weniger Sous zu vermögen, welche ſie obendrein erſt beim Herausgehen zahlen ſollten, und unter der Bedingung, daß die Dar- oder Vorſtellung ihren Erwartungen entſprochen habe; kann man billiger ſeyn? wie, und dennoch ſtehen die Leute an, Gebrauch von dieſem Anerbieten zu machen? — Das iſt kein Wunder: unter den Hunderten dieſer Buden wird die Wahl ſchwer, jede bietet ihre eigenthümliche Merkwürdigkeit dar, man

möchte Alles ſehen. Da auf dieſem Gerüſt, wo ein bausbackiger Trompeter in ſcharlachrothem Coſtüme unaufhörlich mit ungeſchwächtem Athem, von den raſtloſen Schlägen einer übergroßen Trommel accompagnirt, ſchmettert, befindet ſich im Innern der Baracke der furchtbare Herkules Maaßon, der König aller nordiſchen und ſüdlichen Herkuleſſe, der es auf ſich nimmt, wenn man ihm die Erlaubniß dazu ertheilen würde, man hat ſie ihm aber lediglich verweigert, einen Eiſenbahnzug in ſeinem ſtärkſten Lauf augenblicklich aufzuhalten, und in Ermanglung deſſen hat er einen mit vier wilden Normännern, verſteht ſich Roſſen, beſpannten Wagen ſchon mehr als tauſend Mal **en pleine carrière** auf der Stelle zum Stehen gebracht, blos mit ſeiner rechten Hand in die Speichen eines der Hinterräder greifend! Sein Ruf iſt gemacht, es iſt kein Zweifel mehr, er ſtammt von dem alten Herkules der Griechen, folglich vom Jupiter ſelbſt ab; dies iſt um ſo weniger zu bezweifeln, da ſein Vaterland die griechiſche Colonie Marſeille iſt und Urgroßvater, Großvater und Vater ſchon das herkuliſche Handwerk trieben. Man trete doch ein, in dieſem Augenblick zieht er einen mit 18,000 Kilo Steinen ſchwer beladenen Wagen, den vier Pferde nicht von der Stelle bewegen können, mit ſeiner rechten Hand die Deichſel regierend und einen Strick um Hals und Schulter, mit einer Leichtigkeit im Kreis herum als ſey es ein Kinderwägelchen, wie es das außen hängende herrliche Gemälde ausweist. Aber dies iſt noch die geringſte ſeiner Heldenthaten, er ſpielt mit Centnerſchweren Kugeln und Bomben Ball, wie Kinder mit Spielbällchen. Er tanzt die Polka **a merveille** und walzt **a l'allemand**, mehrere junge ſtämmige Herkuleſſe, die wenigſtens fünf Fuß ſechs Zoll hoch ſind, auf den Schultern wiegend, dabei hält er ſchwere eiſerne Gewichte zwiſchen den Zähnen feſt! — Dieſer Maaßon iſt der ächte Herkulestypus. Sein breiter Kopf ruht auf einem faſt noch dickerem Hals, und ſeine Schultern, vom Ende der einen zu dem der andern, haben mit der hochgewölbten Bruſt die Länge der beiden ausgebreiteten Flügel einer Gans. Seine Geſtalt iſt ſtark unterſetzt, und der breite, etwas bogenartige Rücken bewegt ſich ziemlich geſchmeidig auf den hervorſtehenden Hüften. Schenkel und Waden entſprechen vollkommen dieſem athletiſchen Bau, die Füße ſind kurz, aber breit, und die Hände rund und fleiſchig. Seine Stärke liegt nicht, wie die des Simſon, in ſeinen Haaren, ſondern in

einer Muskelkraft. Das Volk hat einen gewaltigen Reſpekt vor dieſem Abkömmling der Herakliden, und wenn man den ſo oft im dicken Schlamm ſteckenden und ſtockenden Wagen der Staatsmaſchine durch die Muskelkraft herausziehen könnte, ſo hätte Maaßon ſchon längſt Sitz und Stimme in der Kammer der Abgeordneten. Auch iſt die Hütte dieſes ungewöhnlichen Menſchen immer zum Erdrücken voll, zwanzig Vorſtellungen gibt er an einem Tage und hat über ein halbes Tauſend Zuſchauer. Er iſt wählbar, denn gewiß zahlt er mehr als 500 Franken direkte Abgaben an den Staat. Seine Armenabgabe allein beträgt oft an fünfzig Franken in einem Tag, und die der ſämmtlichen Schaubuden-Beſitzer an dem Philippstag oder den Julifeſten nicht ſelten über 50,000! — Maaßons Vater, obgleich ein Siebziger, läßt ſich noch als rüſtiger Polkatänzer bewundern. Unfern dieſer Herkuleshütte iſt eine andere, die des berühmten Freß- und Saufhelden aus Nanterre, ein Vielfraß, der trotz dem berüchtigten Wucherer en gros und Banquier en detail, dem Dietrich Harpar, wenn dieſer bei einem Feſteſſen zu Gaſte iſt, wo es ihm nichts koſtet, die Rieſenbiſſen verſchwinden läßt. Vier und zwanzig Pfund Ochſenfleiſch zehrt er auf, ohne ſeinen Kinnbacken Ruhe zu gönnen, und zu ſeinem Frühſtück verſchlingt er in einer halben Stunde ſechs und dreißig große Taſſen Kaffee, in die er ſechs und zwanzig Lebkuchen brockt. Dieſer Freßherkules ſtrengt bei ſeinen Thaten ſeine Muskeln nicht an und zieht keine ſchwerbeladenen Wangen wie ſein College, ſondern er ruht dabei ganz bequem auf akademiſchen Faulbetten in antiken Poſitionen, nur ſein Rieſenmagen muß keine kleine Arbeit haben. — In einer ebenfalls benachbarten Baracke iſt noch eine andere Art Herkules zu ſchauen, der ſich ganz beſcheiden das Modell oder Muſterbild der Akademie nennt, deſſen Name aber Laroche iſt. Er iſt allerdings ſchön gebaut und hat ſehr gefällige runde Formen, dabei hat er auch Rieſenkräfte und hebt einen mit zwanzig erwachſenen Menſchen beladenen Wagen in die Höhe. Noch iſt ein Pariſer Herkules da, der es an Stärke jenen nicht gleich thut, ſie jedoch an Gewandtheit übertrifft. All dieſe Herkuleſſe ſind mehr oder weniger in Statu naturalibus oder in ganz dünnen, feſt anliegenden Tricot genäht, der jede Form ihres Körpers vollkommen verräth, nur um die Hüfte haben ſie einen Lappen, ein Bären-, Tiger- oder Löwenfell gewunden. Jetzt kamen unſere Bekannten an der Hütte vorüber, in welcher die Mademoiſelle

ſichtbar iſt, die nicht weniger als ein halbes Tauſend Pfund wiegt und den Umfang eines Stückfaſſes hat. Ein paar Keſſelpauker und zwei Pfeifer nebſt ihrem wohlgetroffenen Portrait laden zum Beſuch ein. Dicht neben ihr laſſen ſich die lebendigen Skelette ſehen, transparente Gerippe mit einer ſo dünnen Haut überzogen, daß man durch und durch ſehen kann, wenn man Lichter hinter ſie ſtellt. Nun kommen andere Naturwunder: Rieſen, Zwerge, die allerlei Kunſtſtücke produciren, zweiköpfige und achtbeinige Kälber, Katzen, Hunde ꝛc., auch doppelköpfige und geſchwänzte menſchliche Mißgeburten, ſodann die ſchöne indiſche Rieſin, Enkelin einer Favoritin des Tippo-Saib; Steinfreſſer, Schwerdt- und Meſſerklingen-Verſchlinger, die Unverbrennbaren, die ſich in glühenden Kohlen wälzen, Feuer und ſiedendes Pech, als ſey es Champagner, verſchlingen; Wilde, die lebendige Enten, Hühner und Gänſe mit Haut und Federn verſchlingen; blinde Muſikanten aller Inſtrumente, vierfüßige Künſtler, trefflich dreſſirte wilde Katzen und zahme, gelehrte Hunde, trommelnde und ſchießende Haſen, vortrefflich civiliſirte Affen, um die zu ſehen man freilich nicht erſt die Schaubuden in den elyſäiſchen Feldern zu beſuchen braucht. Pferde und Mauleſel, die ſtatt Servietten eine Nummer der „Preſſe“ oder des „Debats“ umgeknüpft haben und auf dem wertheſten Hintertheil ſitzend ein copiöſes Mahl einnehmen; dann die Seiltänzer- und Luftſpringer-Buden, in denen nicht ſelten ſechzigjährige Schönen ihre freilich nicht ſchönen Künſte produciren; die unzähligen Buden der natürlichen Magie, in denen die Tauſendkünſtler und Hexenmeiſter unſerer Tage das Volk durch ihren Hokus Pokus beluſtigen und in Erſtaunen ſetzen, gar manche abentheuerliche phyſikaliſche Kunſtſtücke vorbringen, und eine blonde Griechin unter einer Zuckerhutsform in einen afrikaniſchen Mohren, eine achtzigjährige zuſammengeſchrumpfte runzliche Schöne in eine allerliebſte, friſchblühende, ſpiegelglatte, achtzehnjährige verwandeln. Hieher kommt all ihr verblühten Weiber und Mädchen, und laßt euch verjüngen! Der olympiſche Cirkus ſcheint ſich an dieſen Tagen ins Unendliche vervielfältigt zu haben und Dutzende von Rotonden thun der berühmten Frankonis großen Eintrag, beſonders die, in welcher die Familie Loyal ihre Reiterkünſte zeigt, ſchlanke, wunderſchöne Amazonen arabiſche und nubiſche Roſſe bändigen, und die Familie Risley eine Pyramide bildet, gewiß merkwürdiger und genußreicher anzuſchauen als die größte Pyramide Aegyptens. Jetzt ſind un-

ſere Spaziergänger an eine bunt bemalte, tempelartige Hütte gekommen, welche die pompöſe In- oder Unterſchrift führt: „Zum Tempel der ſchönen Künſte.“ Auf dem Gerüſt vor derſelben tanzen kleine drollige Genien auf Dräthen, ſo daß in einer geringen Entfernung ſie in den Lüften zu ſchweben ſcheinen. Auch hier ladet mit Begleitung von Trommelſchlag und Poſaunenklang eine Stentorſtimme die Vorübergehenden zum Eintreten und Beſchauen der in dieſem fragilen Tempel enthaltenen Wunderwerke der Kunſt ein. Lebende Bilder ſind es, die hier zur Schau ausgeſtellt und hinter grünen Vorhängen verborgen ſind, die ſich ſo oft in die Höhe rollen, als ſie der Erklärer mit ſeinem Stab berührt, und nun zeigen ſich den allerdings erſtaunten Blicken Adam und Eva im Paradies und in paradieſiſcher Unſchuld vor dem verbotenen Apfelbaum, jedoch ſchon mit einem Feigenblatt, man weiß wo, verſehen, ob ihnen gleich die Schlange erſt die verbotene Frucht darreicht und ſie noch nichts davon genoſſen haben; dann kommen eine Menge andere Bilder aus dem alten Teſtament, unter denen die keuſche Suſanna im Bad, Loths Töchterchen, die drei Männer im feurigen Ofen, Salomos Urtheil, Potiphar den Joſeph beim Mantelzipfel feſthaltend, endlich die ganze Leidensgeſchichte Chriſti ſammt Kreuzigung und Auferſtehung, ſogar die ſeltſamſten Scenen aus der Offenbarung Johannis mit allen möglichen Monſtruoſitäten. — Pariſer Gamins in weißen Tüchern drapirt und die Geſichter mit Mehl beſtreut bilden die Hauptfiguren dieſer ſonderbaren Gemälde und namentlich bei der Paſſion, wo ein zwölfjähriger Chriſtus mit einem langen weißgepuderten Bart unbeweglich am Kreuz hängt und fromme, acht- bis eilfjährige Weiber um ihn herumknieen, während komiſch-wilde Soldätchen im Knabenalter, mit ungeheuern Spießen bewaffnet, die Gruppe ſtocksteif umgeben. Man glaubt, einen jener weiß angeſtrichenen Calvarienberge der franzöſiſchen Dörfer zu ſehen. Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß ein herzbrechendes muſikaliſches Accompagnement nie fehlt. Während der ganzen Leidensgeſchichte ſpielt eine Clarinette, von einer Poſaune begleitet, wohl auch eine Triangel und Trommel die wunderlichſten Melodien, mitunter die der famöſeſten Revolutionslieder, wie den Marſeillermarſch ça ira, die Carmagnole, auch die Catchouka und Polka müſſen dienen; und wenn gar mythologiſche Bilder dargeſtellt werden, wie der zürnende Jupiter, Frau Venus und Mars von Vulkan im

Netz gefangen, Paris Urtheil, Venus und Amor ꝛc., dann ſind es die Nationallieder: **ou peut on être mieux; Vive Henri quatre,** auch **Malborough o'en va-t-en guerre** u. ſ. w., welche aufgeſpielt werden. — Jetzt kommen die Hütten, in denen die gewandteſten Waffenkünſtler ihre Geſchicklichkeit zeigen. In phantaſtiſchen Coſtümen, ein Stück aus jedem Jahrhundert, alte Römer- und Ritterhelme, peruaniſche Federkronen, altperſiſche Mützen und türkiſche Turbane ſchmücken die Häupter dieſer modernen Gladiatoren, von denen wenigſtens nach ihrem Verſichern jeder Stoß den Tod bringen würde, wenn es ernſtlich gemeint wäre. Sie fechten wie die Löwen und der Schweiß rinnt ihnen von Stirne, Wangen und Bruſt in Strömen herab. Auch kräftige Amazonen zeigen hier ihre Virtuoſität in der Fechtkunſt und erſchüttern die Bretter durch ihr gewaltiges Stampfen. Meiſtens zieren rothe phrygiſche Mützen, mitunter auch blecherne Pickelhauben ihre Häupter und oft kupferroſige wilde Geſichter, während ihre roſenfarbigen Beine mit Silberband geſchnürrt ſind; manchmal entwaffnen ſie ſogar ihre männlichen Gegner. Nun kommen die unzähligen Wachsfiguren-Kabinette, wo man von Adam bis auf Ludwig Philipp alle hiſtoriſche Celebritäten in Augenſchein nehmen kann und wenigſtens die Phantaſie bewundern muß, mit der die Eigenthümer die ſehr unäſthetiſchen Körper ihrer Helden hinſichtlich der Kleidung und Waffen ausgeſchmückt haben. Catharina von Medicis iſt mit einem Hofgallakleid der Kaiſerin Joſephine bekleidet und Johanna d'Arc hat ein paar Terzerolen im Gürtel ſtecken, Friedrich der Große iſt mit einem Küraß aus den Zeiten Franz I. verſehen und Cäſar und Alexander haben nicht ſelten goldbetreßte Kutſcherhüte auf und blauangelaufene Galladegen an der Seite. Die Königin Cleopatra umarmt im Reifrock den Antonius und ein dicker Schlangenkopf ſieht ihr dabei aus der Bruſt hervor. Nur Napoleon, der in keiner dieſer Sammlungen fehlt, verläßt ſein kleines Hütchen und ſeinen grauen Oberrock niemals. In den nicht minder zahlreichen Marionettenbuden ſind es noch immer die vier Heimonskinder, Genofeva, Aſchenpudelchen, der geſtiefelte Kater, der Däumling u. ſ. w., welche das Entzücken und die Bewunderung der Zuſchauer erregen, doch hat in neueren Zeiten die Legende von Robert dem Teufel auch bei den Marionetten Furore gemacht und wird von dem Volk bevorzugt. An unzähligen andern Hütten und Schaubuden vorübereilend, kamen

unſere Freunde endlich auf den großen freien Platz, auf welchem die beiden großen, von dem Staat aufgebauten Theater in gehöriger Entfernung einander gegenüber dem vergnügten Volk ihre Gratisvorſtellungen geben, die viele Stunden ununterbrochen währen, und zwar ſo, daß wenn das Herabrollen des Vorhangs des einen Theaters den Schluß eines Actus anzeigt, auf dem andern mit dem Hinaufrollen des Vorhangs die Handlung beginnt. Hier iſt völlige Gleichheit unter den zahlloſen Zuſchauern, alle ohne Ausnahme ſtehen oder ſitzen **par terre**, das heißt auf der Erde, buchſtäblich genommen. Nur kriegeriſche Stücke mit Schlachten, Beſtürmungen, Einnahmen von Städten, Feſtungen, Schanzen und Lagern, Uebergänge über Flüſſe und Brücken unter dem furchtbarſten Kartätſchenfeuer 2c. werden hier aufgeführt; Sengen, Brennen, Morden und Plündern beluſtigen die Augen, und unaufhörlicher Kanonendonner, Wirbeln der Trommeln und Schmettern der Trompeten die Ohren der Zuſchauer. Alle Nationen, oder vielmehr deren Heere, werden hier der Reihe nach auf das Haupt und ſchimpflich in die Flucht geſchlagen, Engländer und Spanier, Ruſſen und Preußen, Oeſterreicher und die afrikaniſchen Heerhaufen des Abdel-Kader erleiden die entſetzlichſte Niederlage und werden Heerweis gefangen. Beſonders ſind es aber die Oeſterreicher, die in der Regel die Hauptzeche bezahlen und die Gewehre ſtrecken müſſen, wobei ſich denn das gute Volk überluſtig geberdet und ein Mal über das andere Mal ſchreit: **Oh les autrichiens, a bas les Autrichiens!** Ebenfalls im Freien treibt das zahlloſe Heer der Bohemiens (Pariſer Zigeuner) jeder Gattung ſeine Gaukeleien und mitunter auch Gaunereien; es iſt eine eigne Raçe, dieſes franzöſiſche Zigeunervolk, viele davon gehören den Kindern Israels an: Muſik auf allen möglichen Inſtrumenten der alten und modernen Welt iſt eine ihrer Hauptbeſchäftigung, altteſtamentariſche Harfen, die **Tuba hercotectonica**, Trombonen, die Tibia, die Doppelflöte, Schalmeien, Spinetten, Zinken, Faunenflöten, Lauten und Mandolinen u. ſ. w. kommen bei dieſen Feſten zum Vorſchein, die abgelegenſten Winkel des ungeheuern Paris verlaſſend, faſt unter jedem Baum läßt ſich ein ſolcher Virtuoſe hören, des Heers der ambulanten Sänger und Sängerinnen gar nicht zu gedenken, und die auf den Gerüſten vor den Kaffeehäuſern ſpielenden Orcheſter und ſingenden Chöre! und die zahlloſen Hazardſpiele, wo freilich nur ein Sous gegen ein Dutzend Mac-

caronen, Pfeffernüſſe oder Gerſtenzuckerfiguren hazardirt werden darf; dann die von angoriſchen Katzen gehüteten Poliſchinelkaſten, die Bogenſchützen= und Kugelſpiele, die Spielſachen, Kuchen= und Zuckerbäckerlädchen, die Carrouſſelle, die Luftſchifffahrten, wobei die Schiffe jede Bewegung, die ihnen die Meereswellen verurſachen, nachahmen, die Bilderläden à einen Sous und die vier und zwanzig Stunden ununterbrochenen Garküchen, zum Theil auch Hazardſpiele, wo man für zwei Sous einen Stich mit einer zweizinkigen Gabel in einen großen tiefen Keſſel thun darf, und, wenn einem das Glück wohl will, wohl auch eine Hammelsrippe, einen Kaninchenſchenkel, einen Leberlappen, ein Stück Milz, einen Fiſchkopf und ähnliche Leckerbiſſen erwiſchen kann, jedoch meiſtens die leere Gabel wieder aus der ſiedenden Maſſe zieht, noch obendrein von den Umſtehenden ausgelacht wird, und ſo ein Biſſen dann durch die wiederholten Stiche oft ſo theuer kömmt, daß man dafür eine gute Schüſſel bei einem Reſtaurateur erhalten hätte, aber dieſe freilich nicht mit einem ſolchen Gaudium und Genuß, wie das ſo Gewonnene, verzehrt haben würde. Aber welches Halloh ertönt dort in der Nähe eines der Klettermaſten? Ah, ſoeben hat ein Gamin eine ſilberne Uhr herabgeholt und alle drängen ſich um den Glücklichen, der dieſe Koſtbarkeit, die man beneidend bewundert, erbeutet hat. Aber hier nun begegnen unſere Spaziergänger gar einer Geſellſchaft von mehr als zwanzig Buckligen, von denen einige zum Theil Höcker haben, die einem Dromedar oder Kameel noch Ehre machen würden, von denen wohl manche unächt ſeyn mögen und, einer Polizei= oder Douanen=Viſitation ausgeſetzt, Gott weiß welche Ingredienzen hervorbringen würden. Aber an ſo feierlichen Tagen nimmt es ſelbſt die Polizei nicht ſo genau und läßt auch, durch die Finger ſehend, einen falſchen Buckel durchſchlüpfen. Aber wer ſind dieſe höckrigen Leute, was will dieſer bucklige Zug? Es iſt eine ganze Judenfamilie, die — doch ſeht, jetzt bildet ſie einen Kreis und macht unter den tollſten Grimaſſen und Pantomimen, wobei einige ſogar ihre freilich etwas langen Naſen in den breit geöffneten Mund ſtecken, eine Vokalmuſik, die gegen die Katzenchöre noch himmliſche Harmonie iſt. Sie näſeln und gurgeln eine ganze Simphonie herunter, geberden ſich dabei, als zerreiße ihnen Bauchgrimmen und das Miſerere die Gedärme, und ihr Coſtüme trägt nicht wenig dazu bei, dieſe ſchreckliche Komik noch zu erhöhen, denn es iſt das der deutſchen Scha=

cherjuden, wie ſie noch vor wenig Jahren in zerlumpten Trödel-kleidern, mit ſchäbigen Dreimaſtern und Bocksbärten, den Zwerch-ſack über die Schultern, durch die Straßen der Reichsſtädte wan-derten, in denen man ſie duldete.

Doch der Tag beginnt ſich zu neigen, Hunderttauſende von Lichtern entzündeten ſich allmählig und die elyſäiſchen Felder gli-chen nun einem Lichterwald, mehr wie fünfzig Orcheſter laden die Tanzluſtigen zu den Bällen unter freiem Himmel oder unter be-deckten, mit Blumenguirlanden und Feſtons geſchmückten Räumen zum Tanzen ein, Loretten und Griſetten taumeln den Tanz-böden zu und raſen und ſpringen gleich Beſeſſenen an der Hand ihrer rüſtigen Tänzer, die Polizei- und Stadtſergeanten können nicht Augen genug haben, wenn der Cancan in ſeiner frechen Un-verſchämtheit ſein Weſen treibt, und die wurde an zwanzig Orten ſchon hinausgeführt, die am ein und zwanzigſten nur um ſo zü-gelloſer wieder auftritt. Alle dieſe Frauengeſtalten werden zu eben ſoviel Bacchantinnen, ihre Ausgelaſſenheit kennt keine Schran-ken mehr und wird, durch die Anbeter ihrer Schamloſigkeit geſchützt, nicht ſelten zur ekelhafteſten Fratze.

Aber wie durch einen Zauberſchlag hat ſich nun mit der ein-gebrochenen Nacht die ungeheure Mittelallee vom Concordienplatz bis zum Triumphbogen des Sterns in wenig Minuten in eine Reihe von Feenpaläſten verwandelt, deren Baumaterialien in allen Farben ſpiegelnde Lichter und Lampen ſind. Colonaden von Sma-ragden, deren Säulen Capitäler von Rubinen, Brillanten und Turquoiſen haben, Arkaden, Geſimſe, Mauern und Hallen aus gleichen Materialien, Wölbungen von Tobazen, Granaten, Kar-funkeln, Saphiren, Chryſopas und Rieſenportale im ſchönſten Styl und Geſchmack, wenn gleich phantaſtiſch erbaut, laſſen alles hinter ſich zurück, was die Wunderlampe der Tauſend und einen Nacht zu ſchaffen im Stande war, und wenn man von dem Obelisk des Seſoſtris aus durch die Halle der über Alles prächtigen Eingangs-façade, deren Portal Brillantſäulen und Pilaſtern tragen, das Perſpective dieſer Feenpaläſte bis zum Triumphbogen erblickt, ſo weiß man in der That nicht mehr, ob man den Fuß noch auf irdiſchen Boden ſetzt, wenn nicht die gar zu proſaiſchen und zum Theil zerlumpten und düſter finſtern unheimlichen Geſtalten, die ſich in dieſen lichten Räumen bewegen, daran erinnerten, daß man ſich oft mitten unter der gräßlichſten und ſcheußlichſten irdiſchen

Miſere befindet. Der Contraſt iſt zu ſtark, hier ſollten nur Feen, Genien oder Engel ſchweben, um ein vollendetes Bild höherer Regionen zu geben. Aber auch der ganze Kai des jenſeitigen Seine-Ufers bietet einen gleichen, ja wo möglich noch imponirendern Anblick dar, denn dort ſpiegeln ſich alle die daſelbſt entſtandenen Tempel, feurige Wunderpaläſte, Rieſenſäulen, Pyramiden, unabſehbare Säulengänge in den Fluthen der Seine wieder, ein zauberartiger, magiſcher Anblick, dem keine Fata Morgana auch nur im Entfernteſten ähnelt, und Hunderte von bunterleuchteten Gondeln, Barken, Kähnen und Nachen rudern beſtändig die glühend ſcheinenden Wellen des Stromes auf und nieder, durch die ebenfalls erleuchteten Bogen all ſeiner illuminirten Brücken. Aus mehreren dieſer Gondeln und Schiffe ertönt eine harmoniſche Muſik, und vermehrt ſo das Entzücken der an den Ufern ſtaunenden Zuſchauer. Jetzt donnern die Kanonen des Invalidenpalaſtes und die Feuerwerke auf den Brücken und an den Kais beginnen. Tauſende von Raketen ſteigen zumal, und ein Sternenmeer von allen Farben beſäet den Himmel. Feuerſprühende Schlöſſer, Paläſte, Thürme und Tempel entſtehen und verſchwinden. Unzählige Sonnen drehen ſich im Kreiſe, bis ſie krachend platzen. Dreifache ungeheure Feuerreifen bilden ſich zum Andenken an die drei Julitage. Bomben zerplatzen hoch in der Luft und ergießen einen purpurnen, grünen, blauen und orangen Feuerregen auf das Volk. Feurige Gebüſche und Baumgruppen entſtehen und verſchwinden, ebenſo Medaillons mit flammenden Inſchriften, ganze Schlachten werden in den Lüften geliefert, löſen ſich gleich wirklichen in Nichts auf, und man ſieht bald die ſchönſten koloſſalen Blumenſträuße an ihrer Stelle, die ſich unter den Sternen verlieren. Drei flammenſpeiende Ballons ſteigen jetzt in die Höhe, werfen Tauſende von Schwärmern aus und ſind endlich ſo hoch geſtiegen, daß die Aſtronomen ſie für lang geſchweifte Wandelſterne halten würden. Endlich wird das Bouquet angezündet und breitet ſich gleich einem prachtvollen Pfauenſchweif in der Finſterniß der Nacht aus, wird ſo groß und leuchtend, daß die Nacht tageshell gelichtet iſt und wirft ſolche Feuermaſſen aus, daß man den feuerſpeienden Veſuv vor ſich wähnt und das Gekrache dem Abfeuern von hundert Pelotons ähnlich iſt. Ein allgemeines Freudengeſchrei läßt nun die ungeheure, ſich beinahe erdrückende Menge hören, die man jetzt Kopf für Kopf deutlich wahrnehmen kann, wie wenn der hellſte Sonnenſchein die

Geſichter beleuchtete. Dieſer phantaſtiſche Anblick iſt ebenſo merkwürdig als der Himmel ſelbſt, den eine Feuersbrunſt zu verzehren ſcheint. Die ganz umgekehrte Natur, die überwundene Finſterniß, das Firmament in Feuer aufgelöst, das unaufhörliche Donnern und Krachen bietet ein ſo außerordentliches Schauſpiel, daß man geheimnißvolle Mächte als Urheber deſſelben wähnt. Und dann wieder die wahrhaft komiſchen und bizarren Gruppen der armen Erdbewohner! Trotz aller Polizei und ihrer Verbote, wiegen ſich die Gamins, gleich Affen, zu Dutzenden auf den Aeſten der Bäume, um recht bequem zu ſehen, ehrbare Familien-Väter ſetzen ihre Kinder, wohl auch ihre Weiber auf die Schultern, Soldaten tragen ihre Liebchen auf den Armen, die, welche einen halben Franken übrig haben, ſind auf Stühle, Gerüſte, Eſtraden und Fäſſer geſtiegen, die nicht ſelten zuſammenbrechen, umfallen und reihenweis ſtürzen, dann, gleich Kartencapucinern, aufeinander fallen, ſich wieder mit Füßen und Aermen emporwühlend, zappelnd und um ſich ſchlagend, gleich einem wüthenden Jeſuiten auf der Kanzel. Dabei machen nun die Speculanten auf Börſen, Uhren, Taſchentücher ꝛc. vortreffliche Geſchäfte, denn die Juli- und Ludwig-Philippsfeſte ſind ihre reichſten Erndten. Aber jetzt verkündet ein Gekrach, als wollte die Welt, wenigſtens die Pariſer, berſten, die letzte Anſtrengung des Bouquets, eine ungeheure Rauchwolke löst ſich bald darauf in dichte Finſterniß auf, und von der ganzen Herrlichkeit des Feuerwerks bleibt nur noch ein wenig Dampf übrig, den jedoch die Lüftchen ebenfalls bald verwehen; jetzt wogt die ungeheure Menge wieder den fortwährend brillirenden elyſäiſchen Feldern zu, und ein Glück, wenn nicht Dutzende auf den Brücken, die dahin führen, erdrückt und zerquetſcht werden, wie dies ſchon öfters geſchehen iſt.

Bis jetzt war indeſſen noch alles ganz natürlich zugegangen, und die beiden Mädchen hatten, von Michel und dem Teufel beſchützt, alle Herrlichkeiten dieſes Feſttags und Abends mit aller Bequemlichkeit und gefahrlos in Augenſchein nehmen können. Aber nun, ſagte Michel zu ſeinem hinkenden Freund, müſſen wir dem guten Volk der Pariſer ein außerordentliches, noch nie geſehenes Schauſpiel geben, und zwar ſo, daß es auch einmal einen ordentlichen Genuß von all den Herrlichkeiten hat.

Er flüſterte Asmodi einige unverſtändliche Worte hinter dem Rücken der Mädchen zu, und ſiehe da, in einem Augenblick wa-

ren auch ſämmtliche Bäume der elyſäiſchen Felder und aller Alleen bis in ihre Höhen durch die buntfarbigſten Lampen illuminirt, deren außerordentlicher Glanz den der übrigen Illumination verdunkelte, da das Feuer derſelben ſolche Blitze von ſich gab, daß ſie das menſchliche Auge faſt nicht zu ertragen vermochte. Aber dies war bei Weitem noch nicht Alles: ſämmtliche Bäume hingen auch, gleich Chriſtbäumen, voll der herrlichſten Dinge. Gebratene Gänſe und Kapaunen, welſche Hahnen und Faſanen, die ſaftigſten Schinken und Hammelskeulen, Paſteten, Kuchen, Bretzeln und Ringelbrode, Zuckerhüte und volle Kaffeeſäcke, Chokoladfiguren in höchſter Vollkommenheit und ungeheurer Größe und alles mögliche darſtellend, ſo daß das Thier- und Pflanzenreich der ganzen Naturgeſchichte repräſentirt war, Confekt und Bonbons aller Art hingen an den Aeſten und Zweigen herab, und dieſe drohten unter der Laſt zu brechen. Jetzt mußte man ſehen, welche Virtuoſität das gute Volk im Klettern beſaß; kaum von ſeinem erſten, einige Sekunden langen Erſtaunen zurückgekommen, ſaß es auch ſchon auf den nun plötzlich lebendig gewordenen Bäumen, ſich der köſtlichen Früchte bemächtigend, und weit bequemer vermochte es dieſe zu erſteigen, als die fatalen Kletterbäume, von denen man hundert Mal herabrutſcht, ehe es einmal gelingt, eine Kleinigkeit auf denſelben zu erhaſchen.

Ha, riefen die guten Pariſer, jetzt verdienen die elyſäiſchen Felder einmal ihren Namen in der That, ſie ſind zum wahren Zaubergarten geworden, Ludwig Philipp der Großmüthige ſoll leben, hoch leben und lange leben! ſo was hat noch kein König vor ihm gethan und wird auch keiner mehr nach ihm thun. Es iſt ein wahrer Hexenmeiſter, er muß alle Taſchenſpieler von ganz Frankreich in ſeinen Sold genommen haben. Das mag eine tüchtige Lücke in ſeinen Geldbeutel machen. Aber nicht allein die Bäume der elyſäiſchen Felder waren mit ſolchen Früchten belaſtet, ſondern die des Tuileriengartens boten ein ähnliches Schauſpiel, nur daß deren Früchte noch ganz anderer, und wenn auch nicht eßbarer Gattung, aber deßhalb nur um ſo koſtbarer waren, denn ſie hingen voll goldner und ſilberner Uhrenketten von gleichem Metall und andern Koſtbarkeiten, ja, die alten wilden Kaſtanien und Ulmen trugen ſogar die verſchiedenartigſten Kleidungsſtücke, als Sommer- und Winterpaletots, Beinkleider, Gilets, Röcke und Fräcke, Halsbinden, Jacken, Blouſen von allen Farben und Stoffen. So

lange Paris ſteht, hatte man nichts Aehnliches geſehen, und groß war das Gaudium der Gaffer, als ſie dem allgemeinen Baumſtürmen zuſahen. Damit war es aber noch nicht alle, denn, o Wunder! ſämmtliche Springbrunnen, Fontainen und Baſſins ſprudelten ſtatt Seinewaſſer die köſtlichſten rothen und weißen Weine, ſelbſt die beiden koloſſalen Fontainen auf dem Concordienplatz nicht ausgenommen, und ſomit hatte ſich das Schauſpiel bei der ehemaligen deutſchen Kaiſerkrönung auf dem Römerberg zu Frankfurt am Main, jedoch in ungeheuer vergrößertem Maaßſtab erneuert, denn dort rann nur dünn, wie aus einem irdenen Pfeifenrohr und ſehr langſam ſaurer Sachſenhäuſer oder Grünberger für das Volk aus den beiden Brunnenröhren, während hier armsdick der goldene Eremitage, der beſte Chateau-Lafitte, Burgunder und perlender Champagner ſtrömte. Leider war das gute Volk unvorbereitet, es hatte ſich nicht mit Gefäßen verſehen und mußte die herrliche Höllengabe aus der hohlen Hand ſchlürfen. Aber es gab auch noch ganz andere Dinge zu ſehen, wie z. B.: prächtige Transparente, welche die neueſten Weltbegebenheiten in den lebendigſten Farben und ihrem wahren Licht darſtellten. Da ſah man die Ermordung der gallizischen Edelleute, die ſchrecklichſten Mord-, Raub- und Gräuelſcenen aus dem afrikaniſchen Krieg, engliſche, ſpaniſche, franzöſiſche, griechiſche, belgiſche, badiſche, württembergiſche und bairiſche Kammerſitzungen, deren Phyſionomien unverkennbar waren, die letzten Wahlſcenen in Frankreich, die Papſtwahl zu Rom, die Verehrung des römiſchen Volkes für Pius **IX.**, die Audienz des Mehmet Ali beim Großſultan zu Conſtantinopel; mehr aber als all dieſes zog ein gerade über dem Triumphbogen des Sternes ſchwebendes Rieſentransparent an, auf welchem mehrere Dutzende Galgen abgemalt waren, und an jedem derſelben hingen die zum Sprechen ähnlich getroffenen Portraits der bekannteſten beſchnittenen und unbeſchnittenen Geld-, Korn- und Fleiſchwucherer. Dieſe Galgen waren in einem Halbkreis aufgeſtellt, wie die Pyramiden der Prieſterverſammlung beim Anfang des zweiten Aktes in der Zauberflöte, und ſo wie dort Saraſtro als Oberſter der Eingeweihten vor der größten ſteht, hing hier der König der Wucherer am höchſten Galgen, ein grämlich bitterſaures Geſicht gegen ſeine Herrn Confratres machend. Hier jubelte das Volk, Hunderttauſende klatſchten in die Hände, ließen ſo recht von Herzen gehende Bravis erſchallen, und die Gehängten verdrehten grimmig die Augen, gleich

den Köpfen in Comtes Phantasmagorien. — Indeſſen wurde jedoch den erſtaunten Polizeiagenten die Weiſung, dieſe Bilder, die durchaus nicht in dem Programm der Julifeier angezeigt waren und ebenſo wenig in dem Plan dieſes Feſtes lagen, ſofort herabzunehmen. Sie ſchickten ſich auch an, dieſe Befehle gehorſamſt zu vollziehen; aber, o Wunder! ſobald ſie auf die herbeigebrachten Leitern ſtiegen, um die Transparente herabzunehmen, ſtiegen dieſe bei Annäherung der Polizeibeamten immer höher, indem ſie ſich zugleich vergrößerten, bald waren ſie für menſchliche Arme und Hülfsmittel unerreichbar, und abermalige Bravis und Gelächter ertönte aus hunderttauſend Kehlen. Dieſe außerordentliche Illumination und Feſtlichkeit hatte jedoch mit dem Schlag Mitternacht ein Ende, alle dieſe Bilder und Transparente verſchwanden von ſelbſt, ſowie die blitzenden Lichter auf den Bäumen, die das gute Volk ſchon längſt geleert hatte, erloſchen und die Fontainen wieder das gewöhnliche Waſſer von ſich gaben. — Michel brachte nun ſeine beiden, von all den wunderbaren Herrlichkeiten berauſchten Schützlinge in ihr Kloſter zurück, während die gewöhnliche Illumination ſo nach und nach, wie alljährlich, ausging und die Maſſen, diesmal mit dem Julifeſt wohl zufrieden, ſich gegen Morgen völlig verloren.

XVI.

Reiſe in den Mond. — Geiſtige Austheilungen daſelbſt. — Vierte Höllenreiſe. — Sündenbekenntniſſe der Katharina von Medicis, Königin von Frankreich. — Die Pariſer Bluthochzeit. — Was der Teufel von der Schleßwig-Holſteiniſchen Angelegenheit hält.

Michel blieb nach den Julifeſten abermals einige Wochen in Paris ohne den Asmodi zu citiren, ſuchte, die franzöſiſchen Sitten ſtudierend, ſeine Menſchen- und Völkerkenntniß zu erweitern, und durchlief jeden Morgen wie gewöhnlich die hauptſächlichſten franzöſiſchen, engliſchen, deutſchen und ſpaniſchen Zeitungen, in denen er, wie ebenfalls gewöhnlich, nichts Erbauliches fand. Das Einzige was ihn mehr intereſſirte, war die Schleßwig-Holſteiniſche Frage, er beſchloß jedoch, vorerſt nicht thätig in dieſelbe einzugreifen, indem er ſagte: ich bin doch begierig, wie ſich meine guten Landsleute in dieſer Angelegenheit benehmen und ob ſie ſich die Länder, welche am geeignetſten ſind, wieder eine deutſche Seemacht auf die Beine oder aufs Waſſer zu bringen, ſo vor der Naſe wegescamotiren laſſen. Eines Morgens las er auch in einem deutſchen Journal unter den literariſchen Anzeigen folgende Werke angekündigt:

„*Groß- und Heldenthaten des berüchtigten Dietrich Harpax-Rummelpuff, Wucherer en gros und Banquier en détail, Exhaupt einer Schmugglerbande.* Aus abſonderlicher Hochachtung dem Handelsmann C. v. D. R. zu F. gewidmet. Winterthur u. Zürich 1847“;

ſodann:

„*Beraubung eines Frankfurter Bürgers durch einen Erzgauner und ſeinen Vetter, mit polizeilicher Hülfe.* Dem Senator L. R. gewidmet. Zürich und Winterthur 1847.“

— Wahrſcheinlich ein Appendix zu der von Fabek'ſchen Geſchichte, meinte Michel, notirte ſich die Anzeige mit Rothſtift und citirte den Hinkenden.

Asmodi trat ein.

— Nun, was haben wir wieder auf dem Herzen? —

— Mich lüſtets nach der Mondreiſe.

— Ei, ei: ſind wir mondſüchtig? wohl um einmal einer Geiſteszubereitung und Verſtandesaustheilung beizuwohnen?

— Allerdings.

— Wohlan, wir können ſogleich abſegeln, es iſt ohnehin gerade Vollmond.

— Ich bin bereit, doch lies zuvor dieſe beiden Anzeigen.

Michel reichte ſeinem Freund die von ihm rothangeſtrichenen Blätter hin.

Asmodi warf einen Blick in dieſelben und legte ſie wieder auf Stürmers Nachttiſch, ein: Mir ſchon längſt bekannt, von ſich gebend.

— Nun, und was iſt's?

— Ein Gauner erſter Klaſſe, den ſchon längſt die Hölle ſehnſüchtig und mit Freuden erwartet, der ſchon gar manche Schurkenſtreiche verübt und ehrliche und brave Leute geſchunden und betrogen, durch ſeine Kniffe um das Ihrige gebracht hat, iſt nun endlich einmal an den rechten Mann gekommen, den er zwar auch mit Hülfe eines nahen, bei den Polizei-Gerichten angeſtellten Verwandten beſtohlen hat, ihm ſein rechtmäßiges Gut ſchon Jahre lang vorenthält, und ſogar aller Exiſtenzmittel durch den Beiſtand dieſes Gerichts beraubte, indem er demſelben Lügen vorſpielte und falſche Angaben machte, ſo daß es, einfältig genug, ohne den Gegner nur anzuhören, denſelben auf das Verlangen eines Gauners ohne weiteres verurtheilte. Nun hat ſich aber das Recht durch die einſichtsvollern und gerechtern Gerichte eines andern Staates ſonnenklar an den Tag geſtellt; der Beſtohlene verfolgt jetzt im Bewußtſeyn ſeines guten Rechts jenen Betrüger und ſeine Helfershelfer auf jede erlaubte Weiſe, bis ihm ſein gutes Recht geworden und er für den ihm durch das heilloſe Verfahren jener Clique erlittenen Schaden und Nachtheil vollkommen, wie ſich gebührt, entſchädigt und wieder zu dem Seinigen gekommen iſt; er wird in den angezeigten Broſchüren Jedermann zur Lehre und zur Warnung des Publikums die ganze Sache, gehörig dokumentirt und

bewieſen, auseinanderſetzen und klar machen, damit wenigſtens in Zukunft dergleichen Schändlichkeiten in ſolchen Republiken unmöglich werden. Doch Du kannſt ja die Geſchichte ſelbſt leſen, ſóbald die Broſchüren erſchienen ſind, ſie wird Dich intereſſiren und unterhalten.

— Ich zweifle nicht daran und zolle dem Herausgeber meinen vollen Beifall, ſolche Schändlichkeiten müſſen der Oeffentlichkeit übergeben und gebrandmarkt werden. Doch jetzt in den Mond!

— Nach etwa anderthalb Stunden ließen ſich die beiden unerſchrockenen Luftſegler auf einem hohen Gebirge im Mond nieder, das einen tiefen Keſſel umgab, in welchem ſich eine ſonderbare liquide Maſſe in fünf Abtheilungen bewegte, auf der einige Tauſend der ſeltſamſten Geſtalten auf und nieder zu tauchen ſchienen. — Michel hatte noch nie ähnliche Figuren geſehen, ſelbſt auf ſeiner Sternenreiſe nicht, auch würden ſie mit irdiſchen Sprachen und Zeichen nicht zu beſchreiben ſeyn, da ihre Umriſſe und Farben in unſerer ſublunariſchen Welt ganz unbekannt ſind.

— Dies ſind diejenigen Selenitäten, ſagte Asmodi, welche damit beauftragt ſind, euch Sterblichen mit Verſtand, Vernunft, Genie, Talent und Geiſt zu verſehen, welche ſie aus den Maſſen, die Du da unten wogen ſiehſt, deſtilliren.

— Die Herren müſſen aber ſehr nachläſſig ſeyn und ihre Pflicht ſchlecht erfüllen, da unſer Erdball ein ſo ungeheures Heer von geiſtloſen Dummköpfen und vernunftloſen Unverſtändigen aufzuweiſen hat.

Malitiös lächelnd erwiederte Asmodi: ſie gleichen darin denjenigen Staatsbeamten einer gewiſſen Republik, die, wenn ſie einmal eine fette Anſtellung haben, ihren Dienſt nach aller Bequemlichkeit, ſo ganz mechaniſch verrichten, und ohne viel Nachdenken Alles dem lieben Zufall überlaſſen, den Staat nur als die fette Kuh betrachtend, die ſie reichlich mit Milch und Butter verſehen muß.

— Aber giebt es denn kein Mittel, dieſe ſaubern Herren zu zwingen, ihre Schuldigkeit zu thun?

— Das darfſt Du mich nicht fragen, ſie ſtehen unter höhern Befehlen, auf die ich keinen Einfluß habe, der Weltregent muß es in ſeinen unerforſchlichen Beſchlüſſen ſo für gut finden.

— Wohlan, ſo laß uns hinabſteigen, die Procedur näher in Augenſchein zu nehmen.

Die beiden Geſellen begaben ſich nun an den Rand des Sees,

in dem die köſtlichen Subſtanzen flutheten, welche den menſchlichen Geiſt bilden, und ſahen, wie dieſe tollen Geſtalten unaufhörlich eine Art transparente Trichter füllten, deren Enden jedoch in einer haardünnen, kaum mehr ſichtbaren Röhre ausliefen.

— Ich begreife dieſe Manipulation nicht, ſagte Michel: wie zum Guckuk gelangt denn dieſer ſo filtrirte Geiſt in die Körper der Menſchen?

— Die erſte Abtheilung dieſes Sees enthält die Verſtandesmaſſe, die zweite die der Vernunft, die dritte die des Geiſtes, die vierte die des Talents und die fünfte die des Genies. Von jeder dieſer Subſtanzen wird bei jeder Menſchengeburt ein gewiſſes Quantum genommen, das dann mit dem der andern vermiſcht in eine kleine, etwa erbſengroße Phiole geſchüttet wird. Nun kömmt es aber häufig vor, daß die unachtſamen Bereiter dieſer köſtlichen Subſtanzen zu viel oder zu wenig von der einen oder der andern einfüllen, ja ſehr häufig die der Vernunft ganz und die des Genies faſt immer vergeſſen, von der ſie wenigſtens das Millionentheil eines Grans, denn dieſe verfahren durchaus homöopathiſch, für jedes neugeborene Menſchenkind beimiſchen ſollten; woher es denn kommt, daß ein Menſch mehr, der andere weniger Verſtand, Geiſt und Talent hat, die Vernunft aber ſo vielen und das Genie faſt allen mangelt. Häufig aber geſchieht es auch, daß ſie ſich in der Eile vergreifen und von der einen Maſſe zu viel, dagegen von der andern zu wenig nehmen, daher oft die außerordentlichen Talente ohne alle Vernunft u. ſ. w. ſind. Haben die Austheiler aber im Ganzen zu wenig von dieſen Materien genommen und es fehlt auch nur ein Tauſendtheilchen, dann iſt der mehr oder minder große Dummkopf auf Lebenszeit fertig, ſowie wenn das Maas zu voll iſt, ein Genie, wohl gar ein ſpekulativer Philoſoph oder ein Narr daraus entſteht. Dieſe Maſſe wird nun noch einmal deſtillirt und geläutert und deren Quinteſſenz, die ungefähr den Kopf eines Flohes füllen würde, durch unſichtbare Röhren in den Kopf jedes neugeborenen Gabelthiers geleitet. Wenn dieſe abentheuerlichen Geſtalten immer mit ganz gleichem Maas meſſen würden, ſo wäre auf Erden einer ſo klug, vernünftig und verſtändig, als der andere, und folglich eine völlige Gleichheit, die freilich ſchrecklich langweilig ſeyn würde; ſo aber geht dieſe Geiſtesaustheilung über Bauſch und Bogen, wie alle Fabrikarbeiten, an einem fort, das eben eingefüllte Quantum erhält allemal das zuletzt geborene

Menſchenkind, ohne alle Rückſicht wer ſeine Eltern ſind und was ſeine Beſtimmung iſt.

— Nun iſt es mir erklärbar, warum es oft ſo kluge Bauern und ſo einfältige Gelehrte, ſo alberne Staatsmänner und ſo vernünftige Hirten gibt.

— Daran iſt nun freilich die Diſtribution im Mond nicht ſchuld, ſondern eure irdiſchen Alfanſereien und Schnurrpfeifereien, die es ſo ſelten, ja nur ausnahmsweiſe geſtatten, den Menſchen an den Platz zu ſtellen, der ihm eigentlich gebührt.

— Ja, dazu gehört auch ſchon ein nicht gewöhnlicher Verſtand und Einſicht, die der Zufall gerade einem Mächtigern und Hochgeſtellten auf Erden verliehen haben muß. Ich kenne nur wenige Erdengötter, denen ein ſolches Glück zu Theil wurde, und die aus den Maſſen ihrer Untergebenen Jeden an die ihm gebührende Stelle zu ſetzen verſtanden. Friedrich der Einzige beſaß ſo ziemlich dieſes Talent, das Napoleon gänzlich mangelte, und unter den jetzt regierenden Herrſchern Europas ſind mir auch nur wenige bekannt, welche ſo glücklich ſind, es zu beſitzen, ich mag ſie jedoch nicht namhaft machen, um die übrigen nicht zu kränken.

Der Teufel lachte höhniſch.

— Aber höre, Asmodi, fuhr Stürmer fort, mir däucht, ich ſelbſt bin bei dieſer Verſtandesaustheilung etwas zu kurz gekommen; wie wäre es, wenn ich mir von den Herren, da ich denn doch einmal hier bin, noch eine Portion von dieſer koſtbaren Subſtanz ausbäte?

— Um der Hölle willen nicht, Du haſt ſo ſchon einen halben Sparren zu viel, dies würde Dich vollends ins Tollhaus bringen.

— Meinſt Du?

— O ganz gewiß.

— Wohlan, ſo will ich verſuchen, wenigſtens eine Quantität derſelben für die irdiſchen Deputirtenkammern und andere Staatskörper, denen ſie gewaltig noth thut, hauptſächlich aus dem Behälter der Vernunft zu erhalten.

— Verſuche Dein Heil, ſagte Asmodi ſpöttiſch.

Michel machte dieſen Verſuch, aber die Seleniten nahmen ſein Geſuch auf eine ſo grimmig unfreundliche Weiſe auf, daß er ſchnell davon abſtand, und ſich gegen Asmodi wendend, ſagte er zu dieſem:

— Laß uns weiter ziehen, ich habe genug an dieſer Verſtan-

desfabrikation, beſonders wenn ſich hier nichts ändern läßt und keine Fürſprache berückſichtigt wird.

— Ha, Du möchteſt wohl ſonſt allerlei Begünſtigungen vornehmen? —

— Ich läugne es nicht, ich würde, wenn ich die Macht hätte, für die Zukunft mir ein beſſeres Maas für manche Klaſſen der Erdbewohner und namentlich die Behörden ausbitten, die ſeit geraumer Zeit ſchon ganz abſonderlich ſtiefmütterlich bei dieſer Austheilung bedacht werden.

— Nun, wo jetzt hin?

— Enthält der Mond noch andere Merkwürdigkeiten?

— Nichts Sonderliches mehr. Die übrigen Seleniten ſind denen, die Du geſehen, ziemlich ähnlich, ihre Verrichtungen haben eben keinen beſondern Reiz, obgleich ſie ebenfalls zu Gunſten der Erdbewohner geſchehen, wie denn überhaupt der Mond, dieſer Trabant eures Balles, hauptſächlich nur dieſem zum Dienſt geſchaffen iſt und großen Einfluß im Wetter, in der Fruchtbarkeit rc. auf denſelben hat.

Die Luftreiſenden ſchickten ſich nun an, den lieben Mond wieder zu verlaſſen, und ſich erhebend, ſah Michel große öde Flächen, ganz beſondere Arten von Wäldern und Feldern, Ströme und Seen, welche ganz eigene Flüſſigkeiten beherbergten, und Weſen, welche dem animaliſchen Reich des Mondes anzugehören ſchienen und ebenfalls die wunderlichſten Geſtalten hatten.

Nochmals fragte der Hinkende, wo Michel jetzt ſeinen Flug hinnehmen wollte.

— Ich ſchwanke zwiſchen der Hölle und Quitſchi-Quatſchi.

— Letzteres iſt auch eine Art Hölle, meinte Asmodi, wenigſtens für die vernünftigen Leute. — Nun, entſchließe Dich.

— Wohlan denn: zur Hölle, mich lüſtets wieder, einige Sündenbekenntniſſe verdammter Berühmtheiten zu hören, die Quatſcher Albernheiten mögen mich ein andersmal unterhalten. Es wird nie daran fehlen.

— Gewiß nicht.

Den Mond verlaſſend, hatten ſie bald Asmodis Heimath erreicht und ſchwebten auf Michels Verlangen nun vor der Königin Katharina von Medicis, welche die Qualen des ſiedenden Blutmeeres in einem fürchterlichen Grad zu erdulden hatte.

Michel forderte auch ſie auf, das Bekenntniß ihrer Sünden

und Verbrechen unverhohlen und der Wahrheit gemäß abzulegen, ihr unter dieſer Bedingung Erleichterung ihrer entſetzlichen Martern verſprechend.

In Katharinens Augen glänzte ein Hoffnungsſtrahl, ſie verſprach, was man begehrte, und begann:

— Ihr wißt wahrſcheinlich, daß ich die einzige Tochter des Lorenz von Medicis, Herzogs von Urbino bin. Als ſolche wurde ich von einer intriguanten Gouvernante, welche mich als zartes Kind ſchon in allen Ränken, Kabalen und Intriguen, die damals an dem italieniſchen Hofe gang und gäbe waren, einweihte, erzogen, und ich hatte ſchon in meinem eilften Jahre geheime Liebesverhältniſſe, die nichts weniger als rein platoniſch waren. Noch nicht vierzehn Jahre alt, wurde ich dem Sohn des Königs von Frankreich, dem jungen Heinrich, zu Marſeille angetraut, eigentlich an deſſen Vater von dem meinigen, der Franz I. große Geldſummen lieh, verkuppelt. Als ich am franzöſiſchen Hofe ankam, wo man mich beinahe als unebenbürtig betrachtete, hatte ich einen ſchweren Stand und wurde von zwei gefährlichen Frauen, der Maitreſſe meines Schwiegervaters, der Herzogin von Eſtampes, und der meines Gatten, der berüchtigten Diana von Poitiers, mit ſchelen Augen und als ihre geſchworne Feindin angeſehen; ja wenig hätte gefehlt, daß nach der Hochzeit mein Gemahl ſich nicht von mir ſcheiden ließ und mich ſchmachvoll heimgeſchickt hätte. Nur dadurch vermochte ich mich zu erhalten, daß ich mich meinem Schwiegervater und noch andern einflußreichen Männern am Hofe Preis gab, und Diana ſelbſt begünſtigte meine Ausſchweifungen hinter dem Rücken Heinrichs, in der Hoffnung, um ſo ſicherer über dieſen, der mich gänzlich vernachläßigte, herrſchen zu können; auch war mir wohl bewußt, daß er faſt jede Nacht in den Armen dieſes wollüſtigen Weibes zubrachte, an deren Triumphwagen er gefeſſelt war, und die nebſt ihm noch einen Haufen anderer Liebhaber faſt aus allen Ständen hatte. Aber ſie wußte Heinrich ſo für ſich einzunehmen, daß trotz ihrer vierzig Winter, und nachdem ſie drei jugendliche Liebhaber abgenutzt und ſich in Wollüſten gewälzt hatte, ſie dennoch deſſen Sinne berauſchte, ihn täglich in ihren Liebeskämpfen überwand und eine unbeſchränkte Gewalt über ihn ausübte.

— Ich muß Euch bemerken, Königin Katharina, fiel ihr hier Michel ins Wort, daß Ihr wohl daran thut, Euch weniger mit

den Gebrechen Anderer zu befaſſen, und mehr die eigenen im Auge habt und bekennt, wenn Ihr auf Verbeſſerung Eurer Lage hofft. —

— Mit etwas gedämpfterer Stimme fuhr Katharina von Medicis fort: Ich ſprach nur von Dianen, weil ihre Vergehen ſo gewaltigen Einfluß auf mein Betragen hatten. Ich geſtehe offen, daß auch ich mich, ſo vernachläßigt fühlend, allen Leidenſchaften der heißblutigen Italienerin hingab; aber ich blieb nicht bei der natürlichen Befriedigung meiner Lüſte ſtehen, ſondern ſündigte mit andern jungen hübſchen Mädchen, die ich an mich zu ziehen wußte, und die mir nun überall folgten und mich umgaben, wir begingen die Sünden, die man der Sappho nachſagt. — Mit dieſer kleinen Bande, die man am Hofe die kleinen Damen nannte, tanzte, jagte und ritt ich, gab ihnen geheime Feſte in den Schlöſſern von Fontainebleau, Madrid *) und Chambord; bisweilen verloren ſich jedoch auch junge Leute zu uns, die wir aber meiſtens verſpotteten oder uns ihrer doch nur zu gewiſſen Lüſten bedienten. Bald aber lernte ich einſehen, daß der Cirkel der reizendſten, liebenswürdigſten und verſchmitzten jungen Mädchen, die ich um mich verſammelt hatte, mir, klug geleitet, noch ganz andere Dienſte als die Befriedigung der Sinnenluſt leiſten könne. Es waren meiſtens junge Mädchen aus den erſten Familien Frankreichs, die ich nun in allen Künſten und Lüſten der Coquetterie und der Buhlerei unterrichtete, und dadurch geſchickt machte, die einflußreichſten und tüchtigſten Männer bei Hof für mich zu gewinnen, ſie wußten dieſen Helden auch ihre verborgenſten Abſichten und Geheimniſſe zu entlocken, die ſie mir dann mittheilten, und ſetzten mich dadurch in den Stand, mich ihrer zu meinen Zwecken beſtens zu bedienen. Schon war ich zwölf Jahre verheirathet und meine Ehe immer noch kinderlos, was eines Theils durch das Leben, das ich führte, anderen Theils durch die Impotenz meines, ebenfalls durch Ausſchweifungen geſchwächten Gatten leicht zu erklären war. Indeſſen mußte mir, wollte ich in Frankreich herrſchen, und Herrſchſucht war die Leidenſchaft, die alle übrigen in mir dominirte, Alles daran gelegen ſeyn, Frankreichs Krone und Thron Erben zu geben. — Es gelang mir auch, dieſen meinen ſehnlichſten Wunſch jetzt in Erfüllung gehen zu ſehen, und ich gab Franz II. das Daſeyn. Aber zu beſtimmen, wer eigentlich deſſen

*) Ein Schloß in der Nähe von Paris, das dieſen Namen führte.

Vater war, dies vermag ich nicht; ſoviel iſt jedoch gewiß, daß es mein Gatte nicht ſeyn konnte, obgleich er dies glaubte; am wahrſcheinlichſten iſt es, daß ein tüchtiger Kammerdiener, Namens Charles, ſich deſſen rühmen durfte. Von jetzt an hatte ich mich mehr des Vertrauens meines Gemahls zu erfreuen, der, da ich bei ſeinen faſt öffentlichen Liebeshändeln die Augen zudrückte und ſo klug war ſie zu ignoriren, mir von Tag zu Tag mehr freundſchaftliche Zuneigung bewies, die endlich ſo weit ging, daß als Heinrich 1547 den Thron beſtieg, er alle Regierungsſorgen mit mir theilte und nichts von Bedeutung unternahm, ohne mich um Rath zu fragen.

— Verzeiht, Königin, wenn ich euch abermals unterbreche. Ihr ſeyd über einen Umſtand weggegangen, der damals etwa zehn Jahre vor der Thronbeſteigung eures Gatten großes Aufſehen machte, ich meine den Tod des Dauphins. Das Gerücht beſchuldigte euch allgemein, deſſen Veranlaſſung geweſen zu ſeyn, man ſagt, ihr habt ihm italieniſches Gift beibringen laſſen. — Was iſt an dieſer Sache? —

— Es iſt mir wohl bekannt, daß ich bei dem Volk in dem Verdacht geſtanden, dieſes Verbrechen begangen zu haben, aber es iſt nicht an dem, das dürft ihr mir auf mein Wort glauben: damals gingen meine ehrgeizigen Abſichten noch nicht ſo weit, um ſie durch ſolche Unthaten verwirklichen zu wollen, ich war noch zu ſehr dem Genuß der ſinnlichen Liebe ergeben, als daß ich an den des Herrſchens hätte denken können. — Ungefähr zwei Jahre nach Heinrichs Thronbeſteigung, fuhr die Verdammte fort, vermochte ich es ſogar über ihn, auch mich krönen zu laſſen, und ich hielt bei dieſer Gelegenheit einen prachtvollen Einzug in Paris, bei dem die ungeheure Menge, die ſich zu dieſem glänzenden Schauſpiel eingefunden, noch immer meine Schönheit und üppige Fülle bewunderte.

— Verzeiht, Katharina, daß auch ich euch unterbreche, ſchnarrte Asmodi höhniſch. Dem iſt nicht alſo. — Was ihr für Bewunderung hieltet, war nur Spott, denn man lachte ob eures ſchlotternden, faſt nackten, ſchon ziemlich welken Buſens. Doch dies ſchadet der Aufrichtigkeit eurer Geſtändniſſe nichts, denn ihr waret verblendet und redet wie ihr denkt.

Katharina biß ſich in die Lippen und fuhr dann fort: das Vertrauen, das mein Gemahl in mich ſetzte, war nun ſo groß,

daß er mich während ſeiner Feldzüge in Deutſchland zur Regentin des Reichs ernannte. Durch meine Schlauheit hatte ich dieſes, ſo wie meine Krönung zu bewirken gewußt. Damals war ich ſchon Mutter von drei Kindern, deren Väter ich freilich nicht mit Beſtimmtheit anzugeben vermag, doch glaube ich, daß das zweite dem Herzog von Montmorency das Leben verdankte *). Ich ſah nun meine feurigſten Wünſche gekrönt und hielt die Zügel der Regierung in meiner Hand. Mein Gemahl hatte mir, als er Abſchied von mir nahm, die Sorge übertragen, Proteſtanten und Ketzer verbrennen zu laſſen und die nöthigen Gelder zur Führung des Krieges herbeizuſchaffen. Beider Aufträge entledigte ich mich zu ſeiner völligen Zufriedenheit, das Blut der Ketzer floß in dicken Strömen, und ich war durch meinen Beichtvater und heilloſe Pfaffen in dem albernen Glauben befangen, dadurch meine andern Sünden zu ſühnen. Das Volk erdrückte ich mit Abgaben und Frankreichs Schätze gingen nach dem Ausland, wo ſie vergeudet wurden; dabei dachte ich daran, mir für die Lebensdauer die mir ſo ſüße Herrſchaft zu ſichern, indem ich meine eigenen Kinder ſo frühzeitig als möglich durch Wolluſt zu ſchwächen und zu entnerven ſuchte, und ſie zugleich an den Anblick der blutigſten und gräulichſten Grauſamkeiten gewöhnte, indem ich ſie den Foltern und den ſchrecklichen Hinrichtungen meiner Schlachtopfer beiwohnen ließ, was auch mir ein ungemein wollüſtiges Entzücken verurſachte. — Aber endlich zeigte ſich das Parlament von Paris ſtörrig und wollte ſich meinen Blutbefehlen widerſetzen, ſie nicht mehr gutheißen; als aber mein Gatte zurückgekehrt, war es mir leicht, dieſen zu vermögen, eine königliche Sitzung in demſelben zu halten, in welcher er, nachdem er in derſelben den Widerſpenſtigen derb die Meinung geſagt, ſie aufhebend erklärte: „daß er Anne Dübourg mit eigenen Augen wolle verbrennen ſehen.“ Jedoch an der im Turnier auf dem königlichen Platz erhaltenen Wunde ſterbend, ging ſein Wille nicht in Erfüllung. — Jetzt glaubte ich ganz unumſchränkt regieren zu können, und ließ alle Minen ſpielen, meine Herrſchſucht zu befriedigen. Treuloſigkeit, Hinterliſt, Verrath und Betrug waren meine Verbündeten und mir willkommen, ſobald ſie meine Zwecke förderten. Aber noch ehe das Todesjahr meines Gatten um war, hatte die Zwietracht ihre gräßlichſten Fackeln ge-

*) Einige Manuſcripte und ältere Werke in der königlichen Bibliothek zu Paris geben hierüber nähere Aufſchlüſſe.

ſchwungen, ich hatte mich dem Einfluß der Guiſen hingegeben, die mir ihre ganze Wuth einflößten. Die verfolgten und beleidigten Großen entfernten ſich vom Hofe, flohen vor den Verfolgungen, und der Bürgerkrieg hatte bald ganz Frankreich in Flammen geſetzt.

Um dem Uebel zu ſteuern und meine Herrſchaft zu ſichern, ergriff ich das Mittel, ein Tribunal einzuſetzen, das an Scheußlichkeit und Grauſamkeit dem der Inquiſition nichts nachgab, und nannte es ſehr bezeichnend: „die feurige Kammer.“ Durch daſſelbe ließ ich alle verbrennen, die auch nur im Entfernteſten der Ketzerei verdächtig waren. Der Präſident Minard und der Inquiſitor Demachares waren die hauptſächlichſten Werkzeuge meiner Barbarei, ſie mußten diejenigen, die mir verdächtig ſchienen, in ihren Häuſern, in ihren Kellern und verborgenſten Schlupfwinkeln aufſuchen und überliefern, und da es an Angebern, die reichlich belohnt wurden, nicht fehlte, ſo entging mir ſelten eines der zum Scheiterhaufen beſtimmten Opfer. — Einer dieſer beſoldeten Angeber hatte, den Advokaten Trouiltere und deſſen Familie der Ketzerei anklagend, behauptet, daß eine von deſſen hübſchen Töchtern ihn ebenfalls habe zum Proteſtantismus verführen wollen, indem ſie ihm bei einer in ihrer Eltern Wohnung gehaltenen Orgie ihre Reize um dieſen Preis angeboten habe. Dieſe Ausſage empörte jedoch, ſonderbar genug, meine Hoffräuleins ſo ſehr, daß ſie die Ehre ihres Geſchlechts dadurch verletzt glaubten, ſich des Anklägers bemächtigten und dieſem ſo ernſtlich zuſetzten, daß er beſchämt geſtand, gelogen zu haben. Dennoch wurden die Angeſchuldigten verbrannt und der Angeber in Gnaden von mir entlaſſen. — Die Feuerkammer fuhr indeſſen in ihren Unterſuchungen und Verurtheilungen mit großem Eifer fort, und Schrecken und Hinrichtungen mehrten ſich zu meiner großen Zufriedenheit täglich. Ich ließ die Häuſer, die mir als Wohnungen der Ketzer verdächtig gemacht wurden, mit einem Kreuz bezeichnen. Die Bewohner derſelben, durch dieſes Zeichen erſchreckt, wollten entfliehen, aber meine Aufpaſſer und Schergen wußten dies zu verhindern, indem ſie ſie verhafteten, und Frauen und Mädchen wurden zu meiner großen Freude genothzüchtigt. Die Vorübergehenden ſahen lachend zu, man entkleidete die Frauen ſo wie die Kinder nackend und ließ ſie in dieſem Zuſtand in den Straßen, während die Ehemänner und Väter, mit den Spießen in den Rippen, ſo lange man ſie erreichen

konnte, verfolgt wurden. Auch den Anne Dübourg, den mein Gatte nicht mehr die Freude hatte ſterben zu ſehen, ließ ich tödten. So war das Beginnen der Regierung meines Sohnes Franz II., der jedoch nur der Schatten eines Königs, der Vollſtrecker meines Willens war. — Aber bald wagten es die Ketzer und Proteſtanten, ſich gegen die Regierung auflehnen zu wollen. Amboiſe zettelte eine gefährliche Verſchwörung gegen mich und die Guiſen an, und ich ſah meine Macht einen Augenblick bedroht. Glücklicherweiſe aber fanden die Verſchworenen keinen Anhang unter dem an die Sclaverei gewohnten Volk, ſie wurden überwunden, gefangen und zum Richtplatz geſchleppt. Von einer Gallerie des Schloſſes Ambois aus ſah ich mit meinen Kindern vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang der von mir befohlenen Metzelei zu. Alle Franzoſen, die verdächtig waren, Theil an der Verſchwörung genommen zu haben, wurden vor meinen Augen gerädert, geſpießt, gehängt oder erwürgt. Am Abend dieſes Tages waren die Arme der Henker von der ſchweren Arbeit ganz ſteif geworden, und noch den folgenden Tag ſtrömten die Wellen der Loire blutig.

Indeſſen befürchtete ich dennoch, die Herrſchaft meinen Händen entriſſen zu ſehen, da die junge und reizende Maria Stuart, die Gattin des Königs, meines Sohnes, alle Herzen gewann und mit ihrer Hülfe ſich die Guiſen Franz II. gegen meinen Willen ganz zu bemächtigen ſuchten. Wollte ich mich nicht in die mir unausſtehliche Lage verſetzt ſehen, aller Macht und jedem Einfluß zu entſagen, ſo mußte ich auf Mittel denken, dieſes ſich drohend gegen mich erhebende Ungewitter zu beſchwören, und um jeden Preis abzuwenden ſuchen. Da ich keinen andern Ausweg ſah, ſo griff ich zu dem in meinem Vaterland ſo gebräuchlichen Mittel und brachte meinem älteſten, ohnehin ſchon ſo ſchwächlichen Sohn mit Hülfe einer Italiänerin, meiner dreißigjährigen Vertrauten, ein langſam tödtendes Gift bei, indem ich zugleich unter den franzöſiſchen Großen Zwietracht ſäete und unterhielt. Franz II. ſtarb, nachdem er ſechzehn Monate als ein Schattenkönig auf dem Thron geſeſſen hatte, und meine erſte Sorge nach deſſen Tod war, die mir gefährliche und verhaßte Maria Stuart nach Schottland zurückzuſenden. An die Stelle des todten Königs ſetzte ich meinen noch unmündigen Sohn Karl auf den Thron von Frankreich und wußte es ſo einzurichten, daß ich die Vormundſchaft und Regentſchaft erhielt, obgleich der König von Navarra als erſter Prinz vom Ge-

blüt auch die erſten Anſprüche gehabt, denen er jedoch, durch meine Intriguen eingeſchüchtert, ſcheinbar freiwillig entſagte. Nicht weniger als vierzehn franzöſiſche Heere zerfleiſchten ſich jetzt gegenſeitig und führten einen Vertilgungskrieg mit einander. Dies war mein Werk, denn die machiavelliſtiſche Politik: ſäe Zwietracht und Feindſeligkeiten aus und herrſche, waren auch die Grundpfeiler meiner Politik. Man ſah Freunde, nahe Blutsverwandte, Brüder gegen Brüder mit einander auf Leben und Tod kämpfen und die vatermörderiſche Büchſe des Sohnes ſandte den Urheber ſeiner Tage in die andere Welt, Greiſe, Weiber und Kinder ſahen von den Mauern dieſem blutigen Würgen zu, unſchlüſſig, für wen ſie den Himmel bitten ſollten, da auf beiden Seiten ihr Blut focht und Sieger und Beſiegte ihnen angehörten. Auf welche Seite ſich auch der Sieg neigte, ſie mußten immer blutige Thränen vergießen. Ich unterſtützte und ſchützte heimlich bald die Guiſen, bald die Hugenotten; indeſſen waren es doch immer die Proteſtanten, deren Vertilgung ich im Grund meiner Seele wollte, nachdem ſie mir geholfen mich meiner katholiſchen Feinde zu entledigen. Um mich aber meines ſeiner Mündigkeit entgegengehenden Sohnes ganz zu verſichern, ſandte ich jeden Morgen, bevor er nach aufſtand, meine reizendſten, jüngſten und üppigſten Hofdamen zu ihm, die ihn durch alle erſinnlichen Verführungen der geilſten Wolluſt, aber doch unter einem religiöſen Deckmantel, ſchwächen und ſo ſeinen Körper und Geiſt gleich abnutzen mußten. — So kam das Jahr 1566 heran und mit ihm das Ende meiner Regentſchaft, aber nicht meiner Herrſchaft, denn der junge König dachte nur dann an Regierungsſorgen, wenn er meines Beiſtandes und Rathes bedurfte. Jetzt veranſtaltete ich jene berühmte Reiſe nach Bayonne, die unter lauter Feſten, öffentlichen Freuden und einer Reihe von Huldigungen von Paris bis zu den Pyrenäen zurückgelegt wurde, und ich und mein Sohn, auf mein Geheiß, ließen nur Worte des Wohlwollens und des Friedens während dieſer Zeit fallen. Als Vorwand zu dieſer Reiſe wurde eine freundſchaftliche Zuſammenkunft mit der Königin von Spanien angegeben, der geheime Zweck derſelben aber war, die Königin von Navarra ſammt ihrem Sohn Heinrich zu entführen und ſofort dem ſpaniſchen Hof auszuliefern. Auch entwarf ich zu Bayonne, mitten unter Feſten, Luſtbarkeiten, Turnieren, Spielen und Orgien, mich beſonders mit dem Herzog Alba deßhalb berathend, den Plan, alle Calviniſten zu ermorden.

Sieben Jahre lang ging ich mit dem blutigen Projekt ſchwanger, das endlich in der Bartholomäusnacht ausgeführt wurde. Die Entführung Heinrichs und ſeiner Mutter wurde nicht vollbracht, denn die Sache war leider den Proteſtanten verrathen worden. Aber es gelang mir zu Nerac, wohin ich mich mit meinem Sohn begab und wo die Königin von Navarra reſidirte, die katholiſche Religion, welche durch die proteſtantiſche Fürſtin abgeſchafft worden war, mit Gewalt wieder herzuſtellen, auch brachte ich es dahin, daß uns die Königin von Navarra, Johanna d'Albret, und ihr Sohn Heinrich, durch meine Schmeicheleien verführt und kirre gemacht, vielleicht auch einſehend, daß ſie mir nicht mehr widerſtehen konnten, nach Frankreichs Hauptſtadt folgten. Zu meiner großen Freude zeigte Karl der ketzeriſchen Königin mit einer Art von Wuth unterwegs die Folgen des letzten Bürgerkriegs, die abgebrannten Klöſter, zerſtörten Schlöſſer, niedergeriſſenen Kirchen ꝛc., und dabei röthete die Gluth der Rache ſeine Wangen. So wollte ich ihn haben, und arbeitete raſtlos an dem Untergang und der Vertilgung aller Proteſtanten. Spanien mußte ſich waffnen, mir zu der beſchloſſenen Vernichtung behülflich zu ſeyn, und da ich es ſo zu veranſtalten gewußt, daß man glaubte, es rüſte ſich zum Krieg gegen meine Regierung, ſo boten die Hugenotten ſelbſt dem König bei dieſer Gelegenheit ihre Dienſte, ihr Blut und Gut an, wurden jedoch wegen ihrem unzeitigen Dienſteifer auf meine Veranlaſſung ſchnöde zurückgewieſen, und auch der Prinz Condé, der das Amt eines Kronfeldherrn in Anſpruch genommen, wurde abgewieſen; da indeſſen meine Maßregeln noch nicht gehörig genommen, meine Pläne noch nicht reif waren, ſo fand ich es für gut, vorerſt noch zur Verſtellung meine Zuflucht zu nehmen. Ich verſammelte einen Rath, zu dem ich auch die vornehmſten Calviniſten berief, und bat ſie, einen Plan zur beſten Vertheidigung des Reiches und ſeiner Grenzen zu entwerfen; es wurde beſchloſſen, einen Geſandten an Philipp II. abzuſchicken, um ihn um die Urſache dieſer Rüſtungen zu befragen. Da aber der Geſandte nicht in meine Geheimniſſe eingeweiht war, ſo ſandte ich heimlich einen Mönch an den König von Spanien ab, um dieſen von dem Zweck dieſer Comödie zu unterrichten.

— Aber iſt es möglich, Verſtellung und Heuchelei weiter zu treiben! rief Michel jetzt aus.

— Man ſieht, daß Du noch ein großer Neuling in der ſubli-

men Politik und Diplomatik biſt, verſetzte Asmodi. Doch fahren Ew. Majeſtät fort.

— Der Prinz von Condé wäre beinahe in dieſe ſo ſchlaugeſtellte Falle gegangen, aber der Admiral von Coligni hatte mehr Erfahrung und ſchien dieſe Intrigue halb und halb zu errathen, es gelang mir nicht, ihn völlig treuherzig zu machen, die Proteſtanten bereiteten ſich zum Angriff vor und die Feindſeligkeiten begannen wieder Ende September 1567. Abermals würgten ſich die Franzoſen gegenſeitig, und die Fremden, von beiden Partheien herbeigerufen, bereicherten ſich durch die Plünderungen franzöſiſcher Bürger, deren Söhne ſie ermordeten. Die blutigen Schlächtereien von St. Denis, Jarnac und Montcontour ergötzten mich, und endlich war es mir gelungen, mich von einem meiner gefährlichſten Feinde, dem Prinzen von Condé, der ſchon gefangen von Montesquiou, dem Hauptmann der Garden des Herzogs von Anjou, ermordet wurde, zu befreien. Indeſſen ſah ich ein, daß, wenn ſchon durch Niederlagen geſchwächt und gedrängt und nicht vom Volk unterſtützt, es mir dennoch niemals gelingen würde, die Proteſtanten mit offener Gewalt zu vernichten. Es gelang meiner Schlauheit und Liſt, ſie zu der Unterzeichnung des Friedens vom Jahr 1569 zu bewegen, den wir alle, der König, mein Sohn, und ich, die Prinzen und Großen des Reichs, die Königin von Navarra und der Admiral Coligni feierlich beſchworen und zur Feier dieſes Bundes beſtimmte ich die Vermählung meiner Tochter Margaretha mit dem jungen Heinrich von Navarra. Scheinbar war nun die Einigkeit hergeſtellt, und um die Proteſtanten ganz ſicher zu machen und einzuſchläfern, willigte ich in die freie Ausübung ihres Gottesdienſtes, räumte ihnen das Recht ein, auf alle Aemter im Staat Anſpruch zu machen, willigte in die Zurückgabe all ihrer eingezogenen Güter und in die Beſetzung von vier Feſtungen, von denen ſie die Commandanten ernennen ſollten. Dies war mehr als ſie jemals mit den Waffen in der Hand verlangt hatten. Die leichtgläubigen Einfaltspinſel ſchienen entzückt über ſo große Nachgiebigkeit und ſchrieben ſie unſerm Wunſch zu, endlich in Frieden regieren zu können. Die Klauſel, daß ſie nach Ablauf von zwei Jahren, der Zeitpunkt den ich zur Feier der Batholomäusnacht feſtgeſetzt hatte, die Feſtungen wieder dem König übergeben ſollten, ſchienen ſie kaum zu beachten. Die Metzelei der Bartholomäusnacht hatte ich ſchon zu Bayonne bei der Zuſammenkunft mit

meiner Tochter, der Königin von Spanien, mit dieſer und Alba verabredet. Nun verheirathete ich auch meinen Sohn mit der Prinzeſſin Eliſabetha von Oeſterreich, und einen ganzen Monat währten die überaus prächtigen und verſchwenderiſchen Feſtlichkeiten dieſer Vermählung, während Hunger und Elend in faſt ganz Frankreich herrſchten. Wären die Proteſtanten nicht mit Blindheit geſchlagen geweſen, ſo hätten ſie bei dieſer Gelegenheit wohl wahrnehmen können, was ihrer wartete. Unter den Gemälden im Louvre hatte ich eines aufſtellen laſſen, welches mich als Juno und meinen Sohn Karl IX. als Jupiter darſtellte, wie er die Hugenotten, als Titanen dargeſtellt, mit ſeinen Blitzen niederſchmetterte, und um dieſe Allegorie noch deutlicher zu machen, war der Sinn dieſes Gemäldes in Verſen unter demſelben erklärt. Aber es ſchien als beſchützte die Vorſehung meine Abſichten, um den Triumph der alleinſeligmachenden Kirche zu ſichern. Da ich jedoch die Vorſicht hatte, die Garniſon der Städte, in welchen ſich viele Proteſtanten befanden, durch mir ganz ergebene Truppen des Königs zu verſtärken, ſo erweckte dies Verdacht bei den Häuptern dieſer Ketzer, die nun anfingen, auf ihre Sicherheit bedacht zu ſeyn, ſich größtentheils nach La Rochelle begaben, ſich nicht trennten, wie es der Vertrag wollte, und nun ebenfalls die Garniſonen ihrer Plätze vermehrten. Als ich ihnen wegen dieſem Verfahren Rechenſchaft abverlangte, begnügten ſie ſich zu antworten: daß es nur dieſelbe Vorſicht ſey, die man gegen ſie gebrauche. Ich ſah nun wohl ein, daß ich unklug gehandelt und zu weit gegangen ſey, und es nöthig war, den erregten Verdacht wieder zu tilgen. Ich dachte jetzt ernſtlich, die Heirath Heinrichs von Navarra mit Margarethe zu ſchließen. Aber was mich und meinen Sohn Karl beunruhigte, war, daß es uns nicht gelingen wollte, den gefährlichſten und gewaltigſten der Hugenotten, den Admiral Coligni, trotz allen Verſprechungen und den gewandteſten Schmeicheleien, an den Hof zu ziehen. Seine große Erfahrung, ſein Muth, ſeine Tapferkeit und ſein außerordentlicher Einfluß machten ihn mir und meinem argwöhniſchen Sohn furchtbar. Glücklicherweiſe für uns glaubte der Admiral, als der junge König von Navarra in Begleitung ſeiner Mutter nach Paris kam, trotz dem Widerſtreben ſeiner Partei und den Bitten ſeines Weibes, ſeines Eidams, ſeiner Tochter, es nicht länger verweigern zu dürfen, ſich ebenfalls dahin zu begeben.

— „Habe ich euch endlich“, ſagte mein Sohn, als er Coligni

erblickte, und ſein Geſicht drückte dabei eine ſo teufliſche Freude aus, daß es mir Angſt wurde, er verrathe ſich, und auch der alte Krieger hätte Angſt haben müſſen, wenn ihm irgend etwas hätte bange machen können; „ich halte euch feſt, ſetzte mein unkluger Sohn hinzu, und ihr dürft mich nicht mehr verlaſſen, wenn ihr auch wolltet.“ Mehrmals äußerte mein Sohn gegen mich: Ja, dies iſt der ſchönſte Tag meines Lebens! und ich ſchenkte ihm Beifall. Ich ſelbſt empfing den alten Ketzer mit offenen Armen, drückte ihn an meine Bruſt und überhäufte ihn mit Liebkoſungen und Gunſtbezeigungen. — Indeſſen wurden die angeblichen Rüſtungen gegen Spanien fortgeſetzt und zwar mit ſo großem Eifer, daß der Pabſt, im Glauben man wolle die ihm ergebene katholiſche Majeſtät mit Krieg überziehen, einen Nuntius an meinen Sohn ſandte und drohte, keine Dispenſe zu der Vermählung einer katholiſchen Prinzeſſin mit Heinrich zu bewilligen, wenn man nicht ſofort dieſe Rüſtungen einſtelle. — „Ach, rief mein Sohn bei dieſer Gelegenheit aus, warum iſt es mir nicht vergönnt, mich dem heiligen Vater offen zu erklären, nur noch eine kleine Geduld, und er wird erfahren, wie ſehr ſelbſt dieſe Verbindung der alleinſeligmachenden Kirche nützlich iſt, der ich ſogar in dieſen Rüſtungen, über welche ſich ſeine Heiligkeit beklagt, ein getreuer Sohn bin!“ — Ich ließ jedoch dem heiligen Vater den Zweck dieſer Bewaffnungen heimlich ſtecken, und alle Schwierigkeiten von ſeiner Seite waren augenblicklich beſeitigt. Man erwartete jetzt nur noch die Ankunft der Johanna von Albret, Heinrichs Mutter, die ich jedoch wegen ihrem Geiſt, ihrem durchdringenden Scharfſinn, ihrer Klugheit und Erfahrung zu fürchten große Urſache hatte. Ich glaubte, ſollte mein Vorhaben gelingen, mich ihrer um jeden Preis entledigen zu müſſen, und zwar noch vor der Vermählung ihres Sohnes. Sie kam endlich im Monat Mai 1572 zu Paris an, ihre Anweſenheit überzeugte mich täglich mehr, daß meine Furcht gegründet war, und ich beſchloß, daß ſich die Fackeln ihres Leichenbegängniſſes noch vor denen der Vermählung ihres Sohnes entzünden ſollten. Ich griff zu meinem ſchon vielfach erprobten Mittel, und zwölf Tage nach ihrer Ankunft lag ſie auf dem Sterbebette und gab unter heftigen Schmerzen zu meiner großen Freude den Geiſt auf. — Der alte Sully *) hatte recht prophezeiht: „Wird

*) Vater des berühmten Miniſters dieſes Namens.

die Hochzeit zu Paris gefeiert, hatte er geſagt, ſo werden die Livreen blutroth ſeyn.“ — Auch war er es, der nebſt noch andern Proteſtanten fortwährend den alten Coligni warnte. Dieſer hatte ſich aber ſo in meinen Schlingen gefangen, und ich hatte ihn in eine ſo große Sicherheit zu wiegen gewußt, daß er gegen alle Warnungen taub war und ſich ſogar erzürnte, wenn man ihm die faſt untrüglichen Anzeichen einer nahen, den Calviniſten verderblichen Cataſtrophe, wie die Rüſtungen in der Nähe von La Rochelle, bemerkbar machen wollte. Sein Verhängniß riß ihn mit ſich fort, und ich wurde deßhalb nur in meinem, als einem Gott wohlgefälligen Vorhaben beſtärkt. — Die Wahrheit zu geſtehen, war es nicht eigentlich ſein Glaube, der mich antrieb, den Admiral aus den Reihen der Lebenden zu ſtreichen, es war mehr die Furcht, die ich hatte, daß er durch ſeine Biederkeit und ſein Anſehen damit endigen möchte, ſich des Gemüths des Königs zu bemächtigen und ſo meine Autorität beeinträchtigen könne; es koſtete mich Mühe, meinen Sohn zu der Ermordung dieſes Greiſes zu bewegen; da ich fürchtete, er möge vor dieſer ſo wie vor einem allgemeinen Blutbad der Hugenotten zurückſchrecken, ſo erfand ich alle möglichen Lügen und malte ihm tauſend Schreckbilder vor, die ihm ſeinen Untergang unabwendbar zeigten, wenn er ſich nicht entſchließe, meinen Rath zu befolgen. Nichts iſt, was ich nicht in Bewegung geſetzt hätte, dieſen Zweck bei meinem Sohn zu erreichen, Thränen, Bitten, ſcheinbare Melancholie, ich entfernte mich vom Hof, ſperrte mich Tage lang ein, und von Karl deßhalb befragt, ſagte ich ihm, daß mir ſein bevorſtehendes Unglück ſolchen namenloſen Kummer mache, indem ich gewiß wiſſe, daß ſich die Proteſtanten, Coligni an der Spitze, gegen ſein Leben, ſeine Krone und gegen alle Katholiken, deren Vertilgung ſie beſchloſſen, verſchworen hätten. Dies endlich machte, daß ſeine grauſame Wildheit wieder in ihrer ganzen Stärke erwachte und die Furcht bewirkte, was ſonſt nichts vermochte. Die Häupter der päbſtlichen Parthei, die in ihren Statthalterſchaften waren, wurden nun in aller Eile nach Paris berufen und ſchnell fanden ſich Nemours, Montpenſier, Guiſe, Elboeuf, Nevers ꝛc. ein. In der Stille der Mitternacht ließ ich ſie zur Berathung in das Louvre berufen, und hier wurde die Art und Weiſe, wie das Ermorden der Proteſtanten vollzogen werden ſollte, bis in die kleinſten Details geregelt und feſtgeſetzt. Liſten wurden angefertigt, in welche man die Namen derjenigen

eintrug, die zuerſt fallen ſollten, ich ſchrieb eigenhändig einige Dutzend derſelben nieder und ſetzte den mir verhaßten Coligni oben an. Montréval, mein bevorzugter Menſchenmörder, den man nur des Königs Tödter nannte, wird von mir beauftragt, dem Admiral zuerſt den Garaus zu machen. Aber er, der ſonſt nie fehlte, deſſen Stöße immer ſo ſicher gingen, iſt diesmal ſo ungeſchickt und verwundet, wahrſcheinlich in der Uebereilung, nur das ihm anheimgefallene Opfer Dies brachte mich in die ſchrecklichſte Lage und ich zitterte vor den Folgen, welche dieſer Fehlgriff haben konnte, das Wetter ſchwebte über meinem Haupt und ich wußte kein Mittel, es zu beſchwören. Schon rotten ſich die Proteſtanten zuſammen und ſchreien um Gerechtigkeit. Die ſoll ihnen werden! rief ich aus, die Tribunale verſammelnd und ſie mit der Unterſuchung dieſes Mordverſuchs beauftragend. Aber ich hatte die feilen Richter ſchon zum Voraus beſtochen; ſtatt das Verbrechen zu unterſuchen, mußten ſie die Ankläger beſchuldigen, mehrere Calviniſten wurden in Kerker geworfen und Montréval ging frei herum. Um jedoch die Welt zu täuſchen, beſuchte ich mit meinem Sohn den Verwundeten während des Laufs des Proceſſes, und der König ſchwor ihm, daß er gerächt werden ſolle, ſobald man den Schuldigen kenne. Coligni bezeichnet ihn zwar, aber wir ſtellen uns als verſtünden wir ihn nicht, Karl verläßt den Admiral, ihn ſeinen Vater nennend, indem er ihm verſpricht, daß binnen acht Tagen Spanien der Krieg erklärt werden ſolle. Wir verlaſſen endlich den Greis, und noch den nämlichen Tag, an welchem wir verſprachen ihn zu rächen, unterzeichnete auf mein Geheiß mein Sohn die allgemeine Vernichtung der Proteſtanten und den Befehl, ſie ohne Ausnahme zu tödten. Die Stunde der Ausführung wurde beſtimmt und Karl ſagte mit dumpfer Stimme: „Nein, auch nicht Einer ſoll am Leben bleiben, der mir den Tod der übrigen vorwerfen könnte.“ Die Mitternachtsſtunde des 24. Augusts 1572 war es, welche wir zur Ausführung unſeres blutigen Planes in dem letzten in dieſer Angelegenheit berufenen geheimen Rath, dem ich mit meinem Sohn präſidirte und dem der Herzog von Anjou, von Nevers, von Angouleme, Heinrich von Guiſe, von Rhets, der Marſchall von Tavannes und der Großprior von Frankreich beiwohnten, feſtgeſetzt hatten. Die Ermordung aller Hugenotten wurde beſonders auf meine energiſchen Reden einſtimmig beſchloſſen, und zwar nicht nur in Paris, ſondern in allen Provinzen

Frankreichs. Nur der König von Navarra und der junge Prinz Condé wurden auf die Vorſtellungen des Herzogs von Nevers und des Marſchalls von Tavannes ausgenommen, der Herzog von Guiſe wurde mit der Vollſtreckung dieſes Beſchluſſes beauftragt, und ihm das tiefſte Geheimniß zur Pflicht gemacht. Er verſtand es auch vortrefflich, alle Anſtalten zu dem blutigen Werk ſo geheim zu betreiben, daß außer den Eingeweihten Niemand eine Ahndung von dieſem Vorhaben hatte. Allerdings war ich es, die ihm die beſten Rathſchläge dabei ertheilte. Als der Augenblick zur Ausführung herangekommen war, gab die Sturmglocke des Palaſtthurms das Zeichen und das Bartholomäusfeſt nahm ſeinen Anfang. Dem Herzog von Guiſe hatte ich beſonders die Ermordung des Admirals Coligni empfohlen, er begab ſich an der Spitze eines Haufens Bewaffneter, dreihundert an der Zahl, in deſſen Wohnung. Auch der Großprior, ein natürlicher Bruder des Königs, nebſt den Herzögen von Aumale und Angouleme, begleiteten ihn. Einige im Hof des Hotels des Admirals wachende Hellebardirer des Königs von Navarra wurden ſogleich niedergemacht und Guiſe ſandte ſeinen Vertrauten, Namens Dianowitz, Beme genannt und ein Böhme von Geburt, mit noch einigen andern Soldaten und Edelleuten in Colignis Zimmer, wo derſelbe von erſterem mit dem Schwerdt durch die Bruſt geſtochen wurde, worauf ihn die andern mit ihren Dolchen vollends tödteten, zum Fenſter hinaus in den Hof warfen und den Leichnam in einen Stall ſchleiften. Auch Teligni, der Eidam des Admirals, Guerchi ſein Lieutenant, die Oberſten Montaumar und Bourrai, der junge Baron St. Adrets wurden in demſelben Palaſt niedergemacht. Im Rath hatten wir verabredet und beſchloſſen, daß ſich der Herzog von Guiſe zum Präſident Charonne, dem Vorſteher der Kaufleute, der gewiſſermaßen als das Haupt des Volkes von Paris anzuſehen war, verfügen und dieſem andeuten ſolle, daß er zwei Tauſend Bewaffnete bereit halten müſſe, welche an den linken Arm einen Hemdärmel und ein weißes Kreuz an den Hut zum Abzeichen heften ſollten, mit denen man zur gleichen Stunde gewiſſe Befehle des Königs vollziehen könne, daß auch, ſobald die Sturmglocke des Palaſtes ertöne, alle auf die Straßen gehende Fenſter durch Lichter erleuchtet würden. Dieſe Befehle wurden auch, Dank des Anſehens welches Guiſe hatte, pünktlich vollzogen. — Mein Sohn verfügte ſich nun in mein Gemach, wohin

ich auch den König von Navarra und den Prinzen Condé hatte rufen laſſen. Beide kamen in großer Furcht, da ſie ſchon eine Ahnung von dem hatten, was vorging. Jetzt ließ ich durch den Anführer der königlichen Garden die vornehmſten Hugenotten, die ſich im Louvre befanden, einen nach dem andern rufen, die, ſobald ſie in den Hof traten, in welchem zwei Reihen Soldaten aufgeſtellt waren, niedergemacht wurden. So wurden der Graf von Rochefoucault, der Marquis Piles, die Herrn von Bretagne, Pluvialte, Bandineau, Francourt, der Kanzler des Königs von Navarra und viele andere, über zwei hundert an der Zahl, getödtet. Zu gleicher Zeit hatte das Morden der andern, in den verſchiedenen Quartieren wohnenden Hugenotten durch die Bewaffneten mit den weißen Kreuzen begonnen, und weder Alter, noch Geſchlecht, noch Stand wurde geſchont, von Haus zu Haus wurde getödtet und geſchlachtet; die, welche auf den Straßen zu entfliehen ſuchten, wurden durch Schüſſe, die aus den erleuchteten Häuſern fielen, größtentheils niedergeſtreckt, denn das Volk war gegen die Ketzer erbost, und der König ſelbſt ſchoß, von mir aufgeregt und in Wuth geſetzt, auf die Fliehenden. Indeſſen kamen bei dieſer Gelegenheit auch viele Katholiken um, welche von ihren Erben, denen ſie zu lange lebten, oder ihre Privatfeinde, unter dem Vorwand, es ſeyen Kryptohugenotten, die heimlich dem Calvinismus anhingen, getödtet wurden. Wohl an vier Tauſend Menſchen kamen in dieſer Nacht in Paris um. — Den folgenden Tag . . .

— Erlaubt mir, Katharina, ihr ſcheint mir einen Umſtand zu verſchweigen, der euch doch ſehr berührt und zur Aufrichtigkeit eurer Geſtändniſſe gehört. Das Gerücht beſchuldigte euch, daß ihr während dieſer ſchrecklichen Mordſcenen in den Armen eines eurer ſtämmigen Liebhaber der geilſten Wolluſt fröhntet und das Geheul und Wehgeſchrei euch als das lieblichſte Accompagnement eurer Unzucht erklang. Was iſt Wahres daran? —

— Erſt als der Tag anzubrechen begann, begab ich mich in mein Schlafgemach, wo mich, wie in der Regel, einer meiner Liebhaber erwartete, mit dem ich es wie gewöhnlich trieb, was jedoch mit dem Morden der Hugenotten, in welchem gegen Morgen ohnehin eine kleine Pauſe gemacht wurde, nicht im Entfernteſten in Verbindung ſtand. Den ganzen folgenden Tag blieb das Louvre geſchloſſen, und ich bemühte mich ſammt meinem Sohn, den König von Navarra und den Prinzen Condé zu bereden, daß wir

dem Admiral und den Seinigen nur gethan, was ſie uns zugedacht und ſchon ſo oft verſucht hätten, und daß uns nur die Nothwehr zwinge, ſo zu handeln; daß wir aber ſie Beide, uns ſo nahe verwandt, verſchonten, in der Hoffnung, ſie würden ſich bekehren, zur allein ſeligmachenden Kirche übertreten und dem König von nun an getreu und in allen Stücken gehorſam ſeyn. Der König von Navarra zeigte ſich auch ſogleich bereitwillig, dem an ihn geſtellten Begehren zu willfahren, Condé wagte es jedoch widerſtehen zu wollen, indem er ſagte: er verlange, daß man ſeinem Gewiſſen keinen Zwang anthue. Mein Sohn wurde jedoch deßhalb ſehr zornig, ſchalt ihn einen unverſchämten, verwegenen Verräther, einen Rebellen, und Sohn eines Rebellen, drohte ihm mit dem Tode, wenn er binnen drei Tagen nicht katholiſch würde und Zeichen der Reue von ſich gebe. Beide wurden nun ſtreng bewacht, ihrer Diener beraubt, die ich auch ſogleich niedermetzeln ließ. — In den beiden folgenden Tagen wurden nun noch mehr Proteſtanten in der Stadt niedergemacht, unter denen viele Edelleute, Barone und Leute die hohe Stellen bekleidet hatten, die zu den Hochzeitsfeierlichkeiten aus allen Theilen des Reichs gekommen waren, ſich befanden. Briquemaut und Cavagne ließ ich durch meinen Sohn von dem Parlament als Rebellen verurtheilen, und ſie wurden geviertheilt. Der Leichnam Colignis wurde auf meine Veranlaſſung aus dem Stall, in dem er lag, geſchleift, nachdem man ihm den Kopf und die Hände abgehauen, auf den allgemeinen Hinrichtungsplatz nach Montfaucon gebracht und daſelbſt mit den Beinen an einen Galgen aufgehängt, wohin ich mich mit meinem Sohn begab, um ihm dieſe Augenweide zu verſchaffen; ein Freudenfeuer wurde um den Galgen angezündet, das den Leichnam zur Hälfte verzehrte. Das Regiment der königlichen Garden ließ ich unterdeſſen beordern, alle Straßen, Vorſtädte und Flecken der Umgegend von Paris zu durchſtreifen, um die Häuſer zu öffnen und zu durchſuchen, die in denſelben verſteckten Calviniſten hervorzuziehen und dem Tod zu überliefern. Zugleich hatte der König auf mein Geheiß an alle Commandanten und Statthalter der Städte in den Provinzen Couriere mit den Befehlen abgeſandt, daß ſie in ihren Bezirken ebenſo mit den Proteſtanten zu verfahren hätten, wie es in Paris geſchehe, und die folgenden Tage wiederholte ſich daſſelbe Schauſpiel zu Orleans, zu Rouen, zu Bourges, zu Toulouſe, zu Angers, und zu Lyon, wo man be-

ſonders, und ohne alle Rückſicht auf Geſchlecht und Alter, die Hugenotten in Maſſe niedermetzelte. Acht Tage lang währte das Morden in Paris, während welchem ich mit dem König und dem ganzen Hof in den Straßen der Stadt umherfuhr, umgeben von einem zahlreichen Gefolge von Edelleuten, welche auf prächtig aufgeſchirrten und geſchmückten Roſſen ritten. Die Hofdamen, die mit uns waren, trugen Blumenkränze und Edelſteine in den Haaren und waren auf das wollüſtigſte leichtfertig und ſchaamlos gekleidet; wir ſcherzten und lachten zuſammen, ſchnitten Grimaſſen indem wir uns über die oft komiſchen Poſitionen der getödteten Proteſtanten, und namentlich ihrer Weiber und Töchter luſtig machten, die vor ihrem Tode noch entehrt und genothzüchtigt worden waren, und berechneten, wie oft dieſe Ketzerinnen noch dieſen Genuß vor ihrem Ende gehabt haben möchten, indem wir dabei unſere Liebhaber, die uns zu Pferde folgten, um ihre Meinung befragten. Mitten unter den Leichen und Sterbenden und während die Räder unſerer Wagen ſich im Blut drehten, lachten wir laut auf, ließen die zweideutigſten Witze hören, und mein Buſen wallte höher bei dem Gedanken an dieſe blutige Wolluſt. Zwei volle Monate dauerte das Morden in ganz Frankreich, mehr als vierzig Tauſend Proteſtanten büßten ihr Leben ein, und das Parlament mußte alle unſere Thaten gut heißen und ſanktioniren. — Aber bald nach dieſen blutigen Ereigniſſen wurde mein Sohn Carl ſchwermüthig und ſah nur ſchwarz. Seine Gemächer, wenn ſchon auf das glänzendſte in bunten Farben drapirt, ſah er für ſchwarz behangene Todtenſäle an, die mit weißen Thränenſtreifen durchwirkt ſeyen, die Vorhänge ſeiner Fenſter hielt er für Trauerflor. In den Stunden der Nacht, wo kein Schlaf mehr über ſeine Augen kam, ſah er nur noch Haufen von Leichen, welche ſich mit blutig klaffenden Wunden vor ihm aufrichteten und mit ihren Fingern auf dieſe Wunden deuteten. Rache, Rache, ſchrie er, töne es unaufhörlich in ſeinen Ohren, und beſtändig glaubte er Waffengeklirr, Todesgeheul, Röcheln und Seufzen zu hören. „Ha, ſie würgen ſich in meinem Namen, ſchrie er: genug des Gemetzels, hört auf, hört auf, ſeht ihr denn nicht, daß meine Hände vom Blut triefen!“ rief er im Vorgefühl aus, daß ſich dies bald verwirklichen ſollte, indem das Blut ſpäter wirklich unter ſeinen Nägeln hervorquoll. Ich gab mir zwar unſägliche Mühe, den armen König zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, aber

vergeblich. Sobald er mich erblickte, rief er erſchrocken aus: „Sehet, ſehet, das iſt ſie, ha, nun begreife ich den Nero, nun faſſe ich das Ende der Agrippina; das iſt das von den Appeninen ausgeſpieene Ungeheuer.“ — Dieſe fortwährenden Schmähungen, die mit Vorwürfen gegen mich abwechſelten und mir deutlich ſagten, daß der Haß, den jetzt mein Sohn gegen mich hegte, täglich zunahm, ließen mich Alles befürchten, ich ſah kein Heil und keine Rettung mehr für mich als ſeinen Tod, nach dem ich hoffte, wieder unumſchränkt als Regentin herrſchen zu können. Abermals wendete ich meine untrüglichen italieniſchen Künſte an, und Carl **IX.** verſchied am Ende des Wonnemonats 1574, mich verabſcheuend und verfluchend, mir aber die Regentſchaft bis zur Ankunft ſeines Bruders, des Herzogs von Anjou, laſſend, den ich auf den Thron von Polen zu intriguiren gewußt hatte, dem ich aber ſchon bei ſeiner Abreiſe geſagt, daß er bald werde zurückkommen müſſen. Nun ließ ich ſchnell den Herrn von Montgomeri hinrichten, behauptend, daß er meinem Gatten abſichtlich die Wunde bei jenem Turnier beigebracht habe, an der er verſchied. Ich haßte ihn als Calviniſten und das mir gehorſame Parlament mußte ihn unter dem Vorwand, daß er mehrmals rebellirt habe, verurtheilen, ob ihm gleich das Leben durch verſchiedene Verträge garantirt worden war. Einen meiner alten Liebhaber, der mir zuwider geworden war, vergiftete ich, und dem Gouverneur der Baſtille, Souvré, befahl ich, die Marſchälle von Montmorency und Coſſé zu erwürgen, beide aber rettete der Bruder des erſten, der mit deutſchen Völkern anrückte und mir Furcht einflößte. Nachdem Heinrich **III.** den Thron beſtiegen hatte, verſuchte ich es noch ferner, durch Liſt und Ränke zu herrſchen und meinen Willen durchzuſetzen; als es mir jedoch mit meinem Sohn nicht gelingen wollte, hoffte ich den Herzog von Guiſe dieſem entgegenſtellen zu können, mit dem Vorſatz, auch dieſen Sohn zu opfern wenn es der Vortheil meiner ehrgeizigen Abſichten heiſche. Aber nachdem ſich die furchtbare Ligue entwickelt hatte, die abermals ſo viel franzöſiſches Blut vergoß, und Heinrich **III.** nach dem Tag der Barrikaden die Stände zu Blois verſammelte, bei welcher Gelegenheit er auch die Guiſen berufen hatte, oder vielmehr, um einen Vorwand zu haben, dieſe herbeizulocken, wo er ſie ſodann mit einer Kühnheit ermorden ließ, die ich ihm nie zugetraut hatte, da ſah ich ein, daß es mit meiner Macht zu Ende ging, ich fand für gut, mich ganz ruhig in Blois zu ver-

halten, wo ich endlich ſtarb, nachdem ich zur Ehre der alleinſelig-machenden Kirche das Blut von zweimalhunderttauſend Menſchen vergoſſen hatte, alles, wie ich meinte, zum größern Ruhm Gottes; aber ich hatte kaum die Augen geſchloſſen, als ich auf eine ſchreckliche Weiſe von meinem unſeligen Wahn geheilt wurde, und nun ſtehe ich ſchon weit über dritthalbhundert Jahre hier die ſchrecklichſten Qualen aus. — Ich habe euch nun offen und ohne Rückhalt meine Sünden gebeichtet und hoffe auf euer Verſprechen, mir eine Erleichterung meiner unausſprechlichen Pein zu verſchaffen. —

— Ein ſcheußliches Weib, ſagte Michel zu ſeinem Begleiter, ich glaube, daß die Geſchichte nicht leicht eine andere aufzuweiſen hat, die dieſe an Verruchtheit übertrifft, ſelbſt Fredegonde und Brunhilde waren keine ſolchen Teufel.

— O, Du findeſt noch mehr ihres Gleichen; haſt Du Luſt, noch einige andere Sündenbekenntniſſe zu hören?

— Nein, für diesmal habe ich an dem Einen genug.

— Und wirſt Du Fürſprache für dieſe Katharina einlegen? fragte Asmodi ſpöttiſch und mit geſpitzten Ohren.

— Ich hab's ihr verſprochen, und aufrichtig, ſcheint es mir, war ſie.

— Nun ſo gieb ihr einen Grad weniger Hitze, das iſt immer ſchon etwas.

Der Teufel brachte nun Michel wieder auf die Oberwelt, und beide nahmen einige Gläſer Eis bei Tortoni ein, das ſelbſt dem Asmodi zu ſchmecken ſchien.

— Von ungefähr warf Michel ſeine Augen auf das daliegende franzöſiſche Portefeuille, eine ſo genannte diplomatiſche Revue.

— Nein, das iſt zu toll, rief er plötzlich aus, wenn ſich das die Deutſchen gefallen laſſen, ſo werde ich mich künftig für einen Hottentotten ausgeben.

— Was haſt Du nun wieder?

— Ei, da iſt die Schleswig-Holſteiniſche Angelegenheit, und Engländer und Franzoſen wollen dem deutſchen Bund vorſchreiben, was er zu thun und zu laſſen hat. Die erſtern aus egoiſtiſchem Krämergeiſt, denn ſie möchten, wenn es möglich wäre, uns Deutſchen die See vermauern, damit wir auch nicht eine Barke mehr auf derſelben hätten, und da wäre es ihnen ein gefundenes Freſſen, das kleine Dänemark, mit dem ſie, wie die Katze mit

der Maus ungeſtraft Schindluder ſpielen zu können glauben, dieſe deutſchen Länder ganz in ſeinen kleinen Körper mit ſehr großem Magen völlig einverleiben zu ſehen, und ſo die deutſche Schifffahrt möglichſt zu beſchränken; die andern, die Franzoſen, miſchen ſich mehr aus Naſeweiſigkeit, Vorwitz und Unverſtand in die deutſchen Angelegenheiten, auch wohl in der Abſicht, den deutſchen Bund möglichſt zu ſchwächen, um ſich dann des ihnen ewig am Herzen liegenden linken Rheinufers bei Gelegenheit um ſo leichter bemächtigen zu können. — Es iſt zum Teufelholen!

— Wie ſo? meinte Asmodi, wenn euch nicht Alles gleich nach Wunſch geht, dann ſoll der arme Teufel die Zeche bezahlen. Der Sache wäre leicht und für immer abzuhelfen.

— Und wie?

— Der deutſche Bund hat ein für allemal kategoriſch zu erklären, daß ſich weder Frankreich noch England, noch irgend ſonſt eine auswärtige Macht in ſeine innern Angelegenheiten zu miſchen hat, und er ſich dergleichen Unbefugtheiten ein für allemal verbitte, ſo wie noch jüngſt die Spanier auf eine ſehr deutliche Weiſe dem engliſchen Krämervolk zu verſtehen gaben, daß es ſich ſo wenig um die Heirathen ſeiner Souveräne zu bekümmern habe, als ſich die Spanier um die der engliſchen Könige bekümmern.

— Dann werden aber die Mächte mit dem Wiener Congreß und ſeinen Beſchlüſſen kommen.

— Haben dieſe nicht ſchon ſo manche Abänderung erleiden müſſen? mußte nicht Holland Belgien aufgeben? Auf dem Wiener Congreß wurden gar manche politiſche Böcke geſchoſſen, die jedoch nicht unheilbar ſind und leicht verbeſſert werden können. Der hinterliſtige Talleyrand und die engliſchen Ränke haben gar Manches zum Unheil Deutſchlands bewirkt. Der ehrliche Blücher hatte vollkommen Recht, als er, von dem Wiener Congreß ſprechend, ſagte: mit ihren verdammten diplomatiſchen Gänſekielen verderben ſie wieder Alles, was wir mit dem Schwert gut gemacht. Er ſah mit ſeinem ſchlichten, aber klaren Verſtand weiter, als ſo manche diplomatiſche Spürnaſe. Hätte man ihm gefolgt, ſo wären jetzt längſt Elſaß und Lothringen wieder deutſch und vom linken Rheinufer keine Rede mehr. Damals hätte man vor allen Dingen feſtſetzen ſollen, daß kein Monarch, der als ſouveräner Fürſt außerhalb Deutſchland reſidire, und deſſen auswärtige Staaten ſein Hauptland ſeyen, auch deutſche Bundesſtaaten beſitzen könne; damit wäre

für immer ſolchen däniſchen Prätentionen vorgebaut worden. Denn mit eben dem Recht, wie der König von Dänemark Schleswig-Holſtein und Lauenburg für immer der däniſchen Krone einverleiben will, könnte auch der Kaiſer von Oeſtreich ſeine deutſchen Provinzen Ungarn, Croatien, oder dem lombardiſch-venetianiſchen Königreich einverleiben wollen, oder der König von Preußen die ſeinige dem Großherzogthum Poſen. Man muß dieſen däniſch-gordiſchen Knoten auf Alexanders oder Blüchers Weiſe löſen.

— Wie das? meinte Michel.

— Wenn ſich Dänemark nicht fügen will, ſo muß der deutſche Bund rund heraus erklären, daß die deutſchen Herzogthümer den deutſchen Fürſten anheimfallen, welche die nächſten und gerechteſten Anſprüche auf dieſelben haben, ohne ſich weder an franzöſiſches, noch an engliſches Geſalbader zu kehren; ſo wird er den Herrn Ehrfurcht, Achtung und Furcht einflößen.

— Aber, was ſoll dann aus Dänemark werden?

— Das Beſte wäre, es vereinigte ſich zu einem ſcandinaviſchen Bund mit Schweden und Norwegen; mit den Herzogthümern und ohne dieſelben iſt es ſonſt doch nur ein Spiel aller nordiſch-politiſchen Stürme, die ſich erheben können.

— Du machſt kurze Prozeſſe. Wie aber dann, wenn dieſe Geſchichte erſt einen rechten Sturm erregte?

— Den haben die deutſchen Eichſtämme nicht zu fürchten, ſie ſtehen feſt in ihrem Grund und Boden, wenn ſie Einigkeit verbindet.

— Es ſollte mich freuen, wenn Du Recht hätteſt. Einſtweilen bereite Dich zu einem Flug nach Spanien vor, den ich in einigen Tagen zu machen Willens bin. — Für jetzt biſt Du beurlaubt.

Der Hinkende empfahl ſich und Michel ſchickte ſich zur Ruhe an.

XVII.

Ein Schreiben aus Frankfurt am Main. — Eine ſpaniſche Reiſe; ſpaniſche Stimmen. — Stiergefecht zu Madrid. — Michel in dem Bureau der Times. — Ein Quidam und das Pönitentiarſyſtem. — Eine dämoniſche Anzeige.

Ein Aufwärter trat in Michels Salon und übergab demſelben ein Schreiben.

Der Teufel lachte hämiſch.

Die Aufſchrift betrachtend ſagte Michel:

„An Herrn Stürmer und ſeinen Gefährten, den Teufel Asmodi zu Paris, im Hôtel des princes, Straße Richelieu.“

Er erbrach nun haſtig das Schreiben und las:

„Meine Herrn.

Weſſen das Herz voll iſt, davon läuft der Mund über. Ich kann es als ein ächter Frankfurter Borjer (ſoll heißen Bürger) nicht länger bei mir behalten, daß Ihr auf Euern wahrhaft diaboliſchen Reiſen auf eine ſo unverantwortliche Weiſe mit unſerer hohen Obrigkeit verfahrt und ſie ſummariſch über Bauſch und Bogen hernehmt, da doch ſo mancher redliche, rechtliche und mitunter auch verſtändige und kenntnißreiche Mann ſich unter den Herren befindet, aber leider unter den bei uns herrſchenden Umſtänden auch bei den beſten Abſichten nicht durchzudringen vermag, da das Heer der Ignoranten und Corrupten, wie faſt allenthalben, die große Mehrzahl bildet, und bei einem ſo nichtsnutzigen Verfaſſungsweſen wie das unſrige iſt, nothwendig die Oberhand behalten muß. Aber ihr Herrn macht es zu arg, ſchlagt alles über einen Leiſten, und damit können auch ſelbſt die nicht einverſtanden ſeyn, die Euch ſonſt vollkommen beipflichten und in vielen Stücken Eurer Meinung ſind. Herr Stürmer handelt zu raſch, prüft nicht genug, und ſein hinkender Gefährte führt deſſen Wünſche und Befehle zu ſervil aus, iſt zu hämiſch und höhniſch, und erweiſt ſei-

nem Befreier gerade nicht die beſten Dienſte, deſſen Willen ſo blindlings zu vollziehen. Aber das taugt eben in ſeinen Kram, ſonſt wäre er ja weniger Teufel, und umſonſt hat ihn der Erzengel Gabriel in jener grauſen Schlacht, wo die abgefallenen Engel auf immer des Paradieſes verluſtig wurden, nicht ſo gezeichnet und gelähmt, daß er auf ewige Zeiten hinken muß. Wenn Ihr ſolche gemeine Betrüger und Gaudiebe, ſolche Wucherſeelen wie einen Dietrich Harpar, genannt Rummelpuff, nach Verdienſt hernehmt, ſo findet dies Jedermann in ſeiner Ordnung, darüber iſt hier nur Eine Stimme, denn dieſer Schuft hat ſchon längſt Galgen und Rad verdient und lebt nur von geſtohlenem Gut; aber ehrliche Leute müßt Ihr ungehudelt laſſen, ſelbſt ſein Vetter, der Lehnhard, iſt kein ſchlechtes Subjekt, ſondern mehr ein ſchwacher Menſch, der ſich durch die Lügen und Verdrehungen dieſes Harpar zu Manchem verleiten und überreden ließ, was er ſpäter, als er die Wahrheit erfuhr, bitter bereute. Auch hält man Euch, jedoch nur die Befangenſten unter uns, für Freunde des Rückſchritts und der Finſterniß, weil Ihr euch über die Ehre und große Feierlichkeiten, die man hier Ronge und Conſorten erzeigte, und die beim wahren Licht betrachtet freilich nur eine große Lächerlichkeit waren, luſtig machtet. Deſſen Anhänger warten noch täglich, wie die Juden auf den Meſſias, auf die Erfüllung ſeiner Prophezeihung, nehmlich daß Offenbach bald zu dem offenen Strom werde, der alle Hinderniſſe hinaus und ins Meer der Weltgeſchichte ſpülen ſoll. Manche unſerer Rongiſten erwarten auch die Erfüllung der Dowiat'ſchen Prophezeihung, nehmlich daß die Offenbacher Lichter bald eine zweite Sonne bilden ſollen, welche die ganze Welt mit jedem anbrechenden Tag überſtrahlt. Da Ihr Herrn euch nun über dies Alles moquirt habt, ſo will der große Troß der Dummköpfe und Beſchränkten Lichtfeinde in Euch wittern. Uebrigens war es nahe daran, daß man hier Eure Reiſen verboten hätte, und nur die Bemerkung eines etwas klügern Rathsherrn, der über dieſen Gegenſtand mit in geheimer Sitzung deliberirte und dies als einen höchſt unpolitiſchen Schritt bezeichnete, hinderte das Verbot, indem er die kluge Bemerkung machte: „Verbieten wir die Reiſen in unſerer freien Stadt und deren Gebiet, ſo ſenden ſie ſolche zum Verkauf nach der zehn Minuten entfernten kurheſſiſchen Stadt Bockenheim, und ich kenne meine Pappenheimer, das heißt die Frankfurter, ſie ſind nach verbotenen Früchten ſo lüſtern wie unſere gute Erz-

mutter Eva, reiſen dann ſchockweis nach Bockenheim, die Dämoniſchen Reiſen zu holen und zu leſen.«

Ihr ſeht, meine Herrn, man ſchreitet auch hier mit der Zeit voran und fängt an einzuſehen, was höhere Politik iſt. Dagegen findet man Eure Reiſen nun auch in allen Buchläden Frankfurts ausgeſtellt, ſie werden viel geleſen, und hohen Orts bemüht man ſich, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, und affektirt vornehm, ſie zu ignoriren, hat aber dagegen, namentlich unſere Ignoranten und Obſcuranten, die das Sprichwort: »im Dunkeln iſt gut munkeln« gerne wahr machen, die Eingeweide voller Galle. — Hiernach bitte ich Euch ſoviel als möglich zu richten und verbleibe im Uebrigen Euer gehorſamer Diener

Frankfurt, im November 1846. Daniel D....

Bürger der freien Stadt Frankfurt.

Nachſchrift. Noch muß ich Euch melden, daß vielen unſerer guten Frankfurter erſt durch Eure Dämoniſchen Reiſen ein Licht in ihren eigenen Angelegenheiten aufgeht.«

— Das iſt zum Tollwerden, mich für einen Freund der Finſterniß und des Rückſchritts zu halten, ſagte Michel ärgerlich, das Schreiben auf einen Tiſch werfend.

— Biſt Du nicht lächerlich! längſt muß Dich die Erfahrung gelehrt haben, daß ſobald man nicht alle liberal ſeyn ſollende Albernheiten und Dummheiten gut heißt, man ſogleich von dem radikalen Pöbel für einen Finſterling verſchrieen wird; zudem ſtehſt Du ja mit dem Fürſten der Finſterniß in Verbindung, der nur hölliſche Lichter anzündet, wie magſt Du Dich alſo noch darüber verwundern! — Uebrigens mußt Du jetzt doch mit Deinen Landsleuten im Allgemeinen, ich meine den Deutſchen, zufriedener ſeyn?

— Wie ſo?

— Hat nicht der König von Dänemark einen ganz neuen Geiſt in ihnen erweckt? ſie werden jetzt bald wichtigere Dinge verhandeln und beſtreiten als philoſophiſche und religiöſe Bodenloſigkeiten und Abſurditäten.

— Das wollen die Götter, es wäre endlich einmal Zeit, und ſie hätten ſich dafür bei ſeiner däniſchen Majeſtät unterthänigſt zu bedanken.

— Und bei dem kleinen Thiers, der vor ſechs Jahren durch

ſeine Kriegsfieber und Gelüſte nach den Rheinprovinzen zuerſt eine Art deutſchen Gemeingeiſt entzündete.

— Dies waren Kindereien des Herrn Thiers: ſo oft die Franzoſen ein Verlangen nach den Rheinprovinzen an den Tag geben, haben ihnen die Deutſchen nur das Begehren nach dem Elſaß und Lothringen entgegenzuhalten, dies iſt ein vortreffliches Abkühlungsmittel für den galliſchen Länder-Appetit, das weiß ich aus Erfahrung; denn ſo oft ich ihnen die Möglichkeit der Wiedereroberung dieſer Provinzen in Ausſicht ſtellte, beſchränkten ſie ſich auf die Vertheidigung derſelben und dachten nicht mehr an die Eroberung des linken Rheinufers. — Dabei ſehen ſie, ſonderbar genug, die Elſäßer gar nicht als Franzoſen an, ſondern betrachten ſie als die ſtarrköpfigſten Deutſchen, ihnen gilt beſonders der Ehrentitel têtes quarées, obgleich ſie in manchen Stücken mehr Franzoſen als die Franzoſen ſelbſt ſind, von denen ſie im Allgemeinen ſehr wegwerfend und verächtlich angeſehen und behandelt werden.

— Es geſchieht ihnen recht, warum laſſen ſie ſich dieſe Behandlung gefallen.

— Beſonders ſind es die ſich in Paris aufhaltenden, ſehr zahlreichen elſäßiſchen Arbeiter, die man daſelbſt allgemein mit dem Namen: **les allemands** bezeichnet, ſie als Fremde betrachtet und ihre nicht franzöſiſche Abſtammung fühlen läßt, ja die meiſten Pariſer Arbeiter wollen es ein für allemal nicht zugeben, daß es franzöſiſche Landeskinder ſeyen und beſchweren ſich bitter, daß man ſo vielen Fremden geſtattet, mit ihnen in der Arbeit und Induſtrie zu concurriren. — Doch von was anderm, laß uns nach Madrid, ich habe Spanien nicht wieder beſucht, ſeitdem ich Dich befreite, man ſagt, es habe ſich Manches daſelbſt ſehr verändert.

— Eben nicht zum Beſten, und zu den Hochzeitsfeierlichkeiten kommen wir zu ſpät, die ſind bereits vorüber.

— Thut nichts, ſo kommen wir zu den Nachwehen.

— O weh, dieſe ſind eben nicht die erfreulichſten.

Michel und der Hinkende ſpazierten einige Minuten nach dieſer Unterredung im Prado zu Madrid auf und nieder, und ſetzten ſich auf eine Bank in der Nähe des Schloſſes Buen-Retiro, wo ſie eine Gruppe Männer mit braunen Geſichtern und energiſchen Zügen einige Schritte von ſich entfernt in einem eifrigen Geſpräch begriffen trafen, und folgende Unterhaltung vernahmen:

— Zum Teufel mit den Franzoſen und allen die ihnen anhängen, ſagte einer dieſer Männer, eine Bewegung mit der rechten Hand machend, als wollte er Jemand einen Gnadenſtoß mit einem Dolch ertheilen. Tauſendmal lieber den Don Carlos und ſeinen Sohn Montemolin mit ihrem ganzen Gefolge des Abſolutismus; wenn ſie es zu toll machen, ſo wollen wir ſchon mit ihnen fertig werden, unſere Conſtitution iſt ja ohnehin dem Teufel zu ſchlecht und doch nur auf dem Papier vorhanden.

— So iſt's, Brüder, ſagte ein anderes dieſer braunen Geſichter. Das Volk faßt und begreift dieſe Freiheit nicht, und ehe ein Paar Monate vergehen, werden Chriſtina, Iſturiz und Narvaez auch noch den letzten matten Schimmer derſelben gelöſcht haben. Dem Volk fehlt das Gefühl ſeiner Kraft; unſere Mittelklaſſe iſt zufrieden, wenn ſie alle Tage ihr Olla Potrida hat, und fragt dann den Henker darnach, ob Chriſtine, Iſabella, Don Enrique, oder Don Carlos und ſein Sohn regieren, nur darin iſt die ganze Nation einig, daß wir keine Franzoſenherrſchaft wollen.

— Und um dies zu verhindern, ſagte ein drittes dieſer Geſichter, müſſen wir dem Regiment Chriſtinens, Iſabellens und ihres Anhangs ein Ende machen; aber wir müſſen uns dabei nur auf uns ſelbſt verlaſſen. Dreißig Jahre revolutioniren wir und ſind nicht weiter, ja noch ſchlimmer daran als beim Beginnen, das Blut von ſo viel hunderttauſend Spaniern iſt vergeblich gefloſſen, dies darf länger nicht ſo ſeyn. Unſere Adelsariſtokratie iſt ohne alle Kraft, unſere Geiſtlichkeit iſt zur Ohnmacht verdammt und hat nur noch Einfluß auf unſere alten Betſchweſtern; die Krone allein hat noch den Vortheil, daß ſie das Volk als ein geheiligtes Herkommen anſieht, es kömmt nur darauf an, ſie auf das rechte Haupt zu ſetzen, um ihr mächtige Anhänger zu verſchaffen; durch ſie kann dann der alte Adel, wenn auch ſeiner Privilegien beraubt, doch wieder zum Glanz und einiger Achtung kommen, eben ſo kann ſich dann die Religion und ihre Diener wieder heben; aber es muß der legitime, rechtmäßige Erbe der Krone ſeyn, der ſie trägt, ſoll die Nation zufrieden geſtellt und einig werden, und Don Carlos oder Montemolin muß die Parole aller derer ſeyn, die es mit dem Vaterland gut meinen. — Aber vor Allem darf von dem erbärmlichen und ſinnloſen Machwerk der jetzigen Conſtitution auch keine Spur mehr bleiben. — Ohnehin wird auch das wenige Gute, was ſie noch haben mag, von keiner Behörde

geachtet, und täglich geſchieht es, daß ein Beamter, der am Morgen auf die Verfaſſung geſchworen, ſie noch denſelben Abend auf das Frevelhafteſte und Willkührlichſte verletzt.

— Dies liegt in unſern Sitten, in der Abneigung, die wir Spanier im Allgemeinen gegen eine geſetzliche Ordnung, gegen die Rechte der Menſchen, die eine untergeordnete Stellung in der Geſellſchaft einnehmen, haben, meinte ein Vierter in der Gruppe und fuhr fort: Perſönliche Freiheit, Preßfreiheit, Wahlfreiheit u. ſ. w. ſind Dinge, die kein Spanier, ſo bald er ein höheres Amt bekleidet, mehr achten, ſondern ſeinem Willen unterworfen wiſſen will. Willkühr und Ungeſetzlichkeiten ſind fortwährend an der Tagesordnung. Eine franzöſiſche oder engliſche Verfaſſung kann bei dem Grad der Civiliſation des ſpaniſchen Volkes unmöglich beſtehen, denn es hat keinen Begriff von einer moraliſchen Herrſchaft der Ideen. — Die Parthei der Exaltirten oder Progreſſiſten, die ſich die Parthei der Bewegung nennt, iſt ein kleines armſeliges Häuflein, das wenig Anhang in Madrid, und in den Provinzen gar keinen hat. — Mit all ihren patriotiſchen Geſinnungen locken ſie noch keinen Hund von dem Kamin weg, und hinter ihnen grinzt die Anarchie, die alle fürchten, welche irgend ein Beſitzthum haben. Nicht viel mehr haben wir die Parthei der Moderirten oder Gemäßigten zu fürchten, die aus Liberalen beſteht, welche ſich aus Furcht vor der Anarchie von den Progreſſiſten getrennt haben, denn ſie wollen nur Freiheit bis zu einem gewiſſen Punkt, aber ihre Habe und ihre werthe Perſönlichkeit darf bei Erringung derſelben nicht bedroht werden. Dieſe Parthei iſt zwar jetzt am Ruder, ſie hat ſich aber die Progreſſiſten durch ihr Benehmen und ihre Exceſſe unter Narvaez zu eben ſo großen Feinden gemacht, als es die Carliſten nur immer ſeyn können, und ihre jetzige Hingebung an Frankreich oder Chriſtinen, was daſſelbe iſt, hat ihr vollends den Reſt bei der Nation gegeben. Sie haben die jämmerliche Conſtitution nur hauptſächlich deßhalb reformirt, um den Paragraph zu löſchen, der die Volksſouveränität ausſprach, und denjenigen, der Bezug auf die Vermählung der Königin hatte, abzuändern. Sie haben alle Progreſſiſten aus den Aemtern und von den Cortes entfernt, wobei ſie freilich, genau genommen, nur die Handlungen jener im Jahr 1840 wiederholten. Iſturitz iſt ganz in die Fußſtapfen des Narvaez getreten, und das conſtitutionelle Weſen iſt in ſeiner Hand nichts als ein ſehr künſtliches Inſtrument zur Be-

förderung der miniſteriellen Willkühr, und die Furcht vor Anarchie, ein blutig gräuliches Geſpenſt, das er der Parthei der Gemäßigten beſtändig weiß vorſchweben zu laſſen, macht, daß dieſe blindlings ſeinem Willen gehorchen und ſeine Abſichten fördern. Es kömmt nun Alles darauf an, und dahin müſſen vorerſt alle unſere Bemühungen gehen, daß dieſe Spaltung zwiſchen den Progreſſiſten und den Moderirten dauert, und dieſe ſich nicht verſöhnen, wie mehrere unter den beiden Partheien beabſichtigen. Wir müſſen dem noch beſtehenden Brand der Zwietracht neue Nahrung geben und ihn wo möglich zu vermehren ſuchen.

— Indeſſen müſſen wir beide Partheien als Anhänger der Franzoſen dem Volk immer verhaßter zu machen ſuchen, ſprach ein Fünfter, und die Verſuche der Karliſten nach Kräften unterſtützen. Legen wir die Minen recht an, ſo müſſen ſie in Aragonien, Andaluſien und den beiden Caſtilien zumal ſpringen, das übrige Spanien wird dann ſchon folgen, und Franzoſen, Progreſſiſten und Moderirte müſſen über die Klinge ſpringen oder mit Iſabellen, ihrer Mutter, ſammt deren Anhängern über die Pyrenäen oder übers Meer, wie es ihnen beliebt, und die junge Königin mag dann in Paris oder London ihre Mißgeburt, wenn es ſo weit kommt, zur Welt ſetzen, denn ein anderes Produkt dieſes Körpers läßt ſich weder phyſiſch noch moraliſch erwarten.

— Aber wie werden wir es mit den Progreſſiſten halten, die ſich mit den Carliſten vereinigen oder ſchon vereinigt haben? fragte ein Sechster.

— Wir benutzen ihre Hülfe zu unſern Zwecken, ſo lange wir deren nöthig haben; bedürfen wir ihrer nicht mehr, ſo werden auch ſie auf die Seite geworfen, erwiederte der erſte Sprecher.

— Recht ſo, meinte der zweite, indeſſen wäre es vor Allem nöthig, daß General Sanz aus dem Miniſterium entfernt würde, er iſt jetzt der Einzige, der Energie zeigt und als Kriegsminiſter das Heer der Krone ergeben zu erhalten verſteht.

— Wenn wir ſo wollen, erwiederte der erſte, ſo müſſen wir Iſturiz, Mons, Pidal, Armero, Caneja, genug das ganze Kabinet zu ſprengen ſuchen, denn ſie blaſen alle in ein Horn, aber ich dächte, dies ſey vergebliche Mühe, denn an einem ſchönen Morgen werden all dieſe Herrn doch Hops ſeyn, Narvaez intriguirt

gegen ſie und der Frau Chriſtina und ihrem Garde=du=Corps ſind ſie noch lange nicht geſchmeidig genug, und den Progreſſiſten ein wahrer Dorn im Auge.

— In der That haben ſie auch gethan was ſie vermochten, ſich dieſe zu Feinden zu machen. Alle durch die Conſtitution garantirte Freiheiten haben ſie vernichtet, ſo gering dieſe auch waren. Unſer altes gemeines Recht, das ehemalige Municipalſyſtem Spaniens, unter unſern abſoluten Königen ein kräftigerer Schutz gegen Tyrannei als all dieſe modernen conſtitutionellen Faſeleien, iſt uns genommen. Alle Civilbehörden und Geſetze ſind einem rohen militäriſchen Despotismus unterworfen, alle perſönliche Freiheit hängt von der Laune eines Agenten oder elenden Spiones der Polizei ab; willkührliche Steuern, welche Officiere ausſchreiben, werden durch die Gewalt der Bajonette erhoben, die Kammern und Cortes ſind noch mehr den Herrſchern gefällige Maſchinen, als es weiland Frankreichs Senat unter dem Tyrannen Napoleon war, erbärmliche Drathpuppen und Hampelmänner. Verbannung der Bürger aus ihren Wohnorten durch polizeiliche Maßregeln ſind an der Tagesordnung, alle Geſetze werden von den Behörden mit Füßen getreten, ſo arg war es nie unter den ſo verſchrieenen abſoluten Königen. Eine bloße Ordonnanz hat die Preſſe der Jury entzogen. Regierungscommiſſionen richten über Preßvergehen, eine Cenſur der veratoriſchſten Art hat die Regierung eingeführt. Jede Zeitung muß fünf Stunden, ehe ſie erſcheint, an den Polizeipräfekten abgegeben werden, der nach Gutdünken und Laune deren Austheilung erlaubt oder verbietet. Das mindeſte Vergehen gegen ſeine Befehle wird mit ungeheuren Strafen belaſtet; in den Provinzen ſind es die Generalcapitäne, welche die Stelle dieſer Präfekten wo möglich mit noch größerer Tyrannei verſehen. Drucker und Schriftſteller werden verbannt oder eingekerkert. Dies ſind die herrlichen Früchte der trefflichen Conſtitution. Es fehlt nur noch, daß dieſe politiſche Inquiſition auch ihre Scheiterhaufen errichtet, um auf einer Linie mit der verblichenen religiöſen zu ſtehen. So iſt der Zuſtand Spaniens, unſers Vaterlandes, und es müßte mit dem Henker zugehen, wenn wir nicht eine, ſo von allen Partheien verhaßte Regierung zum Sturz brächten, beſonders wenn uns unſere guten ketzeriſchen Freunde, die Engländer, ſo unter der Hand unter die Arme greifen, wozu nicht nur alle Ausſicht, ſondern ſogar die Gewißheit vorhanden iſt. Darum ſofort und ungeſäumt ans

Werk, wir dürfen nicht länger ſäumen, die Minen ſpringen zu laſſen und müſſen....

In dieſem Augenblick kam eine ſtarke Patrouille nebſt einem Alguaſil auf die Gruppe zu, die ſich, ſobald ſie das Militär und die Polizei anſichtig wurde, zerſtreute. Einige riefen laut: Vivat, zum Stiergefecht, auf die Plaza Major.

Michel, der dieſer ganzen Unterredung mit großer Aufmerkſamkeit zugehört hatte, ſagte zu dem neben ihm ſitzenden Teufel:

— Wenn dieſe Leute wahr ſprachen, dann geht es toll genug hier zu, und es hat ſich, ſeitdem ich Madrid verlaſſen, in der kurzen Zeit Alles gewaltig in Spanien geändert.

— Vivat, die Conſtitutionen! höhnte der Hinkende in ſeiner gewohnten Weiſe, Dank ihnen nimmt unſer Reich beſonders an franzöſiſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, belgiſchen, griechiſchen verdammten Deputirten und Beamten reichlich zu, weniger ſehen wir engliſche, bairiſche, württembergiſche, badiſche, heſſiſche, norwegiſche, ſächſiſche Conſtitutionsfreunde ankommen, das macht, dieſe haben weniger Spielraum zu conſtitutionellen Schurkereien und Albernheiten.

— Du biſt ein Grobian, man ſollte meinen, Du ſeyſt bei irgend einem Amt der freien Stadt Frankfurt in die Lehre gegangen. Doch habe ich recht gehört, ſo wird heute ein Stiergefecht gehalten?

— Und zwar ein recht glänzendes, dem die Königin nebſt ihrem Gemahl, die franzöſiſchen Prinzen und der ganze Hof beiwohnen.

— So wollen auch wir ihm beiwohnen, und nach Umſtänden zur Erhöhung dieſes Vergnügens beitragen. Es iſt etwas Außergewöhnliches.

— Was, das Stiergefecht? ich ſollte nicht meinen, es werden deren ja fortwährend in allen Ländern, und beſonders in den Kammern der conſtitutionellen Staaten aufgeführt, wenn ſie auch weniger blutig ſind, ſo ſind ſie deſto poſſierlicher.

— Michel warf dem Teufel einen zornigen Blick hin, woran dieſer ſich jedoch wenig zu kehren ſchien.

Indeſſen waren beide an dem prächtigen Plaza Major angekommen, auf welchem diesmal wieder das Stiergefecht gehalten wurde. Dieſer Platz iſt der bedeutendſte in Spaniens Hauptſtadt, er bildet ein faſt regelmäßiges, von ſchönen Gebäuden und Bogengängen umgebenes Viereck. Statt der Buden, die ihn gewöhn-

lich verzieren oder vielmehr verunzieren, ſah man heute für die Zuſchauer errichtete Tribünen und Sitze. Da alle Häuſer dieſes Platzes ganz gleich gebaut und dreiſtockig ſind, und der erſte Stock durchgängig Altanen von gleicher Form hat, ſo bildeten dieſe einen erſten Rang von Logen, die alle prächtig und bunt ausgeſchmückt waren. In der Mitte der einen Seite dieſes Platzes, auf dem Balkon des Palaſtes Panaderias, befand ſich die Loge für die königliche Famalie, und auf den beiden Seiten derſelben die für den Hof, die Miniſter ꝛc. Von demſelben Balkon ſahen in frühern Zeiten die ſpaniſchen Könige, namentlich Karl II., den hier gehaltenen Auto-da-Fés zu, und hörten die Ketzer ziſchen, die man verbrannte. Der Hof ließ nicht lange auf ſich warten: Iſabella trat zuerſt an der Hand ihres Gatten, des Königs Gemahl, Don Franciſko de Aſſis, auf den Balkon, ihr folgte die Königin Wittwe, Chriſtine Munoz, deren Gatte, ein ehemaliger, jetzt zum Herzog geſtempelter Gardiſt, jedoch für gut fand, dem Schauſpiel wenigſtens nicht in der königlichen Loge beizuwohnen. Hierauf kam der Herzog von Montpenſier mit ſeiner blutjungen Frau, der Infantin Louiſe, Schweſter der Königin, ſodann noch mehrere Mitglieder der königlichen Familie und das dienſtthuende Gefolge. Alle ſtrotzten, in Goldſtickereien geſchnürt und beblecht, mit Diamanten und Perlen behängt. Faſt zu gleicher Zeit traten rechts von der königlichen Loge die ſämmtlichen Miniſter, den präſidirenden Iſturitz an der Spitze, auf den für ſie beſtimmten Balkon. General Sanz nahm eine martialiſche Haltung an, und machte während dem ganzen Schauſpiel ein grimmig heroiſches Geſicht, es war, als wollte er England und die ganze Welt herausfordern. Mons glich einer vergoldeten Puppe an Ausſehen und Steifheit. Der Miniſter des Innern, Senor Pidal, ſchien wie gewöhnlich den Eheherrn der Frau Venus darzuſtellen, ſeine Bewegungen waren denen ähnlich, die der rußige Gott machen muß, wenn er, den Hammer gehörig ſchwingend, den Amboß ertönen läßt. Der winzige Caneja, ein verjüngter Maßſtab des kleinen Thiers, eine Art diplomatiſch-miniſterielle Seifenblaſe, placirte ſich neben dem immer in tiefen Gedanken verſunken ſcheinenden und dabei nichts denkenden Armero, eine totale Null, die ſich in wichtig thuender Vornehmheit bläht und in Nichtigkeit auflöſt. Hinter und neben den königlichen Perſonen fand ſich der Troß der goldbeblechten Schranzen und Lakeien mit und ohne Schlüſſel ein. Die guten Madrider hatten ſchon

lange ſo etwas nicht mehr geſehen, und man hatte die trefflichſten und feiſteſten Stiere aus der Sierra Morena kommen laſſen, damit das Schauſpiel der hohen Gäſte würdig ſey, ſowie die gewandteſten Torreadores zu deren Bekämpfung beſchieden. Kaum hatte ſich der Hof geſetzt, als der Feierzug in die Arena trat, alle Torreadores im reichſten altſpaniſchen Coſtüme, und die Piccadores auf den ſchönſten, auf das Reichſte geſchirrten und geſattelten andaluſiſchen und caſtiliſchen Pferden reitend, und von den Chulos und Banderilleros zu Fuß gefolgt. Vier reich vergoldete Staatswagen, den Gevattern der Kämpfer gehörend *), mit vier und ſechs Pferden, von rothbrauner, lichtbrauner und dunkelbrauner Farbe, beſpannt, befanden ſich im Zug, nebſt einer Anzahl der ſchönſten Handpferde. Der erſte dieſer Wagen gehörte dem Grafen Altamira, der nebſt ſeinem Ahijado, ſeinem Pathen-Kämpfer, in demſelben ſaß. Der Torreador, Matador Innenez, genannt Morenillo, zur Vertheidigung des in Gefahr gerathenden Kämpfers beſtimmt, folgte ihm mit ſeiner Quadrille. In dem zweiten Wagen befand ſich der Herzog von Abrantes, der ſpaniſche Cröſus, deſſen Pathe und Kämpfer Don Miguel Romero, ein kräftiger Ex-Cavallerie-Lieutenant war. Die ſechs Pferde dieſes Wagens hatten reich vergoldetes, rothes Saffiangeſchirr, und ihre Köpfe waren mit Straußfedern, Blumen und goldnen Zitternadeln geſchmückt. Der Matador dieſes Kämpfers war Chiclanero, der den Wagen mit einem zahlreichen Gefolge begleitete. Der dritte Wagen war der des Herzogs Medina Sidonia, ſechs rabenſchwarze, weiß und ſilbergeſchirrte, mit Blumen und Roſen geſchmückte Pferde zogen ihn. Dieſem folgte der Matador Juan Leon mit ſeinem Haufen. In der vierten, höchſt eleganten Kutſche befand ſich der Herzog von Oſſuna mit ſeinem Champion. Montés, der berühmteſte Matador Spaniens, umringte ihn mit ſeinen Leuten. Dieſen Wagen folgten die Reitpferde der Granden-Pathen, von denen jeder ſieben durch reich gekleidete Bereiter in ſpaniſchem Coſtüme nachführen ließ. Von einem Alguaſil angeführt, begann der Umzug und jeder Wagen hielt vor der königlichen Loge ſtille, wo der Pathe-Protektor der jungen Königin ſeinen Kämpfer vorſtellte; Iſabellens Augen

*) Jeder Kämpfer bei den Stiergefechten wählt ſich einen reichen Pathen, der ihm zu Gevatter ſtehen, das heißt, ſeine ganze Ausrüſtung, ſeine Bekleidung und ſein Gefolge auf das Prächtigſte und auf ſeine Koſten anſchaffen muß.

ſchienen mit beſonderem Wohlgefallen auf dem Schützling des Herzogs von Abrantes, dem ehemaligen Cavallerie-Lieutenant, der eine anſehnliche Figur machte, zu ruhen. Pferde und Menſchen dieſer Züge prangten mit den Wappen ihrer Schutzherrn und Eigenthümer in Gold und Silber geſtickt. Als der ganze Zug defilirt und ſich in Ordnung geſtellt hatte, die Wagen rangirten unter der königlichen Loge, da überreichte die junge Königin den Schlüſſel zu dem Behälter, in welchem die Stiere eingeſperrt waren, eigenhändig einem der Hofdiener, der ihn einem Alguaſil gab, welcher nun den Stall öffnete und:

Das vierfach geöffnete Haus
Speite vier Stiere auf einmal aus.

Zugleich ließ man ein halbes Hundert weißer Täubchen mit rothen Bändern geſchmückt in die Höhe flattern.

Aber ach, kaum war der Kampf begonnen, ſo lagen nach einigen ſchlecht geführten Lanzenſtichen auch ſchon zwei der Kämpfer ſammt ihren Roſſen am Boden und wälzten ſich im Sand, überglücklich, durch ihre Matadore der Wuth der Stiere zu entgehen; ein Dritter ſpielte die Rolle des Königs Alderano in der Oper Palmira, Prinzeſſin von Perſion, und floh gleich dieſem vor den gehörnten Ungeheuern, denen er dennoch nicht zu entrinnen vermochte, denn ſie warfen ihn auf ſeiner Flucht darnieder und zwei Stallmeiſter trugen ihn ohnmächtig aus der Bahn. Jetzt war nur noch der Kämpe des Herzogs von Abrantes, der Ex-Cavallerielieutenant Don Michel Romero ſattelfeſt auf dem Kampfplatz, der die Rolle des indiſchen Fürſten Alcidoro in der genannten Oper meiſterhaft ſpielte und alſo nichts zu wünſchen übrig ließ. Seine Gewandtheit, ſeine Unerſchrockenheit und Kaltblütigkeit erregten die Bewunderung der zahlloſen Zuſchauer, Iſabella, Chriſtine und die Infantin Montpenſier verfolgten jede ſeiner Bewegungen mit ängſtlichem Entzücken, und die Maſſen jauchzten ihm Beifall zu. Der tollkühne Piccadores hatte ſchon drei der gehörnten, wuthentbrannten, ſchreckliche Sprünge machenden Ungeheuer erlegt, als er auch dem vierten einen Lanzenſtich zwiſchen den Hörnern beibrachte. Der wüthende Stier rannte nun auf den kühnen Reiter zu, warf denſelben nieder, und Roß, Mann und Stier kugelten alle drei in einem Knäuel auf dem Boden der Arena. Ein Schrei des Entſetzens ertönte faſt einſtimmig aus dem Mund der zahlloſen Zuſchauer, von denen ſchon Viele; Perros, Perros! (die Hunde)

rieſen; aber plötzlich erhob ſich der Piccadores wieder, ſchwang ſich auf ſein ebenfalls aufſpringendes Roß, und der Stier, einige Schritte zurückfußend, fiel von einem tödtlichen Stich getroffen leblos nieder. — Iſabella, die Infantin und Chriſtina Munoz gaben zugleich das Zeichen zum Applaus, der ſofort auch anhaltend und donnernd erdröhnte, und des Beifalljauchzens war kein Ende.

Jetzt ließ die junge Königin den glücklichen Kämpfer, der allein den Stieren die Spitze geboten hatte, zu ſich rufen, ſagte ihm einige Artigkeiten ob ſeiner Geſchicklichkeit, und der Hinkende, der nebſt Michel einen Platz ganz in der Nähe der königlichen Loge genommen hatte, bemerkte, daß die Gattin des zum Herzog von Rianzares geſtempelten Exgardiſten ganz beſonders theilnehmende Blicke auf den Ex-Cavallerielieutenant warf. — Was vermag oft nicht ein glücklicher Lanzenſtich! —

Es ſollten nun die üblichen Rennen beginnen, zu denen man Anſtalt machte, als ſich plötzlich eine Stimme mit den Worten vernehmen ließ:

— Oho, ſo iſt's nicht gemeint: zur Feier eines ſo ſeltenen Feſtes, wie dieſe königlichen Doppelheirathen, gehört auch ein außerordentliches Schauſpiel, das ſogleich beginnen ſoll.

Aller Augen wandten ſich gegen den Ort wo ſich dieſe Stimme vernehmen ließ.

Es war unſer Michel der ſo geſprochen und ſich von ſeinem Sitz erhebend nun ein Zeichen gab, und jetzt:

ſpeite das zehnfach geöffnete Haus
zehn Rieſen-Stiere auf einmal aus.

Dieſe, mit ungeheuer großen Hörnern verſehen und rabenſchwarz, ſtürzen ſich mit wüthender Kampfbegier in die weite Arena, die Runde machend und mit feuerſprühenden Augen alle Kampfluſtigen auffordernd, einen Gang mit ihnen zu wagen. Das Staunen und die Verwunderung des Publikums, ſo wie des ganzen bei der Direktion der Stiergefechte angeſtellten Perſonals war groß, als es dieſe ganz unerwarteten neuen, ſo furchtbar gehörnten Kämpfer erblickte; alle die dienſtbaren, bei dem Feſt angeſtellten Geiſter ſchienen wie gelähmt, aber der glückliche Kämpfer Michel Romero, durch ſeinen ſo eben gehabten Erfolg muthig gemacht, wagte es und ſtellte ſich, ſeine Lanze einlegend, dem erſten entgegen.

Der muthige Piccadores gab ſeinem Pferd die Sporn, ſprengte gegen das Ungeheuer an, dem er ebenfalls einen Stoß zwiſchen

den Hörnern beibrachte, aber ach, die Lanze zerſplitterte in tauſend Stücke und der Stier faßte ſogleich Roß und Reiter mit den Hörnern und ſchleuderte beide hoch in die Luft, ſo daß ſie, wenn auch nicht leblos, doch athemlos wieder niederfielen, und ſich kriechend und wimmernd mit gebrochenen Rippen von dem Kampfplatz zu entfernen ſuchten. Jetzt wagte es der berühmte Matador Montes, mit dem Stier anzubinden, aber ihm ward ein gleiches, ja noch ſchlimmeres Schickſal, denn außer den Rippen brach er auch noch Arme und Beine. Das Entſetzen und die Furcht unter den Zuſchauern war groß, alle ſuchten zu entfliehen, und keiner konnte von der Stelle; unterdeſſen rannten die Stiere immer wüthender im Circus herum, fingen an Feuer und Flammen zu ſchnaufen, und, o Entſetzen! plötzlich verlängerten ſich deren ohnehin ſchon ſo große Hörner und wurden bald zu zwölf und mehr Schuhe langen Gabeln, mit denen ſie eine Menge der Zuſchauer aus ihren Sitzen hoben, ſpießten und in die Luft ſchleuderten; es ſchien jedoch, daß die Stiere bei dieſem Manoeuvre eine gehörige Wahl zu treffen wußten, denn es waren meiſtens ſehr übel famirte Subjekte, die ſie herausſuchten, um eine ſolche Rippen-, Arme-, Beine- und Hälſe-brechende Luftfahrt zu machen, auch Iſturitz, Sanz, Narvaez, Mons, Pidal und ſogar Frau Munoz mußten die Luftfahrt wider Willen beſtehen. Nachdem mehrere Hundert der Zuſchauer nicht zum Ergötzen, wohl aber zum Schrecken der übrigen dieſe Probe beſtanden hatten, zogen die ſchwarzen Ungeheuer ihre Hörner wieder ein, warfen aber ſolche Feuer- und Schwefelflammen, daß faſt ſämmtliche ſpaniſche Damen und viele Granden eine Ohnmacht anwandelte, gegen welche ſie weder ihre Muſſelinwaſſer noch das berühmte **Eau de Portugal**, noch gereinigter Salmiakgeiſt zu ſchützen vermochte. Endlich ritt ein ſchwarz und feuerroth gekleideter Piccador in den Kampfplatz, dem es ſchnell gelang, die wüthenden Beſtien zu Paaren und wieder in ihre Behälter zu treiben, worauf ſich ſämmtliche Zuſchauer allmählich wieder erholten und nach und nach mit dem feſten Vorſatz entfernten, ſobald nicht wieder ein Stiergefecht zu beſuchen. Die auf dem Boden liegenden mehr oder minder Beſchädigten wurden theils in ihre Wohnungen, theils in Spitäler gebracht, Frau Chriſtine Munoz hatte ſieben Rippen gebrochen. —

Michel und der Hinkende waren mit die Letzten, welche den Schauplatz verließen, auf dem ſich der heilloſe, von ihnen veran-

laſste Spuk zugetragen. Sie machten noch einen Spaziergang durch die weitläufigen Gärten des Buen-Retiro, wo ſie vor der Gruppe Carl V. ſtehen blieben, welche dieſen Kaiſer ein Ungeheuer mit Füßen tretend darſtellt.

— Was ſoll denn dies eigentlich bedeuten? fragte Michel ſeinen Begleiter, ich habe nie eine ordentliche Auskunft über dieſe Allegorie erhalten können.

— Es iſt das Lutherthum oder die Ketzerei überhaupt, welche der eherne Kaiſer zertritt, erwiederte Asmodi.

— Da hat er ſich doch vergeblich angeſtrengt, meinte Michel. Wenn er jetzt erſtünde, würde er ſich wundern, wie herrlich die Ketzerei und wucherndes Unkraut jeder Art gedeiht, und wenn er hunderttauſend Füße hätte, ſo wären ſie nicht hinreichend, die Schmarotzerpflanzen alle zu zertreten, welche ſich von dem Elend der Menſchheit nähren und das Wohl und Gedeihen derſelben hindern.

Sie wandelten nun weiter und kamen an die herrliche Reiterſtatue Philipp IV.

— Ich möchte wohl die Tugenden und Verdienſte kennen, welche Spanien bewogen, dieſem Monarchen eine ſo treffliche Bildſäule zu ſetzen? ſagte Michel.

— Wieder eine recht alberne Frage, höhnte der Hinkende. — Wenn Du bei jeder Bildſäule, bei jedem Monument fragen und die umſtürzen wollteſt, welche bei einer Prüfung nicht beſtünden, wie viel Bildſäulen blieben dann wohl noch ſtehen? Uebrigens hatte dieſer König das Verdienſt, daß während ſeiner langen Regierung ſein Premierminiſter Olivares den größten Theil derſelben gut oder ſchlecht für ihn dachte und handelte, ſo wie ſein Feldherr Spinola ſich für ihn ſchlug. Freilich ging Holland bald darauf für Spanien verloren, Portugal eroberte unter dieſem König ſeine Unabhängigkeit wieder, und ſeine Theilnahme an dem Kampf Oeſterreichs gegen Richelieu machte, daß er mehrere Provinzen verlor. Er unterzeichnete den Friedenstractat der Pyrenäen, durch welchen er Rouſillon, Artois und all ſeine vermeintlichen Rechte auf Elſaß abtrat und die Infantin Maria Thereſe an Ludwig XIV. vermählt. Auch Catalonien hatte das Schild der Empörung gegen ihn erhoben, und ſeine lange, fünfundvierzigjährige Regierung war für Spanien höchſt unglücklich, aber man ſoll das Unglück ehren, daher die prächtige Statue.

Jetzt näherte ſich den beiden Gefährten eine Gruppe Spanier, welche wieder die Verheirathung der jungen Königin Iſabella und ihrer Schweſter zum Gegenſtand ihres Geſprächs machten und den Franzoſen und Moderirten Haß und Tod ſchwuren.

Ein Gerſten= und Eiswaſſer=Verkäufer bot dem Teufel und Michel ſeine Waare an. Letzterer erbat ſich Eiswaſſer und bot ſeinem hölliſchen Freund ebenfalls einen Becher an.

— Geh zum Henker mit dem Geſudel, glaubſt Du daß mein infernaliſcher Magen ein Spülnapf iſt?

Auch Michel fand das Getränk zu fad, nippte nur daran, und lud ſeinen Begleiter ein, das nächſte Kaffeehaus zu beſuchen, um einige Erfriſchungen einzunehmen.

Hier fand Michel ein Blatt der Times aufliegen; er nahm es in die Hand und las einen Artikel über die Schleswig=Holſteiniſchen Angelegenheiten, in welchem die Deutſchen auf eine ächt engliſch unverſchämte Weiſe mitgenommen und heruntergemacht waren.

— Nein, das geht denn doch über das Bohnenlied! rief er aus, das Blatt unwillig hinwerfend.

— Was macht Dir den Kamm wieder ſteigen? fragte Asmodi in ſeiner gewöhnlichen Weiſe.

— Da lies.

Der Hinkende lachte.

— Aber ich will hin, will zu ihnen, dieſen engliſchen Holzböcken und Plumpuddings, und ihnen auf gut deutſch die Wahrheit dick und dünn ſagen.

— Und Nichts beſſern.

— Thut nichts, es iſt mir ſchon eine Genugthuung, ihnen meine Meinung derb ſagen zu können. John Bull muß wiſſen, daß ihm der deutſche Michel noch gewachſen iſt, und wenn er weniger gutmüthig und einfältig wäre, ihm bald über den Kopf wachſen würde.

— Oho Närrchen, mach es nicht gar zu arg, ſoweit ſeyd ihr noch lange nicht!

— Es könnte aber bald dahin kommen, wenn die deutſchen Regierungen und Völker ihr wahres Intereſſe erkennten und einig wären.

— Da müßte ihnen erſt noch ganz anders der Staar geſtochen werden.

— Uns: tolle Träumer, in den Wolken auf Stelzen gehende Phantaſten zu nennen!

— So ganz Unrecht mögen ſie denn doch nicht haben. Ihr ſeht gar oft vor lauter Wolken den ebenen Boden, oder wie ihr zu ſagen pflegt, den Wald vor Bäumen nicht.

— Asmodi, halte Deine hölliſche Zunge im Zaum, ſonſt ſind wir Freunde geweſen.

— Brüderchen, ſieh, eben jetzt zeigſt Du Dich wieder in dem Licht, das den meiſten Deiner Brüder leuchtet, Ihr könnt keine Wahrheit hören und ertragen.

— Da ſoll man wohl ein Klumpen Eis bleiben, wenn ſo ein engliſcher Sudler der Times oder des Morning Chronikels uns als das einfältigſte, dümmſte und nichtigſte Volk der Welt hinſtellt, und ſeine Schnüffelnaſe mit brittiſcher Inſolenz und Impertinenz in die deutſchen Angelegenheiten ſteckt, über dieſe abſpricht und uns Grobheiten ſagt, die ſelbſt manchem deutſchen Appellations-, Oberhofgerichts- und Canzleiſchreiberſtyl noch zum Muſter dienen könnten. Nein, das muß gerügt werden.

— Nur ruhig, Freund, ſo wild ſah ich Dich noch nie. Die allgemeine Zeitung und andere deutſche Blätter haben die Herrn an der Themſe ſchon zurechtgewieſen.

— Larifari, laß uns hin.

— Nach Belieben.

Zehn Minuten darauf traten die beiden Freunde in das Redactionsbüreau der Times.

Michel ließ ſich ſogleich den gerade anweſenden Redacteur en Chef dieſes Klatſchblattes vorſtellen, den er, wie folgt, anredete:

— Sir, ich habe mir die Mühe gegeben, Euch mit einem Beſuch zu beehren, um Euch nach Gebühr den Kopf zu waſchen und über die däniſch-deutſchen Angelegenheiten aufzuklären.

— Da hätte der Herr zu Hauſe bleiben und ſich die Mühe erſparen können, wir ſind aufgeklärt genug.

— Aber blind dabei; erlaubt mir, Euch den Staar ſtechen zu dürfen und in der Sprache mit Euch zu reden, die ihr ſo gerne ſelbſt ſprecht und folglich auch am beſten verſtehen werdet.

Die Schreiber im Büreau horchten hoch auf, und der Oberredacteur machte Miene, dem Michel die Thüre zu weiſen. Dieſer lähmte jedoch mit Hülfe ſeines diaboliſchen Begleiters nach gewohnter Weiſe das Perſonal und begann:

— Zuerſt muß ich Euch ein für allemal ſagen, daß ihr Euch ebenſo wenig in deutſche Angelegenheiten zu miſchen habt, als ſich Deutſchland in die engliſchen miſcht, obgleich Ihr Streiche in allen fünf Welttheilen verübt, daß ſich der Himmel darob erbarmen möchte. Es wehet kein Wind in irgend einem Winkel der Erde, ohne daß ihr nicht ſogleich Eure großbritanniſchen Naſen hineinſteckt, während ihr im eignen Haus doch faſt vor Unrath und Kehricht erſtickt! Dieſes Dänemark, das Ihr ſelbſt durch Eure perfide Politik und Euren Raubzug von 1807, wo ihr ohne alle Kriegserklärung, gleich Seeräubern der heilloſeſten Art, deſſen Hauptſtadt zu Trümmern bombardirtet und deſſen Flotte ſtahlt, in den Zuſtand der Ohnmacht verſetztet, in dem es ſich noch befindet, dieſes Dänemark ſoll Euch jetzt zum Vorwand dienen, um auf alle Zeiten dem armen Deutſchland einen Riegel vorzuſchieben, jemals eine bedeutende Handels- und Seemacht zu werden, was ihr um ſo mehr fürchtet, als Ihr affectirt, Euch über ſolche Prätentionen luſtig zu machen. Aber ſeyd unbeſorgt, es wird eine Zeit kommen, und ſie iſt nicht mehr allzufern, wo Dänemark und ſelbſt Schweden und Norwegen einſehen werden, daß nur ein enger Anſchluß an das verhaßte Deutſchland ihnen Heil und Rettung bringen kann, namentlich kann Dänemark nur allein einen Anker des Heils in der Noth finden, wenn es ſich dem deutſchen Bund mit all ſeinen Beſitzungen anſchließt und einverleibt. Aber Ihr ſeyd gewohnt, Deutſchland als den Markt zu betrachten, auf dem Ihr nach Luſt und Belieben die Preiſe machen könnt, und das mit ſeinem Herzblut die egoiſtiſchen Zwecke und Träumereien Eurer Krämerpolitik bezahlen und gut machen ſoll. In Deutſchland feilſchtet Ihr das Menſchenleben, um Eure Colonieen zu unterjochen oder im Zaum zu halten. Deutſchland war es, das Euch während der franzöſiſchen Kaiſerzeit retten und vor franzöſiſchen Invaſionen, die Euch nicht ohne große Ausſicht des Erfolges drohten, ſchützen mußte, indem Ihr ohne Aufhören die Kriegsfackel mit Frankreich in ſeinen Gauen anzündetet und das Feuer ſchürtet. Die Deutſchen waren es wieder, die Euer Heer bei Waterlow vom Untergang und der völligen Niederlage retteten. Denn trotz Wellington und ſeinem mit der Peitſche dreſſirten Heer waret ihr geſchlagen, wäre nicht Blücher mit ſeinen Preußen noch zur rechten Zeit gekommen, um Euch aus der Patſche zu ziehen. Was könnt Ihr dieſem Allem entgegenhalten? Eure Guineen? Dieſes

verfluchte Gold hat mehr Elend und Unheil über Deutſchland gebracht, als Ihr in Jahrhunderten wieder gut machen könntet, wenn Ihr auch den Willen ſo dazu hättet, als es das Gegentheil iſt. Euch verdanken wir die Blindheit unſerer Hanſeſtädte, die einem momentanen Vortheil zu lieb ihrem ſpätern ſichern Ruin entgegen gehen, wenn ſie nicht noch zur rechten Zeit einlenken. Der Zollverein iſt Euch ein Dorn im Auge und Ihr intriguirt dagegen, wo Ihr nur immer könnt, jedoch zu Euerm eignen Schaden. Den Deutſchen werden doch, Dank Euern Balourdidäten, endlich einmal die Augen aufgehen und ſie werden einſehen lernen, daß ihre ärgſten Feinde die engliſchen Krämerſeelen ſind. Es wäre verlorne Mühe, Euch die Rechte Deutſchlands auf Schleswig-Holſtein auseinander ſetzen zu wollen, ſie ſind eben ſo klar als die auf Hannover, und der König von Dänemark hat ebenſo wenig das Recht, dieſe deutſchen Lande den däniſchen einzuverleiben, als Eure Königin befugt wäre, Hannover für einen integrirenden Theil Großbritanniens zu erklären. Darum noch einmal geſagt, miſcht Euch nicht in deutſche Angelegenheiten, ſondern fegt den eignen Stall und überlaßt es uns, den unſern zu ſäubern. Es ſteht Euch eine ſociale Umwälzung bevor, wie Ihr ſie noch nie geſehen und erlebt, wenn Ihr nicht bei Zeiten die paſſenden Mittel ergreift, ſie zu verhüten und den totalen Umſturz des Beſtehenden zu verhindern. Aber wenn Ihr ſo fortfahrt wie bisher, ſo öffnet Ihr der furchtbarſten Anarchie die noch je geweſen, Thüre und Thor. Eure Marine iſt ohne Matroſen, wenigſtens ohne taugliche, denn, Dank Eurer trefflichen Fürſorge, verlaſſen Euch die beſten, und zwar zu Tauſenden, um die Schiffe der Amerikaner zu bedienen, wo ihnen eine menſchlichere Behandlung und die Ausſicht einer beſſern Zukunft offen ſteht. Euer Tory- und Euer Whigſyſtem ſind durch und durch wurmſtichig und faul, und eure Politik ſteht um hundert Grade unter der Höhe der Zeit. In Irland ſchreien die hungerleidenden und ausgemergelten, verhungerten, menſchlichen Gerippe um Brod; wenn ſie, von Elend und Verzweiflung getrieben, zu ſtark ſchreien, ſo ſtopft Ihr ihnen die Mäuler mit Blei und ſättigt ſie ſo für die Ewigkeit, während eure Cröſus, eure Geldjuden und Wucherer unter dem Vorſitz des Lordmajors in der London Tavern die ſchwelgeriſchſten Bankette feiern, Bankiers und Parlamentsglieder beſoffen und mit lallenden Zungen Toaſte brüllen, Reden über die Verdienſte der feilen, in ihrem Sold ſtehenden Journale halten,

und ſich dabei die Gurgeln mit Capwein ſchwenken. Statt die Aufgabe der freien Preſſe zu erkennen, legt Ihr ihr goldne Feſſeln an, und citirt dabei frech genug Sheridans Worte: „Gebt mir „eine freie Preſſe, und ich will einem Miniſter ein käufliches Ober„haus, ein beſtochenes und ſerviles Unterhaus ꝛc. geben, und will „ihn doch mit dieſer Waffe der freien Preſſe von ſeiner Höhe herab„ſtürzen und unter den Ruinen ſeiner Mißbräuche begraben!“ ... aber unter dieſer freien Preſſe verſtand Sheridan keine feile, vom Gold der Geldſackariſtokratie erkaufte und beſtochene. Noch eine kleine Geduld, Ihr werdet ſtrenge Rechenſchaft von Euern Thaten ablegen müſſen, ſowie diejenigen, welche durch den herzloſeſten Egoismus all dies Elend befördern und bei ſchwelgeriſchen Gaſtmahlen, wo die Leckerbiſſen aller Welttheile im Ueberfluß bis zum Ekel und die mit Gold aufgewogenen Weine von Schiras, von Tokai, dem Rhein und der Champagne in Strömen vergoſſen und verſchlungen werden, dem Elend und Gram ihrer hungrigen und durſtigen Brüder ſpotten, und ihnen höchſtens verächtlich und entwürdigend einen Nothpfennig zu-, oder einen Broſamen vorwerfen, welchen die Jagdhunde dieſer Geldſäcke verſchmähten! Die Nemeſis nahet mit Rieſenſchritten und wird auf eine entſetzliche Weiſe all dieſe Unbilden rächen, denen eine feile Preſſe noch das Wort redet, die eine wirklich freie und würdige Preſſe rügen wird. Eine ſolche iſt geſchaffen, die Tauſend und abermal Tauſend Ungerechtigkeiten, welche eine erbärmliche Politik, eine feile Juſtiz und beklagenswerthe Adminiſtration ſich täglich zu Schulden kommen laſſen, zu erklären und zu ſtrafen, ihre Pflicht und ihre Aufgabe iſt es, all die Schändlichkeiten zu offenbaren, welche Eure Behörden ungeſtraft dulden, und die Ungerechtigkeiten der ſich gerecht nennenden Tribunale an den Tag zu bringen. Von dem Allem thut Ihr das Gegentheil, und in keinem Land wird auch die unverſchuldete Armuth ſo mißhandelt, als in Euerm hochgerühmten, freien Großbritannien! Eure Geburts- und Geldariſtokratie, ſehr oft in demſelben Individuum vereint, iſt in fortwährender Verſchwörung gegen ihre ärmeren Brüder begriffen, ſowie Eure Staatsariſtokratie unaufhörlich auf die Unterdrückung und Uebervortheilung aller Nationen ſinnt und brütet. Aber glaubt mir, Euer Dreizack und Leopard haben am längſten geherrſcht, und ein Sturm, der die Welt in ihren Grundpfeilern erſchüttert, wird Euch vernichten und zermalmen, bevor Ihr nur zur Beſinnung kommen werdet.

Was in Dungarvan kürzlich vorging, iſt nur ein kleines Vorſpiel von dem, was nicht nur Irland, ſondern auch England und Schottland zu erwarten haben, wenn nicht eine heilſame Reform Eurer zum Theil tollen Geſetzgebung in Bälde vorgenommen wird. Eure fetten Pächter mäſten ihre Schweine mit Milch, ihre Kapaunen und Truthahnen mit Butter- und Markklöschen, um ſie den Tafeln Eurer Geldſäcke würdig zu machen, während Tauſende von Euern Bauern und Arbeitern, ſammt ihren Familien, kaum halbfaule Kartoffeln in Waſſer geſotten und ungeſalzen genießen müſſen, und dieſe nicht haben, ſich hinlänglich zu ſättigen, ja nicht ſelten ganze Tage lang ohne alle Nahrung zu nehmen zubringen müſſen! Iſt es dann noch ein Wunder, wenn die empörten Bauern ſelbſt einen Coder verfaſſen, und in dieſem bei ſtrenger Ahndung verbieten: den reichen Gutsbeſitzern und Eigenthümern Pacht zu zahlen, und verordnen, die Hetzhunde der Gerechtigkeit zu erſchlagen, die ſich unterfangen, wegen rückſtändigen Pachtgeldern die kleinen ausgeſogenen Unterpächter pfänden zu wollen; daß ſie einen Arbeitslohn beſtimmen, bei dem der Arbeiter wenigſtens zur Nothdurft beſtehen kann, und verlangen, daß Jedermann beſchäftigt werde; daß dem Kläger, der einen Proceß wegen Schulden anfange, die Ohren abgeſchnitten werden müſſen u. ſ. w. Gott hat die Erde und ihre Produkte für Alle beſtimmt, die er geſchaffen, und nimmermehr gewollt, daß durch eine ungerechte und verdrehte Geſetzgebung einige Wenige ſich des Schöpfers Wohlthaten zu ihren und der Ihrigen Gunſten allein anmaßen und im Ueberfluß ſchwelgen ſollen, während ihre armen Brüder ihren Hunger nicht ſtillen, ihre Blößen nicht bedecken können! Das laßt Euch geſagt ſeyn, ihr Herrn, und öffnet die Spalten Eures Blattes gediegenen und vernünftigen Artikeln zu dieſem Zweck, ſtatt ſie mit unſinnigen, durch ekelhaften Egoismus getriebenen Verrücktheiten und von der craſſeſten Ignoranz zeugenden Aufſätzen über deutſche Verhältniſſe zu füllen, von denen Ihr nichts verſteht, nichts begreift und ſie nicht faſſen könnt. — Damit der Hölle befohlen!

Michel und Asmodi entfernten ſich nun, das ſämmtliche Perſonal der Redaction der Times mit offenen Mäulern, ſtarren Augen und ſich die Ohren reibend, als wollten ſie prüfen, ob ſie auch recht gehört, zurücklaſſend.

Sie nahmen ihren Flug nach den Niederlanden und ließen ſich in der Nähe von Brüſſel nieder.

Nachdem ſie eine Weile im dortigen Park auf- und niedergegangen und die ſich in demſelben befindlichen Brüſſeler Schönen gemuſtert hatten, ſetzten ſie ſich unter das Zelt eines Kaffeehauſes. Michel fiel die allgemeine Augsburger Zeitung vom 12. October in die Hand, in deren Beilage er einen: „Der Congreß über Gefängnißreform in Frankfurt“ überſchriebenen Aufſatz mit dem Motto: **Audiatur et altera pars**, fand, denſelben durchlas und das Blatt mit den Worten: Den Vogel kenne ich an ſeinen Federn, verächtlich auf die Seite legte.

— Wie ſo? fragte Asmodi.

Es iſt einer der Sancho Panſa's, jener Don Quixotte's, die vor zehn bis zwölf Jahren die Welt ſtürmen und reformiren wollten, ſich allein berufen glaubend, der Menſchheit Geſetze vorzuſchreiben, und nebenbei die eigne werthe Perſon, eigentlich die Hauptſache, voranzuſchieben, der deßhalb ſeine malitiöſe Dummheit und dumme Bosheit während der Unterſuchungshaft in einem iſolirten Gefängniß zubringen mußte und nun, gleich einem Tollhäusler, gegen die Beſchlüſſe dieſes Congreſſes und die einſichtsvollen Männer deſſelben ins Blaue hineinſticht und raſ't, daß man ſich ob ſeiner Rodomontaden den Bauch halten möchte. Ich müßte mich ſehr irren, oder es iſt daſſelbe Bürſchchen, das jetzt ſo poſſierlich den Anwalt aller Schufte und Taugenichtſe macht.

— Du magſt Recht haben.

— Der Kerl ſchließt ſeinen Unſinn noch mit den Worten: Beſſer als der Cellenkerker iſt noch das franzöſiſche Bagno.

— Er hat Recht, was ſollte aus unſerm Reich werden, wenn, ſtatt dieſer Hochſchulen für alle Spitzbuben, dieſe in einſamen Cellengefängniſſen zur Erkenntniß ihrer Verbrechen und Sünden, ſo wie zur Reue und Beſſerung gelangten?

— Asmodi, Du biſt noch ein größerer Egoiſt als die ärgſte großbritanniſche Geldſackſeele.

— Pah, das iſt purer Patriotismus; glaubſt Du, wir andere Höllenbewohner hätten nicht auch Gefühl für Nationalismus?

— Ein ſauberer Nationalismus; doch, um wieder auf unſern Quidam in der allgemeinen Zeitung zu kommen, der wahrſcheinlich auch denkt: gäbe es keine Schurken mehr, von was ſollte ich dann leben? und meint, die Herrn, welche das Cellenſyſtem beſchloſſen, ſollten doch verſucht haben, zur Motivirung ihres Beſchluſſes

Stimmen unter den Leuten, die jenes Syſtem aus eigner Erfahrung kennen, zu ſammeln, alſo mit geringen Ausnahmen unter Gaunern und unter Spitzbuben! Ein vortrefflicher Rath, wie er ſich von dem Verfaſſer eines ſolchen Aufſatzes, welcher ohnehin die offenbarſten Lügen und Verläumdungen enthält, nicht anders erwarten läßt. Allerdings iſt das Beſte und einzig Zweckmäßigſte aller Gefängnißſyſteme die einſame Einſperrung mit paſſender Milderung, ſowie ſie das einzige Mittel zur endlichen Beſſerung und Selbſterkenntniß des Verbrechers iſt. Mit unſchätzbarer Naivität läßt jener Quidam vermuthen, daß er in ſeinen Flegeljahren gar häufig unter Tabacksqualm darüber abſtimmte, wie viel Pfund der Mond wiege, ob Eva blond oder braun war, oder ob es mehr eintrage, ein nichtswürdiger Rabuliſt als ein rechtlicher Anwalt zu ſeyn! Verdächtig wurde dieſem Quidam die Frankfurter Verſammlung ſchon von vorneherein, weil, laut öffentlichen Nachrichten, ſich vorzugsweiſe ſolche Männer dabei eingefunden hatten, deren amtlichen Wirkungskreis das Gefängnißweſen ausmacht. Aus dem ganzen Aufſatz unſers Quidams ſcheint hervorzugehen, daß derſelbe viel lieber geſehen hätte, wenn man aus allen Strafanſtalten Europas und Amerikas die nichtswürdigſten Züchtlinge ſelbſt zu einer Berathung in Frankfurt verſammelt hätte! Auch nimmt er es den Herrn, welche das Cellenſyſtem begünſtigen, ſehr übel, und findet es unmenſchlich, daß aus den Mauern und den Gittern dieſer Cellengefängniſſe für vereinzelte Kräfte an kein Entfliehen zu denken iſt, ſowie daß Direktoren derſelben jetzt ruhiger ſchlafen können und keine nächtlichen Runden mehr zu machen brauchen, daß die Gefangenen keine Säge und Feile mehr zu gebrauchen im Stande ſind, um ihre unfreiwillige Wohnung verlaſſen zu können; daß es nicht leicht vorkommen kann, daß ſich einzelne Gefangene gegen die Hausordnung und gegen die Polizeigewalt empören können, und daß die Einſamkeit auch den härteſten Sinn — ſoll heißen: den abgefeimteſten Spitzbuben — noch mürbe machen kann! Man ſieht, daß durch dieſe Uebelnehmerei der Quidam in ſeiner naiven Einfalt, ohne es zu ahnden, dieſem Gefängnißſyſtem gerade das größte Lob ſpendet. Ebenſo findet es der geiſtreiche Mann unverantwortlich, unerklärbar, daß es dieſen „Männern von Fach", die in der Gefängnißfrage das große Wort führen, gelungen iſt, ein ſo zahlreiches Publikum und ſo viele Regierungen für ihre eigennützigen Theorieen, daß nämlich die

Gefahr des Entſpringens der Gefangenen ſo ſehr vermindert wird, gefunden haben, hierüber kann ſich der Antipönitentiar nicht genug wundern, und, nun aber **Risum teneatis amici!** ſagt der naive Quidam in allem Ernſte: daß der wirklichen Sachkundigen, die mit unbefangenem Auge geſehen und mit geſundem Sinne geprüft haben, die den ſtärkſten Beruf haben zu reden, nehmlich diejenigen, welche auf ihre eignen Koſten die Erfahrung gemacht haben, welche Bewandtniß es denn eigentlich mit der einſamen Einſperrung hat, noch immer ſehr wenige und dieſe gerade die zurückhaltendſten und ſchweigſamſten ſind!.... „Der gute Mann verlangt alſo in der That nichts mehr und nichts weniger, als Räuber und Mörder ſollen ſelbſt die Urtheile über ihre Räubereien und Mordthaten fällen! Der Quidam ſagt ferner: „die vollſtändige Iſolirung des Gefangenen iſt ein Verbrechen gegen die menſchliche Natur.“ Iſt etwa vorſätzlicher Meuchelmord kein Verbrechen gegen die Menſchheit? Doch von einer vollſtändigen Iſolirung iſt bei jenem Congreß durchaus keine Rede geweſen, wie man überhaupt ſchon längſt von einer ſolchen zurückgekommen iſt, man will ſelbſt Menſchlichkeit auch gegen den unmenſchlichſten Verbrecher üben, und geſtattet dieſem die täglichen Beſuche des Arztes und des tröſtenden Geiſtlichen, ſogar noch die anderer menſchenfreundlicher Perſonen und Bewegung in der freien Luft, wenn auch in beſchränktem Raum. Aber der poſſierliche Quidam meint, daß dieſe Beſuche nur Lügen, nur illuſoriſch ſeyen, da ein Gefängnißdirektor unmöglich 500 Gefangene, die geringſte Zahl, die er für ein Cellengefängniß annimmt, täglich beſuchen kann, und rechnet als ein trefflicher Arithmetiker ſogar aus, wie viel Zeit, nehmlich eine Minute und zwölf Sekunden, er jedem Gefangenen widmen könne. Man weiß in der That nicht, ſoll man die alberne Bosheit oder die boshafte Albernheit des Rechners mehr bewundern, wenn er ſagt: der Frankfurter Congreß habe beſchloſſen, der Gefängnißdirektor ſolle jedem der 500 Gefangenen täglich einen Beſuch abſtatten, woran dieſer nie gedacht, dieſer Gedanke konnte nur in dem kranken Kopfe unſers Quidams entſpringen. In einem Gefängniß, wo ſich eine Zahl von 500 Gefangenen eingeſchloſſen befindet, hat der Direktor auch Unterdirektoren und hinlängliche Gehülfen zur Seite; aber davon iſt die Rede gar nicht: Aerzte, Geiſtliche und andere wohlwollende Perſonen ſind es, die dem Gefangenen Troſt bringen, und immer

in Verhältniß zu der Zahl derſelben bei den Gefängniſſen angeſtellt werden. Noch täppiſch-lächerlicher iſt die Behauptung, daß ſich bei dem penſylvaniſchen Syſtem durchaus keine Beweiſe einer fortſchreitenden Beſſerung des Gefangenen ausfindig machen laſſen, in welchem Fall man eine allmählige Erleichterung ſeiner Lage, wohl auch eine Abkürzung der Strafzeit eintreten laſſen will. — Denn, man bewundere den Scharfſinn des Quidams, man habe kein Merkmal, an welchem man erkennen könnte, ob der Menſch auf gutem oder ſchlechtem Wege gehe! — Alſo nur in Geſellſchaft anderer Spitzbuben kann man wiſſen, ob ſich einer unter ihnen beſſert oder nicht! das Einzige, was man nach vielfacher und langjähriger Erfahrung gewiß weiß, iſt, daß in ſolcher Geſellſchaft mit wenigen Ausnahmen alle ſchlimmer, und auch die, an denen noch manches gute Haar iſt, vollendete Taugenichtſe werden. Die franzöſiſchen Correktionshäuſer und Galeeren liefern und unterhalten ein Heer von mehr als dreißig tauſend Banditen der gefährlichſten Art in ganz Frankreich, die vor keinem Verbrechen zurückſchrecken, von denen ſich ein Fünftheil trotz allem Bann fortwährend in Paris herumtreibt und alle Straßen unſicher macht! — Aber nach der Meinung unſers Quidams iſt das Cellengefängniß durchaus unfähig, den Verbrecher aufrichtig mit Gott und der Welt auszuſöhnen und einen brauchbaren Bürger aus ihm zu machen; dies Wunder kann nur das Zuſammenleben unter Spitzbuben bewirken. — Der verſtändige Geiſtliche hat hundert Mittel, auch die Geſinnungen und Beſſerung des iſolirten Verbrechers zu ergründen, und ein vollkommener Heuchler weiß ſeine Vorgeſetzten und Aufſeher in Geſellſchaft ſo gut wie iſolirt zu hintergehen, wie die tägliche Erfahrung beweist, denn kein Menſch kann dem andern ins Herz ſehen, dies iſt nur Einem möglich. — Und wenn unſer Quidam in ſeiner hirnloſen Verirrung ſagt: Das penſylvaniſche Syſtem ſey aus einer ſo monſtröſen Verirrung des menſchlichen Verſtandes hervorgegangen, daß man in einigen Jahrzehnten die Möglichkeit deſſelben gar nicht mehr begreifen wird, eben ſo wenig, wie man heut zu Tage die Hexenproceſſe und Auto da Fes begreift, ſo muß ich darauf erwiedern, daß ſich das ſeit ſo vielen Jahrhunderten Zuſammenſperren und Zuſammenleben von Spitzbuben aller Art nur dadurch erklären läßt, daß ſolche Genies wie unſer Quidam leider ſelbſt bei hochweiſen Geſetzfabrikanten und Adminiſtratoren vorhanden,

die einſichtsvollen, vernünftigen und wahrhaft weiſen und klugen Leute allenthalben nur dünne geſäet ſind. — Was die namenloſen Gräuel und Mißhandlungen, die vor einigen Jahren in einem nordamerikaniſchen Cellengefängniß vorkamen, anbelangt, ſo muß ich darauf antworten, daß dergleichen heut zu Tage faſt nur noch in Republiken, namentlich in den bürgerſtolzen Republiken vorkommen kann, wo die Oeffentlichkeit dem Anſchein, aber auch nur dem Anſchein nach bis in die innerſten Falten des Staatsweſens herrſcht. In manchen der ſogenannten abſoluten Staaten, wie z. B. in Preußen, ſind ſolche Scheußlichkeiten eine totale Unmöglichkeit, wie denn überhaupt das von dem großen Heer der Schaafsköpfe und Ignoranten und der engherzigen Beſchränktheit verſchrieene und gefürchtete Preußen in faſt allen Zweigen ſeiner Adminiſtration und Organiſation jeder Staatsmaſchine zum Muſter dienen kann. Aber wie bekannt, mit der Dummheit und dem Vorurtheil kämpfen die Götter ſelbſt vergebens. Sonderbar, daß je freier ſich die Staaten dünken und ausspoſaunen, deſto abſcheulichere Grauſamkeiten und Tyranneien in denſelben verübt werden. Nirgends werden in den Gefängniſſen mehr empörende und ſchändlichere Grauſamkeiten verübt, als in dem conſtitutionellen Frankreich und England. Grauen erregend ſind die Abſcheulichkeiten, die hier von dem aufſehenden Perſonale mit der größten Willkühr unter dem Vorwand von Strafen begangen werden. Und welche Strafen ſind nicht bei dem Militär dieſer beiden Nationen eingeführt! welche Strafen werden über die franzöſiſchen Soldaten beim geringſten Vergehen in Algerien verhängt, und in Frankreich, dieſem geprieſenen Land der Gleichheit, ſind es nur die armen Teufel, welche zu dem hier ſo ſchweren Dienſt der Vaterlandsvertheidiger ſchon bei ihrer Geburt verdammt ſind, weil ſie das Unglück haben, die Kinder vermögensloſer Eltern zu ſeyn, während ſich die Reichen für ein Lumpengeld von dieſer harten Pflicht befreien. — Wie anders iſt es in dieſer Hinſicht in dem abſoluten Preußen, wo Jeder, ohne Unterſchied, wenigſtens eine kurze Zeit die Uniform anziehen muß, und ſelbſt der Aermſte nur drei Jahre unter den Waffen zubringt!

Was nun gar unſern Quidam anbelangt, um wieder auf beſagtes Langohr zu kommen, ſo iſt das, was er über einen gewiſſen Doctor V. (ſoll heißen Varrentrapp) ſagt, eine ſtupide und unverſchämte Lüge, da dieſer niemals Gefängnißarzt war, und

folglich alle die gegen dieſen Ehrenmann angeführten Verleumdungen keiner weitern Widerlegung bedürfen. — Aber was liegt einem ſolchen Sancho-Panſa, der die Rolle des Weltreformators gar zu gerne ſpielen möchte, wenn gleich er bei ſeinem erſten Erſcheinen auf der Bühne, wie es eine ſolche Carrikatur verdient, ausgepfiffen wurde, daran, ob er Lügen oder Wahrheit in die Welt ſendet. Doch ....

— Haſt Du nun bald Stroh genug gedroſchen? fiel endlich Asmodi ſeinem Schützling ins Wort. Wie magſt Du Dich über ſolche Abgeſchmacktheiten ereifern.

Michel erwiederte: Dergleichen paßt freilich in Deinen Kram, aber das ſoll mich nicht abhalten, ſolchen Unfug zu rügen und zu ſtrafen, und ſteckte die Naſe wieder in die Allgemeine.

— Ha, Teufel, freue Dich, fuhr er nach einigen Augenblicken abermals auf, das iſt wieder Waſſer auf Deine Mühle oder beſſer, Feuer unter Deinen Braten, die Raubpächter der Homburger Spielhölle werden nicht müde, in allen möglichen deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Blättern unter allerlei lockendem Firniß, als Jagden, Bällen, Feſtlichkeiten, Concerten u. ſ. w. anzuzeigen, daß ſie die einzigen Spielpächter ſind, von welchen man ſich auch in der Winterſaiſon ausziehen laſſen kann. — Ich will jedoch ihre gefirnißte Anzeige in einfachem, aber wahrem Deutſch überſetzen, und die Herrn Herausgeber meiner Dämoniſchen Reiſen bitten, dieſelbe zur beſſern Belehrung des Publikums mit folgenden Worten abdrucken zu laſſen:

Höchſt wichtige dämoniſche Anzeige, die Homburger Spielhölle betreffend.

„Die Spielhölle zu Homburg vor der Höhe bei Frankfurt „am Main zeichnet ſich dadurch vor allen andern Spielhöllen in „ganz Deutſchland aus, daß deren Beraubungsanſtalten auch in „der Winterſaiſon, wie im Sommer geöffnet bleiben, und ſich die „Einfältigen und Schaafe aller Nationen, die da glauben ihre „Gewinnſucht befriedigen zu können, daſelbſt zu jeder Zeit ſcheeren „und ihre Wolle laſſen können, wogegen man ſich jedoch ver„pflichtet, die Geſchorenen mit den neueſten Opernmelodien, Walzern, „Jagden u. ſ. w. für die verlorne Wolle zu tröſten und ihnen „recht artig heim zu geigen. — Alſo, Mylords und Gentelmans, „Chevaliers d'Induſtrie und Andere, Pariſer und Londner Bonvi-

„vants, ruſſiſche und deutſche Geldmänner, füllt eure Portefeuilles „mit Banknoten und guten Wechſeln auf die Gebrüder Bethmann, „Rothſchild und andere Frankfurter Bankierhäuſer, und eure Säckel „mit Gold, und macht euch muthig auf den Weg; in 36, höchſtens „48 Stunden kann man mit Hülfe der Nordbahn von Paris, in „18 bis 20 von Aachen mit Eiſenbahn und Dampfſchiff, von „Baden-Baden mit Eiſenbahn und Omnibus in 8¼ Stunden „und von Wiesbaden nach Homburg in 3 Stunden fahren. Kommt „nur gehörig vollwichtig an, dafür, daß ihr federleicht heimkehrt, „werden einige franzöſiſche Induſtrieritter, denen man in Frankreich „das Handwerk legte, das ſie nun ſo recht con amore in Deutſch„land treiben, ſorgen.“

— Dieſe Anzeige wird gewaltige Wirkung haben, höhnte der Teufel lachend.

— Dies wird ſie, wenigſtens in einer Hinſicht.

— Und die wäre?

— Daß ich dumm genug wäre, Dir Alles auf die Naſe zu binden. Indeſſen, wenn ſie auch nur einen Braten der Homburger Hölle und alſo auch der Deinigen entzieht, bin ich ſchon zufrieden.

Die beiden Geſellen trennten ſich diesmal nicht ganz ohne Ingrimm.

XVIII.

Berathung im geheimen Miniſterialrath des Großſatan. — Die Trägheit der ſieben Hauptſünden gerügt. — Offenes Schreiben des deutſchen Michels an ſeine werthen Landsleute. — Dreißig Tauſend Chineſen in Paris erwartet. — Ein Concert der Miſericorde. — Ein Artiſtenball.

An einem Feiertagmorgen traf der Teufel ſeinen Intimus Michel gewaltig mißgeſtimmt und übelgelaunt auf einem Divan in ſeinem Hauptquartier zu Paris ausgeſtreckt. Brochüren und Zeitſchriften lagen in Maſſe um ihn herum.

— Und was iſt's, was Dich heute wieder inkommodirt? ließ ſich Asmodi vernehmen.

— Mich ärgerts, daß trotz all unſern Teufeleien es nirgends beſſer werden will, im Gegentheil ſcheint es als würde alles immer ſchlimmer. Das Menſchenpack liegt gewaltig im Argen; da lies nur, die tollſten Streiche werden in aller Herren Länder gemacht.

Der Teufel gab ein hölliſches Gelächter von ſich und ſagte: „deſto beſſer für uns.“

— Du biſt immer die alte Schlange; — und dabei iſt alles ſo langweilig-proſaiſch, daß man ſich in Gähnen auflöſen möchte. Ueberall will man beſſern, verbeſſern, aufklären und überall verballhornt man. Herz- und Gefühlloſigkeit, der craſſeſte Egoismus auf der einen Seite macht, daß dieſe einer moraliſchen Verſteinerung entgegengeht, während auf der andern Seite Elend und Mangel grenzenloſe Verderbniß und Ruchloſigkeit erzeugen und zu allen Verbrechen hinreißen.

— Dies macht weil Freund Mammon ſeine Herrſchaft, wie noch nie früher, über euer zweibeiniges Geſchlecht übt.

— Die abſcheulichſte Gewiſſenloſigkeit und Gaunerei kennt keine Grenzen mehr, wo es die Anhäufung voller Geldſäcke gilt, und die ſchrecklichſten Gräuelthaten häufen und mehren ſich, na-

mentlich in den wegen ihrer Civiliſation ſo hoch geprieſenen Ländern England und Frankreich. Die furchtbarſten Verbrechen werden mit einer ſo kaltblütigen Nüchternheit begangen, daß einem die Haare zu Berge ſtehen und die ganze Menſchheit zum Ekel wird. Sonſt hatten ſolche Thaten der Finſterniß doch noch einen gewiſſen romantiſchen Anſtrich, waren mit allerlei Abenteuern verwebt, unter Umſtänden begangen, die ſie erträglich, ja wohl intereſſant machten; aber jetzt iſt es die nackte Sünde, die in ihrer widerlichſten Blöße, gleich einer feilen Dirne mit frecher Stirne einherſchreitet und Allem Hohn zu ſprechen ſcheint.

— Dank eurer geprieſenen Aufklärung, und noch mehr eurer vortrefflichen Juſtiz. Die körperliche Folter habt ihr abgeſchafft, dagegen eine Seelenfolter geſchaffen, die auch einen Engel in einen Teufel verwandeln könnte.

— Und dann die ſich immer mehr ausbreitende Monotonie von einem Ende der Welt zum andern, fuhr Michel fort, alles Grau in Grau, bald wird alles ſo einfarbig und eintönig ſeyn, daß man ſich Augen und Ohren verbinden möchte, die ganze Erde ſo uniform, als habe ſie ein Zinngießer in ſeinen Formen gegoſſen. Vermöchten ſie es, ſie würden am Ende auch noch die ganze Natur, Wälder und Felder, Berge und Wieſen übertünchen, und ſie, gleich ihren Paläſten und Ställen, mit der Farbe ihrer ſogenannten Civiliſation anſtreichen. Die Langeweile dieſes ewigen Einerleis raucht bereits aus allen Schornſteinen, glotzt aus allen Fenſteröffnungen heraus. Es iſt in Griechenland wie in Norwegen, in Siberien wie in Amerika, und wird bald in China und Japan wie in Frankreich und England ſeyn, die Fluth der Monotonie wird alle noch übrige Nationalität vollends wegſchwemmen.

— Gedulde Dich, Freund, ein im Hintergrund lauernder **Deus ex machina** wird dem ganzen Getriebe plötzlich eine andere Wendung geben.

— Witterſt Du etwa eine zweite Sündfluth, einen Univerſalkrieg? .... aber befreie mich einſtweilen von dem Ekel und der Langeweile, die mir das unfläthige Treiben der irdiſchen Gabelthiere verurſacht.

— Du biſt ein Narr. Dir ſtehen Zerſtreuungen zu Gebote wie keinem andern Sterblichen, brauchſt nur zu winken und findeſt Dich hinverſetzt wo Du willſt, haſt ſchon die Hölle und das Firmament durchſtöbert.

— Ich mag nicht immer auf der Landſtraße liegen, wenn es auch eine infernaliſche oder himmliſche iſt.

— Gut, ich ſehe daß Du dich mit geiſtiger Unterhaltung verſehen haſt, vermag es denn dieſe nicht, Deine unmuthige Langeweile zu verſcheuchen?

— Pah! der Plunder iſt eher gemacht ſie zu erregen. Das ſind die Debats, die Preſſe, Siècle, Times, Morning Chronikel, Sun, Conſtitutionel, der Heraldo, das Ecco del Commercio und ein Haufen deutſcher Zeitungen, die, wenn auch von den verſchiedenſten Farben, ſich dennoch an abgeſchmackten Lügen, Feilheit und politiſchem Unſinn überbieten, eine troſtloſe Kurzſichtigkeit, Befangenheit und Partheilichkeit lenkt ſie alle mehr oder weniger.

— So laß die politiſche Welt und halte dich an die der Ideen.

— O da iſt's noch ſchlimmer, dieſe modernen Romanenſchreiber, ſo ſehr auch der Pöbel aller Stände über ihre meiſtens unſinnigen Produkte herfallen mag, ſind doch mehrſtentheils verbrannte Gehirne, die in endloſen, verwirrten und nichtsſagenden Phraſen auch keinen vernünftigen Gedanken zu Tage fördern, alle Charaktere zur Unnatur verzerren und den Mangel an innerem Gehalt durch ein ſchwulſtiges Wortgepränge, durch einen bombaſtiſchen, nicht ſelten zur Carrikatur verzerrten Styl erſetzen wollen und hinter dieſem die Armſeligkeit ihrer Ideen zu verbergen ſuchen. Viele dieſer Romane, die von Sue, A. Dumas und andere, ſchleifen ihre Leſer in den Pfützen der ausgeartetſten Verworfenheit herum; da iſt das letzte Machwerk Sues, „Martin oder das Findelkind“, eine Abſurdität, die nur beweist, wie ſehr der geiſtige Barometer des Verfaſſers der „Geheimniſſe von Paris“ ſchon gefallen iſt. Ich möchte wieder einmal ein angenehm unterhaltendes Buch in einer natürlichen Sprache und einfach geſchriebenem Styl leſen, und Du würdeſt mich verbinden, wenn Du mir ein ſolches gelegentlich verſchaffen wollteſt. — Doch jetzt laß uns auch einmal den längſt beabſichtigten Flug nach Rom machen, um Pius **IX.** und ſeine Gegner in der Nähe zu ſehen und deren Verdienſte nach Gebühr zu belohnen.

— Dieſer Papſt iſt unſerm Reich eine fatale Erſcheinung, Papa Großſatan iſt ſehr ungehalten ob dieſer Wahl; für heute kann ich jedoch Deinem Wunſche nicht genügen, da Se. infernaliſche Majeſtät einen geheimen Staatsrath angeſagt haben, um hochwichtige hölliſche Angelegenheiten zu berathen, und von dem

ich mich um ſo weniger dispenſiren kann, da verſchiedene irdiſch-infernaliſche Gegenſtände verhandelt werden, über die man auch meine Meinung zu hören wünſcht.

— Könnte ich wohl dieſem Conſeil beiwohnen?

— Bis jetzt hat ſich noch kein Sterblicher einer ſolchen Gunſt zu erfreuen gehabt, indeſſen hat ſich auch noch keiner ſolcher Verdienſte um das Reich der Hölle rühmen können wie Du. Dazu kömmt noch, daß Du Ritter des Großkreuzſpinnenordens biſt, und wir es Dir verdanken, daß ſich unſer Monarch wieder meiner Dienſte zu erfreuen hat; aber bei all' dem kann ich die Sache doch nicht auf mich nehmen; gedulde Dich ein paar Augenblicke und ich werde Dir Beſcheid ſagen.

Der Hinkende verſchwand, ſtand jedoch nach wenigen Augenblicken wieder vor Michel und ſagte zu ihm:

— Biſt Du bereit?

— Wie, es wird mir geſtattet, dem hölliſchen geheimen Staatsrath beiwohnen zu dürfen? —

— Se. großſataniſche Majeſtät waren höchſt gnädig und bewilligten mein ergebenſtes Geſuch wohlgefällig lächelnd.

Stürmer und ſein Freund fuhren nun wieder durch den Veſuv zur Hölle hinab und begaben ſich in den Geheimenrathsſaal des großſataniſchen Palaſtes.

Hier fanden ſie ſchon ſämmtliche Glieder des geheimen Conſeils verſammelt, Se. Majeſtät erwartend. Lucifer, Leviathan, Belphegor, Aſtaroth, Flagel, Moloch, Barbatos, Mephiſtopheles und der Premierminiſter Beelzebub harrten der Ankunft des großmächtigſten Gebieters.

Als Asmodi mit unſerm Michel eintrat, begrüßten ihn ſämmtliche Miniſter und Beelzebub ſprach zu ihm:

— Se. großſataniſche Majeſtät haben geruht, Euch Sitz in allerhöchſtdero geheimem Staatsrath zu gewähren, aber was die Stimme anbetrifft, ſo dürft Ihr vorerſt nur dann ſprechen, wenn Ihr dazu aufgefordert werdet.

Michel machte eine ſtumme Verbeugung und Beelzebub ſchloß ihn in ſeine Arme.

Jetzt wurde durch den Oberceremonienmeiſter die Ankunft Sr. infernaliſchen Majeſtät verkündet, und der mächtige König der Verdammten trat in ſeinem fürſtlichen Ornat, die dreifach gehörnte Krone auf dem Haupt, in den Rathsſaal, warf Jedem, auch un-

ſerm Michel, einen freundlich gnädigen Nicker zu, nahm Platz auf einem erhabenen feurigen Drachenſeſſel und erlaubte ſodann auch den Uebrigen, ſich auf ihren Stühlen, deren Lehnen ziſchende Schlangen waren, niederzulaſſen. Hierauf nahm er das Wort und ſprach:

— Mit Bedauern habe ich aus den Berichten meines Miniſters des Innern, unſers Vetters Belphegor erſehen, daß unſere Einnahmen, die, wie bekanntlich, nur aus den Seelen der Verdammten beſtehen, wenn auch nicht im Abnehmen, doch bei weitem nicht in dem Grade im Zunehmen ſind, wie dies der Fall ſeyn könnte, wenn Jedermann gehörig ſeine Schuldigkeit thäte. — Nur Frankreich, Spanien, die Schweiz, ein kleiner Theil des brittiſchen Reiches, Mexiko und Uruguay nebſt einigen andern kleinen Republiken machen eine ehrenvolle Ausnahme, und mit Vergnügen erkenne ich an, daß ich dieſe meinem Reich ſo günſtigen Umſtände den Bemühungen meiner Miniſter Barbatos und Flagel verdanke.

Die beiden gehörnten Herren verbeugten ſich tief, und Großſatan fuhr fort:

— Namentlich iſt es Flagel, der in der neueſten Zeit im Cabinet der Tuilerien ſeinen Einfluß geltend zu machen wußte, während Barbatos mehr in Spanien, England, der Schweiz und Mexiko wirkte. Dies Alles will jedoch nicht viel ſagen und es finden ſich bei weitem nicht die Maſſen von Verdammten ein, die nach allen Umſtänden ich zu erwarten berechtigt bin. — An was mag das liegen, meine Herrn?

Moloch erhob ſich nun, bat gehorſamſt um Gehör und ſprach:

— Der Mangel an Krieg, Ew. Majeſtät, iſt es, der die ſtärkere Zunahme der Bevölkerung unſeres Reiches hindert. Krieg, Krieg allein iſt es, der dieſe, von Allerhöchſtdenſelben mit Recht ſo gewünſchte Wirkung hervorzubringen vermag. Wenn ich mich entſinne, mit welchem Vergnügen ich bis zum Jahr 1815 die täglichen Liſten der in der Hölle ankommenden armen Sünder durchſah, dann möchte ich vor Aerger platzen, wenn ich die jetzigen Berichte damit vergleiche, ſeit der Sündfluth iſt die Zunahme unſers Reichs nicht ſo armſelig und dünn geſäet geweſen, als in den letzten dreißig Jahren. Was haben uns nicht nur in der neuern Zeit der dreißigjährige Krieg, und in der neueſten die franzöſiſchen Revolutionskriege und die Napoleons für einen trefflichen Zuwachs in ungeheuren Maſſen zugeführt? Jetzt iſt es lauter armſeliger Schund,

meiſtens Raub- und Mordgeſindel aus Frankreich und Spanien, das in die Hölle träufelt.

— Allerdings iſt es Krieg, der das Wohl unſers Reichs am meiſten fördert, ſagte der Premierminiſter Beelzebub, dies habe ich ſeit 6000 Jahren in Erfahrung gebracht, weßhalb auch Barbatos auf meine Veranlaſſung in der letzten Zeit ganz beſonders in den franzöſiſchen und engliſchen Miniſterien wirkte. Ihm und Flagels Eingebungen verdanken wir die ſpaniſch-franzöſiſche Heirath, die ſo viel böſes Blut ſetzte, und wie ich hoffte, einen förmlichen Bruch zwiſchen Frankreich und England, und demnächſt einen Krieg herbeiführen ſollte. Leider hat die Sache nicht dieſes Reſultat gehabt, das Menſchenpack iſt zu feigen Bärenhäutern geworden und begnügt ſich mit Proteſtationen! Es wäre um toll zu werden, wenn ein Teufel toll werden könnte.

Jetzt nahm Barbatos, der Miniſter des Departements der auswärtigen Zwietracht, das Wort und ſprach:

— Indeſſen hoffe ich, daß endlich meine vielfachen Bemühungen in Polen durch ein glückliches Reſultat gekrönt werden ſollen. Meine und Flagels Agenten haben, wie bekannt, alles Mögliche gethan, das Polenvolk abermals zum Aufſtand zu bringen, die nicht unbedeutende Ernte unſers Reichs in Gallizien verdankt es dieſen Bemühungen, ſo wie daß, um endlich den Schürheerd der politiſchen Unruhen und fortwährenden Aufregungen von Grund auszurotten, Oeſterreich ſich Krakau einverleiben mußte. Hievon verſpreche ich mir viel, ſehr viel, und wenn die Fackel des Kriegs auch nicht ſogleich dadurch entzündet wird, ſo iſt es doch der Anfang einer gelegten Mine, die bald ſpringen kann. Unſer Guizot muß irgend etwas thun, um unſere guten Freunde, die franzöſiſchen Radikalen, die nun einen Vorwand mehr haben, das etwas ſtumpfſinnig gewordene Volk der Franzoſen aufzuregen und in Harniſch zu jagen, einigermaßen zufrieden zu ſtellen, und ſollte es auch nur die Wiederherſtellung der Feſtungswerke von Hüningen ſeyn. Dies werden die nordiſchen Mächte nicht zugeben wollen, und dann iſt der Krieg da....

— Pah, meinte Großſatan, da bin ich anderer Meinung: die nordiſchen Mächte werden ſich den Henker darum kehren, ob die Franzoſen Hüningen wieder befeſtigen oder im Mondſchein Purzelbäume ſchlagen, ſolche Feſtungen ſind jetzt nur noch Kindereien im Fall eines Kriegs.

38 *

— Aber die Gefahr für Baſel, Großmächtigſter! ſagte Belphegor.

— Ich erſtaune über Eure Einfalt! erwiederte der Dreigehörnte, und fuhr fort: weit mehr hoffe ich von den nun wieder neu erwachenden, noch lange nicht eingeſchlafenen Gelüſten der Franzoſen auf das linke Rheinufer.

Michel flüſterte dem neben ihm ſitzenden Asmodi etwas in's Ohr, worauf Letzterer ſich an Seine infernaliſche Majeſtät wendete und ſprach: Unſer Freund fragt, ob Ihr ihm nicht in Gnaden erlauben wolltet, auch ſeine irdiſche Meinung im hölliſchen Staatsrath äußern zu dürfen.

— Er ſpreche, ließ ſich Großſatan huldreichſt vernehmen.

— Da mir Ew. Majeſtät allergnädigſt zu reden vergönnen, ſo werden mir Allerhöchſtdieſelben erlauben, auch das Intereſſe meiner irdiſchen Brüder unterthänigſt vertreten zu dürfen.

Großſatan und Beelzebub runzelten die Stirnen, die übrigen Großteufel legten ebenfalls ihre Fratzen in Falten. Michel fuhr fort:

— Wie wäre es, wenn Ew. Majeſtät einmal einen andern Weg als den bisherigen einſchlügen und Ihre hölliſche Politik dahin abänderten, daß Allerhöchſtdieſelben Ihre Abgeſandten und Agenten beauftragten, ſtatt zum Verderben der armen Menſchheit, zu deren Beſſerung, Wohl und Heil zu wirken, vielleicht daß eine ſolche Politik auch das Wohl Ew. infernaliſchen Majeſtät und ſämmtlicher Teufel befördern und ſich der Allmächtige dadurch veranlaßt finden könnte, alle ſeine gefallenen und früher rebelliſchen Engel wieder in Gnaden aufzunehmen, die ſich ſodann wieder der himmliſchen Freuden zu erfreuen hätten.

Großſatan lächelte malitiös bei dieſen Worten, viele der gehörnten Herrn Staatsräthe aber ſprühten augenblicklich Feuer und Flammen, und Moloch zog ſeine Stirne in ſo gewaltige Falten, daß ſeine Hörner gräßlich klappernd gegeneinander ſtießen, dabei rief er aus:

— Das hat man davon, wenn man einem kurzſichtigen und armſeligen Erdenwurme die unerhörte Ehre anthut, unſern Berathungen beiwohnen zu dürfen. Man muß ſich dann gefallen laſſen, daß unſere teufliſchen Ohren durch ſolche Mißtöne beleidigt werden.

Alle übrigen Großteufel murrten mehr oder minder laut, ja

manche warfen furchtbar drohende und feuerſpeiende Blicke auf den armen Michel, dem es jetzt anfing doch nicht ganz wohl bei der Sache zu werden, und der Augenblick ſchien auch in der That kritiſch genug für ihn, das Murren wurde immer lauter und drohender und brach endlich in ein ſchreckliches teufliſches Wuthgeſchrei aus; Asmodi ſelbſt befand ſich in großer Verlegenheit, zweifelhaft was er in dieſer Lage thun ſollte. Da erhob ſich mit einemmal Großſatan von ſeinem Sitz, Ruhe und Stille gebietend, und augenblicklich war beides völlig hergeſtellt. Jetzt ſprach er:

— Meine Herren, ſeyd Ihr nicht wie die Kinder, daß Ihr Euch durch ein Paar unüberlegte und im Grunde doch auch für uns wohlgemeinte Worte ſo in Wuth und Zorn bringen laßt. Das Menſchenkind, dem wir nun doch einmal unſern Asmodi wieder verdanken, ſpricht wie ihm der Schnabel gewachſen iſt und er es verſteht. Dergleichen kann mich nur beluſtigen, aber weder beleidigen noch aufbringen.

Sich gegen Michel wendend, fuhr er fort: und ihr, Freund Michel, laßt Euch dieſe Lection zur Lehre und Warnung dienen, begehrt fortan nicht mehr das Wort, um über Dinge zu reden, die über Eure Faſſungskraft gehen, und hört uns ſchweigend zu. Euch zu belehren nur noch ſoviel: wißt, daß ich es Tauſendmal vorziehe in der Hölle zu herrſchen, als im Himmel zu kriechen.

Michel erwiederte nichts, dachte jedoch: es geht ihm wie unſern Radikalen auf Erden; die Trauben hängen halt zu hoch.

Moloch meinte: der Herr ſind heute ſehr gnädig.

— Wohlan, meine theuern Räthe, fahrt fort mir Eure Meinung, wie am beſten ein recht wüthender, unſerm Reich dienlicher Krieg zu fördern wäre, anzugeben.

— Da es ſo ſchwer hält, die Regierungen hintereinander zu hetzen und zum Krieg zu bringen, ſo müſſen wir uns hinter das dumme Volk ſtecken, äußerte nun Barbatos; in Portugal habe ich es bereits ſo weit gebracht, daß ſich die Nation in zwei feindlichen Partheien gegenüber ſteht, in Spanien wird es Dank den Hetzereien meiner guten Freunde, der Engländer, bald wieder ſo weit kommen, daß ſich die Spanier gegenſeitig würgen, leider hat mir die unzeitige Einverleibung Krakaus durch die Oeſterreicher einen Strich durch die Rechnung gemacht, da ſie die engliſche Wuth gegen Frankreich wieder etwas abkühlte, ſo wie dieſe Einverleibung uns überhaupt ein treffliches Laboratorium des Unfriedens ver-

nichtet. Ich werde jetzt Alles anwenden und mich bemühen, das Volk der Franzoſen gegen Deutſchland und die nordiſchen Mächte zu hetzen, wozu mir das linke Rheinufer als köſtliche Lockſpeiſe dienen muß, mag es dann gehen wie es will, auch hoffe ich die Deutſchen bald wieder unter ſich zu entzweien, da ein Theil derſelben kurzſichtig genug iſt, für die ihnen ſo wohlwollenden Polen Partei zu nehmen und zu ignoriren ſcheint, daß, wäre ihnen der Streich gelungen, ſie alle Deutſche, die ihnen in die Hände gefallen, ſammt den Juden um einen Kopf kürzer gemacht hätten. Sodann wäre auch mein Rath, daß Mephiſtopheles das treffliche Volk der Wucherer in allen Staaten, wo uns ohnehin ſchon das Mißrathen der Ernten ſehr zu Statten kommt, neuerdings mit aller Macht anſpornte, das Getreide durch Aufkäufe zu möglichſt hohen Preiſen zu ſteigern und dieſen ehrlichen Leuten die Geldanſchaffungen zu dieſem Zweck beſtens zu erleichtern.

— Dieſer Plan iſt allerdings ſo übel nicht, meinte Leviathan, wie aber dann, wenn die drohende Gefahr vor einem abermaligen Franzoſen-Einfall das deutſche Volk völlig aus ſeinem Schlummer rüttelte, aus dem es Thiers und die Schleswig-Holſteiniſchen Angelegenheiten ſchon ſo halb und halb erweckte, und ſo zu einer geträumten Einigkeit und noch größeren Einheit und Macht brächte, indem es all dem freiſtädtiſchen Unſinn, gleich Krakau, mit einem Schlage ein Ende machte? Denn iſt dies Volk einmal einig und ſteht für einen Mann, dann kann ihm ſelbſt der Teufel nichts mehr anhaben, und den Franzoſen könnte diesmal das Gelüſt nach dem linken Rheinufer leicht Lothringen und Elſaß koſten. Es wird mir ganz weh, wenn ich mir Deutſchland als eine ſo verbundene Macht denke, denn es könnte ſelbſt der Hölle gefährlich werden und ....

— Pah, fiel hier Barbatos, der Miniſter der Zwietracht, dem Sprecher ins Wort, für Deutſchlands Uneinigkeit laſſe man mich nur ſorgen. Ich werfe dem Volk wieder ſo ein Stück Viehphiloſophie hin und laſſe ein Paar neue Reformatoren auftreten, dann hat ſich das gute Volk bald wieder an den Köpfen und balgt ſich um des Kaiſers Bart.

— Ich bin für die Erhaltung des Friedens, ſagte nun Aſtaroth, der Krieg bringt Eintracht der Völker unter ſich hervor, im Frieden iſt gut im Trüben fiſchen, und wenn nur unſere ſieben Hauptagenten keine ſo großen Schlafhauben wären, ſo würden ſie

die allzeitige Vermehrung unſers Reiches zehnmal mehr befördern, als die blutigſten Kriege, die uns zwar oft arme Seelen in Maſſe zuführen, dagegen aber auch ſo viele Tauſende wegraffen, bevor ſie noch für das Reich der Hölle reif ſind, und ſo entgehen uns gerade die köſtlichſten und leckerſten Braten. — Aber nur einer dieſer Agenten thut in dieſem Augenblick auf das erfreulichſte ſeine Schuldigkeit, während alle andern in die ſträflichſte Nachläßigkeit und Saumſeligkeit verſunken ſind.

— Was muß ich hören! wandte ſich der Großſatan mit finſterm Blick gegen Beelzebub.

— Ew. Majeſtät, die Schuld iſt nicht an mir, ich habe es den Herren ſchon genug geſagt und ihnen mit Allerhöchſt Dero Ungnade gedroht, ſie ſcheinen das aber nicht zu achten, wohl wiſſend, daß ſie uns unentbehrlich und nicht zu erſetzen ſind, ſtrafen wir ſie durch Entſetzung ihrer Aemter, dann iſt es aus mit unſerm Reich, und alle Menſchen werden zu Engeln.

— Dafür bewahre uns der Himmel, verſetzte Großſatan, indeſſen wird es doch wohl noch andere Mittel geben, dieſe Burſchen zur Raiſon zu bringen. Welcher iſt es, der vor allen ſeine Pflicht jetzt ſo gut erfüllt?

— Der Teufel des Geizes, Ihro Majeſtät, der mit ſeinen Untergebenen, dem Teufel der Habſucht, dem der Gewinnſucht, des Betrugs, raſtlos dahin arbeitet, unſer Reich durch würdige Candidaten zu vermehren.

— Wohlan, ich will ihn ſprechen, ſo wie die übrigen ſechs Hauptagenten unſers Reichs, ſie ſollen ſogleich kommen.

Beelzebub beauftragte den im Vorſaal harrenden Oberceremonienmeiſter die Herren zu holen, und einige Augenblicke darauf traten die ſieben Hauptſünden unter der Hülle des Geizteufels, des Hochmuthsteufels, des Teufels der Geilheit, des Neides, der Gefräßigkeit, des Zornes und der Faulheit in den Geheimen Rathsſaal und ſtellten ſich in Reih und Glied vor den Thron des großmächtigſten dreifach Gehörnten, der ihnen grimmige Blicke zuwarf.

Großſatan begann donnernd: Mit Ausnahme eines einzigen, bin ich in hohem Grad unzufrieden mit Euch, und Ihr verdientet, daß ich Euch auf zehn Tauſend Jahre über meinem Palaſt ſchwebend aufhinge. — Wie, freßt Ihr darum der Hölle Brod und ſauft ihren feurigſten Nektar, um in träger Ruhe ihre Freuden ungeſtört zu genießen? — Sprecht, was habt Ihr in der letzten

Zeit gethan, um die Wohlthaten zu verdienen, deren ich Euch theilhaftig werden laſſe?

Der Teufel des Geizes nahm nun das Wort und ſagte:

— Großmächtigſter Beherrſcher ſämmtlicher Höllen, mit Unrecht beſchuldigſt Du mich der Trägheit und des Nichtsthuns. Noch nie waren meine Bemühungen größer und erfolgreicher als gerade jetzt, und es iſt mir gelungen, meinem Unteragenten, dem nimmerſatten Teufel der Habſucht, faſt bei allen Ständen, vom Thron bis zum Bettelſtab herab, die wohlwollendſte und freundlichſte Aufnahme zu verſchaffen. Er ſitzt in manchen Staaten an königlichen Tafeln und ſchwelgt in königlichen Betten; die neueſten und nützlichſten Erfindungen habe ich gehörig zu benützen gewußt, um ihm eine ſolche Aufnahme zu verſchaffen, und ſo ſonderbar es auch klingen mag, Dampf, ja Dampf iſt mein beſter Bundesgenoſſe bei dieſem Geſchäft, durch ihn war es meinem zweiten Gehülfen, dem Teufel der Gewinnſucht, möglich, in alle Herzen und Gemüther der Menſchen zu dringen, die er dadurch ſo einzuräuchern verſtand, daß ſie, nur noch im Dampf und Rauch ihr Heil erblickend, Alles, ihr irdiſches und ihr Seelenheil oft auf einen Wurf auf eine Karte ſetzten; die wenigen, die mit Hülfe meines Freundes Mammon das erſtere erreicht zu haben glaubten und Millionen einſcharrten, haben faſt alle um ſo gewiſſer das letztere für immer verloren, ſie ſind uns ſo ſicher anheimgefallen als dem Tod. Geruhen Ew. Majeſtät Höchſtdero Blicke nur auf London, Paris, Wien, Neapel, Frankfurt u. ſ. w. zu werfen und Sie werden ſehen, welche goldne Kälber mit Hülfe meiner thätigen Agenten ich unſerm Reich unwiderruflich gewonnen habe, denn es iſt keine Sünde, kein Verbrechen, welches die meiſten dieſer Mammonsknechte nicht begangen hätten, ihren unlöſchbaren Durſt nach dem erbärmlichen Metall, das ſie Gold nennen, und das ſie nicht einmal gehörig anzuwenden wiſſen, ſondern aus Oſtentation zuſammenſcharren, um damit zu prunken und in einer Spanne Zeit prächtig begraben zu werden, zu befriedigen. — Dieſe Coryphäen des irdiſchen Mammons haben den Agenten der Hab- und Gewinnſucht den Weg zu allen Herzen gebahnt, die in der Hoffnung ſchnell reich zu werden ihre erſparten Nothpfennige einbrockten, jene Hundertmal-Millionäre noch mehr zu bereichern.

— Mit Euch bin ich zufrieden, auch waren meine ſtrafenden Worte und Drohungen nicht an Euch gerichtet, und zum Beweis

meiner Gunſt und allerhöchſten Zufriedenheit ſollt Ihr fortan Sitz und Stimme in meinem Geheimenrath haben, ſo wie ich Euch von Zeit zu Zeit auch an meine Tafel und zu meinen Aſſembleen ziehen werde, außerdem ernenne ich Euch hiermit zum Großofficier meines Kreuzſpinnenordens, ſo wie Eure Agenten zu Commandeuren und Eure Unteragenten zu Rittern deſſelben, auch verleihe ich Euch noch den Titel eines Geheimen, Hof- und Commerzienrathes. Ihr ſeyd mein würdigſter Diener, „hört es, meine Granden, als ſolchen erkenn' ich ihn, und will erkannt ihn wiſſen.“ *). Laßt Euch nieder und nehmt ſogleich Sitz und Stimme in meinem Staatsrath, ein eigenes Portefeuille will ich für Euch kreiren, und zum Pair des Reichs ſeyd Ihr hiemit ernannt.

Der Teufel des Geizes ließ ſich vor dem Großſatan auf ein Knie nieder, küßte ihm nach hölliſcher Hofetiquette Klauen, Schwanz und Hörner, und nahm zu ſeiner Linken Platz.

— Nun, Teufel des Hochmuths, was könnt Ihr zu Eurer Entſchuldigung vorbringen? ſagte der dreifach Gehörnte etwas weniger zornig.

— Sire, nicht Nachläßigkeit und Trägheit iſt es, daß ich jetzt weniger als ſonſt für die allzeitige Vermehrung Eures Reiches wirkte, an mir iſt wahrlich nicht die Schuld. Die Unterteufel der Hab- und Gewinnſucht haben das Menſchenpack ſo ſehr zu feſſeln und einzunehmen verſtanden, daß es, mit geringen Ausnahmen, weit weniger Sinn für den Hochmuth hat, als dies ſonſt der Fall war, es geht ſo weit damit, daß dieſe Mammonsknechte es nicht verſchmähen würden, für ihren Götzen, das ſchnöde Gold, uns ſelbſt den Allerwertheſten zu lecken und mit ihren Zungen das Loch des Hinterſten von Grund aus zu ſäubern: wo ſoll da noch Hochmuth viel zu thun finden? —

— Brr, es iſt doch ein ekelhaftes Geſindel, dieſe wandelnden Geldſäcke (dabei ſchüttelte ſich Großſatan, als würde ihm übel).

— Dazu kömmt noch, fuhr der Hochmuthsteufel fort, daß bei der geringen Zahl derer, die ihre Goldſucht wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grad befriedigt haben, es meiner Bemühungen nicht weiter bedarf; denn da ſie in der Regel großen Mangel an Verſtand und andern geiſtigen Gütern haben, ſo ſtellt ſich der Hochmuth mit dem Reichthum von ſelbſt bei ihnen ein, und Schmei-

*) NB. Großſatan hat Schiller geleſen und ſogar die Rolle Philipp II. in Don Carlos einſtudirt.

chelei thut dann das übrige. Lächerliche Selbſtüberſchätzung, verächtliches Herabblicken auf minder Begüterte oder gar Arme, eine burleske Eitelkeit, auch Heuchelei, das ſind die Gefährten dieſer beſchnittenen und unbeſchnittenen Mammonsknechte, um die ſich weiter zu bemühen es wahrlich der Mühe nicht lohnte und eine vergebliche Arbeit wäre.

— Die Entſchuldigung läßt ſich allenfalls hören, doch Ihr andern, was könnt Ihr zu Eurer Rechtfertigung vorbringen? —

Der Teufel der Geilheit trat nun vor und ſprach:

— Sire, Ew. Majeſtät werden mir gnädigſt verzeihen, wenn ich es wage, mich zum Theil durch die nehmlichen Gründe zu entſchuldigen, die mein Herr College, der Hochmuthsteufel, vorbrachte. Meine Schweſter Wolluſt thut zwar ihr Möglichſtes, ſo viele Fiſche in ihre Netze zu locken und zu fangen, als nur immer thunlich, aber ſeitdem die Menſchenkinder alle dem Teufel der Hab- und Gewinnſucht ſo nachlaufen, haben ſie ſelbſt für die Lockungen und Verführungen der Geilheit und Wolluſt weit weniger Sinn als früher, ſind ſie aber erſt reich, dann findet auch die Geilheit von ſelbſt gehörigen Eingang bei ihnen; viele dieſer Mammonsknechte ſind dann aber oft ſchon ſo abgeſtumpft, impotent und hinfällig, daß auch unſere reizendſten und verführeriſchſten Agentinnen, Schönheit und Ueppigkeit, nicht mehr im Stande ſind, ſie trotz ihrem beſten Willen zur Sünde zu bringen.

— Ich geſtehe, daß auch Ihr euch zu entſchuldigen verſteht, man ſollte meinen, Ihr wäret bei irgend einer diplomatiſchen Hochſchule in die Lehre gegangen. Doch was hat der Neidteufel zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen?

— Nichts, Sire, als daß die gegen mich angebrachte Beſchuldigung der Nachläſſigkeit durchaus ungegründet iſt, indem ich nie thätiger war und wirkte als gerade jetzt. Geruhen Ew. Majeſtät nur einen Blick auf faſt alle Theile der Erde zu werfen, und Sie werden finden, daß ich die Wahrheit ſpreche. Der gelbe Neid ſitzt faſt all dieſem Menſchenvolk im Herzen, einer gönnt dem andern kaum einen Biſſen Brod, kaum die Luft zum Athemholen mehr, und der Neid macht daß ſie vor keiner Sünde, vor keinem Verbrechen zurückſchrecken, wenn es ihrem Nebenmenſchen einen Happen Brod vor dem Munde wegzuſchnappen gilt. Fragen Allerhöchſtdieſelben nur Asmodi, war er nicht blind während ſeiner irdiſch-hölliſchen Ausflüge, ſo muß er bezeugen daß ich Wahrheit rede.

— Iſt es an dem, Asmodi? fragten Seine infernaliſche Majeſtät den Hinkenden.

— Ich kann es nicht anders ſagen und muß bezeugen, daß ſich das Menſchenvolk vor lauter Neid beinahe untereinander aufzehrt, erwiederte der Gefragte ſich verbeugend.

— Gut, ich bin Euch in Gnaden gewogen, ſagte nun der Großſatan zum Neid. Nun . . .

— Wollten mir Eure Majeſtät eine unterthänigſte Bemerkung erlauben, fiel hier der Geizteufel dem Herrſcher ins Wort.

— Redet.

— Ich erlaube mir Ew. Majeſtät darauf aufmerkſam zu machen, daß das Verdienſt, welches ſich in dieſer Angelegenheit der Neidteufel zuſchreibt, ebenfalls größtentheils mir zukommt, denn wäre ich nicht immer hinter meinen Untergebenen, der Gewinn- und Habſucht, damit ſie ſich aller Gemüther bemächtigen, ſo würde eine ſolche Conkurrenz, wie ſie jetzt in allen Dingen auf Erden herrſcht, nie ſtattfinden, dieſe macht daher auch, daß der Neid leichtes Spiel hat und in träger Bequemlichkeit auf ſeinen Lorbeeren ausruhen kann.

— Dem iſt nicht alſo, unterbrach hier der Neidteufel ſeinen Collegen, wäre und wirkte ich nicht, ſo würde alle Conkurrenz ohne Neid beſtehen, und den beſten Beweis meiner Thätigkeit hat ſo eben der Geizteufel ſelbſt geliefert, denn es war der pure Neid der aus ihm ſprach.

Großſatan und Beelzebub lachten daß ihnen die Hörner wackelten und das übrige Conſeil, der Geizteufel ausgenommen, mit.

— Ich werde die Sache einem Schiedsgericht der freien Stadt Frankfurt, welches der Senator L. R. präſidiren ſoll, zur Entſcheidung übergeben, ſagte Großſatan; der Dietrich Harpax-Rummelpuff kann als geheimer Beiſitzer demſelben anwohnen, die mögen dann entſcheiden, ob dem Geiz oder dem Neid die Ehre gebührt. Michel und Asmodi lachten, und Se. Majeſtät fuhr fort:

— Jetzt iſt es an Euch, Teufel der Gefräßigkeit, Euch zu verantworten.

Dieſer, ſeinen ungeheuern Schlund ſo weit aufſperrend, daß man ihm bis auf den Grund des noch weit ungeheurern Magens ſehen konnte, brüllte: — Wer mag behaupten, ich thue meine Schuldigkeit nicht? ſo etwas können mir höchſtens Geiz und Neid nachſagen. Geruhen Ew. Majeſtät Ihre grimmig-feurigen Blicke auf

Wien, Prag und München, auf Hamburg, Frankfurt und Cöln, auf Paris, Straßburg und Lyon, auf London, Liverpool und Mancheſter, ja auf ganz England, auf Peking, Nanking und Canton, auf Amſterdam, Rotterdam und ganz Holland, auf Petersburg und Moskau, ja auf Newyork und Philadelphia, und überhaupt auf alle Haupt- und größeren Städte des ganzen Erdbodens zu werfen, und mit Erſtaunen werden Sie die ungeheuren Wirkungen meiner und meiner Untergebenen raſtloſen Thätigkeit erkennen; namentlich ſind trotz allen Anſtrengungen der Oppoſition, Mäßigkeitsvereine genannt, die Bemühungen meines Saufteufels noch immer mit dem glücklichſten Erfolg gekrönt. Benütze ich alle, auch die unbedeutendſten Gelegenheiten nicht dazu, Feſtfreſſereien und Feſtvöllereien zu veranſtalten? Selbſt unſere größten Gegner, die religiöſen Eiferer, Sektirer und Reformatoren, müſſen und mußten von jeher bei ſolcher Gelegenheit in ein Horn mit mir blaſen. Die Lordmajorsfreſſereien Altenglands, die Eiſenbahneinweihungseſſen in Frankreich, die Andenksfreſſereien Deutſchlands, ſind dieſe nicht ſämmtlich mein Werk! Und die herrlichen Folgen dieſer Gefräßigkeit und Völlerei, auf die man mit jedem Schritt auf der Erdkugel ſtößt, müſſen Ew. großſataniſchen Majeſtät das Herz im Leibe vor Freude hüpfen machen. — Da laufen ſie herum wie die Beſtien, meine Lieblinge, und ſtieren nach ſolchen Schmäuſen wie die geſtochenen Kälber; beſonders aber hat ſich Barbatos bei meinem lieben Saufteufelchen zu bedanken, denn wer anders bringt mehr Zank, Streit, Mord und Todtſchlag hervor, als er, und wer liefert auch im tiefſten Frieden der Hölle mehr köſtliche Braten, als ich und er? Wer füllt die Spitäler, bereichert die Neunundneunziger, meine lieben Helfershelfer, und läßt mehr ſiechende Körper lebendig todt und mit allen möglichen Uebeln und Krankheiten umherwandeln, bis ſie nach unſäglichen Leiden unſere Beute werden, als ich? — Nein, wer da ſagt ich thue meine Schuldigkeit nicht und verſehe mein Amt nicht gehörig, der iſt ein frecher und unverſchämter Lügner, und was ich ſage und behaupte iſt ſo wahr und klar, daß auch ich mich nicht ſcheuen würde, es durch ein vom Senator L. R. zu Frankfurt präſidirtes Schiedsgericht entſcheiden zu laſſen.

Michel und Asmodi lachten abermals.

— Nun, macht es nur nicht gar zu arg, meinte Großſatan, Ihr wißt daß Eigenlob nicht zum beſten riecht; indeſſen bin ich Euch für Euern Eifer in Gnaden gewogen. — Jetzt iſt es an

Euch, Zornteufel, was habt Ihr zu Eurer Rechtfertigung zu ſagen? —

— Sire, antwortete dieſer feuerſprühend, ich erkenne daß ich nicht mehr das zu leiſten vermag, was ich früher leiſtete. Aber weſſen iſt die Schuld, daß der Zorn jetzt weniger als ſonſt die Gehirne der Menſchlein bemeiſtert, und namentlich in den ſogenannten höhern Regionen! — Ich erſticke bald vor Zorn, wenn ich ſehe wie gewaltig und mit welchem Erfolg mir das Hirngeſpinnſt Civiliſation entgegenwirkt. Alles verbeißt ſeinen Grimm, frißt ihn in ſich hinein, nur um nicht aus ſeiner behaglichen Ruhe aufgeſtört zu werden, und da wo ich ſonſt in einem leidenſchaftlichen Augenblick veranlaſſen konnte, daß um der nichtigſten Dinge willen die blutigſten Kriege geführt wurden und ſich Tauſende erwürgten, beſeitigt man jetzt Alles, auch die ärgſten Beleidigungen, in phlegmatiſcher Ruhe durch langweilige Unterhandlungen und den Gänſekiel. So iſt's im Großen wie im Detail, auch der Duelle werden immer weniger, hier verderben mir die albernen Ehrengerichte das Spiel. Aber auch ich muß dem Teufel des Geizes, der Hab- und Gewinnſucht, die Alles für ſich behalten wollen und allen Zorn und Aerger unterdrücken, aus Furcht irgend einen Verluſt zu erleiden, die meiſte Schuld an dem geringen Erfolg meiner Bemühungen zuſchreiben; wenn ich nur daran denke, ſo ſteigt mir der Kamm ſo, daß … daß … daß …

Hier konnte der Teufel des Zornes, ſchreckliche Flammen dem ganzen Conſeil und auch Michel in's Geſicht ſprühend, vor Zorn ſelbſt kein Wort mehr hervorbringen, und Großſatan rief ihm zu:

— Mäßigt Euch und bedenkt wo Ihr ſeyd, allenthalben dürft Ihr Eure Qualitäten an den Tag geben, nur hier nicht. Nun, Teufel der Faulheit, was habt Ihr uns vorzubringen?

Gähnend und ſich dehnend, alle Fünfe reckend und ſich ſtreckend ſtammelte Satan Pigritius mit lallender Stimme: — Eure allerinfernaliſchſte Majeſtät wollen allergnädigſt verzeihen. Ich geſtehe, daß auch Hab- und Gewinnſucht auf Veranlaſſung des Geizes meinen Einfluß bei einer gewiſſen Klaſſe von Menſchenkindern, nehmlich denjenigen die raſtlos Seiner Hoheit dem Höllenfürſten Mammon nachrennen, außerordentlich geſchwächt haben; dagegen haben meine mit gutem Vorbedacht langſamen Bemühungen, denn Eile mit Weile iſt mein Wahlſpruch, bei einer andern Gattung der zweibeinigen Gabelthiere, nehmlich denen die ſo gerne in be-

haglicher Ruhe tagdieben und auf einem Faulbett mit recht innigem Vergnügen bei einer Taſſe Kaffee oder einem Glas Bier ihre ſinnreichen Betrachtungen über die Formen und Geſtalten anſtellen, welche ihr emporſteigender Tabacksqualm bildet, den beſten Erfolg gehabt.

— Und wer ſind dieſe harmloſen Seelen?

— Die in gewiſſen Staaten und beſonders in gewiſſen Republiken angeſtellten Beamten, denen ich die treffliche Gewohnheit beigebracht habe, ihre Untergebenen für ſich denken, arbeiten und handeln zu laſſen, während ſie in dem dolceſten far niente das uralte Liedchen:

Wenn wir beim Hammelsbratenſchmaus
Den Geiſt mit Wein erfreuen,
Da lachen wir die ..... aus,
Die mögen ſich kaſteien. —

trillern, und ſich ſo in einen ſüßen Schlummer lullen, denkend: Nullum est vitium sine patrocinio, wie Seneka ſagt, oder:

Der Fehler ſey groß oder klein,
So wird er zu bemänteln ſeyn. —

daher es denn kömmt, daß Spitzbuben, Betrüger, Schurken, hochgeöhrtes und hochgehörntes Vieh, vulgo zweibeinige Eſel und Ochſen, die ſaubere Wucherzunft ꝛc. in ſolchen Staaten gar leichtes Spiel hat; ſehen Ew. Majeſtät nur nach der Maulwurfsrepublik Quitſchi-Quatſchi, Sie werden Ihr blaues Wunder erblicken, wie es da her-, drunter und drüber geht, und mit Stolz darf ich ſagen, daß dies Alles mein Werk iſt.

— Mit nichten, fiel hier der Geizteufel dem Faulteufel in die Rede, Nullum est vitium tetrius, quam avaritia, der Geiz iſt die Wurzel alles Uebels; die Ehre die der Teufel der ſiebenten Hauptſünde für ſich begehrt, nehme ich mit vollem Recht in Anſpruch, namentlich in Quitſchi-Quatſchi, da richte ich mit meinen Gehülfen mehr Unheil an und mache mehr Sünder und Verbrecher, als in manchem der größten Reiche.

— Nichts für ungut, Herr College, wenn die hölliſche Faulheit nicht wäre, würdet Ihr ſchweres Spiel haben, ſie iſt es die dem Geiz durch die Finger ſehen und Fünf gerade ſeyn läßt, ohne mich wären alle Eure Anſtrengungen vergeblich in Quitſchi-Quatſchi.

— Ihr faſelt, mit allerhöchſtem Reſpekt zu ſagen: in Quitſchi-

Quatſchi herrſche ich unumſchränkt, und Ihr ſeyd höchſtens der Nachleſer, verſetzte der Geiz etwas zornig.

— Ruhig, meine Herren, ſprach jetzt Beelzebub, vergeßt nicht wo Ihr ſeyd, wenn es Seine Majeſtät erlauben, ſo mag Asmodi ſeine Meinung deßhalb ſagen, er hat ja noch vor Kurzem die berühmte Republik bereiſt.

— So ſey es, ſprach Großſatan.

— Wenn ich es unterthänigſt wagen dürfte, ſo würde ich gehorſamſt bitten, meinem Freund und Befreier Michel in dieſer Angelegenheit das Wort zu geſtatten, er iſt völlig in die innerſten Verhältniſſe dieſer Maulwurfsrepublik eingeweiht.

— Er rede! ſagte der Dreifachgehörnte.

— Die Sache iſt mit zwei Worten entſchieden, ließ ſich nun Michel vernehmen; Geiz und Faulheit theilen die Herrſchaft in Quitſchi-Quatſchi, und es möchte ſchwer zu beſtimmen ſeyn, wem der Vorzug gebührt.

— So iſt's, meinte Asmodi, doch iſt nicht zu leugnen, daß auch Ignoranz und Stupidität daſelbſt in großem Anſehen ſtehen.

— Wie allenthalben wo Mammon die Oberhand hat, ſetzte Lucifer hinzu.

— Jetzt trat ein Conſeilsdiener ein und meldete Sr. Majeſtät, daß ein Page der Dame Endor mit einem Auftrag von derſelben im Vorgemach harre.

Großſatan befahl ihn ſogleich einzulaſſen.

Der Page, eintretend und ſich tief verneigend, ſprach: Ihro Hoheit ſenden mich Ew. Majeſtät zu ſagen, daß ſie ſchon ſeit einer halben Stunde mit dem Mittagsmahl auf Allerhöchſtdieſelben warten.

— Gut, ich werde ſogleich kommen; ſie braucht jedoch nicht auf mich zu warten, erwiederte der unumſchränkte Beherrſcher aller Höllen.

— Ihre Hoheit waren ſchon äußerſt übler Laune, und ich fürchte daß wenn ich . . .

— Schon gut, ich komme ſogleich.

Der Page trat ab und Michel liſpelte vor ſich hin: was zum Henker, ſogar der Großſatan ſteht unter dem Pantoffel?

Dieſer nahm nun nochmals das Wort und ſprach:

— Sie ſehen, meine Herren, wichtige häusliche Angelegenheiten erfordern meine Gegenwart, ich kann unmöglich heute länger unter Ihnen verweilen, und empfehle Ihnen ſammt und ſon-

ders, namentlich meinen ſieben Hauptſündenteufeln, die raſtloſeſte Thätigkeit, um das Wohl, das Gedeihen und die immerwährende Vermehrung meines Reiches zu fördern; ſehe ich, daß Ihre Beſtrebungen von gutem Erfolg ſind, ſo dürfen Sie auf meine allerhölliſchſte Gnade zählen, wie Sie im Gegentheil mein infernaliſchſter Zorn treffen und zerſchmettern wird, wenn Sie ſich Nachläßigkeit in der Erfüllung Ihrer Pflichten zu Schulden kommen laſſen. Barbatos, Moloch, Flagel und Mammon, Ihnen habe ich nicht nöthig beſondere Ermahnungen zukommen zu laſſen, Sie bedürfen keines Anſpornens, ich weiß, daß Sie, ſowie mein werther Geizteufel, Alles thun, was in Ihren Kräften ſteht, mein ganzes Wohlwollen zu verdienen. Und damit der Hölle befohlen! Mein Premier, Fürſt Beelzebub, wird Ihnen noch weiter meine Willensmeinung kundgeben und die nöthigen Inſtructionen ertheilen.

Großſatan entfernte ſich jetzt, nicht ohne einen ſo häßlichen Geruch zurückzulaſſen, daß ſich Michel die Naſe zuhielt, Beelzebub nahm nun das Wort und ſprach:

Meine Herrn Ober- und Unterteufel, Sie haben ſämmtlich die Willensmeinung Sr. infernaliſchen Majeſtät gehört, an Ihnen iſt es, derſelben, ſo ſehr es in Ihren Kräften ſteht, in allen Stücken nachzukommen; meine unmaßgebliche Meinung wäre demnach, daß Barbatos unverzüglich ſeine Heere untergeordneter Geiſter, und namentlich die Unzufriedenheit, in alle Staaten und Länder entſende und dieſe fortwährend bearbeiten laſſe, damit er ſich ſelbſt leichteres Spiel bereite und ſeinen Sitz in den verſchiedenen Miniſterien der größern Reiche Europas aufſchlagen könne; denn es müſſen vor Allem die Völker unter ſich und mit den Regierungen entzweit und ſodann Nationen gegen Nationen gehetzt werden, nur ſo können wir hoffen, die zahlreichſten Schaaren der Hölle zu gewinnen, und während Barbatos, Flagel und Moloch auf dieſes Ziel hin arbeiten, und Krieg, Mord, Raub und Plünderung auf allen Enden entzünden, müſſen die ſieben Hauptſünden unabläßig bemüht ſeyn, im Verborgenen gehörig zu wirken. Stoff zum Hetzen iſt hinlänglich vorhanden: die franzöſiſch-ſpaniſche Heirath, die ſpaniſche und franzöſiſche Legitimität, die Einverleibung Krakaus durch die Oeſterreicher, die allgemeine Theurung der Lebensmittel in dem größten Theil von Europa und namentlich in England und Frankreich, die franzöſiſchen Gelüſte nach dem linken Rheinufer, die Eiferſucht und der Brodneid der Engländer gegen alle andern

handeltreibenden Staaten, der Ehrgeiz gewiſſer Miniſter, die Schweizer und portugieſiſchen Wirren, die Schleswig-Holſteiniſchen Angelegenheiten, die polniſchen Intriguen ꝛc., dies Alles ſind eben ſoviel Zündſtoffe, die, gehörig durch Barbatos Agenten angefeuert und angeblaſen, hinlänglichen Stoff geben, einen allgemeinen Brand hervorzubringen und uns Millionen zuzuführen; beſonders müßte auch im Herzen von Deutſchland das Feuer der Zwietracht geſchürt werden, wo die religiöſen Zwiſte ſchon hinlängliche Brandmaterialien aufgehäuft haben. — Thut jetzt jeder der Höllenangehörigen ſeine gehörige Schuldigkeit, ſo kann es nicht fehlen, denn der Augenblick iſt höchſt günſtig. Darum an's Werk, meine Herren, an's Werk! ein treffliches Mittel iſt auch die Conſtitutionsſucht, namentlich um in dem uns ſo gefährlichen Preußen Hader und blutigen Zwiſt hervorzurufen; gelingt es, die Zwietracht in dieſem Staat zum Ausbruch zu bringen, dann haben wir ſchon in Deutſchland gewonnenes Spiel, aber ſo lange das Volk der Preußen einig iſt und mit ſeinem Herrſcher zuſammenhält, iſt es ein unerſchütterlicher Fels, dem ſelbſt die Hölle nichts anzuhaben vermag, darum Barbatos darauf hingewirkt, dieſe Einigkeit zu untergraben, und beſonders jetzt an den Rheinpreußen: die Verſchiedenheit der Religion und der Glaube, ſich gegen Altpreußen zurückgeſetzt zu ſehen, macht ſie zugänglicher. Wollen die Miniſter nicht in Eure Abſichten eingehen, und ſich Palmerſton, Metternich und Guizot nicht als Eure Inſtrumente gebrauchen laſſen, ſo macht Euch an die radikalen und opponirenden Coryphäen, da findet Ihr leichtern Eingang: ein Lamenais, Cormenin, Thiers, O'Connell ꝛc., das ſind unſere Leute, die Werkzeuge, deren Ihr Euch vorzüglich zu bedienen habt. Dies wäre ſo ziemlich Alles, was ich Euch vorerſt noch über dieſen hochwichtigen Gegenſtand zu ſagen hätte. legt nun Hand an's Werk, ſteckt Euch beſonders auch hinter die Communiſten, Socialiſten, Fourrieriſten, und wie die Narren alle heißen mögen, die gegen die klare Abſicht unſers allmächtigen Feindes, des Schöpfers, eine gemeinſchaftliche Gleichheit auf Erden einführen wollen, füttert ſie mit der Hoffnung, ihre Träumereien wahr zu machen, und bald werden wir die Freude haben, eine geſellſchaftliche Revolution, eine Umwälzung zu erleben, wie ſie noch nie geweſen, Kinderſpiel dagegen ſind die Reformation, die franzöſiſche Revolution und alle bisherige Revolutionen auf Erden, ſo furchtbar blutig und verheerend ſie auch geweſen ſeyn mögen.

Nichts, gar nichts darf mehr auf ſeinem Fleck bleiben, Alles muß umgeſtürzt und umgekehrt werden, auf viele Jahrhunderte muß der Würgengel zu thun bekommen. Aber dann, dann auch, welcher Jubel in unſerm Reich, welche Gnadenbewilligungen ohne Maaß werden auf Euch herabregnen, welche Feſtivitäten und Prunkmahle ohne Ende! die Großmuth unſers mächtigen Gebieters wird keine Gränzen haben und die Belohnungen werden Euch erdrücken. Und Ihr, Teufel des Geizes, Euch empfehle ich noch ganz beſonders, die Herzen der Reichen und Mammonsknechte ſo einzunehmen und zu verhärten, daß ſie alles Gefühls und Mitleids für ihre ärmern Brüder baar werden und mit ſolcher Blindheit geſchlagen ſind', daß ſie die ihnen zuerſt drohende Gefahr weder ahnen noch ſehen. Bei ihren Kiſten und Kaſten müſſen ſie, ihre Rechenpfennige zählend, überraſcht und ihnen die Hälſe umgedreht werden, damit man noch mit dem Dichter ſagen kann:

Schaut her, wie ſeine Fratze
Vom ſchwarzen Blut ſich bläht,
Wie er nach ſeinem Schatze
Sein ſtarres Aug noch dreht!

Je hartherziger Ihr die Mammonsknechte, Zuſammenſcharrer und Anbeter des nichtigen Hirngeſpinnſtes, das goldne Kalb genannt, macht, deſto bereitwilliger findet Ihr die armen Teufel der Erde für unſere Zwecke und Abſichten. Alſo nochmals, friſch an's Werk! Denkt Euch den Jubel ſeiner allerhölliſchſten Majeſtät, wenn das allgemeine Würgen angeht. — Hiemit ſeit Ihr für jetzt in Gnaden entlaſſen.

Die Mitglieder und Beiſitzer des geheimen Rathes trennten ſich nun, mit dem feſten Vorſatz, ihr Möglichſtes zu thun, den erhaltenen Inſtruktionen gemäß zu handeln. Michel flüſterte jedoch im Herausgehen ſeinem hinkenden Freund zu: Der Unterricht war wohl einer Vorleſung eines deutſchen Profeſſors über das Staatsrecht würdig, ich will mir die Inſtruktion zu Herzen nehmen und meinen werthen Landsleuten doch einige Winke geben; ſind ſie klug, ſo nehmen ſie Notiz davon.

Michel fuhr nun wieder zur Oberwelt mit ſeinem Gefährten, begab ſich in ſeine Wohnung zu Paris, und beurlaubte ſodann den Hinkenden für den übrigen Theil des Tages. Hierauf warf er ſich auf einen Divan, dachte über das, was er in des Teufels Geheimen Rath vernommen, gehörig nach, ſetzte ſich ſodann an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb Folgendes nieder:

Offenes Schreiben des deutſchen Michels an ſeine werthen Landsleute jeder Farbe, jedes Standes, jeder Partei, jeder Religion und jedes Bundesſtaates.

Mein gutes Volk!

Es nahet eine Zeit heran, ſchrecklicher und fürchterlicher als ſie je dageweſen. Aus der zuverläßigſten Quelle, theure Brüder, kann ich Euch mittheilen, daß von allen Seiten Alles aufgeboten werden wird, Europa auf ein halbes Jahrhundert in einen unabſehbaren Abgrund von Mord, Raub und Verwüſtung zu ſtürzen, und alle Ränkeſchmiede, Intriguanten, Ehr- und Raubſüchtige lechzen hauptſächlich darnach, den Tummelplatz ihrer Würgerei, wie es ſchon ſo oft der Fall war, in Europas Herz, in unſer theures Vaterland, nach Deutſchland zu verpflanzen, deſſen fetter Boden und fleißige Bewohner, wie ſie meinen, die Zeche wohl bezahlen und die Koſten tragen können. Der Franzoſe blickt mit ſehnſüchtigen Blicken an und über den Rhein, noch wiſſen ihm die Väter viel von den dort ſo köſtlich rauchenden Schornſteinen, den herrlichſten Würſten, den dampfenden Braten, den trefflichen Quartieren und nebenbei von den liebenswürdigen deutſchen Mädchen und Frauen zu erzählen, und auf Mainz, Köln, Koblenz und das ganze linke Rheinufer träumt er die unbeſtreitbarſten Rechte zu haben, darin ſind mit unbedeutenden Ausnahmen alle Parteien in Frankreich, ſo ſehr ſie ſich auch zähnefletſchend einander gegenüber ſtehen mögen, einverſtanden und reichen ſich einander die Hände. Welch Schickſal Euch bevorſtehen würde, wenn jemals wieder der franzöſiſche Soldat den Fuß auf Euern Grund und Boden ſetzte, dies mögen Euch eure Alten, die noch ein Stückchen davon zu erzählen wiſſen, vormalen, dies mag Euch die Geſchichte, welche die Raubanfälle unter Ludwig XIV., die Thaten der Revolutionsheere der Republik und der Soldateska unter Napoleon, wo die Davouſt, Vandamme, Augereaus ꝛc. die Rolle der Räuberhauptleute im Großen ſpielten, berichtet, lehren. Laßt Euch nicht durch raubſüchtiges radikales Geſindel bethören, das Euch von einer auf Erden nie erreichbaren, oder nur bei Wilden, wo jedes Leben vogelfrei iſt, möglichen Freiheit vorſchwindelt, bethören. Wollt Ihr wirklich frei, das heißt, wenigſtens die Herrn im eignen Haus ſeyn, und nicht der ſchrecklichſten Tyrannei und Anarchie, mit Hab und Gut, Weib und Kind raubgierigen Blut-

menſchen anheimfallen, ſo weist kräftig dieſe Apoſtel einer utopiſchen Freiheit zurück. Der Britte hat von jeher Deutſchland als das Land betrachtet, deſſen beſte Kräfte, deſſen Mark er nach Luſt und Belieben ausſaugen und verwenden könne, für ſchnödes Gold feilſchte er deſſen Söhne, um ſie in fernen Zonen allem Ungemach, Elend und jeder Schmach Preis zu geben, und ihr Blut für ſeine eigennützige Krämerpolitik zu opfern: in der napoleoniſchen Zeit war es ſeine Politik, die franzöſiſchen Heere fortwährend auf deutſchen Boden zu locken, um ſie zu verhindern, engliſchen Boden zu betreten, und alles Gold, das er deßhalb nach Deutſchland entſendete, wußte er mit guten Zinſen demſelben wieder zu entlocken, und er iſt es, der fortwährend den deutſchen Fleiß und Handel, ſoviel nur immer möglich, beengt, der deßhalb noch vor wenig Jahren den ſo lächerlichen als nichtswürdigen Handelstraktat mit der freien Stadt Frankfurt abſchloß, was die deutſchen Regierungen in ihrer beſſern Einſicht natürlich nur belachen konnten, und noch jetzt müſſen ihm Hamburg, Bremen und Lübeck dazu dienen, den übrigen deutſchen Ländern Handel und Gewerbe zu verkümmern und zu beeinträchtigen. Darum wäre es für das Geſammtwohl des deutſchen Vaterlandes, ſowie für das Heil dieſer burlesken Republiken ſelbſt, die mit Frankfurt höchſtens dazu gut ſind, den Völkern als ein abſchreckendes Muſter ſolcher republikaniſchen Erbärmlichkeiten zu dienen, denſelben, gleich Krakau, ein Ende zu machen, ſchreien und proteſtiren zu laſſen wer da will. Die Polen, oder nordiſchen Franzoſen, ſind trotz Allem, was ihnen von Euch, meine deutſchen Brüder, Gutes wiederfuhr, Eure eingefleiſchteſten Feinde, ſowohl die im Ausland umherirren und intriguiren, wie die, welche in der Heimath geblieben. Allen Deutſchen in Poſen wie in Gallizien war eine ſicilianiſche Vesper, eine Bartholomäusnacht zugedacht, wäre ihre letzte Verſchwörung gelungen. D e u t ſ c h e r iſt ihnen ein Schimpfname, und den Franzoſen ſind die Polen nichts, durchaus nichts als ein Vorwand, ein Hampelmann, den die einen voranſchieben, ihren Umwälzungsideen Luft zu machen, ſowie die andern, ihre Länder- und Eroberungsſucht zu befriedigen. So oft ſie mit Polen hervortreten, halte man ihnen Algerien vor, niemals und zu keiner Zeit iſt in Polen wie in dem franzöſiſchen Afrika gehauſ't worden, wo man mit den Eingebornen umgeht, als ſeyen ſie nur zum Vergnügen von Parforcejagden geſchaffen, und ſengt, brennt und mordet, daß es ein Gräuel

iſt. Welches Recht hat Frankreich auf dieſes Land und ſeine unglücklichen Bewohner? Iſt es etwa der Fächerſchlag eines Deys, der es berechtigt, Weiber, Kinder und Greiſe zu Hunderten in Höhlen zu verbrennen, und ſich in Beſitz des Eigenthums der Einwohner zu ſetzen? Wahrlich, der Algerier, der Araber und Maure ſind nicht ſchlechter als der Pole. Verſucht es aber einmal, meine deutſchen Brüder, und bringt dieſes Thema in Euern Journalen und Zeitungen zur Sprache, ſtiftet algeriſche Hülfsvereine, haltet den ſo großmüthigen franzöſiſchen Polenfreunden ihr Unrecht hinſichtlich Algerien vor, ſammelt Gelder, dieſe Unterjochten zu unterſtützen, und das Wuthgeſchrei Galliens würde Euch taub machen. Polen verdankt ſeinen Untergang der, die heilloſeſte Anarchie herbeiführenden Zwietracht ſeiner eignen Bewohner, und jedem Staat, wo dieſe ihre ſchrecklichen Fackeln ſchwingt, droht gleiches Schickſal, ſo der Schweiz, ſo Spanien, ſo Portugal u. ſ. w.; findet ſich nicht bei Zeiten ein Schlaukopf a la Napoleon, der dieſen Zuſtand zu benutzen weiß, das Land zu ſeinem Vortheil in die Taſche zu ſtecken, ſo wird es über kurz oder lang die Beute der Fremden. Dies, meine deutſchen Brüder, nehmt Euch wohl zu Herzen. Euer gefährlichſter Feind iſt und bleibt Frankreich, und nächſt ihm England. Rußland könnte es nur dann werden, wenn Deutſchland ſelbſt die Veranlaſſung dazu gäbe, bis jetzt iſt aber dieſe Ruſſenfurcht nichts weiter als ein Popanz, ein Hirngeſpinnſt, und Rußland hat Deutſchland noch nie beraubt, geplündert und ſeine Söhne gemordet. Hegt Rußland Vergrößerungsplane und Herrſcherprojekte, ſo dehnen ſie ſich gewiß auf andere Gegenden, als die deutſchen Gauen aus. Rußland, das auf eignem Grund und Boden ein faſt unverwundbarer Rieſe, deſſen Achillesferſe ſchwer zu finden iſt, iſt für ein einiges Deutſchland wenig zu fürchten, und kann dieſem, gleich Frankreich, England oder jede andere Macht, nur dann gefährlich werden, wenn Zwietracht und Anarchie ſeine Eingeweide zerfleiſchen. Darum nochmals, meine deutſchen Brüder, ſeyd taub gegen alle, die unter irgend einem Vorwand zum Unfrieden unter Euch ſelbſt hetzen wollen; laßt alle religiöſen, ſo lächerlichen als albernen Zänkereien, die zu nichts führen, als der Welt ein ſcandalöſes Schauſpiel und Stoff zum Hohn und Spott zu geben, laßt jeden bei ſeiner Meinung, ſeinem Glauben, das iſt ſeine Sache, er hat ſich mit ſeinem Gewiſſen abzufinden, und wollt keine Proſelyten machen, weder durch Schriften, noch durch Ueber-

redung, noch durch marktſchreieriſches Herumziehen, Vagabundiren und Feſtmahle, darin ſind Eure franzöſiſchen Nachbarn weit klüger. Die Zeit der Jeſuiten iſt vorüber; dieſe ſchwarzen Hanswurſte würden ſich von ſelbſt in Dunſt auflöſen, wenn man ſie der Lächerlichkeit Preis gäbe, ſtatt ihnen eine Wichtigkeit beizulegen, die ſie längſt verloren haben. Die philoſophiſchen Narren mit all ihren Syſtemen verlacht und laßt ſie laufen, ſie ſind gänzlich gefahrlos, und wenn ſie auch hie und da einen Verrückten machen, ſo iſt es, weil dieſer ohnehin ſchon an Geiſtesſchwäche litt. Vertraut und baut auf ein allmächtiges Weſen, das alle Welten lenkt und leitet, laßt allen andern Hokus Pokus, religiöſen Firlefanz bei Seite, und dabei jedem ſeine religiöſe Puppe und ſein Steckenpferd, bei dem er ſich glücklich und ſelig fühlt. Laßt Euch nichts von alle Welt beglückenden Conſtitutionen vormachen, ſie gehören zu dem Stein der Weiſen und der Goldmacherei, und am allerwenigſten dürſtet nach ſolchen, wie ſie Frankreich und England beglücken, das heißt verunglücken, wollt ihr nicht die Spielbälle der nichtswürdigſten Intriguen, die Drahtpuppen liſtiger Betrüger werden, und Abgaben, Steuern und Contributionen bezahlen, die kaum mehr zu erſchwingen ſind, ſich von Jahr zu Jahr mehren, ſelbſt Waſſer und Luft verſteuern und bezahlen, und erleben, daß die eine Hälfte der Einwohner beſoldet werden muß, will ſich eine ſolche Regierung erhalten, um die andere Hälfte zu unterdrücken. Holt Euch in dem geprieſenen Frankreich nur eine Flaſche Meerwaſſer aus dem Ocean, oder pflanzt eine Tabakspflanze, wenn auch um der Curioſität willen, in Euerm Garten, und Ihr ſeyd ſogleich ſchwerer Strafe verfallen, die, wollt oder könnt Ihr ſie nicht bezahlen, mit der unerbittlichſten Strenge eingetrieben wird, ſowie alle Contributionen, und ſollte man Euch das Hemd vom Leibe nehmen müſſen, dabei eine Juſtiz, welche eher alles andere als eine Gerechtigkeitspflege, ſondern eine Prell- und Verarmungsanſtalt iſt, die namentlich in Großbritannien die Verkäuflichkeit und Beſtechlichkeit und eine Sittenloſigkeit erzeugt, welche jede Vorſtellung überſteigt, und Heere von Dieben, Räubern und Mördern ſchafft. Dabei iſt die perſönliche Sicherheit von oben und unten wie in keinen andern Staaten gefährdet. Wehe alſo den Armen an Geiſt, die von einer Conſtitution nach franzöſiſchem oder engliſchem Zuſchnitt ein Heil erwarten, jene Träumer, welche dieſe Truggeſtalten noch nie anders als in nebelgrauer Ferne und durch

die Brillen des Vorurtheils erblickt, und von dem Maſchinen- und Räderwerk derſelben auch nicht den entfernteſten Begriff haben. Zehnmal, ja hundertmal beſſer eine despotiſche Regierung, welche nie mit ſolcher Kraft durch und durch verderblich wirken kann; außerdem ſind die Zeiten monarchiſcher Tyrannei in faſt allen Ländern und namentlich auch in Deutſchland längſt vorüber, ein Nero oder Caligula würde ſich in keinem Land Europas acht Tage lang auf dem Thron behaupten können. Noch mehr ſind diejenigen Deutſchen, deren Zahl Gott ſey Dank jetzt nur noch ſehr dünn geſäet iſt, zu bedauern, die ſtupid, einfältig und erbärmlich genug ſind, ihr Heil in einem abermaligen Einfall der beuteluſtigen Franzoſen zu ſuchen, man ſollte ihnen zu lieb wieder den ſpaniſchen Bock hervorholen, oder ihnen doch wenigſtens in einem Tollhaus Quartier geben. Euer Vaterland, meine deutſchen Brüder, einig in ſich, kann der Welt Geſetze diktiren, als Muſter der Stärke, des Wohlſtandes und der Macht daſtehen, und alle Elemente und Materiale, dieſes Ziel zu erreichen, ſind vorhanden, ſeine Wimpel und Flaggen können in kurzer Zeit, gleich den großbritanniſchen, in allen Weltgegenden wehen, geachtet und gefürchtet werden, wie dies ſchon früher der Fall war, wo Deutſchland den Scepter des Handels in ſeiner Hand hielt, England den Frieden mit zehn tauſend Pfund von ihm erkaufen mußte, zwei Geſellſchaften, eine nördliche und eine ſüdliche, den Handel Europas beherrſchten, und alle Schätze Aſiens und Afrikas durch ihre Hände giengen; wenn auch dies nicht mehr möglich iſt, ja nicht einmal zu wünſchen wäre, ſo kann doch Deutſchlands Handel zu einer Blüthe kommen, wie ſie früher nie geweſen, die aber ſchnell und für alle ſeine Staaten gleich heranwachſen würde, ſobald der bereits beſtehende Zollverein alle ſeine Gauen umfaßt, und alle innern Schranken und Hemmungen des Handels und Gewerbes niedergefallen ſeyn werden. Ein Machtſpruch des Bundestags könnte ſchnell dieſes Wunder bewirken, und auch die Hauptheh lerhöhlen der engliſchen Waaren und Contrebande und ihrer Intriguen, die ſogenannten freien Städte, würden dadurch zum Heil des geſammten Vaterlandes und ihres eigenen geſchloſſen werden, wenn man es nicht vorzöge, dieſem lächerlichen republikaniſchen Unweſen ein Ende zu machen, denn noch immer kann man leider und mit vollem Recht mit den Chronologen Wekhrlins zu deren Nachbarn unter monarchiſcher Regierung ſagen:

„Wie glücklich ſeyd Ihr unter der ſanften Regierung Eurer Fürſten — ſchauet auf Eure Nachbarn, die ſich freie Bürger nennen — ſind ſie mehr als verächtliche Sklaven einer Anzahl Dummköpfe, die von ein paár Narren beherrſcht werden?“ — Hat wohl je ein Maler beſſer getroffen? aber die guten Bürger ſind blind und halten ſich für frei, weil es ihnen einmal vergönnt iſt, gegen einen armen Polizeidiener ungeſtraft grob ſeyn oder ihm auch wohl die Thüre zeigen zu dürfen, wie z. B. in der famöſen Republik...; doch exempla sunt odiosa. — Verſtünden Dänemark, Schweden, Holland und die Schweiz ihren wahren Vortheil, ſo würden ſie um jeden Preis, wenn es auch vorerſt manches Opfer koſtete, das jedoch bald erſetzt wäre, ebenfalls ſuchen in den deutſchen Zollverein, ja als germaniſche Völker in den deutſchen Bund aufgenommen zu werden, und ihre dann unantaſtbare Exiſtenz auf alle Zeiten ſichern; denn wer wollte es wagen, das Glied eines ſolchen Bundes anzugreifen, der ſich vom äußerſten Norden bis zum adriatiſchen Meer und die Alpen, ja, wollte man Italien in denſelben aufnehmen, bis in die Mitte des mittelländiſchen Meeres erſtreckte, und deſſen Kern das herrliche Deutſchland wäre, welches ſeinen Gliedern im Fall einer Gefahr ſchnell Hülfe und Schutz bringen würde. Der Oſten und Weſten Europas wären dann für immer durch eine nicht zu bezwingende Burg geſchieden, deren Bewohner mit Ruhe und lächelnd jeder Drohung, von welcher Seite ſie auch kommen möchte, entgegenſehen dürften. Einen ſolchen Bund zu ſchließen, wäre ein Meiſterſtück und eine Aufgabe, die keineswegs, ſo ſehr dies auch beim erſten Anblick ſcheinen mag, zu löſen unmöglich wäre; wem dies gelänge, könnte der Unſterblichkeit und des Dankes einer erkenntlichen Nachwelt auf unendlich viele Generationen hinaus verſichert ſeyn, gewiß ein anderer Ruhm als der höchſt zweideutige eines Napoleons, der ſo jämmerlich und kleinlich endigte. Ich höre zwar manchen meiner deutſchen Brüder lachen und ausrufen: „welche politiſche Träumereien!“ — Träumereien, wenn Ihr wollt, aber die ſich verwirklichen können, ſobald geſunde Vernunft und beſſere Einſicht bei Völkern und Regierungen die Oberhand erhalten, und über Kurzſichtigkeit und verjährte Vorurtheile den Sieg davon tragen, die ſich niemals in übelriechende Dünſte, gleich den philoſophiſchen und religiöſen Träumereien und Narrheiten, auflöſen werden.

Dies iſt es, was ich am meiſten auf dem Herzen hatte Euch

mitzutheilen, meine deutſchen Brüder; ich hätte freilich noch gar manche andere Dinge über die deutſchen Zuſtände zu ſagen, doch ich will dies auf eine andere Gelegenheit verſparen, und zum Schluß nur noch ein paar Worte an die bemittelten und reichen Bürger Deutſchlands richten. — Ihr, welche die Vorſehung mit irdiſchen Glücksgütern beſchenkt und überhäuft hat, haltet Euch darum für kein Haar beſſer und würdiger als die Aermern und Armen Eures Landes, leider ſind gar manche unter Euch, die im Gegentheil in den Augen aller Rechtlichen, Redlichen und Verſtändigen tief, ſehr tief unter dem ärmſten Bettler ſtehen. Denkt und bedenkt, daß Eure Schätze, auf welche Weiſe Ihr ſie auch errungen habt, Euch nur geliehen ſind, Euern ärmern Brüdern zu helfen, ſie zu unterſtützen und ihre ſchlimme Lage erträglich zu machen. Was Ihr auch von Euerm, Euch nur geliehenen Mammon hergebt, bildet Euch nicht ein, daß Ihr es als demüthigende Almoſen mit wegwerfender und verächtlicher Geringſchätzung ſpenden dürft, ſondern denkt, es ſey Eure Pflicht und Schuldigkeit, daß Ihr gebt, und richtet es möglichſt ſo ein, daß der Empfänger nicht durch die Gabe gedemüthigt und herabgeſetzt werde, ſondern glauben muß, Ihr fühltet Euch noch geehrt, daß er ſie von Euern Händen empfängt; ſo wenigſtens müßt Ihr würdige Arme beſchenken, und ſo werdet Ihr dankbare, gute und erkenntliche Menſchen ſchaffen, während ein Almoſen, verächtlich hingeworfen, nur empört und Groll erzeugt. Handelt Ihr nicht ſo, verſchließt Ihr ferner Eure Herzen wie Eure Kaſſen der leidenden Menſchheit und der Nothdurft, dann wagt Ihr Alles zu verlieren und zieht eine ſociale Umwälzung, die noch ihres Gleichen auf Erden nicht gehabt, mit Haaren herbei, der am Ende keine Macht wird widerſtehen können. Es iſt die Ariſtokratie des Geldes und des Beſitzes, deren Druck jetzt ſo furchtbar ſchwer auf den Völkern laſtet; handelt ſie wie die des Adels und der Geiſtlichkeit vor der franzöſiſchen Revolution von 1789, die, weil ſie nicht einen Theil ihres Ueberfluſſes ihren nothleidenden Brüdern opfern wollte, Alles verlor, ſo erwartet ſie am Ende gleiches Loos. Es iſt bekannt, wie hart es Krämer- und Banquierſeelen fällt, ſich, wenn auch nur von einem geringen Theil ihres Mammons zu trennen, und daß ſie dieſe Geldliebe zu den kurzſichtigſten Menſchen der Welt macht für Alles was nicht in ihren Kram gehört; aber wenn die Wolken und Wetter ſo ſchwer, ſchwarz und ſchwül herannahen

und ſich zuſammen zu ziehen drohen, ſollte man meinen, daß auch der Befangenſte noch die Gefahr wahrnehmen müßte. Darum öffnet der leidenden Menſchheit Eure Säckel, Kiſten und Kaſten, ſo ſchwer es Euch auch ankommen mag, für die Ewigkeit könnt Ihr doch nicht zuſammenſcharren, ſucht, ſo ſehr es an Euch liegt, das Unwetter zu beſchwören, ſo lange es noch Zeit iſt, und denkt nicht:

„Was quäl' ich mich wie es draußen ſteht,
Wenn's leidlich nur bei mir zugeht."

Und ſomit, meine deutſchen Brüder, vom Fürſten bis zum Taglöhner, beherzigt meinen wohl gemeinten Rath, und ſeyd verſichert, daß ich nicht aufhören werde mit aller Liebe und Anhänglichkeit Euer getreuer Michel zu ſeyn, und damit Gott befohlen!"

— Da hätte ich nun meinen werthen Landsleuten meine Meinung kund gethan; den Asmodi werde ich beauftragen, für die Verbreitung dieſes Schreibens zu ſorgen, ſagte Stürmer zu ſich ſelbſt, und ſetzte noch hinzu: ich wünſchte nur, daß es eine gleiche Publicität wie der offene Brief Seiner däniſchen Majeſtät erlangte.

Michel beſchloß nun einen Beſuch im Sacré-Coeur zu machen, er hatte ſchon ſeit einiger Zeit ſeine beiden Schützlinge nicht geſehen, und Roſa-Maria lag ihm trotz all ſeiner Irrfahrten und Abenteuer immer mehr am Herzen und im Sinne. — Als er über die italieniſchen Boulevards gehend an den ſogenannten chineſiſchen Bädern vorüber kam, dachte er, ein Bad könne ihm nichts ſchaden, und trat in dieſe Anſtalt ein. Vor der Loge des Portiers angekommen, hörte er vernehmlich die Worte:

— Dieſe deutſchen viereckigen Köpfe ſind obſtinat wie die Mauleſel, man hätte dem f..... bête ein Baignoir (Badmantel) von Sackleinwand geben müſſen.

— Die Wahrheit zu ſagen, Herr P...., ſo hatte der Badmantel allerdings ſchon einigen andern Badgäſten gedient.

— Thut nichts, er war doch lange noch gut und rein genug für den deutſchen Ochſen; koſtet die Wäſche etwa kein Geld? gerade die ewige Wäſcherei iſt es, was mich ruinirt, und Hand- und Abtrockentücher müſſen ja auch ein halbes Dutzend Mal dienen, bevor ſie wieder gewaſchen werden. Für 50 Centimes für ein Baignoir ſoll ich mir ſolche deutſche Impertinenzen ſagen laſſen? Das deutſche Vieh komme mir nur wieder, ich will ihm ſchon zeigen, mit wem er es zu thun hat. Es war noch obendrein ein Straßburger.

Michel trat nun ein und begehrte eine Badkarte, die ihm gegen die beſtimmte Bezahlung verabreicht wurde.

— Es iſt doch ein chineſiſches Bad, das Sie mir geben werden?

— Verſteht ſich, ächt chineſiſch, ſowie ſie ſeine Majeſtät in Peking ſelbſt nehmen, erwiederte ihm die Comptoirdame der Anſtalt.

— Gut, laſſen Sie mir auch zwei Handtücher und einen Badmantel geben,

— Der Herr ſoll ſogleich bedient werden.

Michel ließ ſich nun von einem Aufwärter ein Badkämmerchen anweiſen.

In daſſelbe eintretend, ſagte er: aber ich habe ein chineſiſches Bad verlangt.

— Mein Herr, das iſt eines.

— Ihr habt mich wohl zum Beſten?

Man brachte die Badwäſche, Michel unterſuchte ſie und ſagte: Das iſt auch keine chineſiſche Wäſche.

— Mein Herr, ſagte der Aufwärter etwas befangen, dieſer Wäſche bedient ſich ganz Paris.

— Mag ſeyn, aber in einem chineſiſchen Bad verlange ich auch Alles chineſiſch bis auf die Wäſche und das Waſſer.

Der Aufwärter zuckte die Schultern.

— Und dann, fuhr Michel fort die Wäſche näher unterſuchend, ſie iſt weder rein noch friſch, ſie hat wenigſtens ſchon einem halben Dutzend Badgäſten gedient.

— O, mein Herr, ich ſchwöre Ihnen ...

— Schwört nicht, ſeht Ihr nicht, daß Mantel und Tücher ganz gelb ſind?

— Gelb iſt ja die Leibfarbe der Chineſen.

— Wollt Ihr mich zum Beſten haben? erwiederte Michel, dem Aufwärter die Wäſche an den Kopf werfend. Ich will ein chineſiſches Bad und chineſiſche, oder doch wenigſtens reine Wäſche, es mag dann auch koſten was es will, ruft mir Euern Herrn.

Der Aufwärter entfernte ſich und kam nach ein paar Augenblicken mit dem Eigenthümer der Badanſtalt zurück.

— Mit Bedauern muß ich hören, ſprach der Letztere, daß Sie mit meinem Bad nicht ganz zufrieden ſind.

— Da mag der Henker zufrieden ſeyn, ich habe ein chineſiſches Bad verlangt, und Sie geben mir ein gewöhnliches Bad, ſo

wie ich es in ganz Paris erhalte, und was noch ſchlimmer iſt, ſchmutzige Pariſer Wäſche obendrein.

— Mein Herr, ich verſichere Sie, daß dieſe Bäder ganz ſo ſind, wie ſie Se. chineſiſche Majeſtät....

— Schweigen Sie, Sie wollen mich zum Beſten haben; glauben Sie, daß ein paar Schnabeldächer und Glöckchen ein chineſiſches Bad ausmachen? mir wollen Sie dies weiß machen, mir, der ich ein geborner Chineſe und aus Peking ſelbſt bin? —

— Wie? der Herr iſt ein Chineſe! rief der Herr des Bades erſtaunt mit weit geöffnetem Mund und eben ſolchen Augen aus.

— Nun, iſt denn das ſo etwas Außerordentliches!

— Sie ſehen aber doch gerade aus wie ein anderer Menſch auch.

— Was zum Henker, glaubt Ihr denn, die Chineſen hätten die Geſtalt eines Kameelthiers oder einer Giraffe?

— Das gerade nicht, aber....

— Doch die eines Eſels. — Nun, Sie ſehen wie man ſich irren kann, meine Landsleute gleichen mir alle auf ein Haar, wenn ſie auch gleich keine Mandarinen ſind wie ich.

— Der Herr iſt ein chineſiſcher Mandarin? aber verzeihen Sie mir, Ihre Kleidung....

— Meine Kleidung iſt franzöſiſch, nach dem neueſten Schnitt, weil ich nicht beſtändig ganz Paris hinter mir haben will.

— Aber Ihre Sprache, man hört gar keinen chineſiſchen Accent.

— Ganz natürlich, wir Chineſen haben keinen Accent.

— Sie ſprechen ſo geläufig wie ein geborner Franzoſe.

— Auch das geht mit natürlichen Dingen zu: mein Vater, der Erz-Mandarin Hang-Hing-Kong-Kung, Fang-Fing, gab mir bei meiner Geburt eine franzöſiſche Amme, ſodann eine ächte Pariſer Bonne und endlich einen franzöſiſchen Hofmeiſter, den legitimen Sohn eines chineſiſchen Jeſuiten.

— Nun, dann nimmt es mich kein Wunder, daß Sie ſo gut franzöſiſch ſprechen wie unſer eins. Alſo, Herr Mandarin An-In-Fan-Fan, verzeihen Sie wenn ich Ihren Namen nicht ganz richtig ausſpreche, ich verſtehe kein Chineſiſch.

— Das iſt ein großer Fehler, der Beſitzer chineſiſcher Bäder ſollte auch deren Sprache verſtehen.

— Freilich, freilich, aber unſere Erziehung iſt noch ſehr unvollkommen, wir haben weder chineſiſche Ammen, noch Bonnes,

noch Hofmeiſter, und dann kömmt ſo ſelten ein Chineſe nach Paris; Sie ſind der erſte den ich in meinem Leben zu ſehen bekomme. Alſo, mein Herr Mandarin, Sie glauben wirklich, daß meine Bäder nicht ganz nach chineſiſcher Art eingerichtet ſind?

— Ob ich es glaube? — ſie haben auch nicht eine Spur des Chineſenthums an ſich.

— Dann haben mich der Baumeiſter und der Arzt, die mir ſie eingerichtet, belogen und betrogen. Beide verſicherten mich, ſie ſeyen ganz nach dem Muſter der kaiſerlichen Bäder zu Peking gebaut und eingerichtet. Der Erſtere hatte den Riß, wie er mir ſagte, in der Hauptſtadt des chineſiſchen Reichs ſelbſt aufgenommen und der Arzt, ein Herr Doktor Premard, behauptete, zehn Jahre der Leibdoktor Sr. chineſiſchen Majeſtät geweſen zu ſeyn, dieſelbe ſo gebadet, gewaſchen, purgirt, klyſtirt u. ſ. w. zu haben, wie es bei mir geſchieht.

— Sie ſind belogen, ſchändlich belogen, und dies iſt um ſo ſchlimmer für Sie, da 30,000 meiner Landsleute, lauter Kern-Chineſen, auf der Reiſe nach Paris begriffen ſind, die in wenig Wochen hier eintreffen werden und alle bei Ihnen baden würden, wenn Ihre Bäder ächt chineſiſch wären.

— Wie ſagen Sie, dreißig Tauſend Chineſen! iſt es möglich? Ach du mein Gott, da wäre ich ein gemachter Mann, wenn dieſe Herrn alle bei mir baden würden.

— Gewiß, denn ſie bezahlen ſehr gut, immer ein Goldſtück für ein Bad, es muß aber auch darnach ſeyn.

— Aber wie geht es zu, mein Herr Mandarin, daß mit einemmal eine ſo große Anzahl Chineſen nach Frankreich kömmt?

— Sehr natürlich, ſie ſind aus dem Theil Chinas, den im letzten Krieg die Engländer eroberten, und der nun unter dem Druck ihrer Herrſchaft ſeufzt. Es ſind die reichſten Leute dieſer Provinz, ſie mögen die Engländer und ihre Tyrannei nicht ausſtehen, haben ſich deßhalb zur Auswanderung nach Frankreich, ein Land von dem ſie ſo viel Gutes hörten, entſchloſſen, und ich bin nur ihr Vorläufer, beauftragt Wohnungen für ſie in Bereitſchaft zu ſetzen, da ich der franzöſiſchen Sprache mächtig bin, damit ſie gleich bei ihrer Ankunft alle chineſiſchen Bequemlichkeiten vorfinden.

— Ach, mein Herr Mandarin, wenn Sie mir die Kundſchaft Ihrer werthen Landsleute zuführen wollten, wie dankbar, wie unendlich erkenntlich würde ich Ihnen nicht dafür ſeyn, ſie ſollen mich

als den großmüthigſten Mann kennen lernen, es ſoll mir nicht darauf ankommen, Ihnen ....

— O ſeyn Sie mir ſtill davon, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen ohne alles Intereſſe nützlich ſeyn zu können, wenn nur Ihre Bäder auch im Innern einen mehr chineſiſchen Anſtrich hätten.

— Aber wäre es denn nicht möglich, ihnen einen ſolchen zu geben?

— O ja, wenn Sie es ſich etwas koſten laſſen wollten, dann könnte man ....

— O wenn es weiter nichts iſt, recht gerne will ich ein kleines Opfer bringen, ſagen Sie nur was ich thun muß.

— Die Sache iſt ſo gewaltig ſchwierig nicht. Zuerſt müſſen Sie allen Badewannen eine hinten und vorn ausgeſchweifte Form geben laſſen, die ſich in einem Schnabel endigt, an den Sie ein halbes Dutzend Schellen oder Glöckchen hängen laſſen, die Wannen müſſen in der innern Seite alle vergoldet oder wenigſtens goldgelb lackirt ſeyn. In denen der Männer müſſen allerlei Drachen und in denen der Frauen Drachinnen von blauer, grüner und rother Farbe gemalt ſeyn. In dem Badwaſſer ſelbſt müſſen chineſiſche Gold- und Silberfiſchchen ſchwimmen und ſpringen, mit denen wir Chineſen gewohnt ſind, während wir baden, zu ſpielen und ſie mit Biscuits zu füttern, von denen immer ein Teller voll neben den Wannen ſtehen muß. Die Wände der Badekämmerchen müſſen chineſiſche Tapeten oder Draperien haben, auf denen gleichfalls alle Arten von gold- und ſilberſchuppigen Drachen zu ſchauen ſind; in denen der Frauen müſſen ſie wieder weiblichen Geſchlechts ſeyn, auch dürfen ein halbes Dutzend Papageyen, grüne und graue, ſo wie ein Paar Cacadus und ein Paar Turteltäubchen eben ſo wenig fehlen wie künſtliche chineſiſche Blumen. Sobald der Chineſe aus dem Bade ſteigt, müſſen ſechs goldgelbe Trockentücher und ein Paar Bademäntel von derſelben Farbe von chineſiſchem Damaſt, auf dem ebenfalls die Drachen nie fehlen dürfen, bereit liegen.

— Aber ums Himmelswillen, wo ſoll ich denn all dieſes hernehmen? wollte ich es auch mit Gold aufwiegen, ſo könnte ich es in ganz Paris nicht auftreiben.

— O an Drachen fehlt es auch in Paris nicht, das iſt Spaß, ich werde dafür ſorgen; übrigens kommt nächſtens eine chineſiſche Kauffahrteiflotte an, die Alles, und namentlich das Drachenweſen im Ueberfluß mitbringt.

— Dann bin ich geborgen; alſo die Herren zahlen ein Goldſtück per Bad?

— Ja, und zwar ein ſchweres chineſiſches, aus dem man ein halbes Dutzend ſolcher Dinger ſchneiden kann, die Sie Napoleons oder Zwanzigfrankenſtücke nennen.

— Und wie oft badet ſo ein chineſiſcher Herr?

— Mindeſtens drei Mal des Tages.

— Mein Gott, das wären ja neunzig Tauſend Bäder **par jour.**

— Allerdings.

— Da iſt ja aber meine Anſtalt viel zu klein.

— Sie müſſen eine neue in den elyſäiſchen Feldern bauen laſſen.

— Das erfordert viel Geld.

— Sie geben Actien aus, laſſen ſie durch das Haus Rothſchild an Mann bringen, und Sie und die Rothſchilde gewinnen mindeſtens ein Paar Dutzend Millionen daran.

— Glauben Sie, daß ſich Rothſchilds damit befaſſen?

— O gewiß, dafür laſſen Sie mich ſorgen, zudem bin ich und die dreißig Tauſend Chineſen mit drei Tauſend Millionen bei dieſem Haus accredirt, das außerdem nächſtens ein chineſiſches Anlehen von mehreren Milliarden übernehmen wird.

— Wenn das iſt, dann bin ich ein geborgener Mann, ein guter Geiſt hat Sie in mein Haus geführt. Neunzig Tauſend Bäder des Tags macht neunzig Tauſend chineſiſche Goldſtücke, wo ſoll ich mit all' dem Gelde hin! Sagen Sie mir, Herr Mandarin, nehmen denn die Herren Chineſen nicht auch etwas zu ſich während oder nach dem Bad?

— Verſteht ſich, und da können Sie erſt Ihren Schnitt daran machen.

— Wie ſo?

— Sie genießen lauter Speiſen, die hier zu Lande ſpottwohlfeil, faſt umſonſt zu haben ſind.

— Und die wären?

— Katzen- und Hunde-, Ratzen- und Mäuſe-Ragouts.

— Pfui Teufel.

— Gehörig zubereitet ſchmecken ſie beſſer als Ihre Enten- und Schweinebraten, und ſind weniger ſchweiniſch und eckelhaft, da es weit reinlichere Thiere ſind.

— Wie werden dieſe Braten aber zugerichtet?

— Meiſtens mit dickem Reis, auch Mais und Rüben. Ein

Leibgericht iſt jedoch eine gemäſtete, am Spieß gebratene Ratte mit einigen Dutzend gebratenen Mäuschen garnirt, und rothe Rüben dazu. Auch eine fette Eule mit Spatzen garnirt verſchmähen wir nicht. Dies alles ſind Speiſen, die wir ſogleich nach dem Bad verzehren.

— Es hat doch einen ſeltſamen Geſchmack, dieſes Drachenvolk.

— Sind Sie ruhig, es weiß was gut iſt und gut ſchmeckt, ſeine Hauptfavoriteſſen wird es aber leider hier nicht haben können.

— Warum?

— Weil dieſe chineſiſchen Feſtbraten, die nur bei außerordentlichen Gelegenheiten aufgetiſcht werden, in ganz Frankreich nicht zu haben ſind.

— Was ſind denn dies für Eſſen?

— Ein gebratener Löwenſchenkel, das Lendenſtück eines gemäſteten Elephanten, der Bruſtkern von einem Rhinoceros, Tigercotelets, Crocodillenwürſte, gebackenes Affengehirn u. ſ. w.

— Ja, dergleichen können ſie freilich in Paris nicht haben, ſie müßten denn den Jardin des Plantes plündern, was aber die Regierung nicht zugeben wird, und dann wäre dies höchſtens für eine Mahlzeit.

— Das iſt ſchlimm, und ich fürchte daß deßhalb ein Theil meiner Landsleute, die den Weg zu Land über England eingeſchlagen haben, ſich verleiten laſſen, der Nahrung zu lieb in London zu bleiben, wo man ſich mit leichterer Mühe Elephanten, Rhinoceroſſe, Crocodille und dergleichen in gehöriger Quantität verſchaffen kann, während hier höchſtens Affengehirn genug zu haben ſeyn wird.

— Das iſt freilich ein ſchlimmer Umſtand, Herr Mandarin. Könnten denn Bären, Wölfe und Füchſe nicht die Elephanten, Löwen und Tiger erſetzen, wenn ſie auf ähnliche Art zubereitet würden? —

— Ich denke ſchwerlich, doch wir werden ſehen.

— Ich werde mein Möglichſtes thun, Ihre Landsleute beſtens zu befriedigen, und bin ſchon zufrieden, wenn auch nur die Hälfte der dreißig Tauſend zu uns kömmt, die andere Hälfte mag dann immer in London hängen bleiben.

Michel ließ ſich nun einſtweilen ein Pariſer Bad, jedoch mit der reinſten Wäſche geben, und nahm damit, ſo wie mit einem franzöſiſchen Frühſtück, in Ermanglung der chineſiſchen Bäder vor-

lieb, wurde auch auf das beſte bedient. Nach eingenommenem Frühſtück zahlte er ſeine Zeche wirklich mit einer ſpaniſchen Quadrupel, die er für ein chineſiſches Goldſtück ausgab, und weigerte ſich, das ihm zu gut kommende Geld, das man ihm herausgeben wollte, anzunehmen, indem er ſagte: ein chineſiſcher Mandarin würde es unter ſeiner Würde halten, weniger als ein ſolches Goldſtück zu bezahlen. Wenn Sie das Geld nicht behalten wollen, ſo vertheilen Sie es unter Ihre Dienerſchaft.

Hiermit empfahl ſich Michel, das Wiederkommen verſprechend.

Der Inhaber der chineſiſchen Bäder, ganz entzückt über das ihm bevorſtehende Glück, hatte nichts Eiligeres zu thun, als all ſeinen Bekannten die demnächſtige Ankunft der 30,000 Chineſen mitzutheilen, und in weniger als vierundzwanzig Stunden war es in ganz Paris herum, daß in einigen Wochen viele Tauſend Chineſen eintreffen würden; die guten Pariſer, mit wenigen Ausnahmen in den wiſſenſchaftlich gebildeten Klaſſen, glaubten an die baldige Ankunft dieſer reichen Fremdlinge, und Hotel- und Maiſons-Möbelbeſitzer, Kaffee-, Schenk- und Gaſtwirthe, Reſtaurateurs 2c., alle trafen Vorkehrungen, die chineſiſchen Goldfiſche ſogleich bei ihrer Ankunft an ſich zu locken; da ſollte mit einemmal alles a la chinoise eingerichtet und angeſchafft, von den Prunkſalons bis zu den Nachttöpfen ſollte alles chineſiſch werden, man lief und rannte überall hin, ſich bei Leuten die in China waren, oder da geweſen ſeyn wollten, und bei Gelehrten und Profeſſoren der chineſiſchen Sprache Rath zu holen *). Alle Haarkünſtler hingen Friſuren a la chinoise hinter die Spiegelſcheiben ihrer Buden auf, und in allen Speiſehäuſern fand man jetzt auf den Zetteln chineſiſche Schüſſeln angezeigt. Was übrigens die Katzen-, Hunde- und dergleichen Ragouts anbetrifft, ſo bedienten gewiſſe Speiſewirthe ihre Gäſte ſchon lange auf gut chineſiſch in dieſer Hinſicht. Kurz, faſt vier Wochen lang ſprach, ſchwatzte, träumte ganz Paris von nichts als den ſammt ihren Schätzen erwarteten Chineſen, und wollte ſich die Sache nicht ausreden laſſen, bis endlich das Nichterſcheinen

*) Wer kurz nach der Beendigung des engliſch-chineſiſchen Kriegs in Paris war, wird ſich zu erinnern wiſſen, daß damals wirklich das Gerücht daſelbſt umherging und geglaubt wurde, daß viele Tauſend Chineſen auswanderten und in Frankreichs Hauptſtadt in Bälde ankommen würden, und es war allerdings ein deutſcher Spaßvogel, der ſich den Scherz erlaubt hatte, daſſelbe durch den Beſitzer der Bains chinois auszuſprengen.

der erwarteten Gäſte den guten Leuten die Augen öffnete, und ſo hatte ein dummer Deutſcher ſich erlaubt, die Einwohner der Hauptſtadt der civiliſirten Welt zum Beſten zu haben!

Michel hatte ſich von den chineſiſchen Bädern ſogleich in das Sacré-Coeur begeben, wo er Roſa-Maria ihre Singſtunde nehmend antraf. Der beſte Singlehrer von Paris, der berühmte Bordogni gab ihr Unterricht, und ſie hatte bei ihrer ſchönen, jetzt ſehr ausgebildeten Stimme einen ſo trefflichen und gefühlvollen Vortrag, daß ſie durch ihren Geſang das ganze Kloſter und alle die ſie hörten, bezauberte; kein Wunder, daß auch Stürmer in Extaſe gerieth, als ſie ihm, von ihrem Meiſter begleitet, die Cavatine der Roſine aus Roſſinis Barbier von Sevilla und die große Aria: **Casta diva** aus Bellinis Norma vorſang. — Eine der frommen Schweſtern war, wie immer, bei der Singſtunde gegenwärtig, der diesmal auch die Vorſteherin beiwohnte, und nach Beendigung derſelben dem vermeintlichen Couſin und Reichsgrafen mittheilte, daß Madame Recamier, vor einigen vierzig Jahren die berühmteſte Schönheit Frankreichs, Roſa-Maria ſingen hörte, und darauf gebeten habe, man möge doch geſtatten, daß das reizende Mädchen in einem Concert des **Oeuvre de la Misericorde**, welches dieſe Geſellſchaft für die Pariſer Hausarmen veranſtaltete, ſingen dürfe.

— Was iſt dieſes **Oeuvre de la Misericorde**? fragte nun Michel.

— Eine milde Anſtalt, der die erſten und frömmſten Damen von Paris vorſtehen, und deren Zweck iſt, arme Familien und verſchämte Hausarme, die ohne Verſchulden in Dürftigkeit gerathen ſind, zu unterſtützen. Nebſt den vielen andern Mitteln, welche dieſer Verein anwendet, ſich Gelder zu dieſem löblichen Zweck zu verſchaffen, giebt er auch jährlich zwei Concerte, in welchen ſich die ausgezeichnetſten Talente der Dilettantenwelt, und namentlich die beſten Virtuoſen aus dem muſikaliſchen Verein des Fürſten von der Moskowa hören laſſen. Dieſe Vorträge ſind wahrhaft klaſſiſch und beſtehen meiſtens in religiöſen Tonſtücken. Die Herzoginnen von Grammont, von Talleyrand, von Albufera, die Fürſtinnen Craon, von der Moskowa u. ſ. w. ſind die Damen Patroneſſen dieſes Vereins.

Michel erwiederte der Vorſteherin, daß er nichts dagegen habe, wenn ſeine Couſine etwas zu einem ſo frommen Zweck beitragen

könne, und gab ſeine Einwilligung dazu, daß Roſa-Maria in dem nächſtens ſtattfindenden Concert der Miſericorde ſingen dürfe.

— Dies wird der Madame Recamier eine außerordentliche Freude machen, ſagte die Vorſteherin, denn ſie iſt, ſo wie wir alle von dem Talent Ihrer Couſine ganz bezaubert, und behauptet, nie eine ähnliche Stimme gehört zu haben, und dies will viel ſagen, denn ſie hat die ausgezeichnetſten Sängerinnen der Republik, des Kaiſerreichs und der Reſtauration gehört.

Michel wünſchte dieſe Dame kennen zu lernen, und bat die Vorſteherin, ihn doch derſelben vorſtellen zu wollen.

— Mit Vergnügen, erwiederte dieſe, die Sache iſt ſehr leicht, da ſie bei uns wohnt, ſie empfängt jedoch Niemand vor zwei Uhr Nachmittags. Sie müſſen ſich alſo bis dahin ſchon gedulden, es iſt jetzt elf Uhr, wollen Sie in drei Stunden wiederkommen, ſo werde ich den Beſuch einſtweilen ankündigen.

Michel war dies zufrieden, unterhielt ſich jedoch noch einige Zeit mit den beiden Mädchen, mit deren Fortſchritten und Kenntniſſen er ſich ſehr zufrieden zeigte, und machte dem nun bald dreizehn Jahre zählenden Kind ganz artig den Hof. Als die Glocke zum Frühſtück läutete, entfernte er ſich, um nicht zu ſtören, und fand ſich zur beſtimmten Stunde wieder ein.

Die Vorſteherin hatte bereits mit Madame Recamier geſprochen, die mit Vergnügen den Beſchützer der herrlichen Sängerin empfangen wollte, der ſich nun von jener begleitet zu der Dame begab, die ihn auf das freundlichſte aufnahm. Obgleich achtundſechzig Jahre alt, zeigten ſich doch noch Spuren von Schönheit und Anmuth in dem Geſicht und den Zügen der Dame, deren Haltung viel Anſtand hatte. Neben ihr ſtand ein ebenfalls alter Herr, den man dem Michel als den Vicomte von Chateaubriand und vertrauteſten Freund der Madame Recamier vorſtellte. Stürmer war erfreut, die Bekanntſchaft dieſer beiden alten Celebritäten zugleich zu machen, und unterhielt ſich etwa eine halbe Stunde mit ihnen auf das angenehmſte. Die Unterhaltung drehte ſich jedoch nur um wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und man vermied das Feld der Politik zu berühren. Madame Recamier ſprach viel von Roſa-Maria, die ſie ſehr in Affection genommen hatte, und erklärte, nie ein lieblicheres Weſen kennen gelernt zu haben, ſo daß auch Chateaubriands Neugierde rege wurde, das Wundermädchen zu ſehen. Man ließ die beiden Schweſtern holen, ſie mußten et-

was ſingen, und nun wurde auch der alte Staatsmann ganz när- riſch. Es wurde feſtgeſetzt, daß Roſa-Maria die berühmte Arie Stradellas, durch welche derſelbe zwei Banditen, die bezahlt waren ihn zu ermorden, ſo entzückt hatte, daß ſie ihre Dolche fallen lie- ßen und davon ſpringend ausriefen: Nein, es iſt unmöglich, auch für alles Gold der Welt einen ſolchen Künſtler zu tödten! in dem Concert de la Miſericorde ſingen ſollte. — Michel entfernte ſich mit den Mädchen, denen die Dame ihren beſten Schutz zugeſagt hatte, blieb aber den ganzen Nachmittag im Sacré-Coeur, ſich mit ihnen unterhaltend und theilweis ihrem Unterricht beiwoh- nend; er vermochte kaum mit einbrechender Nacht, als es Eſſens- zeit wurde, ſich von ihnen zu trennen.

Roſa-Maria ſtudirte nun die für das Concert der Miſeri- corde beſtimmte Arie mit ihrem Lehrer ein, Stürmer wohnte jetzt faſt täglich ihren Singſtunden bei, und als der Tag der Aufffüh- rung gekommen war, fuhren die beiden Mädchen mit der Madame Recamier in den ſchön ausgeſchmückten Herziſchen Saal, in wel- chem dieſe Concerte, ſo wie die des Fürſten von der Moskowa gegeben werden.

Es war zwei Uhr Nachmittags, als an dem zu dieſem Con- cert beſtimmten Tag, welches eine **Matinée musicale** war, die Staats- und Wappenwagen aus allen Richtungen heranrollten, und die Damen im höchſten Glanz der Toiletten den Karoſſen ent- ſtiegen. Man hatte die Einlaßkarten, deren feſtgeſetzter Preis zwanzig Franken war, bis zu fünfhundert Franken bezahlt, theils weil es ein mildthätiger Zweck und das Elend wegen der außer- ordentlichen Theurung dieſes Jahr in Paris weit größer als ge- wöhnlich war, theils weil nicht mehr Billets als der Saal Plätze enthielt ausgegeben wurden, und trotz dem hohen Preis ſich wohl zehnmal ſoviel Liebhaber gemeldet hatten, ſo daß, wie mit allem in Paris, auch damit ein Handel getrieben worden war, indem die erſten Ankäufer der Billete ſpekulirten und dieſe Karten manch- mal durch zehn Hände gingen, bevor ſie an den rechten Mann kamen, der ſie für ſich und die Seinigen behielt. Wer ſich zu der vornehmen und großen Welt von Paris zählte, wollte hier geſehen ſeyn, ſehen und hören; denn nicht nur die erſten und ſchönſten Damen der Hauptſtadt Frankreichs fanden ſich hier ein, ſondern die beſten Dilettanten und Dilettantinnen des muſikaliſchen Vereins des Fürſten von der Moskowa wirkten hier mit. Die

Herzoginnen von Narbonne und Grammont, die Fürſtinnen von Beauvau, von Henin und von Craon, die Marquiſe und die Gräfin von Türenne, die Fürſtin Czartoriska, die Gräfin von Pozzo di Borgo, die Vicomteſſe de l'Espine waren die Schutzdamen dieſes prächtigen Werkes der Barmherzigkeit, und die Gräfin Merlin, Madame Laty, Madame Friederich, Fräulein Morlier, die Prinzeſſin Craon, die Gräfin Mürat und die Gräfin Sparre waren die Damen, welche die Solopartheieen des Soprans und des Alt vortrugen, lauter Stimmen und Geſangstalente, die noch mit Vortheil auch mit denen einer Catalani, einer Malibran und einer Sonntag hätten wetteifern können. Mit Mehüls Morgengebet wurde dieſes einzige Concert eröffnet, hierauf trug die Gräfin Merlin eine große Aria von Paleſtrina vor, ſodann folgte das Chor und der Triumphmarſch aus den Machabäern von Händel, dann ſang Madame Friederich die große Aria aus dem Tod Jeſu von Graun, auf die Bruchſtücke aus Händels Meſſias geſungen wurden. Nun wurden mehrere religiöſe Chöre von lauter Stimmen vorgetragen, von denen eine jede noch als erſte Sängerin bei jedem Theater der Welt ſich hätte können hören laſſen. Jetzt ſang Roſa-Maria die Aria Stradellas „**Lasci ch'io piangola dura sorte**", und das ganze Auditorium brach nicht in Beifall, wohl aber in Thränen aus, der herrlichſte Applaus, der der Sängerin wohl werden konnte, und dazu die jugendlich friſche Engelsgeſtalt, keine Feder vermag den Eindruck zu beſchreiben, den dieſer Geſang, ſo wie das ganze Concert hervorbrachte. Jetzt wurden wieder mehrere religiöſe Chöre vorgetragen; ſodann Paleſtrinas vierſtimmiges Madrigal „**Alla riva del Tebro**", von den Damen Gräfin Mürat, Madame Friederich, dem Herrn von Pontalba und dem Grafen Laferronays geſungen. Worauf Demoiſelle Malvirade das Ave Maria von Cherubini vortrug. Hierauf wurde noch das Miſerere fünfſtimmig geſungen, dann trugen die Gräfin Sparre und die Fürſtin Craon einen altitaliäniſchen Zweigeſang vor, und Leisrings Doppelchor **Filii et filiae Chant Pascal** beſchloß würdig das Ganze und mußte auf allgemeines Verlangen wiederholt werden. Das Echo dieſes Chors wurde in einem zweiten Gemach hinter zugemachten Thüren geſungen, was eine ſo erſtaunliche Wirkung hervorbrachte, daß man ſich in der That in andere Sphären, in eine andere Welt verſetzt glaubte. Volkmar Leisring, der im Jahr 1560 zu Gebſtadt in Thüringen auf die Welt kam, muß eine höhere Inſpira-

tion gehabt haben, als er dieſe göttliche Compoſition niederſchrieb. Dabei denke man ſich eine Reihe der ſchönſten Frauen und Mädchen, alle weiß gekleidet und Blumenkränze in den Haaren, amphitheatraliſch auf einer reichvergoldeten Eſtrade ſtehen und ſingen, und man wird es begreiflich finden, daß ſich mancher der Zuhörer bei dieſer Muſik in das Paradies unter Engel verſetzt wähnte.

Das Concert war beendigt, es hatte eine Summe von beinahe fünfzig Tauſend Franken in Gold eingetragen, die den verſchämten Hausarmen der Stadt Paris wohl zu Statten kam. Alle Zuhörer verließen den Saal tief gerührt und bewegt, zum Theil noch Thränen vergießend; ſelbſt der Teufel (Asmodi), der ihm beigewohnt, konnte eine innere Aufregung nicht ganz unterdrücken, und meinte, im Paradies, das wir auf ewig verloren, muß es doch ſchön zu wohnen ſeyn *).

Michel fuhr in Begleitung Chateaubriands, der Madame Recamier und Roſa-Maria und ihrer Schweſter in das Sacré-Coeur zurück, und übergab ſeine Schützlinge wieder der Vorſteherin desſelben, ſich vornehmend, die beiden Mädchen von nun an ſo oft als nur immer möglich zu beſuchen.

Die ganze vornehme und muſikaliſche Welt von Paris unterhielt ſich mehrere Tage von nichts anderm als dieſem Concert und der jungen Sängerin, welche die Aria Stradellas geſungen hatte, die nun alle Concert- und Soireeſängerinnen, da ſie ſchnell ein Modeartikel wurde, hervorſuchten, um damit zu brilliren; aber nur ſehr wenigen glückte dies, da dieſes Tonſtück eine friſche, ſonore und wohlklingende Stimme erfordert, und durchaus keine dünnen, näſelnden Töne, die man allenfalls bei dem jämmerlichen Romanzengeleier, eine Muſik an der nichts zu verderben iſt, verträgt: daher kam es denn auch, daß ſelbſt die berühmteſte der franzöſiſchen Romanzenſängerinnen, Madame Sabatier, das Lasci ch'io piango nicht mit Beifall ſingen konnte, andere aber, wie eine Lia Düport und ähnliche laut- und klangloſe Stimmen, ſie ſo vortrugen, daß es allerdings ein Wunder geweſen wäre, wenn nicht nur ein Paar Banditen, ſondern ſämmtliche Zuhörer davon geſprungen wären.

*) Es iſt eine bekannte Thatſache, daß der muſikaliſche Verein des Fürſten von der Moskowa das Non plus ultra der Vokalmuſik iſt, was der Art beſteht; die klaſſiſchen und religiöſen Geſänge werden hier noch weit beſſer als in der ſixtiniſchen Kapelle zu Rom vorgetragen.

Einige Tage nach dieſem Concert war einer der ſogenannten Artiſtenbälle, dieſes ſind von allen öffentlichen Bällen zu Paris diejenigen, welche von den vornehmen und reichen Lions jedes Alters am meiſten beſucht werden, denn hier finden ſich alle weiblichen Notabilitäten der viertelhundert Pariſer Bühnen, ſowie überhaupt aus der Künſtlerwelt ein, und mit Vergnügen wird der goldne Napoleon oder Philippsd'or hingeworfen, dieſer, in ihrer Art einzigen Verſammlung beizuwohnen.

Auch Michel wollte einmal dieſes Gaudium mit anſehen und begab ſich in Begleitung ſeines hinkenden Intimus zu dem außerordentlichen Tanzfeſt. Beide erſchienen wieder als zwei reiche Ruſſen von fürſtlicher Geburt, denn Stürmer wollte einmal dieſe Theaterprinzeſſinnen in ihrer ganzen Glorie kennen lernen, und Asmodi trug Sorge, daß man im ganzen Saal ſchnell ihre doppelte Qualität kannte; auch waren ſie bald von allen Prieſterinnen Thalias, Melpomenens, Euterpens und Terpſichorens umſchwärmt, während ſich mehrere langbeinige hölzerne engliſche Lords kaum beachtet, ſondern vielmehr verachtet fanden, da, wie früher die Verſchwendung und Großmuth der Britten zum Sprüchwort geworden war, es jetzt ihre Filzerei und Knickerei geworden iſt, und die Ruſſen noch die Einzigen ſind, nach denen es das leichtfüßige und leichtfertige Volk der Pariſer Actricen der Mühe werth findet ſeine Angeln auszuwerfen. Auch defilirten wiederholt alle Künſtlerinnen erſten Ranges an ihnen vorüber. Da zeigte ſich ihren Blicken die erſt kürzlich von ihrem dritten Wochenbett erſtandene lange, hagere und magere Demoiſelle Rachel vom franzöſiſchen Theater, und warf ſich in ihre impoſanteſten, altgriechiſchen und altrömiſchen Poſituren, das Geſicht und die Züge ihrer Virginias-Rolle entleihend.

— Ich möchte wiſſen, was ein ſolches Geſchöpf wohl denkt und fühlt, wenn es eine Virginia ſpielt, ſagte Michel naiv zu dem Hinkenden.

— Man ſollte denken, Du ſeyſt von Heute, erwiederte Asmodi ſpöttiſch.

Demoiſelle Rachel verwandte ihre ſtarren Augen und faſt ſtieren Blicke beinahe nicht von den vermeintlichen ruſſiſchen Fürſten; aber nicht ſowohl dieſe Eigenſchaft und die des Goldes, in deſſen Beſitz man ſie wähnte, war es, welche die große Tragödien-Heldin feſ-

ſelte, ſondern Michels antik=herkuliſche Geſtalt, der ſie wahrſcheinlich manches abſehen wollte.

Doch Michel wandte ſich von der geiſterartigen Figur weg, und ſeine Blicke begegneten nun der ſkeletartigen Madame Stolz, die Tyrannin der großen Oper und Leon Pilots Favoritin, die, wie weltbekannt, dieſes Inſtitut, wie man in Deutſchland zu ſagen pflegt, auf den Hund gebracht hat. Auch ſie verſuchte es, mit den reichen Ruſſen zu coquettiren, die ſich jedoch beide lachend von ihr abwandten und die hübſche und coquette Düpleſſis von dem franzöſiſchen Theater heranhüpfen ſahen, der eben ſo leichtfüßig die nicht minder ſchöne Anna Dillon von der komiſchen Oper mit Demoiſelle Lavoye von derſelben Bühne Arm in Arm folgte. Auch die Griſi an Marios Arm ſchritt an ihnen vorüber und warf verſtohlene Blicke auf das ruſſiſche Paar. Ihre heroiſche Geſtalt, ihr majeſtätiſcher Gang ließen ſogleich die Norma der italieniſchen Oper in ihr erkennen, ein weiß=ſammtnes Kleid, reich mit Perlen verziert, und ein mit Brillanten beſetzter Gürtel umwand ihren Leib, während ihre Stirn ein prächtiges Diadem zierte. In faltenreichen Purpur hatte ſich die Rachel gehüllt, in himmelblau vom Haupt bis zu den Füßen, mit ſilbernen Sternen beſät, ſchritt Madame Stolz einher, und ward ſo zur vollendetſten Carrikatur, während die Damen Düpleſſis, Dillon und Lavoye in leichten weißen, mit Silber beſetzten Tunikas einherſchwebten. In ſchwarzem Sammet mit Gold erſchien die Amazone Lolla Montes von der Porte St Martin, und ſchien am wenigſten von den Fremdlingen, welche allgemein die Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, Notiz zu nehmen; doch ſchien es nur ſo, denn wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, ſchielte ſie nicht wenig nach unſerm Michel. Die freche Dejazet vom Palais=Royal=Theater aber ſtellte ſich den reichen Ruſſen keck gegenüber, und hörte nicht auf, ſie zu fixiren. Die Damen Perſiani und Brambilla von den Italienern, beide keine Schönheiten, wollten ihren Mangel an phyſiſchen Reizen durch eine auffallende Toilette erſetzen, aber ſtatt Bewunderer zu finden, erregten ſie nur Lachluſt. Demoiſelle Mars und Demoiſelle Falcon, obgleich beide ſchon ſeit einem halben Dutzend Jahren, die erſtere ihres reſpektabeln Alters, die andere wegen dem gänzlichen Verluſt ihrer Stimme von der Bühne abgetreten, hatten doch nicht verſäumt, ſich noch einmal hier ſo glänzend wie möglich zu zeigen, um bei dem Schimmer der tauſend Kerzen und Lampen die Vergänglichkeit alles Irdiſchen

und namentlich alles Theatraliſchen auf eine halbe Nacht zu vergeſſen. Demoiſelle Mars hatte zu dieſem Zweck ihre ſchon dreimal geſtohlenen, ihr Leben gefährdenden, jetzt in der Bank von Frankreich aufbewahrten Diamanten von derſelben geholt, um ſich für dieſes Feſt damit zu ſchmücken. Auch das Sylphidenvolk der großen Oper, die beiden Fitzjames und die Tänzerin Griſi an ihrer Spitze, war nicht ausgeblieben, und ſchwebte in Gaze und Flor daher. Madame Damoreau Cinte, vor Zeiten die Glorie der komiſchen Oper, erſt kürzlich von Amerika zurückgekommen, wo ſie die letzten Töne ihrer einſt ſo klangreichen Stimme gelaſſen hatte, etwas Gold dafür zurückbringend, war auch gekommen, ihren verlöſchenden Stern noch einmal glänzen zu laſſen. Unter dem übrigen Haufen ragten noch die Damen Dorüs, Gras, Nau, Dobré, Sabatier mit ihrem lorbeerbekränzten Köpfchen u. ſ. w. hervor. Von der männlichen Künſtlerwelt war der Ball weit weniger beſucht, und außer den ſchon erwähnten Lablache und Mario ſah man nur noch den ſtimmloſen Düprez, den unbeholfenen und rauhſtimmigen Ronconi, den längſt abgeſungenen Baſſiſten Levaſſeur, den trefflichen Komiker Bouffé ꝛc.

Alle dieſe am Theaterhimmel zu Paris mehr oder weniger glänzenden, zum Theil auch gänzlich erloſchenen Sterne bewegten und kreiſten ſich im Gewühl der zahlreichen Ballgeſellſchaft, die Aufmerkſamkeit derſelben mehr oder minder auf ſich ziehend oder zu feſſeln ſuchend.

— Und dort dieſe liebliche kleine Nymphengeſtalt, die ſich ſo geſchmeidig durch das Gedränge zu winden weiß, wer iſt dieſe? fragte Michel ſeinen Begleiter.

— Das iſt Demoiſelle Deſirée vom Gymnaſe, erwiederte der Hinkende.

— Deſirée heißt ſie, und deſirée ſcheint ſie, meinte Michel wieder, es umgiebt ſie ja beſtändig ein ganzer Schwarm langohriger und gelbtatziger Löwen. Ich hätte Luſt ihre Bekanntſchaft zu machen.

— Zu dieſem Glück kannſt Du leicht kommen, höhnte der Hinkende malitiös und ſetzte hinzu: und Roſa-Maria? die hätteſt Du mitbringen ſollen.

— Daß ich ein Narr oder gar des Teufels wäre.

— Nun, ich ſollte doch denken, das ſeyſt Du ſchon längſt.

Jetzt gab Müſard das Zeichen zum Beginnen der Muſik, und die Trompeten und Saxinſtrumente ſchmetterten, die Rührtrommeln und Pauken wirbelten, und man ſtellte ſich zu der Quadrille an.

Michel und der Teufel ſuchten ſich ebenfalls eine Tänzerin, erſterer bat ſich die Ehre von Donna Lolla Montes aus, der zweite nahm die Griſi bei der Hand, beide hatten mit Vergnügen das Engagement angenommen, der erſtern gefiel der Tänzer, der zweiten blitzte der ungeheure Solitair des Hinkenden, der ſo groß war, daß ihn die meiſten Anweſenden für falſch erklärt haben würden, wenn nicht einige Kenner verſichert hätten, daß er nicht nur ächt, ſondern von einem noch nie geſehenen Feuer wäre, höchſt verführeriſch in die Augen.

Die beiden Ruſſen tanzten und hinkten mit einer Anmuth und Leichtigkeit, daß ſie ſelbſt noch von den Tänzerinnen von Profeſſion bewundert wurden.

Seine Dame zu ihrem Sitz zurückführend, zog der Teufel einen zweiten Solitair aus der Taſche, der den andern an Größe und Schönheit noch übertraf, wie eine Sonnenblume gefaßt war, und überreichte ihn der Schönen mit den Worten: dürfte ich es wagen, Ihnen zum Andenken an dieſe Stunde eine kleine Erinnerung zu verehren?

— Mein Gott, mein Herr! wie ſoll ich .... wie kann ich ...

— O nehmen Sie nur, Signora, dieſe Kleinigkeit iſt bei Weitem noch nicht genug, Ihnen das hohe Vergnügen, das Entzücken zu vergelten, das mir ſchon ihr himmliſcher Geſang gewährte, ſo oft ich die italieniſche Oper beſuchte, die ich nie verſäume, wenn Sie Ihre himmliſche Stimme ertönen laſſen.

— Die Signora Griſi nahm dankend die blitzende Blume an, und der Teufel entfernte ſich verneigend, dem Michel zuflüſternd: gieb Acht, wie ſchnell dieſe Papillons an dem infernaliſchen Licht verbrennen werden.

Michel erbat ſich vom Teufel eine Partie ſolcher Kleinodien, um ſie ſeinen Tänzerinnen verehren zu können.

Kaum war es bekannt, welches Geſchenk der Ruſſe der Griſi gemacht, ſo drängte ſich Alles um die glückliche Dame, den prächtigen Stein zu bewundern.

— Fünfzig tauſend Franken iſt er unter Brüdern werth, und die gebe ich gleich dafür, ſagte der anweſende Hofjuwelier aus dem Palais-Royal.

— Sie ſcherzen wohl? fiel ihm einer ſeiner Collegen ein, er iſt mindeſtens achtzig Tauſend werth.

Das Staunen der Umſtehenden ſtieg aufs Höchſte, als ſie dieſe Worte aus dem Mund ſolcher Experten hörten.

Unterdeſſen hatte Michel der Lolla Montes ein koloſſales Vergißmeinnicht von Brillanten verehrt, deſſen Werth man noch höher ſchätzte, und nun war des Bewunderns und Beneidens der beiden Beſchenkten kein Ende mehr. Die großmüthigen Tänzer wurden von den Damen umringt, ja bloquirt: wer mag die Glückliche ſeyn, welche ſie zum nächſten Tanz auserwählen mögen? ſagte eine Jede leiſe zu ſich ſelbſt.

Es war eine Polka, die Müſard von ſeinem Orcheſter aufführen ließ.

Michel holte ſich die klapperdürre Madame Stolz, der Teufel die ſpindelſchlanke Rachel.

Man wunderte ſich über den ſeltſamen Geſchmack der freigebigen Herrn.

— Die Allerhäßlichſten, lispelte die ſchöne Düpleſſis.

— Wer möchte mit ſolchen Gerippen tanzen, meinte Anna Dillon.

Die Polka war zu Ende, die beiden glücklichen Tänzerinnen erhielten wieder Jede ein brillantenes Kleinod von noch größerem Werth.

Jetzt kannte die Verwunderung und der Neid keine Grenzen mehr.

Müſard ließ endlich einen rauſchenden Straußiſchen Walzer ſpielen.

Der Teufel walzte mit der alten frechen Dejazet und Michel mit der noch ältern Damoreau.

— Das muß man ſagen, daß die Herrn einen ganz eignen Geſchmack haben, ſagte die niedliche Deſirée.

— Was kann man auch anders von ruſſiſchen Bären erwarten, verſetzte die Falcon.

— Das müſſen Sie freilich am beſten wiſſen, meinte die eine Fitzjames etwas ſpöttiſch, Sie haben ja mehrere Jahre mit dieſen Bären in St. Petersburg gelebt.

Der Walzer war zu Ende, gleiche Geſchenke, noch größeres Staunen und Beneiden.

Der Ball hatte nun in dieſer Weiſe ſeinen Fortgang, und ſeltſamer Weiſe fuhren die Brillantſpender fort, meiſtens mit den

älteſten und häßlichſten Künſtlerinnen zu tanzen und ſie zu beſchenken, während die ſchönſten und jüngſten kaum von ihnen beachtet wurden, und beinahe vor Neid berſteten. Niemand konnte ſich enträthſeln, wie ein paar ſo junge, ſchmucke und galante Herrn einen ſo ſchlechten Geſchmack haben mochten.

Eine der beſchenkten Damen ſagte zu Asmodi: mein Herr, Sie müſſen Diamantgruben beſitzen!

— Freilich, meine Schöne, und zwar von ſolcher Ergiebigkeit, daß wenn ich ſie erſchöpfen wollte, ich alle Straßen von Paris mit ſolchen Diamanten bepflaſtern könnte.

— Sie ſcherzen.

— Keineswegs, und zwar von ſolchem Feuer, daß man Paris wohl ein paar hundert Millionen Mal damit verbrennen könnte.

— Sie haben mich zum Beſten.

— Das würde ich mich nimmermehr unterſtehen, Sie ſollen noch dieſe Nacht die Beweiſe erhalten, daß ich Wahrheit rede.

— Mein Gott, Sie werden doch nicht Paris verbrennen wollen?

— Bewahre, obgleich es dieſes Sündenneſt längſt verdient, ich werde Ihnen nur Beweiſe von dem Feuer meiner Diamanten geben.

Auch die anweſenden Juweliere kamen darin überein, daß ſie noch nie Diamanten von einem ſo blitzenden, faſt übernatürlichen Feuer geſehen.

Man tanzte weiter, und jetzt kam auch die Reihe an die hübſchern und jüngern Damen mit den reichen Ruſſen zu tanzen, aber zu deren großen Verwunderung erhielten ſie keine Geſchenke, und wurden von Michel und Asmodi mit dem Troſt abgeſpeist: daß man ihnen noch etwas Beſſeres aufbewahrt habe. Indeſſen machten ihnen die beiden Herrn den Hof ſo eifrig, daß ihre andern Verehrer, welche ohnehin ſchon, da ſie ſich wegen den reichen Geſchenken ſo gewaltig verdunkelt ſahen, beinahe vor Galle und Zorn berſteten, eiferſüchtig wurden, die vermeintlichen ruſſiſchen Barbaren von der Seite anſahen und anfingen ſich eben nicht zum Vortheilhafteſten über dieſelben zu äußern. Dejüreau, als Klopffechter rühmlichſt bekannt, ſagte zu der Lolla Montes, welche gerade neben dem Teufel ſtand, der ſie eben auf einen Walzer engagiren wollte, ſo laut, daß es derſelbe hören mußte:

— Sie werden doch nicht wieder mit dem ruſſiſchen Büffel tanzen!

Der Teufel that als habe er es nicht gehört, und faßte die wilde Lolla bei der Hand, die auch, ohne ſich zu ſträuben, demſelben folgte. Der Klopffechter dadurch dreiſter gemacht, indem er dieſes Benehmen für Furcht und Feigheit auslegte, trat nun dem Asmodi in den Weg, indem er mit großer Impertinenz zu ihm ſagte:

— Mein Herr, Sie werden nicht mit dieſer Dame tanzen.

— Ich bitte Sie gehorſamſt, mir es zu geſtatten.

— Nein, tanzen Sie mit Ihren Bären in den ruſſiſchen Wäldern, unſere Damen ſind nicht für Sie.

— Nur noch dieſen einzigen Tanz.

— Auch keinen Takt mehr.

— Sie ſind ſehr grauſam, mein Herr, kann Sie kein Bitten erweichen?

— Albernes Zeug, und ich verbiete Ihnen jetzt ganz und gar das Tanzen auf dieſem Ball, ſind Sie es nicht zufrieden, ſo iſt hier meine Karte, Sie wiſſen nun, wo Sie mich finden können.

— Mein Gott, ich habe Sie ja nicht beleidigt.

— Wohlan, ſo laſſen Sie die Dame los.

— Das kann ich aber nicht, denn ich bin mit ihr engagirt.

— Das nehme ich auf mich.

— Das kann ich nicht zugeben, ich muß als Mann von Ehre mein Wort löſen.

Der Teufel machte nun Anſtalt zum Walzen, da die Muſik begonnen hatte, aber der Klopffechter trat ihm wieder in den Weg und ſagte:

— Nicht von der Stelle oder....

Asmodi gab nun dem Burſchen einen Naſenſtüber und zu Jedermanns Entſetzen flog die halbe Naſe dem Herrn vom Geſicht und war in einen Winkel des Saales geſchnellt, und das Blut floß ihm in Strömen aus der Wunde.

— Meine Naſe, meine arme Naſe! rief er überlaut, ſich ein Foulard vorhaltend und der verlornen Spitze ſeiner Riechmaſchine nachſpringend.

Es entſtand nun ein allgemeiner Tumult, und als man die Urſache deſſelben erfuhr, wollte man den beiden Ruſſen zu Leibe; aber, o Wunder! dieſe hatten ſich mit einem Mal ſo vervielfältigt, daß jeder der übrigen Tänzer, die Parthei gegen ſie nahmen, einen Gegner vor ſich hatte, alle glichen aufs Haar einem der bei-

den großmüthigen Tänzer, und hatten entweder die Geſtalt, das Geſicht und Anſehen Michels oder Asmodis. Im erſten Staunen über dieſes wunderbare Ereigniß traten die erſchrockenen Löwen furchtſam zurück, und die ſich verhundertfachten Ruſſen nahmen nun alle tanzenden Damen in Beſchlag, mit denen ſie den langen Saal hinabflogen. Bald hatten ſich jedoch die Herrn von ihrem erſten Schrecken wieder erholt, mehrere riefen aus: das iſt eine heilloſe Spiegelfechterei, laßt uns die Taſchenſpieler hinauswerfen! andere riefen nach der löblichen Polizei. Die erſtern ſtellten ſich indeſſen den Tänzern entgegen und vertraten ihnen förmlich den Weg; dieſe Kühnheit mußten ſie jedoch alle ſchwer durch den Verluſt ihrer abgeſchnellten Naſenſpitzen büßen, und eilten blutig davon, während alle Damen, welche Diamanten und Brillanten erhalten hatten, zu gleicher Zeit ein Zetergeſchrei erhoben, Feuer, Feuer ſchrieen und wie beſeſſen herumſprangen, einen wahren Veitstanz aufführend. Alle die erhaltenen Kleinodien hatten ſich in eben ſo viele feurige Kohlen verwandelt und brannten die Schönen bis auf die Knochen, ſie ſuchten ſich ihrer zu entäußern, aber es war ihnen kaum möglich, die prächtigen Geſchenke los zu werden; die, welche als Brochen an den Buſen geheftet waren, verbrannten als Kohlen die Bruſt, und die als Ringe an den Fingern ſteckten, waren nicht abzuſtreifen, ohne daß man ſich auch die Hand verbrannte, mit welcher man den glühenden Reif abſtreifen wollte. Man kann ſich vorſtellen, welch Geſchrei und Geheul die abgeſchnellten Naſen und die Brandwunden verurſachten, und wie glücklich ſich diejenigen der Damen prieſen, die keine ſo koſtbaren Geſchenke erhalten, und welche noch vor wenig Augenblicken die Empfängerinnen derſelben ſo gewaltig beneidet hatten.

Als der Tumult und Spektakel gerade am tollſten waren, trat endlich die hochlöbliche Polizei, von einem einarmigen Polizeicommiſſär angeführt und einem Dutzend Stadtſergenten gefolgt, in den Saal. Als die Herrn aber zu den Verhaftungen ſämmtlicher Michels und Asmodis ſchreiten wollten, da — o Wunder — ſtanden mit einemmal eben ſo viele Strohwiſche auf hohe Stangen geſteckt vor ihnen, und ſie konnten von Glück ſagen, daß ſie nur mit langen und nicht mit abgeſchnellten Naſen wieder abziehen mußten, da auch dieſe Strohwiſche in Brand geriethen und einen ſeltſamen Kehraus tanzten.

XIX.

Dämoniſche Reiſe nach Rom. — Muſterung dortiger Reliquien. — Die Parteien in dem Patrimonium Petris. — Michel wäſcht dem Erzbiſchof zu Rouen den Kopf. — Eine Teufelei im Naſſauiſchen. — Offenes Schreiben an die Mainzer Schönen. — Michel und der Teufel wohnen einer geheimen Berathung im Collegium der Jeſuiten zu Rom bei. — Abſtecher nach Civita-Vecchia. — Sittengemälde des Kirchenſtaates. —

Wer wagt's und will vernünftig ſeyn,
Der wag' es auch und ſteh' allein.
Denn vor jedem Fenſter
Lauern Dummgeſpenſter,
Die am Mittag wie im Finſtern ſchleichen.

— Nun laß uns endlich den längſt projektirten Flug nach Rom vornehmen, ſprach Michel eines Morgens zum eintretenden Teufel.

— Ich bin's zufrieden, antwortete der Hinkende. Doch da lies noch vorher ein ſo eben an uns gekommenes Schreiben, das mir der Portier übergab als ich ins Hotel trat.

Michel las: An die ſaubern Herren Stürmer und Asmodi zu Paris.

— Die Aufſchrift verſpricht nicht viel Gutes.

Asmodi grinzte: lies nur, lies.

Michel las weiter: „Ihr ſeyd mir ein Paar ſchöne Zeiſige, Ihr wollt Jedermann und alle Welt meiſtern, und hauſ't wie türkiſche Paſchas, ja noch zehnmal toller, denn dieſe Herrn ſind jetzt weit humaner geworden. Glaubt Ihr denn, Ihr hättet allen Verſtand allein gefreſſen, und wir andern wären nur Dumm- und Strohköpfe? Alles wollt Ihr beſſer wiſſen und beſſer machen und verderbt hundertmal mehr als Ihr gut macht. Die ſich getroffen fühlen, werden fuchsteufelswild, wiſſen nicht mehr wo ihnen der

Kopf ſteht, und machen einen dummen Streich nach dem andern, wenigſtens iſt es bei uns ſo ...“

— Wo iſt denn dies? ſagte Michel, ſah nach dem Datum und rief lachend aus: Já ſo, in Quitſchi-Quatſchi, nun da nimmt es mich nicht Wunder; er las weiter:

.... „bei uns ſo, und alle andern ehrlichen Leute, die ausgenommen welche Euer malitiöſes Genie haben, ſagen, daß Ihr allerdings ein Paár rechte Teufel ſeyd, denen nichts heilig iſt. Wenn auch bei uns manche Bocksſtreiche gemacht werden, ſo iſt dies nicht zu ändern und Ihr werdet es am wenigſten ändern, wir ſind nicht die erſten und werden nicht die letzten ſeyn. Habèn nicht die Böotier, die Abderiten, die Schöppenſtädter, die Krähwinkler, die Schlaraffenländer ꝛc. ꝛc. ähnliche und noch ganz andere Streiche gemacht, und iſt es an Euch, Ihr luftigen Vagabunden, unſere Obrigkeiten zu muſtern, zu meiſtern, zu tadeln und gar zu ſtrafen? Zupft Euch ſelber an Euern ſchwarzen Naſen, und Ihr werdet genug zu thun haben. Ihr ſprecht in einem Ton und verfahrt als wäret Ihr die unumſchränkten Beherrſcher der Welt; aber Geduld, man wird Euch doch noch das Handwerk legen; wenn ich nur König von Württemberg oder von Frankreich wäre, ſtatt Schmuli in Quitſchi-Quatſchi zu ſeyn, dann ſolltet Ihr ſehen wie ich mit Euch umſpringen wollte, ich würde mich nicht vor Euern Teufeleien und Hexereien fürchten und Euch bald das Handwerk legen. Aber Ihr habt es, wie es ſcheint, nur auf uns und auf Frankfurt gepackt. Was haben wir Euch denn gethan, daß Ihr uns vor der ganzen Welt wie die einfältigſten Gimpel hinſtellt? — und wenn wir es ſind, ſo ſind wir es für eigne Rechnung, wen gibt das was an? wer hat was darnach zu fragen? Ihr am allerwenigſten. Aber nur Geduld, wir werden Euch ſchon noch Mores lehren, und diesmal werden wir es machen wie die Nürnberger, das heißt, Euch hängen wenn wir Euch haben. Wir wiſſen zwar recht gut, daß Ihr nicht allein an dem Teufelswerk ſchreibt und daß noch ein halbes Dutzend Franzoſen mitarbeiten, aber Ihr ſeyd doch die Haupturheber, und haben wir Euch einmal, dann werden die Andern ſchon ſtumm werden. — Bis dahin dem Teufel befohlen!

Quitſchi-Quatſchi am 11ten Hospos des 22ten Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung.

Schmuli Quickquack.“

Nachſchrift. Alleweil erfahr ich, daß unſere einjährig wohlregierende Herrn Bimbus ganz unfehlbare Maßregeln genommen haben, Euch Teufelszeug das Handwerk zu legen und vielleicht gar zu fangen. Na, ich will's nicht mit Euch theilen. —

Michel legte das Schreiben lachend bei Seite und ſagte: nun nach Rom, dann wieder einmal in die Hölle und nach unſerem lieben Quitſchi-Quatſchi.

Dahin flogen nun Beide und ließen ſich einige Augenblicke ſpäter auf der Kuppel der St. Peterskirche nieder.

— Ha, ſagte Michel, das Dach dieſes Gebäudes ſieht faſt einer kleinen Stadt ähnlich, ich könnte mich wundern, wenn ich nicht ſchon die Herrlichkeiten der Hölle geſehen hätte.

— Kein Wunder: dieſer Prachttempel hat weit über vierhundert Millionen Franken gekoſtet, zwanzig verſchiedene Baumeiſter, unter denen Michel Angelo und Bernini, und dreißig dreigekrönte Unfehlbarkeiten, vulgo Päpſte, haben beinahe drei Jahrhunderte daran gebaut.

— Und wie viel Ablaß- und Sündengelder mußten dafür nach Rom wandern!

— Und dennoch ſchmachten die meiſten dieſer Sünder, die ihr gutes Geld nach Rom ſandten, den Hochmuth und das Faulleben der hohen Geiſtlichkeit zu fördern, in unſerm Reich, höhnte der Teufel ſich die Krallen reibend.

— Nun, dieſe Zeiten ſind Gott Lob vorüber, meinte Michel.

— Zum Theil, verſetzte Asmodi, es wandert noch immer Geld genug aus faſt allen Ländern nach der Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit, wenn auch nicht mehr in Strömen, doch noch in Bächlein.

— Die mit der Zeit auch eintrocknen werden.

Michel trat jetzt mehr vor gegen den St. Petersplatz zu und rief aus: und dieſe Rieſenbildſäulen, welche auf der vierfachen Colonnade thronen, wer ſind ſie?

— Heilige, Märtyrer, Päpſte, beinahe anderthalb Hundert an der Zahl, von denen Du den meiſten bei Deiner nächſten Höllenreiſe einen Beſuch in unſerm Reich abſtatten kannſt.

— Bewahre, da will ich wichtigere Perſonen ſehen, als ſolch nichtsbedeutendes Heiligengeſindel.

— Von denen doch mancher gewaltigen Spuk gemacht und dafür gehörig braten und ziſchen muß.

Michel ſah auf den Platz herab, wo ihm die untengehenden Menſchen wie Hühner erſchienen, bewunderte den berühmten Obelisk, den Sixtus V. hier hatte aufrichten laſſen, ein Wageſtück das der berühmte Fontana, mit der Gefahr ſein Leben zu verlieren, und mit Hilfe von ungeheuren Maſchinen, 150 Pferden und 800 Menſchen glücklich vollbrachte.

— Laß uns hinabſteigen, ſagte Michel zu ſeinem Begleiter, und das Innere dieſes Tempels ſehen.

— Um allenthalben ungeſtört offene Thüren zu finden, müſſen wir uns in ein Paar Kutten, oder beſſer noch Prälatengewänder, ſtecken und für fremde Biſchöfe ausgeben.

— Wie wäre es, wenn wir uns in Jeſuitengewänder ſteckten?

— Nicht doch, dieſe ſind jetzt ſogar in Rom verpönt, wenigſtens mag ſie das Volk nicht mehr.

— Gut, ſo ſchaffe die Kleider herbei, die für uns am zweckmäßigſten ſind.

Im Augenblick lagen zwei vollſtändige Biſchofsanzüge für den gewöhnlichen Gebrauch zu Stürmers Füßen, die beiden Herrn ſteckten ſich in dieſelben, und der Teufel nahm ſich als Biſchof recht ehrbar aus.

Sie ſtiegen nun die Treppen hinab, beſahen das Innere der Peterskirche und begaben ſich ſodann in den nahen Vatikan, wo Michel die Scala-regia hinaufſtieg, um die reichhaltigen Sammlungen der hier aufgehäuften Kunſtſchätze zu ſehen; von da begaben ſie ſich in die Sixtiniſche Kapelle und blieben vor Michel Angelos prächtigem Gemälde, die Schreckensſcenen des jüngſten Gerichts darſtellend, ſtehen; den Weltenrichter von ſeinen Engeln, den Seligen, den Teufeln und den Verdammten umgeben, betrachtend, rief Michel aus:

— Sollte man nicht meinen, Michel Angelo müſſe im Himmel und in der Hölle geweſen ſeyn, um eine ſolche furchtbare Scene mit dem Feuer, dem Ausdruck, der Charaktere, der Höllenangſt und der Himmelshoffnung der Verdammten und Seligen zu malen, wie er es hier gethan.

— Und das ſo ſprechend ähnliche Portrait des Ceremonienmeiſters Ceſena, den der Künſtler, weil er ſein Meiſterwerk getadelt, unter die Verdammten der Hölle ſetzte.

— Ja, man ſollte glauben, er lebe und heule. Bat er nicht den Papſt, dem Maler die Auslöſchung dieſes Portraits zu befehlen?

— Wohl, aber Seine Heiligkeit hatte ihm erwiedert, daß ſie die Seelen zwar aus dem Fegfeuer, aber nicht aus der Hölle erlöſen könnte. Eine Wahrheit, die ſie jetzt ſelbſt beweist, denn ſie brennt ganz allerliebſt in unſerm Reich.

Als ſie vor das berühmte Bild Peruginis kamen, welches Jeſus vorſtellt, der dem heiligen Petrus die Himmelsſchlüſſel überreicht, ſagte der Hinkende: dieſe Fabel iſt der goldne Schlüſſel, der ſo viele Milliarden nach Rom zauberte.

Sie wanderten nun noch durch die Raphaeliſchen Säle, durch die Gemächer Borgias, durch die vatikaniſche Bibliothek, durch das ägyptiſche, attiſche und clementiniſche Muſeum, den Centaurenſaal, die Gemäldegallerie u. ſ. w., wobei Cicerone Asmodi ſeinem Gefährten allerlei Erklärungen und Aufſchlüſſe über manche dieſer Kunſtſchätze und ihren Urſprung gab, welche eben nicht mit den Nachrichten übereinſtimmten, die man gewöhnlich über dieſelben mittheilt, und ſich nun als falſch und erfunden herausſtellten. — Noch einmal gingen ſie durch das Innere der Peterskirche, ſo wie durch die unterirdiſchen Gewölbe und Kapellen derſelben, wo ſo manche auf Erden längſt vergeſſene Päpſte und gekrönte Häupter faulen. Auffallend war Michel beſonders die große Zahl der prachtvollen Mauſoleen und Monumente, ſowohl in der Kirche über der Erde als in der unter derſelben, und unter ihnen die der Päpſte Paul **III.**, Alexander **VII.**, Clemens **XIII.**, ſo wie das des Königs Jakob **III.** von England und der Königin Chriſtina von Schweden, die auf demſelben abgebildet iſt, wie ſie die Religion ihres großen Vaters abſchwört und zur katholiſchen Kirche übertritt.

— Dieſe Prachtdenkmäler ruhen ſchwer auf den armen Sündern, die ſie decken, höhnte der Hinkende.

— Wie ſo? fragte Michel.

— Sie werden ihnen das dereinſtige Auferſtehen gewaltig erſchweren.

— Und unterdeſſen?

— Brennen und ziſchen ſie in unſerm Reich.

Nun kamen die beiden Kumpane auch an die vergoldete Kanzel von Erz, welche von den vier ebenfalls vergoldeten Kirchenvätern von demſelben Metall getragen wird, und die angeblich die hölzerne einſchließt, welche der heilige Petrus bei ſeinem Predigen benutzt haben ſoll.

Als Michel deshalb Aufſchluß von dem Hinkenden begehrte, ſagte dieſer:

— Die hölzerne Kanzel, die in der vergoldeten ſteckt, iſt ein alter Nachtſeſſel, den während der Erbauung der Kirche Papſt Paul V. bei einem Gerümpler kaufen ließ, und der früher einer berüchtigten römiſchen Courtiſane, der Gattin Velinas gehörte.

— Und das alte Stück Balken, das ſie da oben aufbewahren und für ein Stück von dem Kreuz Chriſti ausgeben?

— Rührt von einem niedergeriſſenen Freudenhaus her.

— Und das Schweißtuch der Veronika?

— Iſt ein alter Küchenlumpen aus einem Speiſehaus.

— Und die blutbefleckte verroſtete Lanzenſpitze, mit der Chriſtus geſtochen worden ſeyn ſoll?

— Iſt von einer gewöhnlichen Lanze der päpſtlichen Trabanten, und das daran klebende Blut das ganz unſchuldige Blut einer geſchlachteten Gans, in das man die Spitze tauchte.

— Und die großen, angeblich von dem Kreuz Chriſti herrührenden Nägel?

— Sind von faulgewordenen Tiberſchiffen genommen.

— Ei, ſo hol Euch der Henker mit all' Euern Reliquien! rief Michel aus.

— Willſt Du den Urſprung von noch mehrern kennen lernen? von manchen iſt er in der That wunderlich genug.

— Nichts mehr von dieſem Plunder, ich habe mehr als genug an den geſehenen, laß uns in das alte Rom, da wo die großen Geiſter der Vorwelt wandelten und handelten.

Asmodi lachte.

— Nun, ich meine da, wo Cäſar und Cicero, die Scipionen und Grachen u. ſ. w. wandelten und redeten.

Der Hinkende führte nun ſeinen Freund auf das Campovaccino, zu Deutſch Kuhfeld, das ehemalige Forum magnum der Römer, wo ſie jetzt ſtatt den Reden eines Cicero das Brüllen der Maſtochſen hörten, beſtimmt den heutigen Römern eine gute Suppe und den ſich in Rom aufhaltenden Engländern ſaftige Beefſteaks zu liefern, indem er zu ihm ſprach:

„Dies iſt das Loos des Schönen auf Erden!“ und fuhr dann fort: Hier ſtanden die prächtigſten Tempel, Paläſte, Amphitheater, Triumphbogen, Trophäen und andere Prachtbauten des alten Roms, und ein Paar Tauſend Bildſäulen, zum Theil griechiſche Meiſter-

werke der Kunſt, meiſtens Götter und Helden darſtellend. Auch die zwölf römiſchen Hauptgötter, herrlich vergoldet, ſtanden hier, ſo wie der berühmte Tempel Jupiters des Donnerers und der des Saturns, unermeßliche Schätze enthaltend. Hier entſchied das römiſche Volk über das Schickſal der damals bekannten Erde, ſetzte Könige ab und ein, und was iſt nun von all' der Herrlichkeit übrig?

— Viel Staub und noch einige Trümmer wie ich ſehe. Dies iſt alſo das alte Forum Romanum? ſagte Michel.

— So iſt's, antwortete ihm der Hinkende, die großen Ruinen da links ſind die des alten herrlichen Friedenstempels, und die drei ſchönen Säulen rechts ſind alles was noch vom Tempel des Jupiter Stator übrig iſt.

Die beiden Kumpane gingen nun durch den Triumphbogen des Titus nach dem alten Theil Roms, in welchem ſich jetzt nur noch Gärten, einzeln ſtehende Kirchen und Klöſter, Kapellen und viele Ruinen befinden, deren frühere Bedeutung Niemand kennt.

— Alſo hier hauſ'te und wohnte das Volk, dem die Welt unterthänig war? ſagte Michel.

— Und das ſelbſt die ſchwerſten Sklavenketten trug, ſetzte der Teufel hinzu.

— Wie in allen Republiken, meinte Michel.

Zwiſchen dieſen Gärten, Weinbergen und Ruinen einherwandelnd, kamen ſie endlich in die Nähe des Laterans, bekanntlich die älteſte katholiſche Kirche der Welt.

— Hier werden zwei Köpfe von ein Paar gehängten Banditen aufbewahrt, die man für die des Petrus und Paulus ausgibt, ſagte der Hinkende, auch einige alte Bretter, welche einer Bude angehörten, in der Harlequin ſeine Poſſen trieb, zeigen ſie hier und geben ſie als von der Bundeslade herrührend aus.

— Die Pfaffen ſind doch dummes Volk, wie können ſie nur glauben, einem vernünftigen Menſchen ſolche Albernheiten aufbürden zu wollen, ſagte Michel naiv.

— Dumm, aber liſtig, denn wohlweislich verbieten ſie dem Volk, das ohnehin nicht viel denkt, über ſolche Dinge nachzudenken, wohl gar zu vernünfteln oder zu kritiſiren, indem ſie ihm einſchärfen und von Kindheit an einprägen, daß man hier nur zu glauben, aber nie zu denken hat, will man ſelig werden und das ewige Himmelreich verdienen. Und ſo glauben denn alle Schafsköpfe blind.

— Sehr bequem iſt dies allerdings für die geiſtlichen Herrn, nur ſchade, daß es jetzt allenthalben, auch in Rom ſelbſt, ſo ſtark zu dämmern beginnt, daß zuletzt auch der dümmſte Pöbel über dergleichen Schnurrpfeifereien lacht, und ſo untergraben die Geiſtlichen ſelbſt die ſonſt ſo treffliche Religion der Chriſten und....

— In's Teufelsnamen, keine ſolche Moral! unterbrach Asmodi ſeinen Befreier. Hier ſiehe das Taufbecken, in welchem Conſtantin, mit dem Du Bekanntſchaft in der Hölle gemacht haſt, getauft wurde, jetzt werden in demſelben jeden Samſtag vor Oſtern Juden, Türken und Heiden in Chriſten verwandelt, und fuhr dann fort:

— Conſtantin hatte dieſer Kirche nach erhaltener Taufe ein drei Centner ſchweres ſilbernes Gefäß, das man bei dieſer Feierlichkeit gebraucht hatte, verehrt, eben ſo eine goldne Lampe, die fünfzig Pfund wog, zwei ſilberne Chriſtusſtatüen, die zuſammen über dreihundert Pfund wogen, eine Johannes des Täufers, hundert Pfund ſchwer, von demſelben Metall, vier ſilberne Engel und zwölf ſilberne Apoſtel, die zuſammen beinahe ſiebzehnhundert Pfund wogen, ſieben ſilberne Hirſche, ein jeder achtzig Pfund ſchwer, ein ganz goldnes Lamm, ein goldnes Käſtchen mit vielen Edelſteinen beſetzt, vier goldne Kronen, vierzig goldne Kelche, eine ſchwer goldne Lampe und ein halbes Hundert ſilberne; daß er jedoch das Dach mit ſilbernen Platten decken ließ, iſt eine Fabel.

— Und was iſt aus all dieſen Schätzen geworden?

— Sie wurden bei den verſchiedenen Einnahmen Roms eine Beute der wilden Eroberer.

Die Kirche verlaſſend und um den Palaſt des Laterans herumbiegend, kamen ſie jetzt an die Scala Santa, deren Marmorſtufen mit Brettern vernagelt waren, und an welcher mehrere fromme Sünder auf den Knieen hinaufrutſchten.

Was ſoll denn dies bedeuten? fragte Michel.

— Das iſt die ſogenannte heilige Treppe, die in dem Palaſt des Pilatus zu Jeruſalem geweſen und auf der Chriſtus auf- und abgeſtiegen ſeyn ſoll, antwortete der Teufel; es iſt aber kein Wort daran wahr, dieſe Treppe gehörte dem alten Lateranpalaſt an, dem ſie entnommen und hieher verſetzt wurde. Oben an der Treppe iſt ein Altar, an dem Petrus ſelbſt, ſowie an dem in der Laterankirche, Meſſe geleſen haben ſoll, und das Altarbild ſollen Engel gemalt haben.

— Die müſſen verdammt ſchlechte Maler geweſen ſeyn, meinte Michel das Bild betrachtend.

Der Teufel lachte und fuhr fort: unter den ſeltſamen Reliquien, die hier und in der Kirche verwahrt werden, befindet ſich auch ein Stück von dem Gerſtenbrod, womit Chriſtus die 5000 Mann ſpeiste, das aber alle Jahre erneuert wird, weil es ſonſt längſt in Staub zerfallen wäre, ebenſo das Tuch, womit er ſeinen Jüngern die Füße abtrocknete, das einem Dieb, der es aus eines Abbés Taſche geſtohlen, abgenommen wurde, und ein auf der Meſſe zu Sinigaglia gekauftes deutſches Fabrikat iſt, auch die Schulter des heiligen verbrannten Laurentius iſt hier, und eine ganze Handvoll Haare vom Haupt der Jungfrau Maria.

— Nun, da möchte einem das eigene Haar vor Verwunderung zu Berge ſtehen, meinte Michel.

— Lachend deutete der Hinkende auf einen etwas ausgehöhlten Stein und ſagte:

— Auf dieſer Platte ſoll Chriſtus zum erſten Mal niedergefallen ſeyn, als er das Kreuz trug, und die Vertiefung, die Du auf demſelben ſiehſt, haben die Gläubigen hineingeküßt.

— Genug von den chriſtlichen und heidniſchen Herrlichkeiten der alten Stadt, welche die befangene Kurzſichtigkeit ſo gerne die ewige nennt, und deren Dauer ſich zur Ewigkeit wie etwa ein Tropfen Waſſer zum Weltmeer verhalten mag.

— Wo denkſt Du hin, ſelbſt überkurzſichtiges Menſchenkind! dieſer Vergleich hinkt, denn ein Tropfen Waſſer iſt dem Weltmeer noch Millionenmal näher als Roms Dauer zur Ewigkeit, dies Wort liegt außer aller menſchlichen Faſſungskraft.

— Mag ſeyn, aber der Zweck, warum wir hieher kamen, war: die Regierung des neuen Oberhauptes der katholiſchen Kirche in der Nähe zu beobachten, um zu ſehen, was das Volk davon hält.

Beide verließen nun die Peterskirche und traten durch die Vorhallen auf den Platz hinab, wo ſie mehreren Geiſtlichen begegneten, von denen ſie, ihrer hohen Würde wegen, ſehr ehrerbietig gegrüßt wurden.

Als ſie gegen den Obelisken zu kamen, trafen ſie auch einen alten aber feiſten Dominikanermönch, der langſam und brummend nach der Kirche zu watſchelte.

— Was habt Ihr, Herr Pater? redete ihn Michel an.

Der Dominikaner ſah die beiden Fremdlinge an und erwie-

derte: Illuſtriſſimi, ich gehe den heiligen Petrus zu bitten, daß er uns die Gnade ſchenken möge, unſern heiligen Vater zu erleuchten.

— Pius IX.?

— Freilich; die hochwürdigen Herrn ſcheinen mir fremd in unſerer heiligen Stadt, vermuthlich noch nicht lange in Rom?

— Wir ſind franzöſiſche Biſchöfe, ſoeben erſt angekommen.

— Wenn ich den hochwürdigen Herrn in etwas dienen kann, ſo ſtehe ich unterthänigſt zu Befehl.

— Der Herr Pater ſagten ſoeben, daß ſie den heiligen Petrus bitten wollten, den Papſt zu erleuchten, wie das? iſt man mit dem Regiment deſſelben nicht zufrieden? fragte Michel.

— Ach, heilige Madonna, wenn das ſo fortgeht, ſo geht die römiſch-katholiſche Kirche mit Rieſenſchritten ihrem Untergang entgegen und in wenig Jahren giebt es weder Papſt, noch Kardinäle, noch Biſchöfe, noch Klöſter mehr.

— Wie ſo das?

— Im Vertrauen, man glaubt hier allgemein, Pius IX. ſey ein heimlicher Carbonari oder gar ein Freimaurer.

— Herr Pater, Ihr erſchreckt uns, ſollte die Sache wirklich Grund haben?

— O, Ihr könnt Euch feſt darauf verlaſſen.

— Aber die Beweiſe?

— Heilige Jungfrau, liegen die nicht offen am Tag? Hat er nicht all das radikale und liberale Geſindel begnadigt, dem ſein Vorgänger ſo einſichtsvoll als kräftig zu begegnen wußte; ſeit der abſcheulichen Amneſtie wimmelt Rom und der ganze Kirchenſtaat wieder von Carbonaris, Freimaurern, liberalen und radikalen Taugenichtſen, die nur auf unſer und der katholiſchen Kirche Verderben ausgehen, und uns den Biſſen Brod nicht gönnen, den wir betend und ſchweißtriefend in den Mund ſtecken.

— Das iſt freilich gottloſes Geſindel!

— Und das hebt jetzt allenthalben die Köpfe wüthend empor, während es früher nicht muckſen durfte. Es wird nicht lange dauern, ſo wird es vollends die Oberhand haben, und dann gnade uns Gott, es wird uns armen Sündern gehen wie unſern Brüdern in Spanien, wir werden alle gehängt, geſpießt, verbrannt und gemordet; aber ehe es ſoweit kömmt, könnte noch ein glückliches Ereigniß den Dingen eine andere Wendung geben, ſo Gott und die heilige Jungfrau wollen.

— Wie das? fragte Michel.

— Nun, ich denke, der heilige Petrus kann nicht gleichgültig mit anſehen, wie einer ſeiner Nachfolger ſeinen Stuhl ſo untergräbt, daß er zuſammenbrechen muß, und Gott ſelbſt wird ſich bald einen andern Statthalter auf Erden erkieſen.

— Meint Ihr?

— Das kann nicht fehlen, ich habe ſchon ſo ein Vögelchen pfeifen hören. Die Strafgerichte für ſo gottloſe Handlungen bleiben niemals aus.

— Doch ſcheint es, daß das Volk den neuen Papſt liebt und verehrt.

— Das Volk iſt dumm und blind, es weiß nicht was ihm frommt und nützlich iſt, wer ſoll für daſſelbe beten und für ſein Heil ſorgen, wenn wir nicht mehr ſind?

— Freilich, freilich, meinte Michel, nun Gott befohlen, Herr Pater, wir wollen Euch nicht länger von Euerm gottesfürchtigen Werk abhalten, bittet und betet recht inbrünſtig zu dem heiligen Petrus.

Der feiſte Dominikaner empfahl ſich, die vermeintlichen Hochwürdigen ehrerbietig grüßend, und watſchelte weiter zu St. Petrus Tempel.

— Das iſt mir auch einer jener ſauber gemäſteten Tagdiebe, die unſerm Herrgott mit Faullenzen, Freſſen und Saufen die Tage abſtehlen, ſagte Michel, was mochte er wohl damit meinen, als er ſagte: ein glückliches Ereigniß könnte den Dingen noch eine andere Wendung geben?

— Da kommen ein paar hagere Jeſuiten, Du mußt Dich an die machen, die können Dir vielleicht die beſte Auskunft darüber geben, verſetzte der Hinkende.

In der That näherten ſich zwei lange eingefallene Jeſuitengeſichter dem Obelisk, eifrig mit einander redend, und unſere Reiſenden nicht bemerkend.

Michel ging auf ſie zu und ſprach:

— Um Vergebung, meine ehrwürdigen Väter, wenn ich Sie unterbreche, wir ſind zwei Biſchöfe, die ſoeben aus Frankreich ankommen, gerne einige Auskunft über manche Dinge hier erhalten möchten, und nicht wiſſen, an wen ſie ſich deßhalb wenden ſollen. Vielleicht daß die Ehrwürdigen ....

Die Jeſuiten ſpitzten die ziemlich langen Ohren, und der eine ſagte, ein paar Luchsaugen machend:

Und welche Art von Auskunft wäre es, die die hochwürdigen Herrn zu haben wünſchten?

— Ohne Umſtände, meine Herrn, Eure Gewänder zeigen uns, daß wir an die Rechten gekommen ſind, hier einige Papiere, die auch Euch beweiſen werden, welches Vertrauen Ihr uns ſchenken könnt: Es ſind Schreiben von unſerm Freund, dem Abt Desgenettes, Pfarrer an der Kirche Notre-Dame de Victor zu Paris, welche beſagen, weß Geiſtes Kinder wir ſind.

Michel überreichte den beiden Schwarzröcken ein kleines Portefeuille, aus welchem die Jeſuiten einige Papiere nahmen und laſen, mit jeder Zeile, die ſie durchlaſen, heiterten ſich deren Geſichter mehr und mehr auf. Als ſie mit Leſen fertig waren, ſagten ſie zu den vermeintlichen Biſchöfen: Tauſendmal willkommen in Rom, meine Herrn, der wackere Abt Desgenettes und ſeine würdigen Confratres ſind und bleiben die kräftigſten und ſolideſten Stützen unſeres Ordens und der heiligen Kirche. Sie kommen alſo hieher, um in der Nähe zu ſehen, welche Wendung unſere und der Kirche Angelegenheiten unter dem neuen Papſt nehmen?

— Ganz recht, erwiederte Michel.

— Leider die allerſchlimmſten, und wenn es ſo noch eine Weile fortgeht, werden wir bald unſere Bündel ſchnüren müſſen, und alle Kloſterbrüder und Geiſtliche mit uns; Pius **IX.** untergräbt die Grundfeſten der katholiſchen Kirche, er nimmt ihr die ſolideſten Fundamente, ſo daß ſie über uns zuſammenſtürzen und uns alle, ſammt ihm, unter ihre Trümmer begraben muß, wenn....

— Entſetzlich! rief Michel aus, iſt es denn aber nicht möglich, dieſem Unheil entgegen zu arbeiten? Hat noch Niemand an Mittel gedacht, dieſe drohende Gefahr abzuwenden.

— O gewiß, es läßt uns Alle Tag und Nacht nicht ruhen, aber ſchwerlich wird ſich ein anderes als das verzweifelte finden laſſen, das uns von Ganganelli, abſcheulichen Andenkens, befreite.

— Das möchte doch gefährlich ſeyn.

— Allerdings, aber was bleibt uns am Ende übrig? der Papſt beharrt auf das Eigenſinnigſte auf dem einmal eingeſchlagenen unſeligen Weg, und nur ein Desperationscoup kann uns aus der ſchlimmen Lage retten, wir wagen dabei nicht mehr, ja weniger, als wenn wir ihn gewähren laſſen, denn in dieſem Fall iſt unſer Untergang gewiß, während es im andern noch möglich iſt, daß wir ſiegreich aus dem Kampf hervorgehen.

— Und ſind ſchon Anſtalten gemacht, dieſes Projekt auszuführen?

— Berathen wurde es ſchon mehrmals in unſern geheimen Sitzungen, der nur die eingeweihten Väter beiwohnen, morgen ſoll es in einer letzten Berathung, deren Sie, hochwürdige Herrn, nach dem was unſer Freund, der Abt Desgenettes, ſchreibt, ohne weiters beiwohnen können, zu einem definitiven Beſchluß kommen. Die Sache hat ihre großen Schwierigkeiten, wir leben nicht mehr zu Ganganellis Zeiten, und die allergrößte Vorſicht iſt bei den Vorbereitungen nöthig, wollen wir nicht die Opfer unſers wohlgemeinten Eifers für das Wohl und Heil der heiligen römiſch-katholiſchen Kirche, und folglich der ganzen Menſchheit werden.

— Allerdings, und es iſt ſehr großmüthig von Ihnen, meine Herrn, daß Sie ſich ſo für das Heil der ganzen Chriſtenheit Preis geben. Im Voraus kann ich Sie des wärmſten Dankes und der unbegrenzten Erkenntlichkeit desjenigen Theils der franzöſiſchen Geiſtlichkeit verſichern, der ſo ganz mit Ihren und unſern Anſichten übereinſtimmt.

— Davon ſind wir überzeugt.

— Wenn Sie alſo erlauben wollen, daß wir der morgen ſtattfindenden geheimen Berathung beiwohnen dürfen, ſo werden wir uns zur gehörigen Zeit einfinden, und auch unſere geringen Kräfte und unſern unmaßgeblichen Rath zum Gedeihen dieſer hochwichtigen und heiligen Sache beitragen.

— Ew. Hochwürden werden willkommen ſeyn, ich werde einſtweilen unſere obern Leiter, unter denen auch einige Dominikaner ſind, davon in Kenntniß ſetzen.

— Wie, auch Dominikaner bei dieſen Sitzungen? ſo viel ich weiß, waren dieſe und die Jeſuiten von jeher Todfeinde.

— Wahr, aber wir haben uns in dieſer wichtigen Sache, die uns alle gleich mit dem Untergang bedroht, vereinigt, um deſto ſicherer und unfehlbarer wirken zu können.

— Vortrefflich, alſo Ort und Zeit?

— In einem Gewölbe unſers Collegiums, um zwei und zwanzig Uhr *).

— Gut, wir werden nicht fehlen.

— Die neuen Freunde trennten ſich nun, die Jeſuiten eilten in die Peterskirche, während Michel und Asmodi nach dem Capitol zugingen.

*) Es iſt bekannt, daß man in Italien bis zur 24ſten Stunde die Uhr zählt.

Hier angekommen, ſtiegen ſie die hohe Treppe links hinan, die zu der Kirche Ara-Coeli führt, welche auf dem Platz ſteht, wo ehemals der Tempel des Jupiter-Capitoliums geſtanden, mit deſſen Säulen ſie noch geſchmückt iſt. Dies iſt Alles von dieſem reichſten Tempel der alten Welt, der ungeheure Goldmaſſen enthielt und deſſen Gipfel eine maſſiv goldne Quadriga zierte. Ein koloſſaler Jupiter vom reinſten Gold thronte hier auf einem Seſſel von Elfenbein, Gold und Edelſteinen. Aus der ganzen Welt war die unermeßliche Beute, die hier aufgehäuft war, zuſammengeraubt worden. Unter ſilbernen Säulengängen, deren Wölbungen mit Gold und Edelſteinen ausgeſchmückt waren, hielten hier die Triumphatoren ihre Siegesmahle. Als unter Sylla dieſer Tempel ein Raub des Feuers ward (671 nach Roms Erbauung), wurde er nur um ſo prächtiger wieder hergeſtellt; unter dem Vielfraß Vitellius brannte er zum zweiten Mal ab, Domitian ließ ihn wieder aufbauen, bis er ſpäter, ſowie das ganze Capitol, ein Raub der Barbaren ward. Das neue, aus drei getrennten Hauptgebäuden beſtehende Capitol wurde auf Befehl Paul III. nach dem Plan Michel Angelos erbaut.

Michel und Asmodi beſahen die Herrlichkeiten, welche das Innere des neuen Capitols birgt, und kamen endlich vor das Haus, welches an dem jetzt ſehr niedrigen tarpejiſchen Felſen erbaut iſt, und an dem ſich ein kleines Gärtchen befindet. Hier hörten ſie mehrere Menſchen, in einem eifrigen Geſpräch begriffen, in dem Garten auf- und niedergehend.

— Dies iſt Alles ganz gut, ließ ſich eine rauhe Baßſtimme vernehmen, auch dankenswerth, wenn Ihr wollt, aber führt uns nimmermehr zu dem gewünſchten Ziel.

— Es bahnt einſtweilen den Weg zur Einheit Italiens, und wohl endlich zu der einen und untheilbaren italieniſchen Republik, verſetzte ein Anderer.

— Da iſt erſt noch viel Schutt aus dem Weg zu räumen, ſprach ein Dritter.

— Die verteufelte Amneſtie hat unſerer Sache zehn Mal mehr geſchadet als genützt, denn ſie hat Pius IX. und alſo dem Papſtthum ein Heer von Anhängern geſchaffen, die ſich jetzt für ihn todtſchlagen laſſen, meinte ein Vierter.

— Das iſt leider nur zu wahr, das ganze römiſche Volk iſt wie vernarrt in den neuen Papſt, und würde alle die todtſchlagen,

die etwas gegen ihn zu unternehmen oder auch nur öffentlich gegen ihn zu ſagen wagten, ſagte ein Fünfter.

— Wenn wir es dahin bringen könnten, daß Pius IX. völlige Preßfreiheit bewilligte, ſagte der Dritte wieder, ſo wäre dies ein ungeheurer Schritt näher zum Ziel.

— Das wird er nie, meinte der Erſte, er iſt zu klug, er weiß, wohin dies führen könnte, und außerdem fragt das Volk den Henker nach der Preßfreiheit, ja Vielen iſt gar nicht damit gedient.

— Eine vollkommene Preßfreiheit iſt außerdem eben ſo unmöglich als eine vollkommene perſönliche Freiheit der Menſchen, die Raub, Mord, Nothzucht ꝛc. geſtattete, mit ihr iſt kein geſellſchaftlicher Zuſtand denkbar, oder alle Menſchen müßten Engel ſeyn, ſagte ein Sechster.

— Der Vergleich hinkt, verſetzte ein anderer aus dieſer Gruppe, man gebe die unbedingteſte Preßfreiheit, ſie wird niemals morden und rauben.

— Aber dazu anreizen, erwiederte der Vorige.

— Das Gegengift der Preſſe liegt in der Preſſe ſelbſt, wer und was durch dieſelbe recht- oder unrechtmäßig angegriffen iſt, kann ſich auch durch ſie vertheidigen, ſagte der Andere, und fuhr dann fort: außerdem iſt eine freie Preſſe das einzige Mittel, eine feile und ſchlechte Juſtiz mit deren Schergen in den gehörigen Schranken und in Reſpekt zu erhalten, und nur die Furcht vor Oeffentlichkeit vermag die Frevel feiler und beſtechlicher Richter zu hindern. Was ein berühmter Dichter von der Bühne ſagt, läßt ſich noch mit weit mehr Recht von der Preſſe ſagen: „denn auch ſie iſt mehr als jede andere öffentliche Anſtalt „des Staats eine Schule der praktiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüſſel zu den „geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele. Ich gebe zu, daß „Abhärtung des Gewiſſens und Mißbrauch nicht ſelten ihre beſte „Wirkung verfehlen, daß ſich noch unzählige Laſter mit frecher Stirn „vor ihrem Spiegel behaupten, zieht ſie doch dem Heuchler die „künſtliche Maske ab und entdeckt das Netz, womit Liſt, Intrigue „und Kabalen die Menſchheit umſtricken. Aber der Wirkungskreis „der Preſſe dehnt ſich noch weiter aus. Eben ſo häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen ſich die Laſter in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Auch da, wo Religion und Geſetze nicht mehr

„ausreichen, iſt ſie noch höchſt wirkſam. Das Glück der Geſell-
„ſchaft wird eben ſo ſehr durch Thorheiten als durch Verbrechen
„und Laſter geſtört. Eine Erfahrung, ſo alt als die Welt, lehrt
„uns, daß im Gewebe menſchlicher Dinge oft die größten Gewichte
„an den kleinſten Fäden hangen, und wenn wir die Handlungen
„zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehnmal lächeln müſſen, ehe
„wir uns entſetzen. Mein Verzeichniß von Böſewichtern wird mit
„jedem Tag, den ich älter werde, kürzer, und mein Regiſter von
„Thoren vollzähliger und länger. Ich kenne nur ein Geheimniß,
„den Menſchen vor Verſchlimmerung zu bewahren, und dieſes iſt —
„ſein Herz gegen Schwächen zu ſchützen. Einen großen Theil die-
„ſer Wirkung können wir von der Preſſe erwarten. Sie iſt es,
„die der großen Klaſſe von Thoren den Spiegel vorhält und die
„tauſendfachen Formen derſelben mit heilſamem Spott beſchämt.
„Was ſie nicht durch Rührung und Schrecken bewirkt, leiſtet ſie
„ſchneller, vielleicht unfehlbarer durch Scherz und Satyre. Wenn
„wir es unternehmen wollten, die Preſſe und die Bühne nach der
„erreichten Wirkung zu ſchätzen, ſo würde gewiß die Erfahrung
„der erſten den Vorzug geben. Spott und Verachtung verwunden
„den Stolz des Menſchen empfindlicher, als Verabſcheuung ſein
„Gewiſſen foltert. Vor dem Schrecklichen verkriecht ſich unſere Feig-
„heit, aber eben dieſe Feigheit überliefert uns dem Stachel der
„Satyre. Die Preſſe und die Bühnen können allein unſere Schwä-
„chen belachen, ohne daß wir es wagen, uns deßhalb zu entrüſten.
„Ohne roth zu werden ſehen wir unſere Larve aus ihrem Spie-
„gel fallen und danken oft insgeheim für die ſanfte Ermahnung.
„Aber ihr großer Wirkungskreis iſt noch lange nicht geendigt, nicht
„blos auf Menſchen und Menſchen-Charakter, auch auf Schickſale
„macht uns die Preſſe aufmerkſam, und lehrt uns die große Kunſt,
„ſie zu ertragen. Im Gewebe unſers Lebens ſpielen Zufall und
„Plan eine gleich große Rolle, den letztern lenken wir, dem erſtern
„müſſen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn un-
„ausbleibliche Verhängniſſe uns nicht ganz außer Faſſung finden,
„wenn unſer Muth, unſere Klugheit ſich einſt ſchon in ähnlichen
„übten, und unſer Herz zu dem Schlag ſich gehärtet hat. Die
„Preſſe führt uns noch hundert Mal mehr, wie die Bühne, die
„mannigfaltigſten Scenen der menſchlichen Thorheiten und Laſter
„vor. Eine Klaſſe von Menſchen hat Urſache, dankbarer als alle
„übrigen gegen die Preſſe zu ſeyn, nur durch ſie hören die Großen

„und Mächtigen der Welt, was ſie ſonſt nie oder doch höchſt ſel„ten hören — Wahrheit.“ —

„Groß und vielfach iſt das Verdienſt der beſſern Preſſe um „die Civiliſation, kein geringeres gebührt ihr um die ganze Auf„klärung des Verſtandes. Eben hier, in dieſer Sphäre weiß der „große Kopf, der feurige Patriot ſie erſt ganz zu gebrauchen. Er „wirft einen Blick auf das Menſchengeſchlecht, vergleicht Völker „mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten, und findet, wie „ſclaviſch die große Maſſe der Völker an Ketten des Vorurtheils „und der Meinung gefangen liegt, die ſeiner Glückſeligkeit ewig „entgegenarbeiten, — daß die reinern Strahlen der Wahrheit nur „wenig einzelne Köpfe beleuchten, welche den geringen Gewinn „vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkauften. Wo„durch kann der Weiſe die Nation deſſelben theilhaftig machen? „Die Preſſe iſt der gemeinſchaftliche Kanal, in welchem dem den„kenden, beſſern Theil des Volks das Licht der Weisheit herun„terſtrömt, und von da aus in erleuchtenden Strahlen durch die „ganze Nation ſich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläutertere „Grundſätze fließen von hier aus durch alle Adern des Volks; „der Nebel der Barbarei und des finſtern Aberglaubens verſchwindet, „die Nacht weicht dem ſiegenden Licht. Auch die Irrthümer der „Erziehung laſſen ſich durch die Preſſe bekämpfen, aber freilich iſt „die Preſſe noch zu hoffen, wo dieſes wichtige Thema mit gehöri„ger Sachkenntniß, Unpartheilichkeit, Unbefangenheit und vorur„theilsfrei behandelt wird. Keine Angelegenheit iſt dem Staat „durch ihre Folgen ſo wichtig als dieſe, und doch iſt noch in ſo „vielen Ländern keine ſo Preis gegeben, keine dem Wahn, dem „Leichtſinn ſo anvertraut, wie eben dieſe. Nur die Preſſe könnte „die unglücklichen Schlachtopfer vernachläßigter Erziehung beleh„ren, durch ſie könnten die Väter eigenſinnigen Maximen entſagen, „und die Mütter vernünftig lieben lernen. Falſche Begriffe füh„ren das beſte Herz des Erziehers irre, deſto ſchlimmer, wenn ſie „ſich noch mit Methode brüſten, und den zarten Schößling in Phi„lanthropien und Gewächshäuſern ſyſtematiſch zu Grunde richten. „Nicht weniger ließen ſich — verſtünden es die Oberhäupter und „Vormünder der Staaten — durch die Preſſe die Meinungen über „Regierung und Regenten zurechtweiſen. Die geſetzgebende Macht, „wenn ſie es gehörig verſtünde, könnte hier durch Symbole zum „Volk ſprechen, ſich gegen Klagen verantworten, noch ehe ſie zu

„laut würden, und ſogar ſeine Zweifelſucht beſtechen, ohne den „Anſchein zu haben. Der Einfluß den eine gute, in jedem Sinn „gute Preſſe auf den Geiſt einer Nation haben würde, iſt unbe„rechenbar. Nationalgeiſt eines Volkes nenne ich die Aehnlichkeit „und Uebereinſtimmung ſeiner Meinungen und Neigungen bei Ge„genſtänden, worüber eine andere Nation anders meint und empfin„det. Nur der Preſſe mehr als der Bühne, denn ſie iſt jeder „Klaſſe Menſchen weit zugänglicher als dieſe, iſt es möglich, dieſe „Uebereinſtimmung in einem hohen Grade zu bewirken, weil ſie „das ganze Gebiet des menſchlichen Wiſſens durchwandert, alle „Situationen des Lebens erſchöpft, und in alle Winkel des Her„zens hinunter leuchtet, weil ſie alle Stände und Klaſſen in ſich „vereinigt und den gebahnteſten Weg zum Verſtand und Herzen „hat. Wenn in allen unſern Volksſchriften ein Hauptzug herrſchte, „wenn unſere Publiciſten unter ſich einig würden und einen feſten „Bund zu dieſem Endzweck errichten wollten — wenn ſtrenge Aus„wahl ihre Arbeiten leitete, ihre Federn ſich nur Volksgegenſtän„den widmeten, mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Na„tionalpreſſe zu haben, ſo würden wir auch eine Nation!“

— Dies ſind mit geringen Abänderungen unſers Schillers Worte, ſagte Michel zum Asmodi, es wundert mich nur, daß ein Italiäner dieſelben kennt.

— Der ſoeben ſprach, iſt kein geborner Italiäner, ſondern ein Norddeutſcher von Geburt, der aber ſchon lange in Rom heimiſch iſt.

— Dies mag alles ganz gut ſeyn, meinte ein anderes Individuum aus der Gruppe, aber all dieſes Raiſonnement bringt uns nicht weiter, und der Papſt wird niemals die uns nöthige Preßfreiheit gewähren.

— Dies wäre auch nicht nöthig, wenn wir einſtweilen nur eine ſo gelinde Cenſur hätten, wie manche Staaten des deutſchen Bundes, namentlich Württemberg, Heſſen, Darmſtadt, Baden, Preußen u. ſ. w., ſagte der Norddeutſche, da ließe ſich ſchon viel machen, viel ſagen, und nach und nach ein Geiſt der Einheit in das italiäniſche Volk bringen.

— Darauf dürfen wir nicht zählen, und es iſt ſchon viel, ſehr viel, daß jetzt einige fremde Zeitungen mehr in den Kirchenſtaat Eingang finden, und auch das neue engliſche Journal: **the Roman Advertiser**, ſowie das **popolare Giornale**, können dienen, unſere Sache unter der Hand zu befördern.

— Dies Alles wird wenig oder nichts helfen, wenn wir es nicht dahin bringen können, daß das Volk Pius IX. nicht mehr als ſeinen Abgott, als ſeinen Vater verehrt; unſer einziges Beſtreben muß vorerſt dahin gerichtet ſeyn, den Papſt unpopulär, wo möglich verhaßt zu machen, dann haben wir leichteres Spiel.

— Das ſehe ich nun gerade nicht ein, unſer Hauptzweck ſoll und muß ſeyn: ein einiges, unter einer einzigen Regierung ſtehendes Italien zu ſchaffen, und wäre es auch unter der Herrſchaft eines vernünftigen und freiſinnigen Papſtes, eiferte ein Anderer.

— Und die Republik?

— Zu der ſind weder wir noch das Volk frei genug, ſie würde nur eine blutdürſtige, gräuliche Tyrannei und Anarchie herbeiführen, deren Ende vor einem halben Jahrhundert nicht abzuſehen wäre.

— Romanini hat Recht, verſetzte jetzt ein ſchöner Römerkopf, und fuhr fort: hätten wir nur erſt die Fremdherrſchaft und ihre Ketten abgeſchüttelt, ſo würde ſich das andere ſchon machen laſſen, aber dieſe cani tedeschi haben ſchon ſeit länger als anderthalb Tauſend Jahren unſer paradieſiſches Vaterland ins Unglück und Elend geſtürzt.

— Ich hoffe, es ſoll die längſte Zeit gewährt haben, daß dieſe deutſchen Barbaren in unſern Gefilden hauſen. Die Feuer, die jüngſt auf allen Bergſpitzen unſers Landes, von den Alpen bis Otranto und Reggio auf den Apenninen, brannten, um das Andenken an den Sieg des genueſiſchen Volkes über die öſterreichiſche Soldateska und die Befreiung Genuas zu feiern, mögen ein gutes Omen ſeyn.

— Zudem haben wir es ja nicht mit ganz Deutſchland, ſondern nur mit den Oeſterreichern allein zu thun, und mit denen ſollten wir doch fertig werden können, meine ich.

— Ja, wenn wir nur erſt einen Anhaltspunkt hätten, ein paar franzöſiſche Regimenter, die den Kern bildeten, um den ſich alle italiäniſchen Patrioten ſammeln könnten.

— Bleibt mir mit den Franzoſen weg, ſagte jetzt ein alter italiäniſcher Graukopf, unſere Ketten und Banden waren nie ſchwerer und unerträglicher, als unter ihrer Herrſchaft, man durfte kein lautes Wort ſprechen, flugs ſaß man im Kerker oder wurde auf eine Feſtung gebracht. Ich ſpreche aus Erfahrung: Bonapartes Satelliten und Spione umgaben uns Tag und Nacht, lauerten

auf jede ſchiefe Miene, auf jedes freie Wort, und dabei preßten uns ſeine Blutſauger und Contributionen das Mark aus den Knochen, wir dürfen uns nur auf uns ſelbſt verlaſſen.

— Dann ſind wir gewiß verlaſſen, ſagte eine Stimme ganz leiſe.

— Wer ſprach dies? fragten mehrere zumal.

Alle blieben ſtumm.

— Dies iſt ſo feig als aberwitzig geſprochen, ſagte endlich der ſchöne Römerkopf, und ſetzte hinzu: se schivi siamo, siamo schiavi ognor frementi.

— Und tremendi, ließ ſich die vorige Stimme wieder hören.

— So ſpricht kein italiäniſcher Patriot, fiel Romanini ein.

— Nein, ertönte das Echo.

— Nieder mit dem verrätheriſchen Feigling! riefen Mehrere, und man ſah Dolche blitzen, aber keiner wußte gegen wen er ſie zucken ſollte.

Ein ſchallendes Gelächter ließ ſich vernehmen.

Alle ſahen einander betroffen an. — In dieſem Augenblicke ſah man einen Haufen Menſchen die Haupttreppe des Capitols hinabwirbeln, von denen viele Stimmen Flüche und Schimpfworte ausſtießen.

— Schlagt den Hund, den Jeſuiten todt! ließ ſich eine derſelben vernehmen, er hat unſern Vater, unſern heiligen Vater, Pius **IX.** geläſtert.

— Hängt den Schurken auf, der unſern Wohlthäter ſchmähte! rief eine andere Stimme.

— Der Kerl iſt den Strick nicht werth, ſchrie eine dritte, in die Tiber mit ihm, in die Tiber!

— Das haben wir ja näher, ſtürzen wir ihn den tarpejiſchen Felſen hinab! rief ein anderer.

Die wilde Horde hatte einen Menſchen im ſchwarzen Kittel in ihrer Mitte, denſelben hin und her zerrend und ihm Püffe und Fauſtſchläge verſetzend.

Die Gruppe des jungen Italiens, denn zu dieſem gehörten die Sprecher, denen Michel ſo eben aufmerkſam zugehört hatte, verließ nun eiligſt das Gärtchen und miſchte ſich unter den vom Capitol herabkommenden Haufen.

— Und was haben denn dieſe? fragte Michel ſeinen Begleiter, auf die Horde deutend.

— Das ſind Transteveraner, die einen Jeſuiten beim Kragen

haben, der ſich unterfangen hatte, Pius IX. einen Antichriſt zu nennen.

— Laß uns den armen Teufel aus den Klauen dieſer Wüthenden befreien.

Das Volk zerrte den Schwarzrock bis zum tarpejiſchen Felſen, und als es ſich anſchickte denſelben hinunterzuſtürzen, war es ein — Strohwiſch, der ſich unter ſeinen Händen befand.

— Der Kerl iſt ein Hexenmeiſter! rief jetzt einer aus der Menge.

— Er iſt mit dem Teufel im Bund, ſagte ein anderer, aber das thut nichts, haltet den Strohwiſch nur feſt, da ſteckt der Kerl drinnen.

— Wir wollen ihn verbrennen, rief ein nervigter Transteveraner, denn brennt der Wiſch, ſo brennt auch der Jeſuit!

— Bravo, ſo ſey's! riefen nun mehrere Stimmen, und in einem Augenblick darauf brannte der Strohwiſch lichterloh, der allerdings einen ſtarken Jeſuitengeruch auf eine ziemliche Strecke um ſich herum verbreitete.

Das Volk klatſchte freudig in die Hände und ſchrie: ſo wollen wir es allen denen machen, die unſern Vater Pius ſchimpfen.

Der Jeſuit aber war unbemerkt davon geſchlichen, ſich ſelbſt das Wunder ſeiner Befreiung nicht erklären könnend, und ſchrieb es dem heiligen Ignatius zu.

Die Menge zerſtreute ſich, und Michel begab ſich in eine nahegelegene Eisbude, ſich mit Sorbettis zu erfriſchen, von denen auch Asmodi kein Feind war.

— Nein, das iſt denn doch zu toll, rief Stürmer plötzlich aus, das Diario di Roma, in dem er las, auf die Seite werfend.

— Was haſt Du denn ſchon wieder? fragte ihn Asmodi.

— Fort, laß uns nach Rouen fliegen.

— Und was da thun?

— Da lies, das muß ſelbſt Deine hölliſche Galle in Bewegung ſetzen.

Asmodi lachte und ſprach, das Blatt zurückweiſend: iſt mir ſchon bekannt, und kann mich nur freuen, da es das Wohl unſers Reiches fördert.

— Aber ich will denn doch einmal dieſen normänniſchen Pfaffen die Glatzköpfe zurechtſetzen, alſo fort nach Rouen.

Wenige Minuten ſpäter ſah man ein Paar Jeſuitenröcke in den erzbiſchöflichen Palaſt zu Rouen treten, die ſich bei ſeiner erz-

biſchöflichen Gnaden als Ueberbringer wichtiger Aufträge vom heiligen Vater aus Rom anmelden ließen und auch ſofort vorgelaſſen wurden.

In dem Kabinet des hochwürdigen Mannes eingetreten, übergaben ſie demſelben ein eigenhändiges Schreiben vom Papſt, welches erſterer ſogleich öffnete und mit immer ſteigendem Staunen las.

Der Inhalt lautete:

„Theurer Bruder in Chriſto.

Mit tiefſter Betrübniß und innigſter Bekümmerniß habe ich erfahren müſſen, daß eine Commiſſion von der unter Eurer Obhut ſtehenden Geiſtlichkeit, die ſich unter Euerm Vorſitz in Euerm Palaſt verſammelte, um über die Verwendung der Gelder zu verfügen, welche das chriſtliche Mitleid der Einwohner Rouens in den verſchiedenen Kirchen Eurer Diöceſe in Eure Hände gab, um damit das Elend zu mildern, das mehrere Hundert Perſonen bei der entſetzlichen Cataſtrophe von Monville betroffen, die zum Theil verwundet und zu Krüppeln wurden, oder zu Wittwen und Waiſen geworden ſind, und ſich alle ohne Obdach und Nahrung befanden, beſchloſſen hat:

„In Betrachtung daß ſich unter den Opfern dieſes ſchrecklichen „Unglücks eine große Anzahl von Todten befinden, für die man „bisher nichts gethan, daß aber die Gerechtigkeit erfordere, „daß auch dieſe ihren Antheil an der Mildthätigkeit „der Gläubigen erhalten, und daß man für das Heil ihrer „Seelen Gebete veranſtalten müſſe, damit alle Opfer, nach ihren „Bedürfniſſen, an dieſen milden Gaben Theil haben, beſtim„men und verordnen wir hiermit, daß, da die noch lebenden, durch „dieſen Wirbelſturm unglücklichen Opfer ohnehin ſchon hinrei„chende Gaben erhalten haben, die in den Kirchen zu dieſem Zweck „geſammelten Gelder, zehn Tauſend vier Hundert Franken, in „Staatsrenten angelegt werden ſollen, und von den Einkünften „derſelben alljährlich eine größere Meſſe zu 40 Franken und vier„zig kleine Meſſen zu dem Preis von 1 Franken 50 Centimes für „die Todten zu leſen ſind. Das Uebrige der Einkünfte aber ſoll „an die Pfarrer von Monville und Malaunay gegeben werden, „damit dieſe ſo lange und ſo viel als nöthig ſeyn wird, davon „an die lebenden Opfer austheilen; ſobald aber dieſe keiner Un„terſtützung mehr bedürfen, ſoll das Ganze für Meſſeleſen für die „verunglückten Todten verwendet werden!!!“

Ich muß Euch geſtehen, theurer Bruder in Chriſto, daß mich eine ſolche Verfügung Eurer geiſtlichen Commiſſion ebenſo überraſcht als geſchmerzt hat. Denn wenn ich auch zugeben will, daß die Entſcheidung in religiöſer Hinſicht an und für ſich billig ſey, ſo wißt Ihr doch ſo gut wie ich, wie begierig die Feinde unſerer heiligen Religion und Kirche auf jede Gelegenheit paſſen, wo ſie ihr etwas anhaben können, und namentlich iſt dies in Frankreich der Fall, wo man nur darauf lauert, der alleinſeligmachenden katholiſchen Religion und ihren Dienern eins zu verſetzen und beide herabſetzen zu können. Ich hoffe, wünſche alſo, und befehle nöthigenfalls, daß Ihr die in Euerm Sprengel zur Unterſtützung der Verunglückten von Monville und Malaunay geſammelten Gelder nur an die lebendigen Unglücklichen baldmöglichſt vertheilt, damit das mir genugſam bekannte Elend derſelben ſofort noch möglichſt gemildert werde. Im Uebrigen werden Euch die Ueberbringer dieſes Schreibens, die ich mit den hinreichenden Inſtruktionen und gehöriger Vollmacht verſehen, und die ich Euch hiemit beſtens empfohlen haben will, meine weitere Willensmeinung und Befehle mündlich mittheilen, und ich kann Euch nicht genug anempfehlen, denſelben in Allem was ſie wünſchen, fordern und begehren, zu willfahren, indem Euer zeitliches und ewiges Wohl davon abhängt, daß Ihr Euch ſammt Eurer ganzen Cleriſey des ſtrengſten Gehorſams befleißigt. — Damit bitte ich Gott, daß er Euch in ſeine allmächtige Obhut nehmen und vor allem Unheil bewahren möge.

Pius IX.“

Nachdem der Erzbiſchof dieſes Schreiben geleſen, legte er es bedachtſam wieder zuſammen, faltete die Hände, und ſagte mit einem tiefen Seufzer:

— Der heilige Vater zu Rom iſt mit den nähern Umſtänden dieſer Sache nicht bekannt, ſonſt würde er uns wahrſcheinlich nicht alſo geſchrieben haben.

— Wie ſo? Herr Erzbiſchof, ich ſollte doch meinen, da, wie Ihr ſelbſt immer predigt, der Papſt unfehlbar iſt, er auch in dieſer Sache nicht fehlen könnte, verſetzte der Teufel im Jeſuitengewand.

— Ganz recht, aber dieſe Unfehlbarkeit iſt nur gegen Laien und allenfalls Geiſtliche niedern Ranges denkbar, gegen Biſchöfe und Erzbiſchöfe können jedoch Seine Heiligkeit allerdings fehlen oder wenigſtens irren.

— Was der Tauſend, antwortete Michel-Jeſuit, die Sache iſt mir ganz neu! doch wollten Ew. erzbiſchöfliche Gnaden wohl die Gewogenheit haben und mir ſagen, mit welchen nähern Umſtänden in dieſer Sache der heilige Vater nicht bekannt iſt?

— Unter den verunglückten Opfern des Wirbelſturms zu Monville befanden ſich viele große und gewaltige Sünder, die alle ohne Beichte und Abſolution zur Hölle gefahren ſind, nun furchtbar im Fegfeuer brennen und die ſchrecklichſten Qualen ausſtehen müſſen, und da will es denn doch die chriſtliche Liebe und Barmherzigkeit, daß man die Leiden und Schmerzen dieſer armen Sünder nach Kräften zu lindern und abzukürzen ſucht, was, wie Ihr wohl wißt, nur durch Meſſeleſen geſchehen kann; daher und aus dieſem Grund allein haben wir beſchloſſen, daß man das in unſern Kirchen für die Unglücklichen geſammelte Geld zu dieſem Zweck verwenden ſoll, und ....

— Herr Erzbiſchof, verzeiht daß ich Euch unterbreche, erlaubt mir eine Bemerkung, fiel Michel dem Hochwürdigen ins Wort: Wenn es wirklich an dem iſt, und die Verunglückten ſo ſehr der Meſſen zur Linderung ihrer Qualen bedürfen, warum folgt dann Eure Geiſtlichkeit nicht dem frommen Beiſpiel der Laien, indem ſie, ſtatt Geldbeiträge zu liefern, was man nicht von ihr verlangt, recht viele Meſſen für die brennenden Unglücklichen gratis und aus chriſtlicher Menſchenliebe lieſt, wodurch ſie ſich ſelbſt noch ein Verdienſt um den Himmel erwerben würde.

— Ich muß mich wundern, erwiederte der Erzbiſchof, daß Ihr, ſelbſt ein Geiſtlicher, eine ſolche Frage an mich thun mögt.

— Wie ſo?

— Von was ſollen denn die Diener Gottes leben und wie ſoll ſeine Kirche beſtehen?

— Sie ſollen leben, aber ſich nicht in fauler Trägheit mäſten; ich bin hier mehreren Pfaffen begegnet, die ſich vor Fett und Corpulenz kaum mehr von der Stelle bewegen können, denen „drei Männer die Schmerbäuche nicht umſpannen!“ —

— Hat Euch der heilige Vater aufgetragen, mir ſolche Dinge zu ſagen?

— Allerdings, und noch weit mehr, Herr Erzbiſchof; wenn auch was ich zu Euch ſage, nicht gerade ſeine Worte ſind, ſo ſind es doch ſeine Geſinnungen. Hört mich demnach ruhig an. Seine Heiligkeit meint, daß die franzöſiſche Geiſtlichkeit ſelbſt die größte

Schuld trägt, wenn die katholiſche Religion in Frankreich immer mehr in Verfall kömmt und eine allgemeine Irreligioſität in dieſem Lande überhand nimmt.

— Der heilige Vater irrt, wenn er dies glaubt, wir thun im Gegentheil alles was in unſern Kräften ſteht, damit die Kirche wieder zu ihrem frühern Anſehen komme.

— Mit Gunſt, Herr Erzbiſchof, gerade hier möchte der jetzige Papſt unfehlbar ſeyn, und Ihr ſeyd im großen Irrthum befangen, denn Ihr thut Alles, um auch das bischen Anſehen, das die Kirche noch hat, zu untergraben und die Religion völlig zu zerſtören.

— Wie könnt Ihr ſo etwas behaupten, und wie dieſe Behauptung beweiſen?

— Nichts leichter als dies. Ihr und Eure Cleriſey habt aus der göttlichen Himmelstochter Religion eine feile Dirne gemacht, Ihr habt ....

— Dieſe Sprache kann ich nicht ....

— Erlaubt mir, Herr Erzbiſchof, laßt mich ausreden, dann vertheidigt Euch wenn Ihr könnt: Eure Kirche iſt nur noch eine Schacherbude, in der von der Taufe bis zum Grab alles feil und verkäuflich iſt und verſchachert wird. Chriſtus hat die Schacherer aus dem Tempel gejagt, und Ihr, Ihr macht ſie ſelbſt bis zum Hochaltar! Alles habt Ihr taxirt und tarifirt, und den Armen der Euch nicht oder nur wenig bezahlen kann, behandelt Ihr noch ſchlimmer wie einen Hund. Der Arme, der die Tauftaxe von 2 Fr. 25 Ctm. nicht bezahlen kann, oder der nur dieſe zahlt und Euch nicht ein Paar Fünffrankenthaler in die Rippen wirft, muß mit einer Taufe zufrieden ſeyn, die ungefähr ſo viel ſagen will, als wenn man ſich von einem überläſtigen Liebhaber, der in nächtlichen Stunden unter den Fenſtern ſeiner Angebeteten girrt, durch das Ueberſchütten mit einem Nachttopf befreien will. Eben ſo macht Ihr es bei den Kindern, die ihre erſte Communion feiern und deren Eltern nicht gehörig zahlen können oder nur die taxmäßige Kerze à 3 Franken 50 Centimes bringen. Mit der Dispenſation von den Faſten für Kranke oder die, deren Zuſtand erfordert daß ſie Fleiſch genießen müſſen, treibt Ihr nun gar einen ſchmählichen Handel, und die geringſte Summe welche diejenigen bezahlen müſſen, die ſich in dem Falle befinden, nicht faſten und mager eſſen zu können oder auch nicht wollen, beträgt nach Eurer Taxe 31 Franken; Ihr wißt ſie aber nach den Vermögensumſtänden

oder dem Einkommen und der Furcht der Gläubigen bis zu Tauſenden zu ſteigern.

— Aber dies Alles geſchieht nur für das Wohl und Heil der Kirche, fiel hier der Erzbiſchof dem Michel ins Wort.

— Und namentlich ihrer Diener, erwiederte dieſer.

— Seine Heiligkeit, Gregor XVI., hat noch kurz vorher ehe er in die Himmelspforten zur ewigen Seligkeit einging, (hier ließ Asmodi ein ſchallendes Gelächter ertönen) ſelbſt einem großmüthigen Gläubigen, der ihm eine Tiara, 6000 Franken an Werth, verehrte, zur Belohnung eine auf Pergament geſchriebene, wohlgeſiegelte und unterſchriebene Dispenſation zum Geſchenk gemacht, die ihn und alle ſeine Nachkommen männlichen Geſchlechts bis zum Ende der Welt für ihr ganzes Leben von dem Faſten freiſpricht.

— Dafür wird mancher dieſer Nachkommen, dem mit den 6000 Franken geholfen wäre, dieſe Faſtenbefreiung verwünſchen. Doch weiter: eine abſcheuliche Skandaloſa iſt Euer Stuhlhandel in der Kirche, der nicht nur unaufhörlich jede Andacht ſtört, ſondern auch oft zu den ärgerlichſten Auftritten in dem Haus Gottes ſelbſt Veranlaſſung giebt. Für die armen Teufel, die nicht einen, zwei, drei und mehr Sous, ja nach Umſtänden wohl einen Franken für einen Stuhl bezahlen können, für die findet ſich kein Platz zum Sitzen in Euren Kirchen, und ſie müſſen mit irgend einem Seitenwinkel, einer Ecke vorlieb nehmen, allenfalls für einen Hund gut genug; mit dem Beginnen jedes Gottesdienſtes beginnt auch das Geklapper mit den Geldbüchſen für die Einnahmen der Stuhlmiethe, und währt ſo lange wie dieſer, wobei es denn zu manchen erbaulichen Diskuſſionen zwiſchen den Einnehmerinnen und den Bezahlern kömmt. Noch vor ein paar Tagen verweigerte ein Andächtiger in Notre-Dame, dem man 15 Sous für den Stuhl abforderte, (es war an einem hohen Feſttag) die Bezahlung, indem er überlaut ausrief: „ich bezahle in der Comödie, aber nicht in der Kirche, oder iſt Euer Gottesdienſt vielleicht auch nur eine Comödie? dann iſt es etwas anderes.“ Dies erregte bei allen Anweſenden einen großen Skandal, man wollte den Menſchen zur Kirche hinausbringen, er widerſetzte ſich, wurde von Andern vertheidigt, und wenig fehlte, daß die Sache in eine völlige Rauferei ausgeartet wäre. Dieſes Geld macht für einen Gläubigen, wenn er nur alle Sonntage die Kirche beſuchte und nur einen Sous zahlte, ſchon 2 Franken 60 Centimes,

und mit den andern Feiertagen über 4 Franken, aber für diejenigen, die alle Tage die Kirche beſuchen und außerdem noch viel mehr geben müſſen, beſonders wenn ſie an hohen Feiertagen einen Platz in der Mitte der Kirche haben wollen, jährlich ſchon ein bedeutendes Kapital aus. Für die als Buße auferlegte Zahl von Paternoſtern und Ave-Marias, welche der Gläubige vergeſſen herzuſagen, oder da deren Zahl ſo groß war, daß er keine Zeit hatte ſie alle zu beten, muß er abermals ein artiges Sümmchen im Laufe des Jahres zahlen, alſo Geld und immer wieder Geld. Und ſagt mir doch, Herr Erzbiſchof, zu welchem Zweck dient denn der Geldkaſten an der erſten Säule auf der linken Seite des Schiffes Eurer Cathedrale?

— Hier werfen die frommen Gläubigen das Geld hinein, das zum Unterhalt der Kirche dient.

— Und in den gegenüber rechts?

— Da wird das Geld für die Indulgenzen für Butter und Milch während den Faſtenzeiten hineingeworfen.

— Und in den Kaſten der Kanzel gegenüber?

— Geld für die Unterhaltung der Kapelle der heiligen Jungfrau.

— Und in den Kaſten an der gleich darauf folgenden Säule rechts?

— Geld für die Unterhaltung der Kapelle des Schutzheiligen.

— Und in den dieſem gegenüber?

— Geld für das kleine Seminarium.

— Und in den ein paar Säulen weiter oben?

— Geld für die Unkoſten des Gottesdienſtes.

— Alſo Geld, Geld und immer Geld. Und was koſtet es, ſich in Eurer Kirche trauen zu laſſen?

— Dafür haben wir keine Taxen, jedes Paar zahlt nach ſeinen Umſtänden und Anſprüchen.

— Das heißt, je mehr je beſſer. Doch erlaubt mir, Euch eine Trauungsangelegenheit mitzutheilen, die ſich vor wenig Tagen in Eurer Diöceſe zutrug. Ein gerade nicht unbemittelter Handwerksmann wollte ſich nach ſeiner Vermählung auf der Mairie auch in der Kirche St. Ouen mit einiger Feierlichkeit trauen laſſen, da der Pfarrer jedoch eine zu hohe Summe für die Verrichtung dieſer heiligen Handlung begehrte, ſo ſagte der Mann: gut, ich behalte mein Geld in der Taſche und begnüge mich mit der Trauung der Mairie, die iſt ja gültig genug. Kaum hörte dies Euer Pfar-

rer, ſo ſchickte er zu dem Manne und bot die Verrichtung der heiligen Handlung um ein Drittheil weniger an. Der Mann wollte nichts mehr davon hören. Der Abgeſandte ging auf die Hälfte, dann auf den vierten, und endlich auf den zehnten Theil der erſten Forderung herab, ſo weit ging ſeine Vollmacht; aber der ehrliche Handwerksmann, über dieſen ſchändlichen Schacher höchſt aufgebracht, verſetzte zuletzt unwillig: und wenn Ihr mich jetzt umſonſt trauen, ja mir noch Geld dazu geben wolltet, ſo würde ich mich nicht in Eurer Kirche trauen laſſen, packt Euch! Was ſagen Ew. erzbiſchöfliche Gnaden hiezu?

— Der Pfarrer that ſeine Schuldigkeit.

— So, nun wir werden auch die unſrige thun. Wir kommen nun an das Kapitel der Beerdigungen. Wie hoch kömmt es bei Euch, kirchlich und religiös begraben zu werden?

— Das kann ich Euch ſo genau nicht ſagen; wollt Ihr einen, zwei, drei, vier oder mehr Prieſter, es iſt 20 Franken pr. Stück. Wünſcht Ihr das große ſilberne Kreuz dabei, ſo ſind es 15 Franken mehr, wollt Ihr das goldne, ſo macht es 30 Franken mehr, begehrt Ihr den Schweizer dazu, ſind es 25 Franken mehr. Nun kommen die Todtentücher zu den Draperien, nachdem Ihr ſie mehr oder weniger fein, mehr oder weniger reich mit Silber geſtickt begehrt, ſind ſie mehr oder weniger theuer. Die alten zerlumpten bekommen die Armen umſonſt. Ihr könnt das religiöſe Begräbniß zu 15 Franken bis 3000 Franken und mehr haben, je nachdem Ihr es prächtig und den Gottesdienſt länger dauernd verlangt. Für hundert Franken kann man wenigſtens ſchon anſtändig beerdigt werden.

— So. Aber dann kömmt der Todte wohl auch geradezu in das Reich der Seligen?

— Noch nicht, vorerſt in's Fegfeuer.

— Aber da muß er wohl noch ſehr lange und ſchreckliche Leiden ausſtehen.

— Dies kömmt allein auf ihn oder ſeine Angehörigen an.

— Wie ſo?

— Er braucht nur eine bedeutende Summe in ſeinem Teſtament für Meſſeleſen zu vermachen, vermittelſt deren er aus dem Fegfeuer ſchnurſtracks in das Paradies geht.

— Und wie viel koſtet eine ſolche Meſſe bei Euch, Herr Erzbiſchof?

— Nur einen Franken fünfzig Centimes.

— Und wie viel ſolcher Meſſen müſſen geleſen werden, um die arme Seele aus dem Fegfeuer und von ihren Qualen zu befreien?

— Dies läßt ſich unmöglich genau beſtimmen, auf jeden Fall je mehr je beſſer für den Todten, der dann um ſo geſchwinder aus ſeinem Qualort befreit wird.

— Aha, ich verſtehe, Ihr wollt der Furcht des Todten oder der Großmuth ſeiner Erben keine Grenzen ſetzen. Ihr ſeyd mitleidiger als der Tod ſelbſt, der den Verſtorbenen ein für allemal unter die Erde verſchließt, Ihr aber verſchließt zu dem Heil des Todten Eure Beutel niemals. Aber ſagt mir doch, Herr Erzbiſchof, was muß das Volk von einer Kirche, einer Religion, einem Gott halten, bei denen der reiche Sünder ſich mit klingender Münze ins Paradies kaufen kann, während der Arme zu unendlichen Qualen verdammt iſt, weil er keine harten Thaler hinterläßt.

— O, die Kirche iſt nicht ſo grauſam, der Arme zahlt nach ſeinen Kräften, über die er nicht hinausgehen kann, und dann haben die für den Todten geleſenen wenigen Meſſen gleiche Kraft, wie die Hunderte und Tauſende für die Reichen.

— Vortrefflich, ich ſehe doch daß Ihr billig denkt und ſelbſt die Sparpfennige der Armen nicht verſchmähet, wenn es deren Seelenheil gilt. Erlaubt mir jedoch, daß ich Euch eine erbauliche Geſchichte mittheile, die vor wenig Tagen einer Eurer Pfarrer in der Kirche des heiligen Maclou ſeinen frommen Zuhörern vortrug, um ihnen die hohe Wichtigkeit des Meſſeleſen für die Todten recht handgreiflich einleuchtend zu machen. Es war bei einer Nachmittagspredigt als er Folgendes vortrug:

„Meine theuern Brüder, Ihr habt keinen Begriff, wie ſehr „Euer Heil von dem Meſſeleſen für die Verſtorbenen abhängt; um „Euch dies und die Martern des Fegfeuers gehörig begreiflich zu „machen, will ich Euch mittheilen, was ſich mit dem heiligen Juſtus, „der vor beinahe 1500 Jahren Erzbiſchof in Lyon war und als „frommer Einſiedler in den Wüſten Egyptens ſtarb, zugetragen. „Der fromme Mann lag ſchon ſeit Jahren krank darnieder und „litt die grauſamſten Schmerzen, da erſchien ihm endlich ein Engel des Herrn, als Abgeſandter Gottes, und ſprach alſo zu „ihm“:

„„Der Ewige läßt Dich fragen, ob Du es vorzieheſt noch

„„ein Jahr lang krank auf Erden zu leiden, oder lieber ſterben und
„„dann einen einzigen Tag im Fegfeuer zubringen willſt, bevor Du
„„zur ewigen Seligkeit eingehſt.““

„Was meint Ihr, theure Brüder, was der heilige Mann in
„ſeiner frommen Unwiſſenheit wählte? — Das Fegfeuer wählte
„er und verſchied.“

„Der Engel ſtattete ihm nun alsbald einen Beſuch im Feg-
„feuer ab, und fragte ihn, wie es ihm hier gefiele.“

„Ach, mein Gott! ſeufzte der heilige Mann und ſprach zum
„Engel: warum habt Ihr mich ſo hintergangen? Jetzt muß ich
„ſchon ſo viele Jahre die entſetzlichſten Qualen in dem ſchrecklichen
„Fegfeuer erdulden.“

„Wie ſehr ſeyd Ihr im Irrthum, erwiederte ihm nun der
„Engel, es ſind erſt wenige Sekunden, daß Ihr auf Erden ver-
„ſchiedet und noch iſt Euer Leichnam ganz warm!“

„Sehet alſo hieraus, meine theuern Brüder, welch ein ſchreck-
„licher, über alle Maßen furchtbarer Aufenthalt der Qualen und
„Martern dieſes Fegfeuer ſeyn muß. Darum bewahret Eure Seele
„ſoviel als Ihr nur immer könnt, um ihr dieſe unbeſchreiblichen
„Martern zu erſparen, bei denen jede Sekunde Jahre zählt. Spart
„jeden Nothpfennig auf, um Meſſe für Euer Seelenheil leſen laſ-
„ſen zu können, verſagt Euch jeden, nicht durchaus nothwendigen
„Trunk Wein, jede Pfeife Taback, jedes auch noch ſo unſchuldige
„Vergnügen, wenn es Geld koſtet, und legt alle ſo erſpar-
„ten Sous bei Seite für die Meſſen nach Euerm Tode. Und
„Ihr, meine theuern Brüder und Schweſtern, die Ihr bereits
„Eltern, Geſchwiſter, Kinder, Verwandte und Bekannte an dem
„ſchrecklichen Ort ſchmachten habt, entſagt Allem und ſpart ſelbſt
„am Nothdürftigſten, um die entſetzlichen Qualen dieſer Euch ſo
„theuern Seelen zu mildern und abzukürzen. Enthaltet Euch ab-
„ſonderlich des Kaffees, Weins, Biers und Branntweins, wie des
„Tabacks, die ſo manchen Sous verſchlingen, was im Jahr eine
„große Summe ausmacht, für die Ihr ſo manche Meſſe für Eure
„verſtorbenen Freunde und dereinſt für Euch ſelbſt könnt leſen
„laſſen *).“

*) Dieſe Anrede wurde in der That vor Hunderten von Zuhörern von einem Geiſtlichen vor Kurzem in einer Kirche Rouens buchſtäblich ſo gehalten, und dieſe erbauliche Erzählung wird in vielen Kirchen der Normandie und der Bretagne von Zeit zu Zeit wiederholt.

— Nun, Herr Erzbiſchof, was ſagt Ihr hiezu?

— Der Pfarrer hatte vollkommen recht, die Legende iſt authentiſch, und jeder Diener unſerer heiligen Religion hat dafür zu ſorgen, daß die chriſtlichen Seelen möglichſt bald aus dem Fegfeuer fahren.

— Und das Geld in Eure Beutel. Aber ſagt mir doch, wie Ihr, ohne roth zu werden, eingeſtehen könnt, daß Ihr Euch für alle religiöſen Handlungen des menſchlichen Lebens, für das daß man geboren wurde, daß man communicirt, ſich in der Kirche ſetzt um zu beten, für eſſen zu dürfen, ſich zu verheirathen, für Leben und Sterben bezahlen laßt? Wie Ihr es geſchehen laſſen könnt, daß man Eure Kirchen nicht betreten kann ohne daß ſich die Bettelhand eines Prieſters dem Eintretenden entgegenſtreckt, um einen Sous zu empfangen? Wie könnt Ihr dieſen ſchändlichen Handel mit allen Sakramenten, dieſen Wucher mit durch Geld losgekauften Sünden und erfeilſchten Indulgenzen verantworten? Beſiehlt nicht die Religion Chriſti, daß man nur ein Maß, nur einen Rock haben ſoll? Kann man in dieſem Meſſenhandel, welche der Gläubige auf dem Comptoir eines Prieſters in der Stadt kauft, der dann die übernommene Verpflichtung in ſein Portefeuille legt und ſie gelegentlich wieder an einen Dorfpfarrer, der die ſchon bezahlte Meſſe leſen ſoll, um den halben Preis verſchachert, die Religion des Jeſus erkennen, deſſen Reich nicht von dieſer Welt iſt? Seyd Ihr nicht viel eher die getreuen Nachfolger jener Schacherer, die Jeſus Chriſtus aus dem Tempel zu Jeruſalem peitſchte, indem er ihnen ſagte: „Mein Haus iſt ein Gotteshaus, und Ihr macht eine Diebshöhle daraus!“ Dieſer Jeſus, der die Tiſche der Wechsler umwarf, würde er nicht die an jedem Pfeiler Eurer Kirchen angehängten Geldkaſten umwerfen, die nur zur Maſt fauler und träger Pfaffen dienen? Wenn er die Ochſen-, Hämmel- und Taubenhändler fortjagte, würde er nicht auch Eure Stuhlhändler fortjagen? Wenn er die Phariſäer verdammte, welche nur Almoſen austheilten, um von den Leuten geſehen zu werden, würde er nicht auch Euch verdammen, die die Gläubigen zu zahlen zwingen, indem ſie ihnen eine hübſche, gleich einer Paradepuppe aufgeputzte Sammlerin in der Kirche zuſchicken, deren Aufforderungen und ſchönen Händen die Eitelkeit das Geld nicht verſagen mag, womit Ihr Eure Säckel füllt? Und welches ſind die Früchte dieſes unwürdigen Handels mit heiligen Dingen?

Eure Kirchen und folglich Ihr ſeyd dadurch reich geworden, das gebe ich zu, aber die Religion habt Ihr dadurch zu Grunde gerichtet, ſo herabgeſetzt, daß Ihr ſie bei der ungeheuern Mehrzahl der Franzoſen der Verachtung Preis gegeben habt, denn auch der Geringſte Eures Sprengels ſagt Jedem, der es hören will, in allen Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen, daß Ihr Euer Handwerk gut verſteht, daß nur für die Reichen Platz in Eurer Kirche und in Eurem Paradies iſt, daß Ihr noch ſchlimmer ſeyd als jene infamen Richter, deren ſchändliche Beſtechlichkeit das Sprüchwort: „Ein goldner Schlüſſel öffnet alle Thüren“, hervorgerufen hat, denn bei Euch öffnet er ſogar die Pforten des Himmels, wenn man Euch Glauben ſchenkt. Eure Habſucht hat aber den Glauben des Volks untergraben, und wenn dieſes Volk heutiges Tages mehr an Voltaire als an Gott glaubt, ſo iſt dies einzig und allein Eure Schuld; denn wenn Ihr die ärgſten Feinde der katholiſchen Religion geweſen wäret, ſo hättet Ihr, um Sie verhaßt und verächtlich zu machen und ihre Grundpfeiler zu untergraben, nicht anders handeln können. Durch dergleichen irreligiöſe Handlungen und gotteslâſterliche Unthaten wurde das Lutherthum, der Calvinismus, der Proteſtantismus überhaupt, ſowie die vielen chriſtlichen Sekten, und in der neueſten Zeit in Deutſchland noch das unſinnige Zwitterthum der Deutſch-Katholiken hervorgerufen, in unſerm Frankreich aber ein unſeliger Indifferentismus erzeugt. Wo findet Ihr in dem ganzen neuen Teſtament auch nur ein einziges Wort, das zu dieſem geiſtlichen Schacher ermächtigte? Nirgends und an keiner Stelle. Deßhalb verbietet Ihr auch dieſes treffliche Buch, denn Ihr wißt daß geſchrieben ſtehet: „Wehe Euch, Ihr Schreiber und ſcheinheilige Phariſäer, denn Ihr vergeudet das Gut der Wittwen unter dem Vorwand langer Gebete, deßwegen wird Eure Verdammung um ſo größer und furchtbarer ſeyn.“ Ihr wißt daß man in dieſem Buch lieſt, als der Zauberer Simon die Gabe des heiligen Geiſtes mit Geld erkaufen wollte, der heilige Petrus zu ihm ſagte: „Dein Geld vergehe mit Dir, weil Du glaubteſt, daß man die Gnade Gottes um ſchnödes Geld erkaufen könne!“ Ihr, die Ihr Euch die Prieſter des heiligen Petrus nennt, Ihr ſolltet deſſen Betragen nachahmen, und denen, die Euch Geld für eine Meſſe zur Erlöſung aus dem Fegfeuer bringen, mit dieſen Worten antworten. Gottes Wille und Gottes Wort iſt in der heiligen Schrift deutlich ausgeſprochen, und alle

Sünder, die aufrichtig bereuen, haben Gnade vor ſeinem Richterſtuhl zu hoffen, Sünder aber ſind wir Alle, die wir auf Erden wandeln, und Ihr mit, Herr Erzbiſchof; aber dieſe Gnade läßt ſich durch kein Gold, nicht durch alle Schätze der Welt, die in den Augen des Allmächtigen nur eitler Tand und Staub ſind, erkaufen. — Gott öffnet ſeinen Himmel allen wirklich bereuenden und ſich beſſernden Sündern gratis, ſeine Barmherzigkeit dehnt ſich ohne Unterſchied und ohne allen Vorbehalt irdiſcher Dinge über alle wahrhaft Reuigen aus. Dies iſt die wahre Großmuth, die unendliche Güte und Liebe. Läßt ſich etwas Erhabeneres, etwas dem Allmächtigen Würdigeres denken? — Wer muß einen ſolchen Gott nicht lieben, ihm nicht gehorſam ſeyn? Dieſem Gott ſollt Ihr Euer Leben widmen und heiligen und nicht den von Euch geſchaffenen Abgöttern! Götzen, die Euch nur dazu dienen ſollen, die irdiſchen Güter in reichlichſter Fülle zu genießen. Gott ſchenkt in ſeinem Reich der Gnade wie in ſeinem Reich der Natur Alles; er giebt das ewige Leben, wie er das irdiſche gegeben, — umſonſt, oder doch nur unter der Bedingung, ſich deſſen würdig zu machen, jedoch nicht durch Geld und Gold, ſondern durch edle Handlungen. Aber wie würdigt Ihr dieſen Gott herab, wie ſehr ſtellt Ihr den Schöpfer dem Geſchöpf gleich, indem Ihr die Dummen und Einfältigen glauben machen wollt, daß Erſterer eitle Güter von den Letzteren erwarte, für Thaler mit ſich handeln und feilſchen laſſe, wie zwiſchen zwei Menſchen, die einen Kauf oder Contrakt mit einander abſchließen? — Folglich, Herr Erzbiſchof, begreift beſſer deſſen Größe, unendliche Güte und Allmacht, und bedenkt, daß er Alles giebt ohne etwas anderes als eine rechtliche Handlungsweiſe zu begehren. — Gebt alſo ohne Verzug, wie es auch der Wille des heiligen Vaters iſt, das Geld für die noch lebenden Unglücklichen der Cataſtrophe von Monville heraus, und überlaßt es Gottes Barmherzigkeit, für das Heil der verunglückten Todten zu ſorgen.

Jeſuit-Michel endigte hiermit ſeinen dem Erzbiſchof, der während dieſer Rede öfters die Farbe gewechſelt, ſo wie der Teufel unwillig gegrinzt hatte, gehaltenen Sermon.

— Wenn dies der Wille des heiligen Vaters zu Rom iſt, ſo will ich die Sache der geiſtlichen Commiſſion in der nächſten Sitzung vortragen, ſagte der Erzbiſchof.

— Nicht doch, erwiederte Michel, dies wäre nur eine leere Formalität; ich weiß, dieſe geiſtliche Commiſſion kennt keinen an-

dern Willen als den Eurigen, darum ohne Zaudern, laßt das eingegangene Geld ſeiner wahrhaften Beſtimmung ſofort zukommen, und zwar zur Stunde, denn ich habe keine Zeit zu verlieren und muß ſofort nach Rom zurück, dem Papſt Bericht über den Erfolg meiner Sendung abzuſtatten.

— Ihr werdet doch wenigſtens ein Paar Tage bei uns in Rouen verweilen, erlaubt mir, daß ich Euch eine paſſende Wohnung anweiſen darf.

— Wo denkt Ihr hin, Herr Erzbiſchof, kaum ein Paar Stunden läßt es uns Zeit hier zu raſten.

— Aber ich kann in der That ohne die geiſtliche Commiſſion, welche dieſen Beſchluß gefaßt, in dieſer Sache nicht mehr allein und für mich entſcheiden.

— Wohlan, ſo laßt dieſe Commiſſion augenblicklich zuſammenkommen, wir werden der Berathung über dieſen Gegenſtand beiwohnen.

— Dies geht unmöglich ſo ſchnell, die ehrwürdigen Herrn ſind noch mit andern Dingen beſchäftigt; heute iſt Montag, Dienſtag iſt eine große vornehme Leiche, Mittwoch haben die meiſten andere kirchliche und geiſtliche Verrichtungen, Donnerſtag, Freitag, ja etwa bis Freitag Nachmittag oder Sonnabend Vormittag könnte ich das Conſeil ....

— Nicht doch, Herr Erzbiſchof, ich bin gewöhnt ſolche Sachen viel raſcher abzumachen; wenn Ihr mir erlaubt, ſo will ich dafür ſorgen, daß höchſtens in einer Viertelſtunde die ehrwürdigen Herrn hier verſammelt ſind.

— Unmöglich, die ....

— Das Wort „unmöglich“ habe ich längſt aus meinem Wörterbuch geſtrichen, Ihr werdet Euch ſogleich davon überzeugen, wie mein College die Herren zuſammentrommeln wird.

Michel gab nun dem Hinkenden einen Wink, der ſich ſofort entfernte, und bat den Erzbiſchof, ſich wenige Minuten zu gedulden, worauf ſich beide nach einigem Complimentiren auf einer ſchwellenden Ottomanne niederließen.

Kaum hatten ſie ſich geſetzt, ſo trat ſchon der ehrwürdige Erzdiakonus L.... in den Salon, ihm auf dem Fuße folgten die Pfarrer von St. Ouen und der Metropolitan, und dieſen noch einige Dechanten, unter denen einer einen Wanſt hatte, der ſo ungeheuer ſchwer und dick war, daß er ihn in einer Achſelbinde tragen

mußte, und auf dieſem Rumpfe ſaß ein kupferrothes Vollmonds=geſicht, welches einen ſo ſchimmernden Glanz von ſich warf, daß man hätte glauben ſollen, es wäre ſo eben erſt aus einer Verſailler Lackirfabrik gekommen. Auch die Pfarrer der Kirchen Saint=Vincent, Saint=Patrice, Saint=Romain, Saint=Maclou, Saint=Gervais fanden ſich allmählig ein, und ehe zehn Minuten vergingen, war die ganze geiſtliche Commiſſion bei dem Erzbiſchof verſammelt, der ſich nicht genug darob erſtaunen konnte.

Auch Asmodi hatte ſich wieder eingefunden.

— Nun, Herr Erzbiſchof, hatte ich zu viel geſagt? noch iſt die Viertelſtunde nicht um.

— Ich begreife nicht, Ihr müßt .... Gott ſteh uns bei!

— Das kömmt daher, weil ich hier einen Boten in meinem Gehülfen habe, der ſo expeditiv iſt, wie Ihr ſchwerlich einen zweiten in Eurer ganzen Diöceſe auffindet. Doch jetzt zur Sache, Herr Erzbiſchof, macht die hochwürdigen Herrn mit dem Willen Seiner Heiligkeit bekannt.

Der Erzbiſchof trug dem verſammelten geiſtlichen Rath den ihm durch Michel kundgegebenen Befehl des Papſtes, die für die Unglücklichen von Monville geſammelten 10,400 Franken an die noch Lebenden zu vertheilen, vor, und erbat ſich ihre Meinung.

Da gab es gewaltig verzogene Geſichter. Das kupfrige Mondſcheinsgeſicht wurde zinnoberroth und runzelte ſich, ſoviel es die hochaufgedunſene Haut nur immer geſtatten wollte.

An Einwendungen aller Art und von allen Seiten fehlte es nicht, und mehrere der würdigen Herren vergaßen ſich ſogar ſo weit, ſich ziemlich ungebührlich über den heiligen Vater zu Rom, Pius **IX.**, auszulaſſen.

Jeſuit=Michel begegnete jedoch kräftig allen Einwendungen und Widerſprüchen und wiederholte der verſammelten Commiſſion Alles was er ſchon dem Erzbiſchof geſagt und mitgetheilt hatte; aber vergeblich! die Herren wollten ſich weder belehren noch bekehren laſſen, meinten, der Papſt habe ſich in die innern Angelegenheiten der erzbiſchöflichen Diöceſe von Rouen nicht zu miſchen und müſſe zufrieden ſeyn wenn man dem heiligen Stuhl zu Rom gehörig und richtig ſeine Gebühren einſende. Dieſer Meinung pflichtete auch der Erzbiſchof bei.

— Alſo, Ihr Herren weigert Euch förmlich, den Befehlen des

heiligen Vaters zu gehorchen? fragte Michel endlich nachdem er alle ſeine Beredtſamkeit erſchöpft hatte.

— Der heilige Vater wird ein Einſehen haben, verſetzte der Erzbiſchof, und ſich von der Nothwendigkeit überzeugen, daß die Diener Gottes nicht, nicht ....

— Nicht verhungern und verdurſten können, fiel das Vollmondsgeſicht dem Erzbiſchof ins Wort.

— O, damit hat's doch wahrlich bei Euch keine Noth, Herr Erzdiakonus, ſagte Michel und lachte laut auf, dem geiſtlichen Herrn einen vergrößernden Raſierſpiegel vorhaltend, ſo daß derſelbe vor ſich ſelbſt erſchreckend zurückhupfte, ſtolperte, und den ganzen Palaſt erſchütternd auf den Allerwertheſten fiel.

Die ganze geiſtliche Commiſſion ſtürzte nun auf den gefallenen Bruder zu, um ihm wieder auf die Beine zu helfen; aber vergeblich waren alle Anſtrengungen dieſer Herren, obgleich der Erzbiſchof ſelbſt mit Hand anlegte, der Klumpen Fett und Fleiſch war nicht von der Stelle zu bringen, und ließ ſich vernehmen:

— Ich wollte daß der Papſt mit ſamt ſeinen Abgeordneten beim — Gott ſey bei uns — wäre.

— Ruhig, Hochwürdiger, ſagte Michel, um's Himmelswillen keine Blasphemien, ſonſt könntet Ihr den Bann verwirken.

Die Herren machten nochmals vergebliche Anſtrengungen, dem Gefallenen auf die Beine zu helfen.

— Gebt Euch keine Mühe, ſagte nun Michel zu ihnen, ich verſtehe es beſſer, und berührte den auf dem Boden Liegenden mit ſeiner Fußſpitze, und ſiehe da, der Hochwürdige ſtand im Nu, wenn auch wackelnd, doch gerade auf ſeinen beiden Beinen.

— Und jetzt frage ich Euch zum letzten Mal, ſagte Michel, ob Ihr Euch in den Willen des heiligen Vaters fügen wollt oder nicht.

Abermaliges Zuſammenſtecken der Schädel der geiſtlichen Commiſſion und dilatoriſche und ausweichende Antworten.

— Gut, ſo nehme ich es auf mich, den Exekutor Sr. Heiligkeit zu machen, ſprach nun Michel, und gab ſeinem Begleiter einen Wink.

Und, o Entſetzen! plötzlich wurden Asmodis Finger zu ellenlangen Krallen, ſeine Hände zu ungeheuern Tatzen, alle ſeine Haare ſträubten ſich empor und jedes einzelne wurde zu einem Eiſendraht, ſie klirrten gegeneinander als wenn Speere zuſammenſtießen, und mitten aus ihnen wuchſen ein Paar Rieſenhörner hervor, kurz der

Teufel ſtand jetzt in ſeiner ſcheußlichſten Geſtalt vor den geiſtlichen Herren, die ſammt und ſonders ein Zitterfieber befiel, ſo daß ſie wie vom Sturm bewegtes Espenlaub ſchlotterten, ſprachlos geworden waren und ihnen Hören und Sehen verging.

— Soll Euch dieſer jetzt packen, oder wollt Ihr ſofort das Geld für die Unglücklichen von Monville herausgeben?

— Wir wollen, wir wollen — gnädigſter Herr Teufel, ſtammelten und ſtotterten auf die Knie fallend und ſich bekreuzigend die ſämmtlichen Hochwürden.

— Dies hieß Euch ein guter Geiſt ſprechen, denn ſonſt hätte Euch mein Kamerad hier ſämmtlich die Hälſe umgedreht und in die Euch ohnehin zugedachte Behauſung ſeines Reichs ein Paar Jahre früher ſpedirt. Aber mit dem Herausgeben jener Gelder iſt's noch nicht abgemacht, Ihr ſeyd auch wegen mehr als anderthalbjähriger, ungerechter Vorenthaltung dieſen Armen die Zinſen ſchuldig, die ich nach der Art ächter Wucherer auf 2 bis 300 vom Hundert anſchlage, aber der Wucher zu Gunſten der Armen iſt ein verdienſtliches Werk; übrigens ſtelle ich es Eurer Großmuth frei, noch mehr zu dieſem Zweck beizuſteuern. Aber wehe dem, der zu wenig giebt, mein Freund hier wird ſogleich kurzen Proceß mit ihm machen.

Bei dieſen Worten zog Michel ein Papier aus der Taſche, übergab es dem Erzbiſchof und ſagte:

— Schreibt nieder was Ihr zu geben geſonnen ſeyd. Der Erzbiſchof unterzeichnete ſofort zitternd 30,000 Franken, und alle der Reihe nach folgten ſeinem Beiſpiel jeder nach ſeinen Mitteln und Kräften, ſelbſt der Dickwanſt blieb nicht zurück. Michel warf einen Blick auf die Schrift und zeigte ſich zufrieden.

— Dies, meine Hochwürdigen Herrn, mag Euch zur Lehre für die Zukunft dienen; Ihr werdet Sorge tragen daß die Bedürftigen die Gelder binnen vier und zwanzig Stunden erhalten, ſonſt wäre ich genöthigt Euch einen zweiten Beſuch abzuſtatten, bei dem es nicht ſo glimpflich abgehen dürfte. Somit, nach Umſtänden, Gott oder dem Teufel befohlen! —

Hiermit empfahlen ſich die beiden Kumpane, Asmodi ließ jedoch einen ſo ſtarken und pikanten Geruch zurück, daß die hochwürdigen Naſen noch lange davon inkommodirt wurden.

Den erzbiſchöflichen Palaſt verlaſſend, ſagte Michel zu ſeinem Gefährten: „Nun nach Rom zurück!“

— Es iſt ſchon ſpät, ich rathe Dir für heute in Paris auszuruhen, wo Allerlei aus Deutſchland für Dich angekommen, wir können dann morgen mit dem früheſten in den Kirchenſtaat zurück.

Michel war es zufrieden und fand in dem Prinzenhotel in der That mehrere Schreiben aus verſchiedenen Ländern vor, unter denen eines aus dem Herzogthum Naſſau folgenden Inhalts:

„Wiesbaden im Dezember 1846.

Meine Herrn Teufel!

Denn das ſeyd Ihr doch, einer wie der andere. Erlaubt mir, daß ich Euch ein ſich in unſerm Lande zugetragenes Geſchichtchen wahrhaft dämoniſcher Art mittheile, und um die Beſtrafung der darin bezeichneten Böſewichter, es ſey in dieſer oder jener Welt, bitte. Ich bürge und ſtehe für die Wahrheit der Sache, von der Ihr Euch nach Gefallen ſelbſt hinlänglich überzeugen könnt:

Ein Kaſſenbeamter unſers Herzogthums, ein ſonſt rechtlicher Mann, hatte das Unglück, eine bitterböſe Sieben zur Gattin zu haben, welche das Vermögen ihres Mannes ſo wie das beigebrachte auf die leichtſinnigſte Weiſe vergeudete, dabei den guten Ehemann betrog und die eheliche Treue auf die liederlichſte Weiſe mit übelfamirten Subjekten brach. Aber damit noch nicht zufrieden, bewog ſie ihren etwas ſchwachen Mann, unter dem Vorwand, daß ihre Geſundheitsumſtände ſchlechterdings forderten eine Badeſaiſon in Wiesbaden mitzumachen, einen Griff in die ihm anvertraute Kaſſe zu thun und 12 bis 1400 Gulden herrſchaftlicher Gelder aus derſelben zu entnehmen, womit ſie fröhlichen Muthes in das Bad abfuhr. Kaum war jedoch das Geld aus der Kaſſe und die Frau im Bad angekommen, als ſich der Kaſſenviſitator bei dem Manne einſtellte, die Kaſſe zu revidiren verlangte und ſo das Deficit entdeckte. Der Beamte, zu ehrlich um ſich durch Ausflüchte oder Lügen und falſche Angaben aus der Klemme helfen zu wollen, geſteht ſeinem Vorgeſetzten die Wahrheit ein, ſo wie daß ihn eine Frau zu dieſer That verleitet habe; der Viſitator verläßt ihn jedoch achſelzuckend. Nach unſern Geſetzen ſteht Caſſation auf einer ſolchen That, und Mann, Frau und Kinder haben alle Anſprüche auf die ſonſt übliche Penſion oder Unterſtützung verloren. Kaum war die Sache bekannt, ſo erhält der ohnehin ſchon der Verzweiflung nahe Beamte ein Schreiben von ſeiner theuern Ehehälfte, in welchem ſie ihm ſagt:

„„Lieber Mann, ſey doch ſo gut und ſchieße Dich todt, ehe die Sache unterſucht wird, damit wir Penſion bekommen.““

Der Mann iſt in der That ſchwach genug, dieſen wohlgemeinten Rath zu befolgen, und die Wittwe lebt jetzt herrlich und in Freuden als Maitreſſe des Viſitators, der das Deficit entdeckte.“

— So lange es dauert, ſagte Michel, das Schreiben wieder zuſammenlegend, und die Sache in ſeiner Agenda mit Roth aufzeichnend, um ſie gelegentlich näher zu unterſuchen und nach Verdienſt zu beſtrafen. — Er erbrach nun ein zweites Schreiben, das aus Mainz datirt und folgenden Inhalts war:

„Mein lieber Michel.

Wie ſehr biſt Du noch im Irrthum, wenn Du wähnſt daß wir Deutſchen bald dahin kommen würden, endlich einen gemeinſamen Nationalgeiſt für das gemeinſchaftliche Vaterland zu erlangen; noch um hundert Procente ſtehen wir in dieſer Hinſicht ſelbſt den Italiänern zurück, wo der Römer gegen den Florentiner, der Piemonteſer gegen den Lombarden u. ſ. w. nicht den zehnten Theil der Vorurtheile und des Haſſes gegeneinander hegen, wie z. B. der Badenſer gegen den Württemberger, der Sachſe gegen den Baiern, ja ſogar die Unterthanen eines und deſſelben Staates, wie z. B. der Rheinheſſe gegen den Altheſſen ꝛc. In dieſem Augenblick ſähen es manche der Rheinheſſen gerne und wünſchen ſogar, daß die Franzoſen kommen und ſie franzöſiſch machen möchten! — und warum? — weil es der Großherzoglich-Heſſiſchen Regierung mit Zuſtimmung der Kammern gefallen hat, ein und daſſelbe Geſetzbuch für das ganze Land redigiren zu laſſen, damit nicht mehr dieſſeits des Rheins ſchwarz ſeyn ſoll was über dem Rhein weiß, und weiß was über dem Rhein ſchwarz iſt. — Es fehlte nicht wenig daß man deshalb bei uns eine allgemeine Trauerkleidung angelegt hätte. — Bisher beſtanden hier noch die Codes Napoleon, ein Geſetzbuch das manches Gute, viel Schlechtes und Untaugliches, und nicht ſelten baaren Unſinn enthält. Es iſt aber nun einmal unſer angebeteter Götze, beſonders derer die ihn am wenigſten kennen und nicht ahnen, daß man ſchon ſeit Jahren in ganz Frankreich eine nothwendige Reform deſſelben begehrt, und ſich das Geſchrei nach dieſer jedes Jahr bei Eröffnung der Kammern erneuert. — Was aber das Komiſchſte bei der Sache, iſt, daß bei uns gerade diejenigen, welche durch dieſes Geſetzbuch am

ärgſten mißhandelt werden und denen es nicht die geringſte Selbſtſtändigkeit einräumt, ſondern ſie zu den ewigen Sklaven auch des abſcheulichſten Mannes macht, nehmlich die Frauen, ſich am tollſten über den Verluſt dieſes ihnen ſo theuern Kleinodes, deſſen Daſeyn ſie jedoch nur vom Hörenſagen kennen, geberden. Um die allgemeine Betrübniß über dieſes Ereigniß recht kund zu thun, wollen ſich die guten Mainzer ſogar der Carnevalsfreuden für dieſes Jahr begeben, wahrlich kein kleines Opfer für ein ſo lebensluſtiges, fröhliches und heiteres Völkchen. Die Frauen handeln dabei freilich in aller Unſchuld, denn hier kann man mit vollem Recht das: „Herr vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun“, anwenden, und die Eheherrn wären große Narren, ſie deshalb aufzuklären. Ich kann zwar nicht beſtimmen, ob das neue Geſetzbuch beſſer als das alte iſt, dies muß uns die Zeit lehren; auf jeden Fall iſt es aber ſchon ein großer Gewinn, daß nur e i n Geſetz im ganzen Großherzogthum herrſcht, wie es noch ein unendlich größerer Gewinn wäre, wenn endlich einmal ein und daſſelbe Geſetz in allen deutſchen Staaten und Gauen eingeführt wäre, alle Deutſche ein und daſſelbe Recht in den verſchiedenen Staaten hätten, deutſche Staatsbürger wären, und man nicht mehr von dem Deutſchen, der eine halbe Stunde von der hannöverſchen, braunſchweigiſchen, heſſiſchen oder badiſchen Grenze wohnt, als von einem Ausländer ſprechen und ihn ſo qualificiren hörte! aber bis dahin wird es noch gar manchmal Nacht werden und der Rhein, die Elbe und die Donau Billionen Tonnen Waſſer dem Meer zuführen, obgleich ein alleinig-deutſcher Congreß mit einigem Fleiß die Sache ſchon binnen Jahresfriſt reguliren könnte. Doch um wieder auf unſer Geſetzweſen zu kommen, ſo könnte man ja recht gut die ſo ſehr gewünſchte und allerdings in vieler Hinſicht höchſt nothwendige Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, beſonders auch bei der Civiljuſtiz beibehalten und einführen, ohne das Abgeſchmackte der napoleoniſchen Geſetze ferner zu benützen, und ebenſo die Jury, jedoch in der Art beſchränkt, daß nicht die kraſſeſte Ignoranz, Beſchränktheit und Unfähigkeit, wie dies ſo oft der Fall iſt, Sitz und Stimme in derſelben haben kann. — Uebrigens mag es ſeyn wie es will, ſo iſt die Sache keineswegs von der Bedeutung und Wichtigkeit, daß ſie Deutſche veranlaſſen ſollte, eine Fremdherrſchaft und mit ihr ein fremdes, ſchweres Joch und Tyrannei herbeizuwünſchen, und es iſt ein ſchlimmes Omen für die Zukunft unſers Vaterlandes,

daß ſich einige ſeiner Kinder ſo weit vergeſſen können. Somit, mein werther Michel, hätte ich mein Herz gegen Euch ausgeſchüttet und überlaſſe Euch das Uebrige. Euer ꝛc.“ —

Michel warf das Schreiben unwillig bei Seite, zu ſich ſelbſt ſprechend: Es iſt doch immer noch die alte Leier und das alte Volk, von dem ſchon Göthe ſagte: „Statt ſich zu freuen, zwei ſolche Burſche wie Schiller und mich zu den ihrigen zählen zu können, hadern und ſtreiten ſie wie beſeſſen, wer von uns beiden am wenigſten taugt!“ — da muß man allen Muth und alle Hoffnung verlieren, daß es je anders werden wird. Waren ſie nicht bei dem Würzburger Sängerfeſt eine Seele und ein Herz?-da gab es keine Oeſtreicher, keine Preußen, keine Baiern und keine Schwaben, keine Sachſen und keine Heſſen, ja ſogar keine Frankfurter mehr, alles war deutſch, und nur deutſch, aber dieſe Deutſchheit dauerte gerade ſo lange als der Rauſch des Weindunſtes, und mit dieſem verflog auch die geträumte Einigkeit und Einheit. Kopfweh und Katzenjammer und einige zerriſſene bunte Fahnenlappen war Alles was davon übrig blieb und die Sänger mit in die Heimath brachten. Da iſt, ſelbſt mit dem Teufel und der Hölle im Bunde, Hopfen und Malz verloren, und man möchte den Karren unmuthig ſtehen laſſen. Indeſſen will ich doch den Mainzer Schönen über ihr wahres Intereſſe die Augen öffnen.

Michel ſetzte ſich nieder und ſchrieb:

„Offenes Schreiben an die liebenswürdigen Mainzerinnen.

Meine wertheſten Damen.

In allen Ländern und Städten Europas, in denen ich verweilte, und ich kann Sie verſichern daß es nicht wenige ſind, habe ich nirgends liebenswürdigere, anmuthigere, geiſtreichere und ſchönere Geſchöpfe gefunden als die Frauen und Mädchen in dem herrlichen Mainz ſind, und deshalb wollen Sie mir vergönnen, meine Damen, und es mir nicht übel nehmen, wenn ich mich unterfange, Ihnen über gewiſſe, Sie höchſt intereſſirende Dinge einigen Aufſchluß zu geben und Ihnen die bezaubernden und bezauberten Augen zu öffnen. Sie ſind höchſt entrüſtet, aufgebracht und in Trauer, Kummer und Betrübniß verſetzt, weil man an die Stelle des Code Napoleon ein anderes Geſetzbuch ſetzt. Wiſſen Sie denn auch, meine Schönen, daß Sie dieſer Code Napoleon zu wahren Sklavinnen, zu totalen Nullen macht, ja der wichtigſten bürger-

lichen Rechte beraubt? — Ihre Männer dürfen ohne Ihre Genehmigung, ohne Ihre Zuſtimmung, ja ohne daß Sie es nur wiſſen und ahnen, Ihr Vermögen, Ihre Güter veräußern, verkaufen, verſetzen ꝛc., und Sie haben nicht das mindeſte Recht, ſich deshalb zu beklagen, während Sie auch nicht über einen Pfennig ohne die Zuſtimmung Ihres Eheherrn verfügen können, ohne den alles was Sie beſchließen ungültig, null und nichtig iſt. Ja die Sache geht ſo weit, daß eine Frau von ihrem erſparten, von ihrem mühſam ſelbſterworbenen Verdienſt nicht einmal einen Pfennig für ſich oder unter ihrem Namen in eine Sparkaſſe oder ſonſt anlegen kann, der Mann muß dies in ſeinem Namen thun, und auch nur der Mann kann dies Geld ohne Wiſſen der Frau wieder erheben und nach Luſt verpraſſen und verſchwelgen, ohne daß die Letztere das mindeſte Recht darauf hätte oder ſich beklagen dürfte! Leſen Sie gefälligſt im Code-Civil Napoleons, drittes Buch, §. 1421 u. ſ. w., in der zweiten Section des dritten Abſchnitts, und Sie werden ſich ſelbſt überzeugen, daß ich die Wahrheit rede. Will ich nun auch gerne zugeben, daß die Mainzer Ehemänner klaſſiſche, das heißt ſolche Ehemänner ſind, die man allen übrigen Ehemännern Europas als Muſter hinſtellen kann, ſo weiß ich doch aus Erfahrung, daß es auch hie und da einige Ausnahmen und räudige Schafe unter ihnen giebt, welche vom geraden Pfade des heiligen Eheſtandes auf allerlei Abwege gerathen, es ſey nun daß ſie der vollwangige Gott Bacchus, Frau Venus vulgivaga, Spielſucht oder andere Liebhabereien dazu verführt, und die ſich kein Gewiſſen daraus machen, die Nothpfennige der guten Gattin in Rauch aufgehen zu laſſen. Wie dann, wenn Sie nun das Unglück beträfe, wo Gott für ſey, an eine ſo unflätige Ausnahme zu kommen, was immer im Reich der Möglichkeit liegt. Wie dann? — Darum danken Sie Gott, wenn ein neues Geſetzbuch Sie in ſolchen bejammernswerthen Fällen beſſer ſchützt, als der in dieſer Hinſicht ganz abſcheuliche Code Napoleon. Mit Jubel würden alle franzöſiſchen Damen, und namentlich die holden Pariſerinnen eine ſolche Erſcheinung begrüßen und den, der ſie hervorriefe, mit Ehrenbezeugungen, gleich denen, die Ihre würdigen Vor- und Urmütter dem Heinrich Frauenlob angedeihen ließen, überſchütten. Darum, meine holden Schönen, an deren Liebenswürdigkeit ich noch immer mit Vergnügen und ſeliger Rückerinnerung denke, hören Sie zu trauern auf, legen Sie lieber ihre eleganteſten Feierkleider an,

jubeln und befehlen Sie Ihren Männern, denn ich weiß daß Sie das können, da Ihre Bitten ſchon Befehle ſind, den Carneval fortan mit mehr Glanz als je zu feiern, und Sie werden, ich ſtehe Ihnen gut dafür, ſich trefflich dabei befinden, und für dieſen Rath Ihrem für alle Zeiten ganz ergebenſten Michel danken, der vielleicht bald wieder unter Ihnen wandelt.« —

Michel verſiegelte nun das Schreiben, legte ſich zur Ruhe, und träumte faſt die ganze Nacht von den ſchönen Mainzerinnen. Den andern Tag gegen Mittag ſpazierten Stürmer und ſein unzertrennlicher Begleiter wieder auf der Piazza del Populo (dem Volksplatz) zu Rom.

Von da gingen ſie den Corſo hinauf, und als ſie an dem General-Collegium der Jeſuiten vorüber kamen, ſagte der Hinkende:

— Jetzt ſitzen ſie beiſammen.

— Wer? fragte Michel.

— Unſere guten Freunde, denen wir verſprachen, ihrer letzten Berathung, wie ſie ſich Pius **IX.** vom Halſe ſchaffen können, beizuwohnen.

— Nun, da müſſen wir wohl Wort halten.

Beide traten nun in das palaſtähnliche Gebäude und ließen ſich als die beiden, vom Abt Desgenettes zu Paris empfohlenen Biſchöfe ankündigen. Sofort erſchien einer der Jeſuiten, denen ſie auf dem St. Petersplatze begegnet waren, empfing ſie freundlich grinzend und führte ſie durch einen langen finſtern Corridor über einen Hof in ein Hintergebäude, wo ſie einige Stufen hinaufſtiegen, und nachdem ſie noch durch einen zweiten Gang gekommen waren, wurde ihnen eine Thüre geöffnet, ſie traten in ein geräumiges Vorzimmer und aus dieſem in einen ovalen ſchwarz drapirten fenſterloſen Saal, in dem einige Lampen düſter brannten. Hier ſaßen einige fünfzig Schwarzkittel, alle mit mehr oder minder confiscirten, gaunerartigen Geſichtern.

Bei dem Eintritt der beiden Fremdlinge ſtanden alle auf und begrüßten ſie ſtumm. Eine dieſer unheimlichen Geſtalten nahm das Wort und ſprach:

— Seyd willkommen, Brüder in Chriſto! was bringt Ihr für Nachrichten von unſerm lieben Bruder Desgenettes zu Paris?

— Die beſten, hochwürdiger Herr, antwortete Michel, der würdige Mann arbeitet recht fleißig in unſerm Weinberg zur Ehre des Herrn. Aber wie ſtehen die Sachen hier?

— Nicht zum beſten, verſetzte der Präſes dieſer Verſammlung, denn dieſer war es der die Fremden angeredet hatte, doch hoffen wir zu Gott, daß es bald anders werden wird, da die Brüder faſt aller geiſtlichen Orden, die Ihr hier repräſentirt findet, mit uns einverſtanden ſind, daß ein großer Streich geführt werden muß, ſoll nicht auf einmal und für immer unſer aller, nur der Glorie des Herrn gewidmetes Daſeyn gefährdet und vernichtet werden und mit ihm die heilige, alleinſeligmachende Kirche und die römiſch-katholiſche Religion.

— Und welches ſind die Mittel, die ihr anzuwenden gedenkt, um ſo großes Unheil zu verhindern?

— Noch ſind die Meinungen getheilt. Viele der Brüder wollen, daß ſämmtliche Klöſter und die mit ihnen einverſtandenen Weltgeiſtlichen zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit und zur Erhaltung der Religion dahin wirken und verſuchen ſollen, das Volk zu einem allgemeinen Aufſtand gegen den Papſt zu bewegen; da aber dieſe Sache, wenigſtens vorerſt, wegen der großen Volksgunſt, in die ſich Pius **IX.** zu ſetzen verſtand, allzugroße, ja wohl nie zu überwindende Schwierigkeiten bietet, ſo ſind andere Brüder der Meinung, die Empörung auf günſtigere Zeiten, die nicht ausbleiben werden, zu verſchieben, indem das liebe Volk ſchon andere Geſinnungen bekommen wird, wenn es erſt ſieht, daß die Liberalität und Affabilität des heiligen Vaters ihm den Magen nicht füllt. Indeſſen könnte, bis es dahin kömmt, das Uebel doch unheilbar werden und unſere heilige Kirche und Religion unwiederbringlich zu Grunde gehen, bevor wir im Stande wären, durch die angegebenen Mittel dagegen zu wirken, weßhalb mehrere unſerer Brüder der Meinung ſind, dies ſey einer von den ſchwierigen Fällen, bei denen abermals der Zweck die Mittel heilige, beſonders da hier der Zweck das Höchſte und Erhabenſte ſey, was jeder gute katholiſche Chriſt verehre, nehmlich die Erhaltung ſeines Glaubens und ſeiner Kirche.

— Und welches wären die Mittel, welche zu dieſem Zweck führen ſollen? fragte Michel.

— Den Stein des Anſtoßes, der uns zu zertrümmern droht, bei Seite zu ſchaffen, ſagte nach einigem Bedenken der Präſes der Verſammlung.

— Und dieſer Stein des Anſtoßes, der bei Seite geſchafft werden muß, ſetzte Michel hinzu, iſt wohl kein anderer als Pius **IX.**

— Getroffen. Dieſer Papſt, der es iſt, der ſelbſt den heiligen

Stuhl Petris untergräbt, muß um jeden Preis unſchädlich gemacht werden, damit er ſein antichriſtliches, verfluchtes und gottloſes Vorhaben nicht vollbringen kann.

— Und wie wäre dies zu bewerkſtelligen?

— In unſern Zeiten kann uns nur der Tod von dieſer drohenden Gefahr befreien.

— Ja, nur der Tod, ließen ſich mehrere Stimmen dumpf murmelnd vernehmen.

— Auch ich ſehe allerdings die Nothwendigkeit ein, den Zuſtänden wie ſie jetzt noch in dem Kirchenſtaat obwalten, ein Ende zu machen, und dies iſt auch die Meinung des Abtes Desgenettes; doch wie ihnen durch den Tod des Papſtes ein Ende zu machen iſt, will mir nicht recht einleuchten, und noch weniger, wie dieſer Tod zu hoffen ſey, da ſich Pius IX. einer dauerhaften Geſundheit erfreut und in einem noch kräftigen Mannesalter befindet.

— Daß der Tod des Papſtes den jetzigen heilloſen Zuſtänden der katholiſchen Kirche ein Ende machen würde, iſt wohl keine Frage, ſagte der Präſes, und klar wie das Sonnenlicht, wie er aber zu bewirken, das iſt die Frage, die wir im Begriff zu löſen ſind, und die das Seyn oder Nichtſeyn unſerer heiligen Kirche und Religion ſo wie unſerer eigenen Exiſtenz entſcheiden muß. Pater Torli, habt Ihr, wie Ihr Euch erboten, für das Bewußte geſorgt?

— Seit fünf Tagen ſind die nöthigen Ingredienzen von Neapel angekommen und die Fläſchchen ſind in meiner Celle wohl verwahrt.

— Gut, alſo ohne Rückhalt: wir ſind im Beſitz des ſo zubereiteten Aqua Toffana, daß es durch eine drei- bis vierwöchentliche, ſich allmählig verſchlimmernde Krankheit den antichriſtlichen Pius in die andere Welt ſpediren kann.

Michel ſchauderte, ließ ſich jedoch nichts merken.

— Es handelt ſich jetzt nur noch darum, fuhr der Präſes fort, wie es dem Papſt in der gehörigen Doſis und allmählig beizubringen iſt, und dies iſt in der That keine kleine Aufgabe, bei der ſich große Schwierigkeiten zeigen.

— Die mein College hier wohl zu überwinden wiſſen dürfte, ſagte nun Michel.

— Wirklich? meinte der Präſes, da wäre uns ja mit einemmal geholfen, denn die Mittel, die uns der Exgouverneur von

Rom, Narini, geſchworner Todfeind Pius IX. und ſeiner Pläne, dem er die Entlaſſung von ſeinem Amt nimmermehr verzeihen kann, angab, ſcheinen mir bei näherer Prüfung durchaus unausführbar. Hat der hochwürdige Herr vielleicht einige Relationen mit der päpſtlichen Küche? fragte der Präſes ſich an den Teufel wendend.

— Die allerintimſten, erwiederte Asmodi, und nicht nur dieſe, ſetzte er hinzu, ſondern auch der Leibarzt ſeiner Heiligkeit iſt mir mit Leib und Seele ergeben.

— O, da ſind wir auf einmal aus aller Noth, rief jetzt der Pater Präſes, dem ſich die teufliſche Freude auf dem Angeſicht ausdrückte, entzückt aus. Dies müſſen wir ſogleich unſerm Buſenfreunde, dem Delegaten Rolli nach Civita-Vecchia melden, damit er ſich keine unnöthige Mühe mehr macht, um, wie ſein Plan war, den Sturz des Papſtes durch eine gewaltſame Cataſtrophe herbeizuführen, was immer höchſt unſicher und gefährlich für uns wäre.

— Auch den Delegaten der Romagna, Picci, müſſen wir benachrichtigen, damit auch dieſer ſeine anderweitigen Umtriebe, von denen die Regierung ohnehin ſchon Wind zu haben ſcheint, einſtelle. Auch ſeine Maßregeln ſchaden unſerer guten Sache zehnmal mehr als ſie nützen, und ſind gefährlich, ſagte einer der Beiſitzer.

— Ich war immer gegen alles was offene Empörungen und Mord mit dem Schwert in der Hand beabſichtigte, verſetzte der Präſes, um deſto ſicherer und unfehlbarer im Geheimen den Streich führen zu können. Aber jene Tollköpfe, namentlich Rolli, wollten nie auf meine Worte hören.

— Rolli mochte wohl ſeine Urſachen dazu haben, ſagte nun ein anderer Schwarzkittel, denn es geht ihm hart an den Kragen, ſeine und ſeiner Anhänger Thaten in Civita-Vecchia haben ihm furchtbare Gegner geſchaffen, deren Bemühungen ihn zu ſtürzen nicht erfolglos blieben, und er ſteht am Rand des Abgrundes.

— Alſo wir können ſicher auf Eure Mitwirkung zählen? ſagte der Präſes ſich zum Hinkenden wendend.

— So ſicher als dereinſt auf Euern ſanftſeligen Tod, erwiederte dieſer hämiſch grinzend.

— Wohlan, Pater Torli, übergebt dem hochwürdigen Herrn die unfehlbaren Mittel zur Rettung unſerer heiligen Kirche.

Der Pater Torli entfernte ſich und kam nach wenigen Augenblicken mit einem Käſtchen zurück, in welchem ſich dreißig äußerſt zierlich geſchliffene Cryſtallfläſchchen mit einer klaren, waſſerähnlichen

Flüſſigkeit angefüllt befanden. Er übergab dieſelben dem Teufel und inſtruirte ihn dahin, daß ſeiner Heiligkeit jeden Tag der Inhalt eines ſolchen Fläſchchen in der Fleiſchbrühe, der Chokolade oder andern Getränken beizubringen ſey.

Michel nahm dem Hinkenden das Käſtchen aus der Hand, beſah die Flaſchen, und warf ſie ſodann mit ſolcher Kraft zur Erde, daß alle zerſprangen und der Inhalt derſelben auf den Boden ſtrömte.

— Was ſoll das heißen! ſchrie der Präſes.

— Verrath, Verrath! ließen ſich zugleich mehrere Stimmen hören, und andere Schwarzkittel ließen Dolche blitzen.

— Man bemächtige ſich ſogleich dieſer beiden Fremdlinge und werfe ſie in unſern tiefſten Kerker! befahl der Präſes, und ein Dutzend der Anweſenden ſtürzten auf Michel und ſeinen Begleiter zu, ſie zu packen.

— Zurück! donnerte nun Michel, Keiner rühre ſich von der Stelle, und alle ſtanden unbeweglich wie die Bildſäulen der Heiligen auf den Colonnaden des St. Petersplatzes.

— Ihr ſeyd ſammt und ſonders mit Haut und Haar der Hölle verfallen, und damit Ihr einen Vorſchmack von dem was Euch erwartet, erhaltet, ſoll Euch hier mein College, den Ihr mit dem Auftrag den Papſt zu vergiften beehrtet, eine kleine Luſtreiſe an den Ort machen laſſen, den Ihr für alle Ewigkeit bewohnen werdet.

Michel ſprach nun einige den Vätern unverſtändliche Worte zu ſeinem Gefährten, plötzlich öffnete ſich der Boden des Saals und ſpie unter Feuer und Flammen über ein halbes Hundert dämoniſcher Ungeheuer aus, gerade ſo viel als Pfaffen in dieſer ehrbaren Verſammlung waren. Ein jedes derſelben nahm eine ſehr ehrerbietige Stellung vor einem der Patres an, indem es vor demſelben niederkniete, Michel aber kommandirte trotz einem Cavallerieoberſten: „Aufgeſeſſen!“

Hier half kein Sträuben und Ach, alle mußten aufſitzen, und auf das Commando „Marſch“ machten die ſcheuslichen Reitthiere dreimal die Runde in dem Saale herum und fuhren ſodann mit ihren halbtodten Reitern, die ſich an den Hörnern der Diaboliſchen feſtklammerten, den geöffneten Schlund hinab.

Eine Viertelſtunde darauf kamen ſie eben ſo beritten, jedoch todtenfarbiger als der Tod ſelbſt, aus dem Abgrund wieder herauf, und Michel kommandirte: „Abgeſeſſen!“

Da die halbtodten Patres dieſes Commando jedoch nicht befolgten, ſo ſchüttelten ſie ihre gehörnten Reitthiere ſehr unſanft ab, und verſchwanden in dem ſich hinter ihnen ſchließenden Abgrunde wieder.

— Ihr habt nun geſehen, was Euch erwartet, verruchte Giftmiſcher, Ihr habt geſehen, welche Qualen die Mörder Ganganellis erdulden müſſen. Ihr habt zwar Euer abſcheuliches Vorhaben, Dank uns, nicht ausgeführt, aber doch den beſten Willen dazu bewieſen, was auf eins hinausläuft. Was Ihr fortan zu thun habt, um wo möglich die Barmherzigkeit des Allmächtigen zu rühren, mögt Ihr ſelbſt erwägen. Fernere Vergiftungsverſuche werden Euch hoffentlich vergangen ſeyn, und ſomit Valet.

Aus dem Saal tretend, ſprach Michel zu Asmodi:

— Nun laß uns noch einen Abſtecher zu dem ſaubern Delegaten nach Civita-Vecchia und dem ſchändlichen Treiben in dieſer Stadt ein Ende machen.

Einige Minuten darauf ſchifften die beiden Unzertrennlichen ſich im dortigen Hafen aus und ſetzten ſich an einen der Tiſche, die vor einer Locanda der Hauptſtraße unter ſchützenden Zelttüchern ſtanden.

Zwei Individuen, von denen der eine ein ſtarker Vierziger und der andere ein hoher Fünfziger und völliger Graukopf war, ſaßen an einem andern, ihnen naheſtehenden Tiſche im Geſpräch begriffen. Michel hörte ihnen aufmerkſam zu.

— Und warum ſo außerordentlich ſtarken Kaffee, Herr Doktor? das iſt nicht geſund, und dabei ſind Sie bleich und ſehen ganz zerſtört aus.

— Kein Wunder, ich habe die ganze Nacht kein Auge zugemacht.

— Wenn Sie ſo fortfahren, ſo richten Sie Ihre Geſundheit zu Grund.

— Muß man nicht leben, Freund? — Unſere Bedürfniſſe mehren ſich mit jedem Tage, und mit ihnen die Ausgaben, um ſie beſtreiten zu können muß man arbeiten wie ein Vieh.

— Indeſſen ſind Sie noch immer zu beneiden, Sie verdienen in einer Nacht mehr als ich in vierzehn Tagen; hätte ich es noch einmal zu thun, ſo würde auch ich Advokat werden.

— O, nicht allen gelingt es, eine reiche Ernte nach der Ausſaat zu machen, gar manche nagen am Hungertuch.

— Wahrſcheinlich die Ehrlichſten.

— So! zu welchen zählen Sie mich?

— Verzeihen Sie, Herr Doktor, da es noch nicht ausgemacht iſt, ob man die Ehrlichkeit dem Vortheil vorziehen ſoll, ſo halten Sie es in dieſem Zweifel mit dem letztern, und ich geſtehe daß ich ein Gleiches thue.

— Nun, wir kennen uns; wenn ich nur den Advokaten für ſolche Clienten machte, die eine gerechte Sache haben, ſo könnte ich meine Bücher verbrennen, um mich bei deren Feuer zu wärmen, und in Armuth und Elend vergehen. Die reiche Welt will und muß immer recht behalten und den Armen unterdrücken, denn ſie kann bezahlen. Ich unterſtütze ſie alſo nach Kräften, und eigne mir dabei zugleich einen Theil ihres Ueberfluſſes an. Manchmal fühle ich wohl ſo ein Bischen von dem was man Gewiſſensbiſſe nennt, aber ich habe mich längſt daran gewöhnt ſie zu überwinden. Da habe ich eben zwei Proceſſe für ein Paar Reiche zu führen, deren Sache nicht ungerechter ſeyn könnte, aber ich werde ſie gewinnen, oder doch wenigſtens die mittelloſen Gegner durch alle möglichen Chikanen und Rabuliſtenkniffe ſo ermüden, daß ſie aus Mangel an Geld die Sache fahren laſſen müſſen.

— Aber fürchten Sie denn nicht, daß Ihnen unter der neuen Regierung das Handwerk gelegt werde?

— Pah, Pius **IX.** iſt eben ſo wenig allwiſſend und allſehend, als jeder andere Sterbliche, und dann habe ich den Delegaten Rolli, dem ich ſchon gar manchen Liebesdienſt erwies, zum Freund.

— Man munkelt, daß dieſer die längſte Zeit auf ſeinem Poſten geweſen ſey.

— Mag ſeyn, das kümmert mich wenig, ſein Erſatzmann wird auch nicht alle Klugheit gefreſſen haben, ſich Naſen drehen oder mit ſich handeln laſſen. Aber was bringt Sie auf dieſen Gedanken?

— Vorerſt iſt es nur ſo eine Vermuthung, die ich mit den Einwohnern der Stadt theile, und die ſich auf die neumodiſchen Geſinnungen des neuen Papſtes gründet. Dann aber die Geſchichte mit der Saffira und ihrem Mann.

— Man kann dem Delegaten nichts beweiſen, dafür iſt gehörig geſorgt.

— Sagen Sie mir doch, wie verhält ſich denn eigentlich die Sache, ich habe ihr nie recht auf den Grund kommen können, man redet ſo verſchieden und widerſprechend davon.

— Ich kann Ihnen die Wahrheit auf das Haar mittheilen; doch Freund, halten Sie reinen Mund, denn ſonſt ....

— Ich ſollte doch denken, daß wir uns kennen. Seyen Sie alſo unbeſorgt, was Sie von mir wiſſen, meine verborgenſten Geheimniſſe bürgen hinlänglich für mich.

— Gut, alſo hören Sie: Der Delegat Rolli, ein alter Praktikus in Amors Dienſten, hat ſich ſterblich in die reizende junge Gattin des päpſtlichen Einnehmers Altavilla verliebt, fand aber troß allen Künſten der Verführungen, die er nebſt Gold aufwandte, kein Gehör; die ſchöne Spröde wies ſeine Anerbietungen auf das verächtlichſte zurück, ohne jedoch ihrem Manne etwas davon zu entdecken. Der Delegat, der mich zu ſeinem Vertrauten in dieſer Sache gemacht, ließ auf meinen Rath die Kaſſe des Einnehmers durch einen der gewandteſten und durchtriebenſten unſerer Galeerenſträflinge erbrechen und berauben, und gab dieſem noch einen Paß in den beſten Formen in das Königreich Neapel, indem er ihm zu dem geſtohlenen Gelde noch ein Sümmchen zulegte und ihn dann mit Extrapoſt über die Grenze führen ließ.

— Wie nennt ſich der ſaubere Advokat? fragte hier Michel ſeinen Begleiter.

— Das iſt der berüchtigte Doktor Giucho, in ſeiner Jugend ein Raubliberaler und jeßt der Rechtskonſulent und Sachwalter aller Gauner, Schurken, Beutelſchneider, Verkäufer falſcher Lotterieloose, betrügeriſcher Banqueroutirer u. ſ. w.

— Ein ſauberer Galgenſtrick, doch hören wir weiter.

— Das iſt wieder eines von Ihren Meiſterſtücken, ſagte der Geſellſchafter des Doktor Giucho.

— O, das iſt noch nicht Alles; jeßt ließ der Delegat die Kaſſe des Einnehmers viſitiren, der ſelbſt noch nicht wußte daß er beſtohlen worden war, das Deficit betrug mehrere Tauſend Scudi, und Altavilla ward ſogleich in Ketten geſchmiedet und in den furchtbarſten Kerker Civita-Vecchias geworfen, in dem er noch ſchmachtet.

— Und ſeine Gattin ergab ſich dem Delegaten?

— Noch nicht, auch dieſer ſchmachtet noch in den Feſſeln der ſpröden Schönen, iſt jedoch, wie ich glaube, auf dem Punkt erhört zu werden, da er ihr als Preis für ihre Gunſt die Befreiung und Freiſprechung ihres Mannes verſprochen hat und das Manco erſeßen will; ich mache den Unterhändler, und mein Kuppelpelz ſoll mir nicht weniger als Tauſend Zechinen eintragen. Heute Morgen war ich zum Leßtenmal bei der Signora und habe ſie ſchon ſo ſchwankend und wankend gemacht, daß ſie mir verſprach, dieſen

Abend ihr, hoffentlich günſtiges Ultimatum abzugeben. Dem Delegaten hinterbrachte ich die frohe Botſchaft und er freute ſich ſchon diaboliſch auf die kommende Nacht.

— Giucho, Sie ſind ein wahrer Teufelskerl.

— Wir wollen dieſen Teufelskerl ſogleich packen, murmelte Michel leiſe.

— Gedulde Dich noch ein wenig, Du wirſt noch einige andere Stückchen von dem ſaubern Patron hören.

— Und meine Proceſſe, wie ſtehen ſie, Herr Doktor? ſagte der Grauſchimmel.

— Vortrefflich, ich ermüde und erſchöpfe nicht nur ihre Gegner durch alle mögliche Chikanen, ſondern die falſchen Zeugen, die vorgebrachten falſchen Rechnungen und Quittungen, ſo wie daß ich den Referenten und einige Richter ganz auf unſere Seite gebracht und den andern durch meine Kniffe ganz den Kopf verwirrt habe, laſſen keinen Zweifel übrig, daß wir gewinnen werden. Nur in der Sache mit Ihren Mündeln würde ich doch zu einem Vergleich rathen, theuerſter Herr Griffino.

— Wenn er zu meinem Vortheil ausfiele und ich nicht zu viel dabei verliere; aber wie kömmt es, daß Sie mit all Ihrem Wiſſen und Ihrer Geſchicklichkeit hier zu einem Vergleich rathen?

— Weil mich die Reformen und das Verfahren unſers neuen Papſtes einigermaßen beunruhigen. Wenn Sie Ihren Mündeln die Hälfte ihrer gerechten Forderung bewilligen, ſo werden ſich dieſe, aus Furcht noch Jahre lang des Ihrigen beraubt zu ſeyn und proceſſiren zu müſſen, damit abfinden laſſen, und Sie können außerdem noch in den Augen der Welt den Großmüthigen ſpielen und Ihre andern Rechtshändel, namentlich der gegen Ihren Neffen, werden um ſo leichter für Sie zu gewinnen ſeyn.

— Aber die Hälfte, Herr Doktor, wo denken Sie hin? auf mein Gewiſſen, das kann ich nicht.

— Auf Ihr Gewiſſen? mit mir reden Sie von Gewiſſen, Herr Griffino? ich dächte, wir wären längſt darüber im Reinen, daß dieſes Ding nur ein Popanz für moraliſche Schwächlinge iſt, erwiederte Doktor Giucho.

— Auch würde ich meine Erben, meine Kinder verkürzen, denen ich etwas Erkleckliches hinterlaſſen muß, denn Sie wiſſen ja am beſten, daß in dem Jahrhundert, in dem wir leben, ohne Gold und Geld der Menſch eine Null iſt.

— Aber es bleibt Ihnen ja dennoch ein ungeheures Vermögen, das hinreicht, um ....

— Wo denken Sie hin, Herr Doktor? Sie bringen mich um, ich weiß, es iſt Ihnen ein Leichtes, auch dieſe Sache durchzuſetzen.

— Hier, bei den Gerichten in Civita-Vecchia, allerdings; aber wenn Ihre Gegner dann nach Rom appelliren? der Proceß wird Aufſehen machen; wenn er unter den Augen des neuen Papſtes verhandelt wird, dort möchte meine ganze Geſchicklichkeit nicht ausreichen, darum rathe ich noch einmal ....

— Wohlan, gewinnen wir nur erſt hier, und dann mag es gehen wie es will. Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Sie ſind bis jetzt vor keiner Schwierigkeit zurückgeſchreckt und dadurch berühmt und zum reichen Manne geworden, dieſem Umſtand verdanken Sie Ihren Ruf und Ihr Vermögen, wollen Sie jetzt anfangen ängſtlich zu werden?

— Gut, Sie wollen es, ich werde Alles aufbieten Ihnen zu genügen.

— Das kann Ihnen bei Ihrer Schlauheit und Ueberredungskunſt gar nicht ſchwer fallen.

— Beſonders wenn ich ſie noch durch andere gewichtige Gründe recht nachdrücklich unterſtützen kann, daher haben Sie die Güte, Herr Griffoni, mir einſtweilen noch fünfzig Quadrupeln anticipiren zu wollen, Sie wiſſen, ohne dieſes allmächtige Arkanum ....

— Fünfzig Quadrupeln, wo denken Sie hin, Herr Doktor? Sie machen mich zum armen Mann!

— Soll ich Ihre Sache durchſetzen oder nicht?

— Welche Frage!

— Folglich fünfzig Quadrupeln.

— Da heißt es, nimm dich zuſammen, Griffoni.

— Wann darf ich ſchicken?

— Ich werde Ihnen das Geld ſelbſt bringen, ſobald ich noch einige Beſuche bei den Armen und Kranken gemacht haben werde, welchen ich Almoſen von der mildthätigen Stiftung Perettis auszutheilen habe.

— Was Sie ſicher mit der größten Gewiſſenhaftigkeit thun, nicht wahr, mein werther Herr Griffoni?

— Verſteht ſich, und dabei gehe ich mit außerordentlicher Vorſicht zu Werk; damit dieſe Almoſen auch gehörig angewandt und nicht für unnütze Dinge verſchleudert oder verliederlicht werden,

wandle ich das baare Geld in Naturalien um, von denen ich glaube daß ſie die Armen gerade am meiſten bedürfen.

— Ja ja, ich weiß, Sie bringen ihnen ganze Portionen Gemüſe, Brod, manchmal auch etwas Fleiſch und Wein, ja ſogar Zucker und Kaffee, und den Kranken ſogar Medikamente ins Haus, die Sie ſelbſt einkaufen.

— Damit die armen Leute nicht betrogen werden, und alles möglichſt billig erhalten.

— Und möglichſt ſchlecht; die böſe Welt ſagt, daß Sie Ihren tüchtigen Schnitt dabei machen, Herr Griffoni.

— Wenn man Alles glauben wollte, was die böſe Welt ſagt, ſo müßten Sie, mein Herr Doktor Giucho, die niederträchtigſte Canaille, die der Erdboden trägt, und längſt gehängt ſeyn.

— Bſt, Herr Griffoni, wer wird ſich ſolcher Worte unter Ehrenmännern, wie wir ſind, bedienen.

— Nun, nun, Sie bringen einen ja dazu. — Ich gehe jetzt, meine Armenrunde anzutreten, auf Wiederſehen.

— Gute Verrichtung, vergeſſen Sie die fünfzig Quadrupeln nicht.

— Schon gut, noch dieſen Abend.

Griffoni entfernte ſich und Michel näherte ſich nun dem Advokaten, indem er zu ihm ſagte:

— Habe ich nicht die Ehre, den Herrn Doktor Giucho, einen der berühmteſten Juriſten im Kirchenſtaat, zu ſprechen?

— Sie ſind ſehr gütig, mein Herr, Giucho iſt mein Name, was ſteht zu Ihren Dienſten?

— Ich habe da eine verzweifelte Sache, die mir viel Sorgen und Kummer macht; ich bin ein Spekulant und Kaufmann aus Bologna, mache nebſt Geſchäften in Kaffee, Zucker, Papier und allerlei Drougerien auch ſonſt allerlei Unternehmungen, und habe mich verleiten laſſen, eine Schrift von einem unſerer armen Univerſitäts-Scribler zuſammenſchmieren und unter dem Namen eines bekannten Autors drucken zu laſſen und herauszugeben. Nun aber will mir dieſer an den Kragen, hat mich deßhalb verklagt und eine große Entſchädigungsſumme verlangt, die mich ruinirt, wenn ich ſie zahlen ſoll. Da hat mir nun mein guter Freund gerathen, mich an Sie zu wenden, indem Sie, wie er mich verſicherte, ſelbſt dem Teufel in der Hölle noch ein X für ein U vorzumachen wüßten.

— Der gute Mann hat Ihnen zu viel geſagt, ſo weit treibe

ich meine Kunſt nicht; indeſſen kann ich unter Umſtänden wohl manches leiſten, was einem Andern ſchwer werden dürfte.

— Und dieſe Umſtände wären?

— Ich ſelbſt kann in Bologna nicht Ihren Anwalt vertreten, doch finden ſich wohl Mittel und Wege, mich dort beſtens vertreten zu laſſen; ich habe gute Freunde unter den dortigen Advokaten und Richtern, aber es bedarf der Anticipation.

— Mit der kann ich dienen.

— Nun, dann haben Sie ſchon gewonnenes Spiel, denn um meinen Empfehlungen den gehörigen Nachdruck zu geben, bedarf es des metalliſchen Klanges.

Michel giebt dem Advokaten Giucho ein Papier, das er aus ſeinem Portefeuille nimmt.

— Ah, ein Wechſel von zwei Hundert Scudi auf Torlonio in Rom, das läßt ſich ſchon hören.

— Nun, und wie glauben Sie die Sache anfangen zu können, damit mir geholfen wird?

— Nichts leichter als dies, ich habe vor Kurzem ganz denſelben Fall hier gehabt: mit Hilfe des Referenten und eines Richters, den ich für meinen Clienten, der gleichfalls unter dem Namen eines bekannten Hiſtorikers die Sudelei eines Schmierers herausgegeben hatte, brachte ich es dahin, daß uns das Gericht verurtheilte, einen Eid zu leiſten, daß nach unſerer Ueberzeugung der Autor, deſſen Namen wir gemißbraucht, keinen Schaden erlitten, und ſo kamen wir ſelbſt ohne allen Schaden davon, außer was es uns koſtete, ein ſolches Urtheil zu erlangen.

— Vortrefflich, da haben Sie alle Ehre davon, Sie ſind vermuthlich bei den Jeſuiten in die Lehre gegangen. Auf dieſe Art braucht jeder Spitzbube nur zu beſchwören, daß nach ſeiner Ueberzeugung der von ihm Beſtohlene keinen Schaden erlitten, um freigeſprochen zu werden. Wohlan, Herr Doktor, ich gebe meine gerechte Sache in Ihre Hände.

— Und die nöthigen Dokumente — doch da ſehe ich ſo eben den Herrn Delegaten kommen, der mich wahrſcheinlich ſucht, da wir Dinge von der größten Wichtigkeit mit einander abzumachen haben; ich muß bitten, die Fortſetzung unſerer Conferenz auf etwas ſpäter zu verſchieben, Sie können ſo lange hier verweilen.

Michel geſellte ſich nun wieder zu ſeinem Freund Asmodi, der

ihn boshaft lächelnd empfing, während ſich der Delegat zu dem Doktor Giucho, der ihm entgegeneilte, verfügte.

— Beſter Doktor, Sie ſehen mich in einer gewaltigen Unruhe und Aufregung.

— Gedulden ſich Illuſtriſſimo nur noch wenige Stunden, und ich wette, Signora Safira wird ....

— Ach, es iſt nicht mehr das, lieber Doktor, ich habe ſo eben Briefe von einem vertrauten Freund aus Rom erhalten, die mich das Schlimmſte fürchten laſſen, ich ſollte nach deren Inhalt faſt vermuthen, der Galeerenſklave habe geplaudert, wenigſtens wird mir in denſelben wegen ſchweren Vergehen meine baldige Ablöſung und Verantwortung in Ausſicht geſtellt.

— Laſſen Sie ſich dadurch nicht abſchrecken, ſollte auch die Canaille geplaudert haben, ſo hat er ja keine Beweiſe, und Ausſagen eines Galeerenſklaven ſind gegen einen hohen Beamten völlig ungültig.

— Aber der Paß, den wir ....

— Den hat die Canaille unter einem fremden Namen erſchlichen.

— Ach, Sie träufeln Balſam auf mein geängſtigtes Gemüth, werther Doktor. Wenn wir noch unter Gregor **XVI.** lebten, ſo wäre die Sache eine Kinderei, aber Pius **IX.** iſt des Teufels mit ſeinen Reformen und Verbeſſerungen. Wenn nur die Oeſtreicher einmarſchiren wollten, dieſer neumodiſchen Wirthſchaft baldigſt ein Ende zu machen.

— Kann auch noch kommen, aber Sie wiſſen, Illuſtriſſimo, daß dieſe nur langſam und behutſam zu Werke gehen. Das Einzige was mir etwas bedenklich ſcheint, iſt, daß wenn wir den Altavilla frei laſſen, und er durch Plaudereien ſeines Weibes oder des entwiſchten Galeerlings unſern Manoeuvres auf die Spur käme, er uns allerdings ein böſes Spiel in Rom machen könnte.

— Aber was wäre dabei zu thun?

— Das Sicherſte, ihn für immer unſchädlich zu machen, wäre ...

— Wäre?

— Ihn bei Seite zu ſchaffen.

— Teufel! ließ ſich hier Michel vernehmen.

— Wer ſind die Beiden an jenem Tiſche? fragte der Delegat, dem dieſer Ausruf nicht entgangen war, den Doktor.

— Der eine iſt ein Spekulant aus Bologna, dem ich aus der Noth helfen muß, den andern kenne ich nicht.

— Der Kerl hat eine fatale Phyſiognomie für mich, ich fühle mich ganz unbehaglich in ſeiner Nähe. Er ſcheint mir ein verdächtiger Vagabund.

— Vielleicht ein unglücklicher Abenteurer, doch laſſen wir das.

— Alſo, Sie meinen daß es das Beſte für meine Sicherheit wäre, den Altavilla bei Seite zu ſchaffen?

— Allerdings.

— Aber wie?

— Wenn Sie ein Paar handfeſte Burſche hätten, auf die ſich zu verlaſſen wäre, ſo ließen wir ihn durch dieſe in ſeinem Kerker aufknüpfen, und ſtreuten dann das Gerücht aus, er habe ſich ſelbſt erhängt.

— Die handfeſten Burſchen wären wohl zu finden, aber wer bürgt mir für ihre Verſchwiegenheit? und dann müßte noch der Kerkermeiſter mit ins Geheimniß gezogen werden, der, obgleich mir ganz ergeben, doch immer ein gefährlicher Mitwiſſer mehr wäre, beſonders unter der neuen Regierung. — Nein, ſo geht es wahrhaftig nicht, ſinnen Sie auf ein anderes Mittel.

Nach einigem Beſinnen ruft Doktor Giucho plötzlich aus:

— Ha, ich habe eines, das unfehlbar iſt.

— Und das wäre?

— Der Doktor Anſelmo iſt mein Buſenfreund.

— Der Arzt? er ſteht eben nicht im beſten Ruf, man munkelt, er habe ſchon mehr als ein altes Weib in die andere Welt ſpedirt, nachdem er ſich von ihr zum Univerſalerben einſetzen ließ.

— Illuſtriſſimo, dies iſt ja eben der rechte Mann, den wir brauchen können.

— Und wie?

— Er muß uns durch ſeine Kunſt von dem Gefährlichen und Ueberläſtigen befreien.

— Sie meinen, daß er ſich dazu hergebe?

— Das laſſen Sie meine Sorge ſeyn, Illuſtriſſimo.

— Ha, das wäre ein Meiſterſtreich, der Mann beim Teufel, das Weib ganz und ungeſtört mein. Doktor, Sie ſind nicht mit Gold aufzuwiegen.

— Wenn er nur gleich da wäre, daß wir ...

— Ach, wenn man vom Wolf ſpricht, dann kömmt er auch. Sehen Sie, Illuſtriſſimo, wie gerufen, eben jetzt biegt er dort um die Straßenecke. — Erlauben Sie.

Doktor Giucho läuft ſeinem Buſenfreund Anſelmo entgegen, bringt ihn im eifrigen Geſpräch begriffen zu dem Delegaten, und alle drei nehmen an dem iſolirteſten Tiſche der Lokanda, eine Flaſche Lakrimä Chriſti vor ſich, Platz, nachdem der Arzt den Delegaten mit einem: Illuſtriſſimo und Uniciliſſimo begrüßt hat.

— Wie geſagt, Theuerſter, es handelt ſich darum, unſerm Herrn Delegaten einen eminenten Dienſt zu leiſten, für den Sie fürſtlich belohnt werden ſollen.

— Ich ſtehe mit all meiner Kunſt zu Dienſten.

— Es handelt ſich darum, einen uns überläſtigen und gefährlichen Menſchen aus der Welt zu ſchaffen, flüſterte der Doktor Giucho dem Doktor Anſelmo zu.

— Wie, was muthen Sie mir zu? erwiederte dieſer, den Erſtaunten und halb Entrüſteten ſpielend.

— Stille, beſter Freund, wir kennen uns ja, und vor dem Herrn Delegaten brauchen Sie ſich nicht zu verſtellen, er weiß ſo gut wie ich, daß Sie ſchon mehr Leute unter die Erde gebracht haben, als eine Batterie von Kanonen in der heißeſten Schlacht. Alſo keine Skrupel.

— Aber doch...

— Sie und Ihr Gehülfe, der Apotheker Salbey, der faſt lauter verdorbene Medikamente führt, der eine iſt der Strick und der andere der Henker; Ihr kurirt nur die Reichen.

— Zum Henker, vermag ich dem Tod alle Thüren und Thore zu ſchließen?

— Im Gegentheil verſtehen Sie deſto beſſer ſie zu öffnen, und das verlangen wir ja eben von Ihnen; wozu alſo dieſes Sträuben? — Beruhigen Sie doch den Herrn Doktor, Illuſtriſſimo.

— Laſſen Sie alle Beſorgniſſe und Befürchtungen fahren, lieber Doktor, wir geben uns, Ihrer Kunſt bedürfend, ganz in Ihre Hände, ſagte der Delegat.

— Wohl. Ich geſtehe, daß ich mir kein großes Gewiſſen daraus mache, durch manche oft nicht zu verhütende Verſäumniß die Welt von armen Teufeln, und dieſe ſo von ihren irdiſchen Leiden und Schmerzen zu befreien, ſo wie das Land von den Koſten ihrer Unterhaltung; ſie ſind ja ohnehin nur ſich und der Welt zur Läſt, aber dennoch bin ich nicht ohne Mitleid, wo es ſich mit meinen übrigen Pflichten und Sorgen verträgt. Jeder iſt ſich jedoch ſelbſt der Nächſte. Iſt der Kranke reich und kann mich für meine

Gänge und Bemühungen hinlänglich belohnen, ſo geſtehe ich, daß ich alle Sorgfalt anwende, ihn allmählig zu heilen, und gelingt es mir, ihn von einer gefährlichen Krankheit zu befreien, ſo macht dies Aufſehen in der großen und vornehmen Welt und man reißt ſich um mich; was hilft es mir aber, wenn ich an einem armen Teufel auch die glänzendſte und ſchwierigſte Kur vollbringe, kein Menſch redet davon, und alle meine Mühe iſt für mich verloren, während ſie mir bei einem Reichen außer dem Ruf noch Goldſtröme zufließen macht. Aber bei einem guten Theil der zahlreichen Canaille, die in Elend ſchmachtet, oft von den ekelhafteſten peſtilenzialiſchen Krankheiten heimgeſucht wird, und ſelbſt eine Peſt für die wohlhabende und elegante Welt iſt, ſo wie das Leben nur eine Qual für dergleichen Ungeziefer iſt, habe ich den löblichen Gebrauch angenommen, dem Tod, der all dieſem Elende ein Ende macht, wenn ich auch nichts dazu thue ihm den Weg zu bahnen, doch durch keine hindernden Schranken denſelben zu verſperren.

— Ha, jetzt empfinde ich doppelt, wie gut es iſt, reich zu ſeyn, verſetzte Giucho; wehe dem armen Teufel, der ſolchen Schülern Aesculaps in die Hände fällt, bei dem erſten Beſuch ſeines Arztes iſt er geliefert. Doch nun zu unſerer Angelegenheit.

Der Delegat, Doktor Giucho und Doktor Anſelmo wurden nun einig, dem eingekerkerten Gatten der Safira einige Pülverchen beizubringen, wodurch auch dieſer von den Leiden und dem Elend dieſer Welt auf immer befreit werden ſollte. Als das ſaubere Trifolium noch berathſchlagte, wie die Pulver am beſten beizubringen wären und der Vergiftete ſodann ohne Aufſehen wegzuſchaffen ſey, kam eine Ordonnanz außer Athem und meldete dem Delegaten, daß ſo eben eine neue Abtheilung päpſtlicher Truppen, von Rom kommend, Infanterie, Reiterei und Artillerie, in Civita-Vecchia eingerückt ſey und alle Thore und Wachen beſetzt habe.

— Was zum Henker mag das bedeuten! rief Doktor Anſelmo aus.

— Man fürchtet vielleicht eine Landung der Franzoſen, meinte Doktor Giucho.

— Hm, ſo ohne daß ich im Geringſten davon benachrichtigt wurde, ſagte der Delegat, das kömmt mir doch ſonderbar vor.

— Vielleicht iſt auch eine Verſchwörung entdeckt, oder machen ſich meine ehemaligen Freunde, die Carbonari, wieder mauſig, ſagte Giucho.

Alle drei verließen nun die Lokanda, um ſich von der Wahrheit der Meldung ſelbſt zu überzeugen, als ihnen einer der beiden andern Gäſte, der, deſſen Phyſiognomie dem Delegaten ſo mißfallen hatte, den Weg vertrat und die Herren bat, ihm einen Augenblick Gehör zu geben.

— Wir haben jetzt keine Zeit, ſagte der Delegat, und wichtigere Dinge abzumachen als uns mit Euch zu beſchäftigen.

— Und dennoch muß ich bitten ....

— Ein andermal, mein Freund, ſagte der Doktor Giucho, Ihr ſeht, der Herr Delegat hat Eile.

— Thut nichts, meine Angelegenheiten gehen vor, und die Herren werden nicht von der Stelle gehen, bevor ſie mir Gehör geſchenkt.

— Was ſoll das heißen, welche Frechheit, ich werde Euch ſogleich zur Raiſon bringen! rief jetzt der Delegat erzürnt, und wollte den Fremden auf die Seite ſchieben, dieſer wich jedoch nicht von der Stelle und vertrat dem Kleeblatt abermals den Weg.

— Holla, heh da, Wache, man führe dieſen Vagabunden ſogleich ins Gefängniß ab; der Syndico thut ſchlecht ſeine Schuldigkeit, ſonſt würde man dergleichen Abenteurer nicht in Civita-Vecchia ſehen, rief der Delegat.

Die Wache kam, und der Delegat befahl ihr, den vermeintlichen Vagabunden feſtzunehmen, dieſer zog jedoch ein Papier aus der Taſche und überreichte es dem kommandirenden Unterofficier.

Kaum hatte derſelbe einen Blick auf die Schrift geworfen, als er ehrfurchtsvoll zurücktrat und ſagte:

— Illuſtriſſima Excellenza werden gnädigſt verzeihen.

— Was iſt das? ſagte erblaſſend der Delegat, nahm das Papier, las, und ſagte darauf:

— Wie, bevollmächtigter Generalkommiſſär Seiner Heiligkeit? bitte Tauſendmal um Vergebung, aber der Dienſt, das Wohl des Staates, es läuft ſo viel verdächtiges Geſindel hier herum, daß ... man .... ich ....

— Je nun, man kann ſich freilich irren, meinte der Fremde, und ſich zur Wache wendend, ſetzte er hinzu: unterdeſſen werdet Ihr die drei Patrone hier (auf den Delegaten und die zwei Doktoren deutend) feſthalten, ſo wie dieſen vierten, der eben kommt. — Griffoni, den der Tumult angezogen, war herbeigelaufen, und wußte nicht wie ihm geſchah, als auch er verhaftet wurde.

Jetzt trat Michel hinzu und ſagte zu dem ſaubern Vierblatt: Ihr werdet nun ſämmtlich in die Kerker nach Rom abgeführt, vorher aber mag mein Freund hier, der Herr Generalkommiſſarius des Papſtes und Sr. diaboliſchen Majeſtät, ſein Favoritſpiel mit Euch beginnen und Euch einen kleinen Vorſchmack der Freuden geben, die Eurer harren.

Michel gab nun dem Asmodi ein Zeichen, dem ſofort Klauen, gekrallte Flügel, Hörner und Schlangenhaare wuchſen, und der mit ſeinen vier Pratzen und Tatzen einen jeden der vier Burſchen bei den Haaren, und da Giucho und Griffoni Perücken trugen, dieſe bei den Glatzen ergriff, in die er ſich einkrallte, und raſch bis zu einer ſchwindelnden Höhe, ſo daß ſie nur noch als ganz unbedeutende Punkte erſchienen, mit ihnen flog, hier aber einen nach dem andern fahren ließ, ihn jedoch, bevor er die Erde berührte, wieder mit ſeinen Krallen auffing, und dieſe Art Ballſpiel, das ihm auch der gewandteſte Equilibriſt nicht nachmachen würde, eine geraume Zeit fortſetzte, den einen fahren laſſend, den andern auffangend, ſo daß die Burſchen fortwährend in der Todesangſt ſchwebten, an irgend einem Eckpfoſten oder Hausgiebel zerſchmettert zu werden, und Blut ſchwitzten, bis es endlich Michel gefiel, dem gräulich luftigen Spiel, dem ganz Civita-Vecchia mit Erſtaunen zuſah, ein Ende zu machen und das ſaubere Bündelchen in die Kerker nach Rom abführen zu laſſen, dem Commandanten des Transports die untrüglichſten Beweiſe ihrer Schurkenſtreiche nebſt einem Schreiben an Pius **IX.** mitgebend, und Erſterem bei ſchwerer Ahndung anbefehlend, den ihm gewordenen Auftrag, die Burſchen dem Kardinal Gizzi zu überliefern, auf das Pünktlichſte zu erfüllen.

— Jetzt hätte ich Luſt, noch ſchnell eine Tour nach Quitſchi-Quatſchi zu machen, ſagte Michel zu ſeinem hinkenden Freund nach dieſer Exekution, um noch mehr Materialien zur Beſchreibung dieſes ſeltſamen Staates zu ſammeln.

— Dieſe Mühe kannſt Du Dir erſparen.

— Wie ſo?

— Es iſt bereits ein anderer zuvorgekommen, der das famöſe Manuſcript Sarasbambums an ſich gebracht, auch ſonſtige reichliche Materialien und Curioſa über Quitſchi-Quatſchi bis auf den heutigen Tag geſammelt hat, und die ganze Sammlung wohlgeordnet unter dem Dir von mir angegebenen Titel: Ausführliche und getreue, hiſtoriſche, topographiſche ꝛc. ꝛc. Be-

ſchreibung der barbariſch kultivirten Republik Quitſchi-Quatſchi binnen Kurzem herauszugeben gedenkt; das Büchelchen wird nebſt dem was wir ſchon kennen und wiſſen, noch einige Hundert der ſeltſamſten Curioſa und Begebenheiten, ſo wie eine detaillirte, ſehr lehrreiche Auseinanderſetzung der Organiſation, Adminiſtration ꝛc. dieſes merkwürdigen Staates enthalten.

— Das iſt mir nicht lieb, ich hätte gerne ſelbſt dieſe Arbeit gemacht.

— Man muß auch einem andern etwas laſſen; ich bin feſt überzeugt, der Mann und ſein Verleger machen ein gutes Geſchäft mit dem Werkchen, und Beiden iſt es zu gönnen.

— Nun, wenn das iſt, in Gottes Namen; unterdeſſen was beginnen?

— Vorerſt wieder einmal ausruhen.

— Du haſt Recht, alſo auf baldiges Wiederſehen!

Michel und Asmodi trennten ſich, und Erſterer überlegte ſodann, wohin er ſeinen nächſten Ausflug machen wolle. —

XX.

— — — — — — — — —

Und wehe dem, der anders glaubt,
Zieht er den Mund nur etwas krumm!
Der Dummkopf wird ein Mann im Staate,
Denn ſein Herr Vater ſaß im Rathe:
Das iſt das Privilegium.

Die deutſchen Auswanderer in Frankreich. — Michel giebt ein großes Inſtrumental= und Vokal=Concert zum Beſten der Loire=Ueberſchwemmten. — Noch eine Höllenfahrt. — Merkwürdige Bekenntniſſe Richelieus, Annas von Oeſtreich, und Ludwig XIV. Das Geheimniß der eiſernen Maske entdeckt.

Michel Stürmer lag um die elfte Morgenſtunde, Blätter und Schriften in der Hand und auf dem vor ihm ſtehenden Tiſche, auf der Ottomane ausgeſtreckt, einmal über das andremal den Kopf ſchüttelnd, als der Hinkende vor ihn trat und ſagte:

— Was iſt's, das Dir jetzt die Galle ſprudeln macht?

— Bald muß man ſich ſchämen, ein Deutſcher zu ſeyn.

— Wie das? grinzte Asmodi hämiſch.

— Wie magſt Du noch fragen, Du, der Du alle Gedanken erräthſt.

— Es gaudirt mich allemal, wenn ich Dich im Zorn über Deine theuern Landsleute ſehe. Diesmal ſind es aber nicht ihre philoſophiſchen, religiöſen oder politiſchen Albernheiten, die Dich aufbringen, ſondern ...

— Sondern? —

— Ihr Mangel an Nationalſtolz und Ehrgefühl.

— Errathen, und habe ich etwa Unrecht, müſſen ſolche Vorfälle, wie ſie in Dünkirchen, Havre, Cherbourg, Paris ꝛc. täglich vorkommen, nicht jeden ehrliebenden Deutſchen kränken und dem

franzöſiſchen Volk gegenüber ſchamroth machen? Hunderte, ja Tauſende von deutſchen Auswanderern kommen fortwährend hilf- und mittellos in den genannten Städten an, können nicht mehr vorwärts noch zurück, und fallen nun der Regierung und den Einwohnern zur Laſt, die nicht müde werden ſie zu unterſtützen, ihnen nach Kräften zu helfen, obſchon ſie ſelbſt Arme und Bedürftige genug haben, für die ſie ſorgen müſſen, und namentlich in dieſem harten Winter, wo Mangel, Hunger und Elend ſich allenthalben kund giebt; trotz dem haben die Einwohner von Havre wieder einige Hundert ſolcher unglücklichen Deutſchen dieſen Winter beherbergt, genährt und ſogar bekleidet und ſich ihrer auf das liebreichſte angenommen; ich wollte einmal ſehen, wenn ſolche Maſſen franzöſiſcher, ganz mittelloſer Auswanderer nach deutſchen Städten, etwa Frankfurt, Hannover kämen, welchen Aufruhr und Tumult unter den Einwohnern dies verurſachen würde, da wo man auf das Aengſtlichſte und Kleinlichſte jeden Einzelnen um ſeine Päſſe, ſeinen Heimathsſchein und dergleichen Lappalien befragt, und ihn, wenn er ſie nicht herbeiſchaffen kann, über Hals und Kopf aus dem Land jagt oder bringen läßt! — Du wirſt mir doch eingeſtehen, daß in Frankreich weder Volk noch Regierung einen Begriff von einer ſolchen erbärmlichen Engherzigkeit haben und Niemand fürchtet, daß wenn ſich auch einmal ein hilfloſer armer Ausländer in das Land oder deſſen Hauptſtadt verliert, dadurch das Wohl des ganzen Reichs gefährdet wird, wie dies in ſo manchen deutſchen Staaten der Fall iſt, und da ſind es gerade wieder die ſogenannten freien Städte, die ſich am jämmerlichſten benehmen und verhungern wollen, wenn ein mittelloſer Fremder ihr Gebiet betritt, und Zetermordio ſchreien. Die Franzoſen mögen ſeyn wie ſie wollen, aber ein gaſtfreies und großmüthiges Volk iſt es immer, nimmt alle Bedürftige und Hilfloſe als Brüder liebreich und mit offenen Armen auf, ohne zu fragen, welcher Nation oder welchem Glauben ſie angehören, ſorgt für ihr Unterkommen, giebt ihnen Mittel und Wege dazu an die Hand, und von Brodneid iſt keine Spur. Da ſetzt ſich der deutſche, polniſche, ſpaniſche Schuſter, Schneider, Tiſchler ꝛc. dem franzöſiſchen vor die Naſe hin, ohne daß es dieſem nur einfiele, ſich deshalb zu beklagen oder zu wundern, er findet dies ſo natürlich, als daß die Sonne am Morgen aufgeht und Jedermann beſcheint. Welche Mühen und welch Geſchrei, wenn ſich in einem deutſchen Staat ein Fremder, ein ſogenannter

Ausländer auch nur aus einem andern deutſchen Land etabliren will, was hat er nicht alles durchzumachen und beizubringen, da wo eine ſolche Möglichkeit vorhanden iſt.

— Das ſind aber alles alte, längſt bekannte Dinge, die Du nicht ändern wirſt und Dir nicht mehr auffallen ſollten, meinte Asmodi.

— Deſto ſchlimmer; nicht auffallen? — wenn ich jeden Tag in Frankreich die ſo begründeten Aeußerungen: „Es iſt unbegreiflich, daß uns die Deutſchen ihre Armen in ſolchen Zuſtänden zuſchicken und nicht beſſer für dieſe Leute ſorgen“ u. ſ. w. hören muß, und dabei glauben die Franzoſen, daß es die Regierungen ſelbſt ſind, welche ein ſolches Auswandern veranlaſſen und befördern, um ihre Armen los zu werden. Beſonders iſt dies der Fall, ſeitdem Preußen erklärte, daß die 800 Deutſchen, die ſich vor mehrern Monaten hilflos in Dünkirchen befanden, ihm nicht mehr angehörten. Viele Wochen wurden dieſe Unglücklichen von den Einwohnern Dünkirchens reichlich genährt, bis ſie die franzöſiſche Regierung als Coloniſten nach Algerien auf ihre Koſten überſiedelte, und Alles zu ihrer erſten Einrichtung und ihrem weitern Fortkommen großmüthig verabreichen ließ. — Man wende mir nicht ein, daß Dünkirchen, Havre, Paris ꝛc. reiche Städte ſind, in denen Handel und Gewerbe blühen, das Geld von allen Seiten zuſtrömt, und die folglich auch ein Uebriges in ſolchen Fällen thun könnten; Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt ꝛc. ſind auch reiche Städte, aber ich wollte ſehen, wenn ihnen Jahr aus Jahr ein franzöſiſche Arme, und in ſolcher Menge zuſtrömten, ſie würden ſie gar nicht einmal einlaſſen, ihnen ſchnell Thore und Thüren verſchließen, und gleich jenen filzigen Reichen, die alle Monate ein paar Groſchen Armengelder zahlen, wenn ſie ein Armer um Hilfe anſpricht, ſagen: „Wir haben ſchon unſere Armen!“

— Aber was eigentlich noch das Schimpflichſte für Deine guten Landsleute, und namentlich für das reiche Hamburg iſt, haſt Du ganz außer Augen gelaſſen.

— Und das wäre? —

— Wie, erinnerſt Du Dich denn nicht, wie edel und großmüthig ſich die Franzoſen, und namentlich Bordeaux, vor einigen Jahren bei dem großen Unglück benommen, als beinahe die Hälfte dieſer Stadt durch die unerhörte Feuersbrunſt in Aſche gelegt war?

— Nun, und weiter ....

— Und wie erbärmlich hat ſich Hamburg, oder wenigſtens ſein Conſul benommen, der den Legitimiſten zu lieb bei einem franzöſiſchen Nationalfeſt ſogar ſein Haus zu erleuchten verweigerte. Und jetzt, bei dem ungeheuern Unglück, das mehrere franzöſiſche Departements durch die furchtbaren Ueberſchwemmungen der Loire und anderer Flüſſe betroffen und ſo viel Elend und Jammer verurſacht, hat Hamburg, ja hat ganz Deutſchland auch nicht einen Groſchen beigeſteuert, daſſelbe zu mildern!

— Ja es iſt wahr, es iſt abſcheulich, wie jämmerlich ſtehen wir hier den Franzoſen gegenüber! Wir thun groß und ſind ſtolz auf unſere Erfindungen, unſere Arbeitſamkeit, unſere drollige Tiefdenkerei und unſere großen Männer; unſere großen Männer würden ſchamroth werden, wenn ſie noch unter uns lebten, und unſere Kleingeiſterei und Erbärmlichkeiten ſähen, die noch nie ſo da geweſen. Der kraſſeſte Egoismus tödtet alles beſſere Gefühl, und unſere Reichen kennen kein anderes Glück als das des Zuſammenſcharrens, ohne zu bedenken, daß dies Alles für die Verweſung iſt, und morgen oder übermorgen ein Paar Pfund Erde ihren gemäſteten Leichnam deckt. — Da leſe ich eben einen Artikel in der Hamburger Börſenhalle, aus dem hervorgeht, daß der Vorfall mit Krakau den guten Hanſeſtädten gewaltig zu ſchaffen macht, und ſie für das Fortbeſtehen ihrer ſogenannten Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit zittern, ſie fürchten das was ſie ihre Freiheit nennen, das heißt die Freiheit, ſich auf Koſten des übrigen Deutſchlands zu bereichern, indem ſie die gehorſamſten und unterthänigſten Diener und willfährigen Knechte und Schmuggler der Engländer machen, zu verlieren. Da iſt auch kein Funken von Patriotismus, von Wohlwollen für das gemeinſame Vaterland, ſondern nur eine Geldſackliebe von der gröbſten Sorte zu verſpüren. Aber Geduld, Ihr werdet Euerm unvermeidlichen Schickſal, zu dem Ihr in Eurer Beſchränktheit und Kurzſichtigkeit am meiſten beitragt, eben ſo wenig entgehen, als jeder Sterbliche dem Tode. Ihr ſelbſt befördert und bereitet Euern Untergang, mehr als es Euer ärgſter Feind thun könnte. Allerdings hängt des Damokles Schwert über Euerm Haupte, und der geringſte politiſche Sturm der eintritt, und daß er eintritt iſt kein Zweifel, wird das Haar, an dem Eure Mammonsexiſtenz noch hängt, zerreißen, und Spott und Hohn wird Euern Fall frohlockend begrüßen.

— Nun, nun, gerathe mir nur nicht in Zorn, zu was dies

Ereifern! was das Schickſal, dem wir alle, auch ich und unſer Reich unterworfen ſind, beſtimmt hat, wird ohne Widerſpruch vollzogen, Du kennſt doch den Schluß jenes alten Liedes. — Asmodi trillert mit infernaliſcher Stimme:

Was da ſeyn ſoll, wird geſcheh'n,
Nichts kann dem Geſchick entgehn,
Und nichts ändert ſeinen Schluß,
Dies beweist das alte Muß.

— Suche lieber das Verſehen Deiner Landsleute gegen die Franzoſen ſo viel es gehen mag einigermaßen gut zu machen.

— Ein geſcheidter Einfall, aber wie?

— Gieb in Paris ein Clavierconcert a la Liszt zum Beſten der Ueberſchwemmten.

— Du ſcherzeſt, ich weiß auch nicht eine Taſte anzuſchlagen.

— Dafür laß mich ſorgen, ich will Dich ſchon ſo ſpielen lernen, daß Liszt, Thalberg, Chopin, Roſenhain, und wie die berühmteſten Claviervirtuoſen heißen mögen, nur Stümper gegen Dich ſeyn ſollen.

— Gut, und da es einem wohlthätigen Zweck gilt, ſo ſoll Roſa-Maria darin ſingen.

— Das wird eine Einnahme geben, ich will ſogleich für die Ankündigung und nöthige Bekanntmachung ſorgen.

— Wohl, laß uns nicht länger ſäumen, je eher je beſſer, es gilt hier die Ehre der Deutſchen, die wir retten wollen, und den Franzoſen müſſen wir zeigen, daß unſre Herzen gerade auch nicht von Stein und wir keine gefühlloſen Stöcke ſind.

In wenigen Augenblicken waren nun alle Mauern und Straßenecken von Paris mit Rieſenzetteln beklebt, die ein großes Inſtrumental- und Vokal-Concert, wie man es noch nie in Frankreichs Hauptſtadt gehört, ankündigten, und zwar auf einem Piano-Forte von ganz neuer Erfindung, wie man ebenfalls noch nie eines geſehen, und welches das Orcheſter der großen Oper zehnfach zu erſetzen im Stande ſey. Zugleich wurde geſagt, daß ſich der Erfinder, einer der erſten deutſchen Clavierklopfer, Namens Müllerwald — unter dieſem Namen wollte Michel figuriren — auf dem Inſtrument werde hören laſſen, ſo wie eine junge Sängerin, deren Geſang ſich jedoch ſelbſt loben müſſe, und daß die Einnahme zum Beſten der Ueberſchwemmten der Loire beſtimmt wäre. Zum

Concertſaal hatte man Frankonis Cirkus erwählt, und den Eingangspreis ohne Unterſchied auf fünfzig Franken geſetzt. Dieſe Anſchlagszettel waren mit goldflimmernden Lettern auf feuerrothem Papier gedruckt, und die Buchſtaben flammten, als ob ſie glühten, ebenfalls eine ganz neue Erfindung.

Trotz des hohen Eingangspreiſes waren in den nächſten vier und zwanzig Stunden alle Billets vergriffen. Der Bey von Tunis, der ſich gerade in Paris befand, und dem das Journal der Debats ſo manche Reden in den Mund legte, die dem guten Manne nie in den Sinn gekommen, ließ allein zwei Hundert Stück holen; der Hof blieb nicht zurück, und die königliche Familie und die Prinzen nahmen nicht weniger als fünf Hundert; ihrem Beiſpiel folgten alle Pairs von Frankreich, der hohe Adel, das Faubourg St. Germain und die Finanzariſtokratie. Die Juden Rothſchild, Fuld u. ſ. w. nahmen ebenfalls einige Billete, wenn ſie auch den Preis etwas hoch fanden, ſich aber tröſtend ſagten: „Wenn alle in ſaure Aepfel beißen, wollen wir es auch thun“, und über Hunderttauſend Franken waren gelöst, bevor ſich noch die Pforten zu dem Wunderconcert öffneten.

Als die Stunde des Eröffnens geſchlagen hatte, war das Gedränge und die Zufuhr ſo groß, daß die Wagen bis zum Concordienplatz Queue machen mußten. Aber zum großen Erſtaunen der Zuhörer erblickten dieſe nur ein ganz kleines unbedeutendes Inſtrument, das in der Mitte des Cirkus ſtand, kaum die Größe eines Damen-Arbeitstiſchchens und eine ganz runde Form hatte; dies war die ganze Anſtalt, die man zu dem großen Concert getroffen hatte. Die Zuhörer ſahen ſich einander verwundert und erſtaunt an, als wollten ſie ſagen: was ſoll das geben? ſind wir nicht geprellt? —

Nach einer Stunde des Harrens kam endlich der Concertgeber im Auf- und Anzug eines muſikaliſchen Kraft-Genies, mit allongeperückenartig herabhängenden Haaren, ſpreizte einigemal ſeine ungewöhnlich langen Finger, und nachdem er ſeinen obligaten Bückling gegen den ihn umgebenden Kreis rund herum gemacht, zog er das Inſtrument etwas auseinander, ſo daß ſich in deſſen Mitte ein leerer runder Raum bildete, in welchen der Virtuos trat, öffnete es nun, und man erblickte eine, einen Cirkel bildende Claviatur.

Jetzt ſchlug der angebliche Müllerwald einen Accord an, — aber, allmächtige Götter, welch einen Accord! — der ganze Cirkus

erbebte, als habe ihn ein heftiger Erdſtoß bewegt, den Zuhörern war es als durchzuckte ein elektriſcher Schlag alle ihre Glieder, Hören und Sehen ſchien ihnen zu vergehen, vielen Schönen wandelte eine Ohnmacht an, und die hübſche Herzogin von Montpenſier fiel ihrem Gatten in die Arme. Ehe man jedoch nur zu ſich ſelbſt kommen konnte, fuhr der Virtuos fort und ſpielte brillante Variationen über das Thema des beliebten deutſchen Revolutionslieds: „'s iſt mir Alles eins, 's iſt mir Alles eins“ u. ſ. w., und alle Köpfe wirbelten und ſchwindelten. Kein Wunder, alle Baßtöne waren eben ſo viele Donner-, Kanonen- und Bombenſchläge, und dabei die infernaliſche Virtuoſität des Künſtlers, der zumal gegen alle Seiten hin Fronte zu machen ſchien, ſo daß man glaubte, er ſetze fünfzig Arme und Hände zugleich in Bewegung, dieſe dämoniſchen Fingerſprünge, dieſes wundervolle Hacken, Trillern, Wirbeln und Umſichwerfen der ellenlang ſcheinenden Finger machte alle Zuhörer ſchwindeln. Endlich ging Michel-Müllerwald in ein ſanftflötendes Adagio über, das ſo ſüß tönte, daß das ganze Auditorium davon entzückt war; in der That waren es überirdiſche, himmliſche Sphärentöne, die er jetzt dem ſeltſamen Inſtrument zu entlocken wußte, und welche eine ſo behagliche Empfindung bei den Damen erzeugte, daß dieſe beinahe in einen bezauberten Schlummer fielen, aus dem ſie jedoch einige Donneraccorde ſchnell wieder weckten. Auch die Arie „in dieſen heiligen Hallen“ und die Prieſterchöre aus der „Zauberflöte“ trug der Wundermann ſo vor, daß man ſich durch dieſe an und für ſich ſchon himmliſche Muſik in das Elyſium gezaubert glaubte. Nachdem der noch nie dageweſene Virtuos die verſchiedenartigſten Meiſterſtücke in allen Tempis und Tönen vorgetragen, holte er die beſcheiden und unbemerkt neben ihrer Schweſter ſitzende Roſa-Maria, welche nicht minder Furore durch ihre herrliche Stimme und ihren meiſterhaften Geſang erregte. Ihr gebührt die Krone als Königin des Geſanges! rief man von allen Seiten, nachdem ſie eine große Bravour-Arie mit italiäniſchem Text geſungen hatte, die noch Niemand kannte, deren Compoſition aber einen Meiſter und Stern erſter Größe am Ton-Himmel verrieth und in der Mozart'ſche und Beethovenſche Melodieen und Accorde verſchmolzen ſchienen. Auch ſie trat unter dem ungeheuerſten Beifall ab. Dabei wurde das anmuthige, liebliche Weſen, der graziöſe Vortrag und die außerordentliche Schönheit der jugendlichen Sängerin aufs Höchſte bewundert. Der Clavier-

virtuoſe ſpielte nun ein Violinconcert auf demſelben Inſtrument, das jetzt die harmoniſchſten Töne der beſten Cremoner Geige mit voller Orcheſterbegleitung von ſich gab, ſo daß Paganini und die Geſchwiſter Milanollo ihm zur Seite nur jämmerliche Hudler geweſen wären. Eben ſo trug er, immer auf demſelben Inſtrument, ein Violoncell=Concert, ein Flöten=Concert, ein Clarinett=Concert, ein Fagott=Concert u. ſ. w. vor, und alle mit ſolcher Virtuoſität, daß die größten Meiſter, die ſich je auf dieſen Inſtrumenten hören ließen, als Romberg, Drouet ꝛc., immer nur Schüler im Vergleich mit dieſem Kunſtheroen geweſen wären. Auch Roſa=Maria ſang noch einigemal zwiſchen dieſen Inſtrumental=Vorträgen, und endlich ſchloß das außerordentliche Concert mit einem Trompeten= und Poſaunenſtück, „das jüngſte Gericht“ betitelt, welches noch alle vorhergehenden Stücke an Lärm und Virtuoſität übertraf und dem Ganzen die Krone aufſetzte, aber auch die Nerven der Zuhörer, beſonders der weiblichen, ſo gewaltig erſchütterte und angriff, daß die meiſten von ihnen mehrere Wochen, ja Monate bettlägerig wurden und viele auf ihre Lebenszeit ein Nervenzucken davon trugen, da ſie bei jedem Poſaunen= und Trompetenton oder Paukenſchlag zuſammenfuhren und Convulſionen und ſchreckliche Nervenzufälle bekamen. Indeſſen war die Einnahme ein artiger Beitrag für die durch die Ueberſchwemmungen unglücklich Gewordenen, und ganz Paris war voll von dieſem Wunderconcert, deſſen Wiederholung allgemein begehrt wurde; aber der Concertgeber war nach Beendigung deſſelben ſammt ſeinem Inſtrument verſchwunden, Niemand konnte ſagen, was aus ihm geworden, und alle Nachforſchungen der gewandten Pariſer Polizei waren vergeblich.

Michel beſchloß nun, eine abermalige Höllenfahrt zu machen, um noch einige berühmte Verdammte und in den Höllenpfuhlen brennende Sünder zu beſuchen, und deren Bekenntniſſe zu vernehmen.

Durch den Veſuv, einen der Aus= und Eingänge der ſchrecklichen Unterwelt, fuhren die Geſellen wieder hinab, und Michel ſuchte zuerſt die im Blutmeer ziſchende Ex=Eminenz, den Cardinal Richelieu auf.

Ludwig **XIII.** ehemaliger, ſo allmächtiger und gefürchteter Premierminiſter machte ein verzweifelt jämmerliches Geſicht, und nachdem ihn Michel von dem Zweck ſeines Beſuchs unterrichtet, ihm einige Hoffnung zur Linderung ſeiner Qualen unter den uns bekannten Bedingungen freimüthiger Geſtändniſſe und Bekenntniſſe

ſeiner Sünden gegeben, und Richelieu mit einem wahren Armenſündergeſicht geſtanden hatte, daß die Tauſende von Meſſen, die man für ſchweres Geld auf der Oberwelt zum Heil ſeiner Seele geleſen, auch nicht das Allergeringſte zur Milderung ſeiner entſetzlichen Pein beigetragen hätten, begann er ſeine Generalbeichte, wie folgt.

— Ihr wißt ohne Zweifel, daß ich der Sohn eines Gardekapitäns Heinrich IV., des Franz Düpleſſis bin, und alſo aus einem der älteſten adelichen Häuſer Frankreichs ſtamme.

— Erlaubt mir, Herr Cardinal, fiel ihm Michel hier in's Wort, es hätte Euch doch ſeit den zwei Hundert Jahren, die Ihr hier ſchmachtet, längſt einleuchten ſollen, daß dergleichen, von menſchlicher Eitelkeit erfundene Schnurrpfeifereien in der Waagſchaale des Weltenrichters nicht einmal das Gewicht einer Seifenblaſe haben, und ebenſo ſchnell zerplatzen; laßt alſo ſolchen nichtigen Firlefanz in Euern Bekenntniſſen weg; ein Menſch iſt ſo edel und unedel geboren wie der andere, es mögen ſeine immer ſehr zweideutigen Vorfahren ſogenannte Helden oder Karrenſchieber geweſen ſeyn. Nun weiter!

Mit einem ſchweren Seufzer fuhr Richelieu fort: Ich kam im Jahr 1585 zu Paris in dem von meinen Eltern daſelbſt bewohnten, auf dem Platz Royal ſtehenden Hauſe zur Welt. Mein Vater wollte, daß ich in ſeine Fußſtapfen treten ſollte, und beſtimmte mich für das Handwerk der Waffen, demgemäß auch meine frühere Erziehung geleitet wurde; als Knabe, der noch nicht überlegt, gefiel mir das Waffen- und Soldatenſpiel nicht übel, als ich jedoch etwas älter wurde und zu denken anfing, da ward es mir klar, daß mir der Prieſterſtand weit mehr zuſage und viel beſſer zu meinen Neigungen und Abſichten paſſe, indem mein angeborner Hang zur Heuchelei, Verſtellung und Verſchloſſenheit mir von großem Nutzen in demſelben ſeyn würde, während der Kriegerſtand eine gewiſſe Freimüthigkeit und Offenheit, namentlich zu jener Zeit, forderte, die mir verhaßt waren und ganz gegen meine Natur gingen. In den Collegien, beſonders zu Liſieux, legte ich mich daher hauptſächlich auf die theologiſchen Studien, deren Nichtigkeit mir jedoch ſchnell einleuchtete, aber deren hoher Werth für meine Abſichten mir ebenfalls klar ward. Daß auch mein Bruder ein Mönch wurde und in ein Karthäuſerkloſter ging, beſtärkte mich nur um ſo mehr in meinem Vorſatz, und während ich mit allem Eifer den kirchlichen

Wiſſenſchaften oblag, hatte ich, noch nicht ſiebzehn Jahre alt, ſchon eine Intrigue mit der einige dreißig Jahre zählenden Maitreſſe eines hohen Prälaten, die ich ſo gut vor der Welt zu verheimlichen wußte, daß auch keine Seele etwas davon ahnte, und dieſem ſchlauen Weib hatte ich es hauptſächlich zu verdanken, daß ich, noch nicht völlig zwei und zwanzig Jahre zählend, ſchon zum Biſchof von Lüçon erwählt und von dem römiſchen Cardinal Giori geweiht wurde. Dies geſchah im April 1607. Als Biſchof hatte ich ebenfalls und fortwährend mehrere Maitreſſen und Geliebte, unter denen ſogar einige Eheweiber waren, aber ich wußte alle dieſe Intriguen wieder in einen ſo dichten Schleier zu hüllen, daß die Welt nichts, nicht einmal meine vertrauteſten Diener etwas davon vermutheten, und ich für ein Muſter männlicher Keuſchheit gehalten wurde.

— Aber verzeiht, Herr Cardinal, durch welche Mittel gelang es Euch, dieſe Intriguen ſo geheim zu halten?

— Beichtſtuhl und Kirche gaben ſie mir, im Beichtſtuhl wurden die Intriguen angeſponnen, die Zuſammenkünfte verabredet, die dann in den verſchwiegenſten Stunden der Nacht in der Kirche und der Sakriſtei, wozu ich die Schlüſſel der kleinen Pforten hatte, ſtattfanden. Da jedoch bei einigen Weibern ledigen Standes ſich die Folgen unſers vertrauten Umgangs zeigten, ſo wußte ich durch allerlei verbotene Mittel dieſelben zu vertilgen; ein Mädchen aber, das ſich weigerte, die ihr von mir zugeſtellten Tränke zu nehmen, erwürgte ich eigenhändig, begrub ſie ſodann ſammt der Frucht ihres Leibes in einem Kirchengewölbe, und Niemand hat je geahnt, was aus der plötzlich verſchwundenen Sünderin geworden. Meinen Verhältniſſen mit Frauen hatte ich es abermals vorzüglich zu danken, daß ich zu der 1614 berufenen Verſammlung der Reichsſtände als Abgeordneter der Geiſtlichkeit von Poitou gewählt wurde. Dieſe Stellung wußte ich ſo trefflich zu benutzen, daß ich mich bald in die Gunſt der Königin Maria von Medicis, damals Regentin des Reiches, ſetzte, und von dieſer zu ihrem Almoſenier ernannt wurde, eben ſo wußte ich dem damals allmächtigen Marſchall von Ancre zu gefallen, der mich zum Staatsſekretär bei dem Departement des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten anſtellte, wo mein Talent, als gewandter Maulwurf zu miniren, hinlänglich Gelegenheit fand, ſich auszubilden, und wie früher waren Frauen, ohne daß man es muthmaßte, die Haupthebel und Inſtrumente meiner Pläne. Als der Marſchall von

Ancre ermordet und die Königin Mutter ſelbſt in Ungnade gefallen war, wollte der Günſtling Ludwig XIII., Luynes, mich veranlaſſen, freiwillig aus dem Staatsrath zu treten, aber ich ſah weiter als er, und den Charakter und die Talente der Maria von Medicis kennend, war es mir klar, daß dieſe früher oder ſpäter wieder die Oberhand erhalten müſſe, und ich ihres fernern Schutzes bedürfe, weßhalb ich ihr auch nach Blois folgte; als ſich aber der Himmel daſelbſt zu ſehr für mich trübte, begab ich mich nach Luçon und Avignon in aller Stille, unbemerkt und in anſcheinender Theilnahmloſigkeit das Weitere abwartend, wobei ich mir immer den Anſchein der Ergebenheit und Anhänglichkeit an den König zu geben wußte, und es ſo mit keiner Partei verdarb. Als endlich der Herzog von Epernon, ein alter Freund der Königin, dieſelbe durch ein Fenſter aus Blois entführt hatte, wußte ich es ſo zu veranſtalten, daß ich mit dem Auftrag, eine Verſöhnung zu bewerkſtelligen, zu derſelben geſandt wurde, was mir auch gelang; jedoch war die Einigkeit zwiſchen Mutter und Sohn von keiner langen Dauer, ſie entzweiten ſich bald wieder, und erſt nach dem Sieg bei Ponte de Cu gelang es, die Wuth der rachſüchtigen Italiänerin etwas zu beſänftigen und ſie ſelbſt nach Paris zurückzubringen, indem ich ihr vorſtellte, daß wenn ſie ſich jetzt nicht verſöhnlich zeige, Alles für immer für ſie verloren ſey. Sie befolgte meinen Rath. Als auch Luynes, der Günſtling Ludwig XIII., zu unſerm Glück geſtorben war, erlangte Maria bald wieder einen großen Einfluß bei Hof und über ihren Sohn, und dankbar für meine Dienſte, zog ſie mich faſt gegen den Willen des Königs in den Geheimen Staatsrath, ihren Bemühungen gelang es auch, daß mir der heilige Vater zu Rom den Cardinalshut ſandte. Indeſſen war es unmöglich, auf längere Zeit mit dieſem herrſch- und ränkeſüchtigen Weibe in Uebereinſtimmung zu handeln, um ſo weniger, da auch ich von dem Teufel der Herrſchſucht und der Intriguen beſeſſen war; indeſſen galt es hier Verſtellung, und ich wußte, während ich ihre Pläne und Abſichten insgeheim fortwährend durchkreuzte und vereitelte, indem ich Hinderniſſe aller Art dagegen hervorrief, mir immer den Anſchein zu geben, als beförderte ich ſie und wäre ganz mit ihr einverſtanden; dennoch konnte ein ſolches Verhältniß auf die Dauer nicht beſtehen, da die ſchlaue Florentinerin endlich meine Liſt ahnte, und zuletzt die Gewißheit derſelben bekam. Es kam nun zum offenen Bruch, und wir ſtanden uns feindſelig einander

gegenüber. Längſt hatte ich den frühern Widerwillen, den Ludwig XIII. gegen mich gehabt, aus deſſen Seele zu verbannen gewußt, und es ward mir daher nicht ſehr ſchwer, die ohnehin gehaßte und gefürchtete Mutter, die ich dem ſchwachen Monarchen als ihm lebensgefährlich zu ſchildern verſtand, ganz zu verdrängen und den Sieg über dieſes Weib davon zu tragen, um ſo mehr, da ich den Verdacht, daß ſie die Mitſchuldige bei der Ermordung ihres Gatten, Heinrich IV., geweſen, mit vieler Wahrſcheinlichkeit von Neuem wieder aufregte. Mein Sieg war vollkommen, denn ich wurde nun, wornach ich ſchon ſo lange geſtrebt hatte, erſter und allmächtiger Miniſter. Weiber und Maitreſſen waren es wieder, die mir hierbei behülflich waren. Von dieſem Augenblick an waren es nur noch drei Dinge, die mich vor allem beſchäftigten, die ich nicht mehr aus den Augen verlor, und all mein Dichten und Trachten ging nur noch dahin, ſie zu erreichen, dies war: die politiſche Macht des Proteſtantismus in Frankreich zu vernichten, den Hochmuth und aufrühreriſchen Geiſt des franzöſiſchen Adels zu demüthigen und denſelben unſchädlich zu machen, und das verhaßte Haus Oeſtreich zu erniedrigen und zu ſchwächen. Zwar verſuchte es Maria von Medicis, mich zu ſtürzen und wandte zu dieſem Zweck alle erdenklichen Mittel und Ränke an, ich war jedoch ſchlauer als die intriguante Italiänerin, und wußte es zu veranſtalten, daß ſie vorerſt nach Compiegne verbannt und daſelbſt unter ſtrenger Aufſicht gehalten wurde, wo ſie nach fünf Monaten die Erlaubniß erhielt, ſich nach Brüſſel zu begeben, aber nicht aufhörte, auch von dort aus insgeheim und öffentlich gegen mich zu intriguiren. Ich verſtand es aber, ſie fortwährend von Frankreich und dem Herzen ihres Sohnes entfernt zu halten, und da ich wußte, daß dieſem Weib nichts verhaßter und mehr zuwider war, als der Aufenthalt zu Florenz, ſo machte ich bei jedem Verſöhnungsverſuch dieſes zur Bedingung: sine qua non, gewiß, ſo jede Ausſöhnung mit dem König, die mir hätte verderblich werden, mich um mein ganzes Anſehen bringen und in großes Unglück ſtürzen können, zu hintertreiben. Unterdeſſen verfolgte ich raſtlos die Proteſtanten, ſowohl heimlich als öffentlich, wie es gerade die Umſtände erlaubten; während der Kriege in Italien, wo ſie mir hätten gefährlich werden können, hielt ich die Hugenotten ſchlau durch trügeriſche Unterhandlungen hin, ſodann nahm ich ihnen die Inſel Rhe, eroberte ihren Hauptwaffenplatz La Rochelle, ſo wie den zweiten, Mont-

auban, und nahm ihnen Nimes, Utez u. ſ. w., wobei ich allerdings nicht immer die rechtlichſten Mittel zur Erreichung meiner Zwecke anwandte, ſondern, was ich jedoch für erlaubt hielt, gegen ſeine Feinde ausüben zu dürfen, ließ manchen der wichtigſten und gefährlichſten derſelben durch Dolche und Gift aus dem Wege räumen, was mir den Sieg gewaltig erleichterte. Durch den Frieden von Alais und das Edikt von Nimes vernichtete ich völlig ihren politiſchen Einfluß. Zu gleicher Zeit hatte ich Veltlin, welches Spanien der Schweiz ſtreitig gemacht, wieder unter die Herrſchaft der letzteren gebracht. Der Capuziner Joſeph, eine mir ganz ergebene Creatur, wußte auch in Italien durch Wegräumung mancher Hinderniſſe einen für Frankreich vortheilhaften Frieden zu Stande zu bringen. Unterdeſſen aber hatten meine Feinde nicht aufgehört, ſich gegen mich zu verſchwören und alle Minen ſpielen zu laſſen, mich zu ſtürzen, ſelbſt die Gemahlin des Königs, Anna von Oeſtreich, und der Bruder des Monarchen, Gaſton von Orleans, und alle Günſtlinge des ſchwachen Ludwigs waren unter den Verſchworenen, die meinen Untergang wollten, aber ich überſah ſie alle und meine Schlauheit triumphirte. Einmal hatten ſie jedoch den König ſchon dahin gebracht, daß er beſchloß, mich zu entfernen, aber durch eine mir ganz ergebene Kammerfrau Annas wurde ich noch zu rechter Zeit von dem Complott unterrichtet, ich eilte nach Verſailles, und bald gelang es mir, meinen Feinden das Schickſal zu bereiten, das ſie mir zugedacht hatten. Der Siegelbewahrer Marillac wurde verbannt, ſein Bruder, der Marſchall Marillac, zum Tode verurtheilt, unter dem Vorwande, einen Kaſſenraub begangen zu haben, den ich jedoch ſelbſt durch ein verſchmitztes Weib veranlaßt hatte; Baſſompiere wurde in die Baſtille geſetzt, Gaſton von Orleans mußte ſich nach Spanien begeben, ich brachte es dahin, daß ſeine und der Königin Mutter Güter eingezogen wurden, und Anna von Oeſtreich ſelbſt wurde von Spionen umgeben und bewacht, da ich ſie dem König zu verdächtigen gewußt, als habe ſie einen verbotenen Umgang mit deſſen Bruder, den ſie zu heirathen beſchloſſen, nachdem beide den Monarchen aus dem Wege geräumt; dies war jedoch nur eine Erfindung von mir, die ſich höchſtens auf ſchwache Muthmaßungen gründete, aber die ich nöthig fand, mich für immer dem leichtgläubigen und ängſtlichen König unentbehrlich zu machen, da er nun für ſeinen Thron und ſein Leben beſorgt war. Dies alles zu bewirken, hatte mich nur eine einzige Unter-

redung gekoſtet, die angeblich die letzte zwiſchen dem König und mir ſeyn ſollte, und die ich ſo gut zu benutzen wußte, daß der Monarch fortan nicht mehr ohne mich beſtehen zu können wähnte. Man hatte den Augenblick, als der König, der mir nach Italien folgen wollte, zu Lyon krank wurde, benutzt, um ihm das Verſprechen, mich zu entfernen, abzulocken, und ſeine Gemahlin Anna war am thätigſten dabei geweſen, was ich ihr auch nie habe vergeben können.

— Aber verzeiht mir, Herr Cardinal, wenn ich Euch unterbreche, hattet Ihr ſelbſt nicht unerlaubte Abſichten auf Anna von Oeſtreich? — ſo wie man Euch auch des vertrauten Umgangs mit Maria von Medicis beſchuldigt, geſteht mir offen, was an dieſen Beſchuldigungen iſt, wenn Euch daran liegt, Eure Martern zu mildern.

— Es iſt wahr, daß ich meine Erhebung hauptſächlich dem Umſtand verdankte, daß ich mich dem wollüſtigen Begehren Marias hingab, wozu mich anfänglich Neigung eben ſo ſehr als Ehrgeiz antrieb. Aber die Gunſt einer Königin, ſo wie die anderer Frauen, verliert an Werth von dem Augenblick, als man ſich im vollen Beſitz ihrer Reize befindet, das Weib wurde mir bald zuwider, und ihre Herrſchſucht, mit dem Ueberdruß vereint, den ſie mir einflößte, war es, welche mich gegen ſie erboste und mich ihr Verderben beſchließen ließ. Anders war es mit Anna von Oeſtreich, deren friſche und jugendliche Reize eine wahre Leidenſchaft für dieſe Königin in mir entzündet hatten. Hiezu kam noch, daß ich Frankreich einen Thronerben geben wollte, was dem impotenten Ludwig XIII. unmöglich war, und alles hätte ich darum gegeben, wenn ich der Vater deſſelben hätte werden können. Aber hier ſcheiterte alle meine Liſt, alle meine und meiner Freundinnen Bemühungen waren vergeblich, Anna haßte und verabſcheute mich und hatte andere Neigungen. Nicht ihre Tugend war es, die mir widerſtand, ſondern die perſönliche Abneigung, die ſie gegen mich hatte, und andere Intriguen. Das Weib iſt nie ſtandhafter gegen die Lockungen eines Liebhabers, als wenn ſie die Kraft zu dieſer Standhaftigkeit in den Armen eines begünſtigten Geliebten ſchöpft. Da ich nach mehrjährigen Bemühungen ſah, daß alle meine Verführungskünſte umſonſt waren, und namentlich eines Tages, als ich ihr unter vier Augen ohne Rückhalt meine Abſichten etwas zudringlich zu erkennen gab, wodurch ich ſie in eine mir gefährliche Wuth verſetzt

hatte und ſie nur durch die Drohung, daß ich ihre andern Intriguen dem König offenbaren und veröffentlichen wolle, zu beſänftigen und zum Schweigen vermochte, mir dies zur Gewißheit wurde, dachte ich jetzt nur noch daran, ſie zum Werkzeug meiner politiſchen Abſichten und durch einen mir ergebenen Menſchen zur Mutter eines Thronerben zu machen. Ich hatte ſchon einige Zeit bemerkt, daß ihre Augen oft mit Wohlgefallen auf den herkuliſchen Formen eines tüchtigen Gardekapitäns ruhten, und beſchloß, dieſen zu dem Vater eines Thronerben von Frankreich zu machen. Die Sache gelang mir nach Wunſch mit Hülfe einiger Ehrendamen der Königin, namentlich der Frau von Comballet, deren Gunſt ich ſchon längſt genoß, und der Herzogin von Chevreuſe, welche die intime Freundin und Vertraute bei allen Liebesintriguen Annas war. Bald waren die Folgen dieſer Intrigue nicht mehr zweifelhaft, und eine andere, eben ſo fein geſponnene machte, daß ſich Ludwig **XIII.** für den glücklichen Urheber der geſegneten Leibesumſtände ſeiner Gattin hielt und für dieſes Wunder Gott, der heiligen Jungfrau und allen Heiligen dankte. Aber die Frucht dieſes Liebeshandels war mehr als ich gehofft und erwartet hatte: die Königin kam mit zwei Knaben zumal nieder; dies war zu viel, und die Kinder wurden gleich nach ihrer Geburt ſo verwechſelt, daß man nicht mehr wußte, welches derſelben dem Schooße der Mutter zuerſt entſchlüpft war. Ich ließ ſogleich eines wegbringen, empfahl den wenigen Mitwiſſenden das ſtrengſte Geheimniß über dieſen Umſtand, und ließ das weggeſchaffte Kind auf dem Lande in der Nähe von Saint-Germain durch eine Bäuerin ſäugen, die deſſen Herkommen nicht ahnte, ſpäter aber ließ ich es einem armen adelichen Ehepaar zur weitern Erziehung übergeben, dem ich einen Jahrgehalt ausſetzte, und das in dem Wahn war, es ſey ein uneheliches Kind eines Fräuleins aus einer guten Familie. Anna von Oeſtreich war nun ganz in meinen Händen, eben ſo der König, den ich durch ſeine Geliebte, das Fräulein von Lafayette, nach langen Jahren wieder zu einem Beiſchlaf mit ſeiner Gattin, wodurch die Frucht ihres Ehebruchs dem Monarchen verborgen blieb, vermocht hatte. Fräulein von Lafayette war es ebenfalls, welche ich dazu gebracht hatte, den König von dem glücklichen Ereigniß der Schwangerſchaft ſeiner Gattin zuerſt zu unterrichten. Der Monarch war über dieſes Wunder eben ſo erfreut als erſtaunt, und glaubte es ſeiner Frömmigkeit und ſeinen Gebeten zu verdanken zu haben.

Ich hingegen, um allen Verdacht entfernt von mir zu halten, ſtellte mich, als mache mich dieſes Ereigniß ſehr ungehalten, und Ludwig XIII. war weit entfernt, den Antheil zu ahnen, den ich an dieſer Intrigue, die ihn zum Vater machte und Frankreich einen Thronerben gab, hatte. Die wenigen Perſonen, die um das Herkommen des zweiten Kindes wußten, ließ ich die feierlichſten Eide ſchwören, dies nicht zu verrathen; außerdem waren ſie mir ganz ergeben, und was aus dem Kinde geworden, wußte Niemand, nicht einmal Frau von Chevreuſe und die Königin, die ich durch die Drohung der Offenbarung ihrer Schuld ganz in meiner Gewalt hatte. Die bald auf dieſes Ereigniß folgende zweite Schwangerſchaft Annas, die dem Herzog von Anjou das Leben gab, hatte gleichen Urſprung wie die Geburt des Dauphins. Von jetzt an wendete ich, da ich die Macht der Großen in Frankreich ſchon ziemlich gebrochen und die Proteſtanten ebenfalls ohnmächtig gemacht hatte, alle meine Kräfte an, um Oeſtreich zu demüthigen und zu ſchwächen, was mir, Dank meinen Intriguen, wenn auch nicht ganz nach Wunſch, doch nicht übel gelang. Ich nahm thätigen Antheil an dem dreißigjährigen Krieg, unterhandelte mit Guſtav Adolph, der an der Spitze der Proteſtanten in Deutſchland ſtand, die ich beſchützte, während ich ihre Brüder in Frankreich unterdrückte; es gelang mir, Baiern von der Ligue zu trennen und einen Vertrag deſſelben mit Dänemark zu vernichten. Nach dem Tode des Königs von Schweden beſoldete ich die Truppen des Herzogs von Weimar, der ihn erſetzte, erregte den ſpaniſchen Krieg, deſſen unglücklichem Anfang der Prinz von Oranien und noch mehr die Ränke und Rathſchläge meines ergebenſten Helfers, des Pater Joſeph, bald eine andere Wendung gaben. Ich griff nun das Haus Oeſtreich offen und in allen ſeinen Beſitzungen, im Elſaß, den Niederlanden, Italien und Catalonien zumal und mit dem beſten Erfolg an. Unterdeſſen verdankte ich es meinem hartnäckigſten Feind, Gaſton von Orleans, daß ich nicht zu Amiens ermordet wurde, weil dieſer den Meuchelmord verabſcheute, dennoch unterließ er es nicht, auf meinen Sturz hinzuarbeiten, einen abermaligen Verſuch zu dieſem Zweck wußte ich wieder zu vereiteln, und der Herzog von Montmorency, der ſich am thätigſten dabei bewieſen hatte, mußte ſein Leben auf dem Blutgerüſt enden, ſowie ich alle dabei Betheiligte, beſonders die vom Adel, ihre Theilnahme ſchwer büßen ließ. Da es mir auch ſchien, als fange Fräulein

von Lafayette an, eine zu große Gewalt über den ſchwachen Ludwig zu erlangen, die meinen Einfluß gefährden konnte, brachte ich es durch meine Ränke dahin, daß ſie ins Kloſter mußte, eben ſo mußte der Beichtvater des Königs, der Pater Couſſin, den ich in dringendem Verdacht hatte, daß er mir heimlich entgegen wirke, auf eine Miſſion, das heißt: in die Verbannung nach Canada wandern, wie ich denn überhaupt gegen alle die unverſöhnlich und mit der hartnäckigſten Rache erfüllt war, die mir und meinen Abſichten perſönlich entgegen waren. Das Intereſſe des Staats mußte mir zum Vorwand dienen, meine Rachſucht zu kühlen, wobei mir kein Mittel zu verworfen und zu abſcheulich war. Der arme Pfarrer der St. Peterskirche zu Loudün und Kanonikus der Kirche zum heiligen Kreuz, Urban Grandier, mußte es auf dem Scheiterhaufen büßen, indem er auf einem Platz zu Loudün lebendig verbrannt wurde, nachdem er vorher noch die ſchrecklichſten Martern auf der Folter deßhalb beſtanden hatte, daß er ein Pamphlet unter dem Titel „Die Schuhmacherin von Loudün“ geſchrieben. Ich ließ ihn als der Zauberei, des böſen Weſens, des Bundes mit dem Teufel, an was alles ich ſelbſt nicht glaubte, des Ehebruchs, deſſen ich mich ſelbſt in einem hohen Grad anzuklagen gehabt hätte, und der Gottesläſterung ſchuldig verurtheilen. Genug, jedes Mittel galt mir gleich, meine Ränke zu ſchmieden und mich von meinen Feinden zu befreien. Auch war ich es, der alles that, um den Wallenſtein zur Empörung gegen ſeinen Kaiſer aufzureizen, ſo wie dieſen gegen ſeinen ſiegreichen Feldherrn aufzubringen und denſelben ihm verdächtig zu machen. Die Catalonier munterte ich zum Aufruhr auf und wollte durch ſie eine Republik Barcellona ins Leben rufen, eben ſo arbeitete ich an der Thronbeſteigung des Hauſes Braganza in Portugal. Um alle dieſe verſchiedenen, ſo ſchwierigen als koſtſpieligen Unternehmungen ausführen zu können, bedurfte ich Geld, und viel Geld, und um dieſes zu erhalten, mußte ich zu den drückendſten Finanzmaßregeln meine Zuflucht nehmen, dieſe veranlaßten Empörungen unter dem armen Volk, die ich nur durch die grauſamſten und blutigſten Mittel zu dämpfen und zu unterdrücken vermochte. Abermals entſpann ſich nun eine Verſchwörung gegen mich, in die ſogar der König bis zu einem gewiſſen Grad verwickelt war; ich entdeckte den ganzen Plan, und wußte den ſchwachen Ludwig auch jetzt herumzubringen. Die Haupttheilnehmer derſelben, wie der Herzog von Bouillon, der Sohn

des Marſchalls d'Effiat, Cinq Mars, der ſich ſelbſt mit Wiſſen des Königs zu meinem Sturz mit den Spaniern verbunden hatte, und der junge De Thou endeten ihr Leben auf dem Blutgerüſt. Es war mir zwar gelungen, die königliche Macht von allen Hemmniſſen zu befreien, welche ihr die Großen des Reichs bisher immer in den Weg gelegt hatten, aber ich concentrirte dieſe Macht in meiner Perſon und umgab mich ſelbſt mit einer königlichen Pracht. Den Mordplan, welchen der Graf von Chalais, der ebenfalls hingerichtet wurde, gegen mich geſchmiedet, wußte ich ſchlau zu benützen, um mir eine Leibwache von zwei Hundert Musketiren und eine eben ſo ſtarke Eskorte Reiterei beizulegen. Einen großen Theil des dem Volk erpreßten Geldes wandte ich dazu an, meine eignen Liebhabereien zu befriedigen, den prachtvollen Cardinal-Palaſt im Mittelpunkt von Paris zu erbauen, auf das Verſchwenderiſchſte einzurichten und zu meubliren, meine zahlreichen Creaturen, Spione und Maitreſſen zu beſolden, und den unerhörten Pomp zu beſtreiten, den ich bei allen Gelegenheiten entfaltete. Außerdem erbaute ich aber noch das Collegium Dü-Pleſſis, ſtellte die Sorbonne und deren Kirche wieder her, vergrößerte die königliche Druckerei, legte den großen Königsgarten an, und gründete die franzöſiſche Akademie. Freilich hatte ich den früher blühenden Staat in eine ungeheure Schuldenlaſt geſtürzt, die ich trotz aller Erpreſſungen nicht zu tilgen im Stande war. Achtzehn Jahre hatte ich ſchon als unumſchränkter Miniſter geherrſcht, als ich zu Narbonne erkrankte; es war dies gerade zur Zeit der Verſchwörung des Cinq Mars, und trotz meinem bedenklichen Zuſtand eilte ich nach Paris zurück, denn noch weit bedenklicher als meine Krankheit ſchien mir meine politiſche Lage, aber ich trug bereits den Keim des Todes in meinem Innern; dies fühlend, traf ich die nöthigen Verfügungen, vermachte dem König meinen prächtigen Palaſt mit allem, was dazu gehörte, und theilte dem Mazarin, den ich dem Monarchen als meinen würdigſten Nachfolger empfahl, das Geheimniß des Daſeyns des zweiten von mir entfernten Kindes der Königin mit, ſo wie was aus ihm geworden, und empfahl ihm, den Dauphin, ſobald er mündig geworden, davon in Kenntniß zu ſetzen, was er mir auch heilig angelobte. Den 4ten Dezember 1642 gab ich endlich, wenn auch nicht ohne Furcht, was in jenem Leben aus mir werden ſollte, doch ziemlich reſignirt meinen Geiſt auf. Ich hatte zwar bedeutende Summen für Meſſeleſen zum Heil meiner Seele

der Kirche vermacht, jedoch ſelbſt nicht an die Wirkſamkeit ſolcher Mittel glaubend. Kaum hatte ich die Augen geſchloſſen, ſo empfingen auch ſchon Satans gekrallte und flinke Emiſſäre meine arme Seele, brachten ſie auf das Schonungsloſeſte an den Ort der Qualen, wo ich mich jetzt ſchon zwei hundert und fünf Jahre befinde, und nach, wenn auch nur einiger Linderung lechze. — Dies, mein Herr, ſind die Generalbekenntniſſe meiner Thaten, ich glaube nichts von Wichtigkeit vergeſſen zu haben, wenn ich Euch auch nicht die oft ekelhaften Einzelnheiten derſelben mittheilte. Steht es nun in Eurer Macht, meine ſchreckliche Lage zu mildern, ſo thut Ihr ein Werk der Barmherzigkeit an mir, ich bin zwar ein gräßlicher Böſewicht auf Erden geweſen, aber empfinde ſchon lange tiefe und aufrichtige Reue.

Michel verſprach der Ex-Eminenz, ſich für dieſelbe bei dem Papa Großſatan zu verwenden, und ſuchte nun die in dem Schwefelmeer ſchmachtende Anna von Oeſtreich auf.

Dieſe hatte trotz der großen Qualen, denen ſie fortwährend ausgeſetzt war, dennoch jene ſtolzen, hochmüthigen Züge und herabſehenden Blicke ſelbſt in ihrem Schattengeſicht beibehalten.

— Ew. Majeſtät werden gnädigſt verzeihen, redete ſie Michel an, wenn ich es wage, dieſelbe um ein aufrichtiges Geſtändniß und Bekenntniß all Ihrer Verirrungen und geheimen Sünden zu bitten, indem ich ihr zu gleicher Zeit die Verſicherung gebe, daß ich Alles aufbieten werde, um von dem ſchrecklichen Herrſcher der Höllen, bei dem etwas zu gelten ich mir ſchmeicheln darf, unter der Bedingung, daß Sie völlig aufrichtig ſind, einige Erleichterung Ihrer Lage zu erlangen.

Annas Blicke ſchienen etwas milder und weniger ſchmerzlich, und ſie verſetzte: gerne will ich auf das Wahrhaftigſte und Offenherzigſte alle meine Sünden beichten, wenn ich, was Ihr mir verſprecht, dadurch bewirken kann. Doch laßt mich nicht vergeblich abermals die Muſterung meiner ſchon ſo Tauſendmal ſchwer bereuten Miſſethaten und Verbrechen paſſiren und die Schmerzen einer ſolchen Rückerinnerung noch zu den andern fügen. Dürfte ich wirklich hoffen?...

— Ja, wenn Ihr anders ohne Rückhalt all Eure Vergehungen geſteht und dabei Eure weibliche Eitelkeit, die Euch leicht dazu verführen kann, manches zu verſchweigen oder zu verdrehen und der Wahrheit ungetreu zu werden, ganz aus dem Spiel laßt.

— Wohlan, ſo höret: Ich, die Tochter Philipp **III.** von Spanien, wurde in dem Schooß eines fanatiſchen Hofes erzogen, an welchem Scheinheiligkeit, Heuchelei und falſche Frömmigkeit mit dem Laſter und Verbrechen Hand in Hand gingen. So ſehr auch meine Erziehung in der Kindheit überwacht wurde, ſo konnte man doch nicht vermeiden, daß ich von gar manchen Hofbegebenheiten und Scheußlichkeiten wenigſtens theilweis unterrichtet wurde, deren Nichtkenntniß mir heilſamer geweſen wäre. Fünfzehn Jahre zählte ich, als mir im Jahr 1615 verkündet wurde, daß ich den ebenfalls fünfzehnjährigen König von Frankreich, Ludwig **XIII.**, heirathen müſſe. In dem Land angekommen, deſſen Regentin ich dereinſt werden ſollte, mußte ich mich ganz dem Willen der ränkevollen Königin Mutter, der Maria von Medicis, unterwerfen, in deren Feſſeln der König, mein Gemahl, ebenfalls noch ſchmachtete, und nahm nicht den mindeſten Antheil an den Staatsgeſchäften, ſondern führte ein trauriges, einſames, zurückgezogenes Leben in den erſten Jahren meiner Verheirathung. Der junge König liebte mich nicht und auch ich empfand nicht die mindeſte Neigung für ihn, er war beſtändig finſter, in ſich gekehrt, ſehr wortkarg, und hatte nichts was ein weibliches Weſen in meinen Jahren feſſeln konnte; auch blieben wir uns fortwährend ziemlich ferne und gleichgültig, und dieſes Verhältniß wurde auch nicht anders, als wir ſpäter das Ehebett mit einander theilten, im Gegentheil ſchien ſich dadurch der gegenſeitige Widerwillen noch zu vermehren. Als nach dem unglücklichen Ende Concinis, des Marſchalls von Ancre, deſſen Sturz die neidiſchen Großen bei dem König bewirkt hatten, und deſſen unglückliches Kind, welches das Parlament auch ſeines Adels verluſtig und unfähig erklärt hatte, je ein Amt in Frankreich zu bekleiden, ohne Mantel und Federhut weinend in den Gängen des Louvres irrte, ſchreiend: „ich muß die Strafe des Hochmuths meiner Eltern tragen!“ und durch den Grafen Fiesko zu mir gebracht wurde, rührte mich zwar deſſen Schmerz, denn es hatte in zwei Tagen keinen Biſſen und keinen Trunk über den Mund gebracht, und ich ließ ihm etwas Eſſen und Trinken reichen, verſprach auch, ferner für das Kind zu ſorgen, aber kaum hatte es mich verlaſſen, als mir plötzlich einfiel, daß man mir erzählt, daß dieſes Kind mit einer großen Anmuth und Geſchicklichkeit tanze; ich ließ es nun zurückrufen und vor mir tanzen, während der Vorhof des Louvres noch von dem Blut ſeines Vaters geröthet war

und man in meinen Gemächern das Kniſtern des angezündeten Scheiterhaufens hörte, auf welchem man die Mutter dieſes Kleinen, welche als Hexe und Zauberin zum Feuertod verurtheilt worden war, verbrannte. Doch war dies nicht Bosheit, ſondern mehr Unbeſonnenheit und Leichtſinn von meiner Seite.

— Seyd Ihr deſſen gewiß?

— Gewiß, und gleich darauf bereute ich es, gethan zu haben, denn noch war mir Grauſamkeit fremd, aber eine andere Leidenſchaft war damals ſchon in mir aufgekeimt. So wenig ich den König, meinen Gemahl, leiden mochte, ſo ſehr war ich deſſen Bruder, Gaſton von Orleans, zugethan. Anfänglich ſpielten wir noch gleich Kindern miteinander, rollten uns im Beiſeyn meiner Ehrendamen, die Theil an dieſen Spielen nahmen, auf den prächtigen Teppichen meiner Gemächer herum, wobei freilich mein Anzug nicht ſelten in große Unordnung gerieth und dem jungen Prinzen Dinge erblicken ließ, die ihm hätten verborgen bleiben ſollen, und die bald ſeine Lüſternheit rege machten, wozu auch meine Damen nicht wenig durch ihre wollüſtigen Bewegungen und Berührungen, die ſie ſich erlaubten, und die anfänglich zufällig ſchienen, beitrugen. Längſt hatten wir bei unſern Zuſammenkünften alles Ceremoniel bei Seite geſetzt. Den König, der mich ganz vernachläßigte und faſt nie beſuchte, fürchteten wir wenig, zudem hielt immer eine meiner Damen Wache und ſtand auf der Lauer. Dennoch bekam Ludwig Wind von unſern, jetzt eben nicht mehr ganz unſchuldigen Spielen, wurde eiferſüchtig auf ſeinen Bruder, jedoch mehr, wie ich glaube, weil er fürchtete, daß wir gegen ſeinen Thron und ſein Leben komplottiren möchten, als daß ich ihm die eheliche Treue bräche. Dieſe Eiferſucht gab er auf eine ſo ſeltſame Weiſe kund, daß er dadurch zum Geſpött ſeines ganzen Hofes wurde, indeſſen ergriff er Maßregeln, welche meine ferneren Zuſammenkünfte mit ſeinem Bruder faſt unmöglich machten, was jedoch unſre Leidenſchaft nur um ſo mehr entflammte, und als wir uns endlich nach langer Zeit mit Beihilfe einer verſchmitzten Hofdame einmal wieder ohne Zeugen ſahen, beging ich zum Erſtenmal das Verbrechen des Ehebruchs vollſtändig, was bis jetzt noch nicht geſchehen war, und wiederholte es von nun an ſo oft mit meinem Schwager, als ſich Gelegenheit dazu bot; doch wurde das endlich durch Gaſtons Entfernung, die der Cardinal Richelieu hauptſächlich veranlaßte, deſſen unverſchämte Zudringlichkeiten ich verächtlich zurückgewieſen hatte, unmöglich,

und ich begnügte mich, meine Leidenſchaft, denn die Wolluſt war mir nun zu einer ſolchen geworden, mit einigen untergeordneten Männern des Hofes zu befriedigen, bis im Jahr 1625 der prächtige Günſtling Carls II. von England, der ſchöne Herzog von Buckingham, als außerordentlicher Geſandter an dem Hofe Ludwig XIII. erſchien, um um die Hand der Tochter Heinrichs IV., der Prinzeſſin Henriette, für ſeinen Herrn anzuhalten. Als ich ihn zum Erſtenmale ſah, es war bei ſeiner feierlichen Antritts-Audienz, war ich ſogleich von der Schönheit und Anmuth dieſes Mannes bezaubert, ſein Anzug war eben ſo reich als geſchmackvoll und verſchwenderiſch mit Brillanten, Edelſteinen und Perlen beſetzt, von denen er viele in dem Thronſaale ſelbſt verlor, da ſie zu leicht angeheftet waren, was aber, wie ich ſpäter erfuhr, abſichtlich geſchehen war, um mit deſto mehr Prunk und Magnificenz aufzutreten. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß auch ich ihm nicht gleichgültig geblieben war, und er, wie mir meine Damen verſicherten, mich anbetete. Lange bot ſich keine Gelegenheit dar, daß er ſich hätte gegen mich erklären können, aber wenn ſich unſere Blicke begegneten, wenn ſich unſere Hände beim Tanz berührten, ſo ſagten ſie mehr, als die feurigſte Liebeserklärung hätte thun können. Richelieu, der damals noch meine höchſte Gunſt zu erlangen hoffte, und zugleich über meine Gleichgültigkeit, um nicht zu ſagen Verachtung, gegen ihn aufgebracht war, hatte ſchnell unſere gegenſeitige Neigung bemerkt, er umgab mich und den Herzog mit Spionen, die mich Tag und Nacht bewachten, und machte ſo eine geheime Zuſammenkunft unmöglich, doch konnte er nicht verhindern, daß ich durch Vermittlung der Herzogin von Chevreuſe, meiner Dame d'Atour und die Vertraute all meiner verliebten Intriguen, Briefe mit ihm wechſelte, welche die glühendſte Leidenſchaft athmeten. Endlich gab eine Reiſe nach Amiens die ſo längſt ſehnlichſt erwünſchte Gelegenheit, uns unter vier Augen zu ſprechen. Es war eines Abends in dem Park dieſer Hauptſtadt der Picardie, daß ich mich verabredetermaßen mit der Frau von Chevreuſe von meiner Umgebung trennte und in einem dichten Gebüſche verlor, wo ſich an einer, in einem kleinen Rondell verſteckten Bildſäule Amors Buckingham ſchon eingefunden, aber der Herzog empfing mich ſo ſtürmiſch und war ſo ſehr in Wallung, daß ich erſchrak, und mir ein lauter Schrei entfuhr. Dies hatten mehrere Perſonen meines Gefolges gehört und eilten ſo ſchnell

herbei, daß es meinem Geliebten unmöglich war, ganz unbemerkt zu entfliehen; mehrere hinzugekommene Perſonen hatten noch ſeinen Mantel und ſein Barett erkannt, aber es waren geringere Diener, die ich durch reiche Geſchenke zum Schweigen brachte. Ich war nun über mich ſelbſt äußerſt ungehalten, eine ſolche Gelegenheit, alle meine Wünſche zu befriedigen, durch meine Unbeſonnenheit verloren zu haben. Indeſſen gelang es der Herzogin von Chevreuſe, im Einverſtändniß mit der Frau von Motteville und der Frau von Comballet, meinen Ehrendamen, bald darauf eine zweite Zuſammenkunft der Art in demſelben Garten zu veranſtalten, und dieſe drei Damen hielten nun Wache, während ich in Buckinghams Armen auf einer Raſenbank ſchwelgte. Dieſe Zuſammenkünfte wurden ſo oft als möglich wiederholt, konnten aber doch nicht ſo geheim gehalten werden, daß nicht Richelieus Spione Wind davon bekommen hätten. Dieſer machte den König argwöhniſch und ſetzte ihm in den Kopf, daß ich die eheliche Treue verletze; da er jedoch keine überzeugenden Beweiſe beizubringen vermochte, ſo blieb es nur bei dem dringenden Verdacht, der jedoch zur Folge hatte, daß meine Dame d'Atour von dem rachſüchtigen Cardinal vom Hofe verbannt und mehrere meiner treueſten Diener, die er mir ganz ergeben wußte und der Mitſchuld verdächtig hielt, fortgejagt wurden; zugleich beſchleunigte er die Abfertigung des außerordentlichen Botſchafters Englands, der, ſo viel als nur immer möglich war, ſeine Abreiſe verzögerte, endlich aber nach England zurückkehren mußte, ohne daß wir uns noch einmal ohne Zeugen hätten ſehen können; doch fand er Mittel, mich wiſſen zu laſſen, daß er Alles anwenden würde, in möglichſt kürzeſter Friſt wieder nach Frankreich zurückzukehren. Um ſich an Richelieu zu rächen, unterſtützte er die Proteſtanten, deren Unternehmungen aber fehl ſchlugen. Eben hatte der Herzog eine zweite furchtbarere Expedition zu Gunſten derſelben organiſirt, deren Gelingen ſo ziemlich als unfehlbar vorauszuſehen war, und ſchon freute ich mich, meinen, trotz einer mehrjährigen Abweſenheit noch immer heißgeliebten Buckingham wieder und den mir ſo verhaßten Cardinal geſtürzt zu ſehen, als der arme Herzog in England gerade in dem Augenblick ermordet wurde, wo alles bereit war, ſein Vorhaben auszuführen. Welche Hand den Mörder geleitet, wurde mir nie klar, aber ich glaube, daß es Richelieu war, der ſich ſo ſeines gefürchteten doppelten Nebenbuhlers zu entledigen ſuchte. — Die bald

darauf erfolgte Verſchwörung von Montlüc, durch welche beabſichtigt wurde, den König der Freiheit zu berauben, meine Ehe mit ihm aus dem Grund der Impotenz für nichtig zu erklären, und mich ſodann mit dem Herzog von Orleans zu verheirathen, war zwar nicht mein Werk, jedoch war ich von dieſem Plan vollkommen unterrichtet, that nichts dagegen, ſondern verſprach vielmehr Gaſton meine Hand zu reichen, ſobald mein Gemahl im Kerker und meine Ehe mit ihm für ungültig erklärt ſeyn würde. Als auch dieſe Verſchwörung entdeckt war, bei der ſich jedoch ebenfalls keine Beweiſe für meine Mitſchuld vorfanden, wurde ich um ſo ſtrenger bewacht, da Richelieu merkte, daß ich die Intereſſen Frankreichs denen des Hauſes Oeſterreich opferte und in Gemeinſchaft mit Spanien intriguirte, um daſſelbe zu bevorzugen und die Bourbonen zu erniedrigen. Dieſe Entdeckung theilte der Cardinal-Miniſter dem König mit, der nun dem ſpaniſchen Geſandten verbieten ließ, mich zu beſuchen, man nahm mir alle meine vertrauteſten Damen und Diener, verbannte mich nach Val de Grace, wo man mir auch noch alle meine Papiere wegnahm, die einer der zu dieſem Zwecke von Richelieu geſchickten Abgeordneten ſich unterſtand, ſelbſt auf meinem Leibe und an meinem Buſen zu ſuchen. Es iſt wahr, daß ich ſehr gerne meine Familie auf Koſten des Hauſes Bourbon und Frankreichs vergrößert hätte, aber dieſe Abſicht wurde mir durch die Schlauheit des Cardinals vereitelt. Was mir jedoch am allermeiſten am Herzen lag und mich fortwährend äußerſt bekümmerte, war, daß ich noch nicht Mutter geworden und Frankreich keinen Thronerben geſchenkt hatte. Bereits war ich zwei und zwanzig Jahre verehelicht, und weder der König, mein Gatte, noch deſſen Bruder, Gaſton, noch andere Männer am Hofe, noch der vertraute Umgang mit Buckingham waren im Stande geweſen, mich in geſegnete Leibesumſtände zu verſetzen. In dieſem einzigen Wunſch, Frankreich einen Thronerben zu ſchenken, traf ich mit Richelieu zuſammen, weil dieſer hoffte, nach des ſchwächlichen Königs Tode in dieſem Fall unumſchränkt in meines Kindes Namen als Regent fortherrſchen zu können, und ihm Alles daran gelegen ſeyn mußte, daß nicht Gaſton den Thron beſteige, in welchem Falle er ohne Rettung verloren geweſen wäre. Da er, meine Abneigung gegen ihn kennend, daran verzweifelte, mich durch ſeine Perſon zur Mutter machen zu können, ſich vielleicht auch bei zunehmendem Alter dies nicht mehr zutraute, da mich jetzt Mißgeſchick

und Verfolgung wohl nachgiebiger für ſeine Wünſche gemacht haben würden, ſo ſuchte der verſchmitzte Miniſter einen andern Vater für einen Kronprinzen zu finden, und beſonders einen Vater, der ihm nie gefährlich werden konnte, der den kleinen Liebesdienſt, Frankreich einen Dauphin zu geben, nicht zu hoch anſchlage, und den Kardinal ruhig im Beſitze ſeiner großen Macht laſſe, doch mußte auch mir der Mann gefallen. Alle dieſe Bedingungen waren nicht ſo leicht bei einem Manne zu vereinigen, dem ich als Königin meine höchſte Gunſt ſchenken ſollte. Ich betete unterdeſſen ohne Aufhören zum Himmel, daß er mich doch zur Mutter machen möge, indem ich heimlich, ſo oft ich Gelegenheit hatte, noch kräftigere Mittel als das Gebet anwandte, um dieß zu bewerkſtelligen, aber bis jetzt vergeblich. Schon zählte ich ſechs und dreißig Jahre und noch keine Spur von Schwangerſchaft! Einſtens erblickte ich bei dem Gottesdienſt zum Erſtenmal einen Gardekapitän mit atlethiſchen Formen, deſſen herkuliſche Geſtalt mir ſogleich in die Augen ſprang, und ſo ſehr gefiel, daß ich meine Blicke faſt nicht mehr von ihm abzuwenden vermochte; er hatte eine ſo ſchöne Geſtalt, wie ich ſeit Buckingham keine wieder am Hofe geſehen hatte; ich zog nähere Erkundigungen über dieſen Offizier ein, und erfuhr, daß er von ziemlich zweideutiger Abkunft ſey. — Richelieu ſtand damals in einem vertrauten Verhältniß mit einer meiner Hofdamen, und benutzte dies, um meine Geſinnungen hinſichtlich jenes Offiziers zu erforſchen; da er nun durch dieſe Dame erfuhr, daß ich meine Augen auf den Mann geworfen, ſo ſagte er zu derſelben: „wir müſſen ihn der ſpaniſchen Prinzeſſin geben, ich müßte ſehr irren, wenn uns dieſer nicht einen Dauphin verſchaffen ſollte.“ — Ich war bald damit einverſtanden, nur wollte ich mir den Schein geben, als würde ich halb und halb gezwungen, mich dem ſchönen Manne preis zu geben. Indeſſen war auch noch eine andere Schwierigkeit zu bedenken: ſeit vielen Jahren hatte der König nicht mehr mein Lager getheilt, auch er mußte dazu vermocht werden, dies wieder zu thun, ſollte, im Fall ich ſchwanger würde, die Frucht meines Leibes als legitim anerkannt werden. Doch Richelieu und ſeine Vertrauten übernahmen es, auch dieſe Bedenklichkeit zu beſeitigen und den König zu dem Beiſchlaf mit mir zu vermögen, was ihnen auch mit Hülfe des Fräuleins von Lafayette, des Königs Favoritin, die mit in das Geheimniß gezogen wurde, gelang. Bald verſah dieſer Gardekapitän faſt noch allein den Dienſt in meinen

Gemächern, und ſein Benehmen und ſeine Blicke verriethen mir deutlich genug, wie ſehr er wünſchte, die ihm gewordene Miſſion zu vollziehen. Wenn ich ihn anredete, ſo antwortete er mir zwar paſſend, doch immer etwas verlegen und mit der ſanfteſten Stimme. Ich ſprach ihn nun täglich und ſtündlich, ohne jedoch meiner Würde etwas zu vergeben, es war noch immer die Königin und nicht die Geliebte, die mit ihm redete, auch ſchien der Gardekapitän fortwährend in den Schranken der Ehrfurcht zu bleiben und wagte kein freies Wort. Aber eines Abends, als ich nur noch von meiner Dame d'Atour, der Herzogin von Chevreuſe, die man mir wiedergegeben hatte, begleitet in mein Schlafzimmer trat, fand ich daſſelbe ungewöhnlich düſter erleuchtet, die Gardinen meines Bettes waren weit mehr zugemacht als dies ſonſt der Fall war, doch ſchien ich dies nicht zu bemerken. Ich kleidete mich mit Hülfe der Frau von Chevreuſe aus, ohne mich im mindeſten zu geniren, und bringe, ohne es zu ahnen, ſo ein ſchon glühendes Feuer zur praſſelnden Flamme. Frau von Chevreuſe begiebt ſich endlich in ihr Schlafkabinet, ich verrichte noch mein Abendgebet vor meinem Betaltar knieend, löſche die an demſelben brennenden Kerzen, und jetzt wirft nur noch eine düſter brennende Nachtlampe einen matten Schein von ſich, der keinen Gegenſtand mehr deutlich erkennen läßt; ich gehe an mein Bett, öffne deſſen Vorhänge ſo weit es nöthig iſt, werfe mich zwiſchen meine ſchneeweißen Linnen und fühle mich augenblicklich von zwei ſtarken Armen umſchlungen, ſtoße einen Schrei des Entſetzens aus, rufe mit ſchon halb erſtickter Stimme Frau von Chevreuſe, aber die glühendſten Küſſe verſchließen mir bald völlig den Mund, ſo daß ich keinen Laut mehr vorzubringen vermochte und meinen Zorn verbeißen mußte .... Der am Morgen noch ſo ehrfurchtsvolle Gardekapitän war zum unverſchämteſten und ſchuldvollſten Menſchen geworden, mein ſpaniſcher Stolz empörte ſich zwar, aber was konnte ich thun? längſt brannte mein Herz im Stillen für ihn, hundertmal war mir ſeine verführeriſche Geſtalt in entzückenden Träumen erſchienen, die Formen, die ich faſt jeden Tag bewunderte, waren es, die mich nun umſchlungen, die Gluth, die er aushauchte, theilte ſich meinem ganzen Weſen mit, er hatte eine Beredtſamkeit, der nicht zu widerſtehen war, verſicherte mich ſeiner unendlichen Liebe mit ſoviel Nachdruck, ſo wie, daß es ihn nicht gereuen würde, wenn er dieſe Nacht mit dem Schaffot büßen müſſe, daß ich dadurch gerührt und

erweicht beſchloß, ihn dieſes Vergnügen, das ich ja auch theilte, nicht ſo theuer bezahlen zu laſſen. Ich war ja auch ſchon in den Jahren, in denen es einer Frau, ſey ſie auch Königin, nicht wenig ſchmeichelt, noch eine ſo heftige Leidenſchaft in eines Mannes Buſen zu entzünden. — Als ich mich den andern Tag bei der Herzogin von Chevreuſe über ihre Treuloſigkeit beklagte, gab ſie mir zur Antwort: „Der Herr Cardinal gab mir Befehl, einem Spiel ein Ende zu machen, das ſeine Geduld ermüdete.“ — Dieſe glücklichen Nächte mehrten ſich nun, und als ich wegen der Folgen ängſtlich wurde, kam eines Abends plötzlich Ludwig **XIII.**, während ſich der Regen in Strömen ergoß und die Wege ſchrecklich ſchlecht waren, von Grosbois zurückkehrend, bis auf die Haut durchnäßt zu mir, und kündigte mir an, daß er dieſe Nacht im Louvre zu-zubringen gedenke. Ich bot ihm ſogleich meinen Tiſch und mein Bett an, zu meiner großen Freude ſchlug er beides nicht aus und brachte die Nacht, die ich gut zu benutzen verſtand, mit mir zu. Einige Zeit darauf wurden ihm durch das Fräulein von Lafayette meine geſegneten Leibesumſtände angekündigt, über welches Wunder er ſeelenvergnügt war, beſonders weil er jetzt nicht mehr fürchtete, daß ſeine Krone an einen verhaßten Bruder übergehen würde. Es kam nun eine, wenigſtens ſcheinbare Ausſöhnung zwiſchen mir und meinem Gatten zu Stande, der in der That glaubte, der Himmel habe ein Wunder zu ſeinen Gunſten gethan, und ſich der Vaterſchaft recht königlich freute. Nicht ganz neun Monate ſpäter kam ich zu meinem und Richelieu's großem Schrecken mit Zwillingen nieder. Die Sache wurde geheim gehalten, und eines der Kinder ließ der Cardinal ſogleich wegbringen; ich habe nie von ihm erfahren können, was aus dem Kind geworden. Es ſey gut verſorgt, war die jedesmalige Antwort, wenn ich darnach fragte, und mit Gewalt durchzubringen konnte ich nicht wagen, da mein Geheimniß in der Hand dieſes ſchlauen Prieſters war. Unterdeſſen hatte ich Frankreich einen Dauphin geſchenkt, der noch als Kind unter dem Namen Ludwig **XIV.** König dieſes Landes wurde. Ein Jahr ſpäter kam ich mit dem Herzog von Anjou nieder, der ſein Daſeyn demſelben Urſprung, wie ſein älterer Bruder verdankte. Indeſſen wurde hiedurch keineswegs ein gutes Einverſtändniß zwiſchen mir und meinem Gatten hergeſtellt, ich war ſogar genöthigt, mich entfernt von dem Hofe zu halten, der mich in meiner Zurückgezogenheit vernachläßigte. — Unterdeſſen

war mein Erzfeind Richelieu geſtorben, bald darauf lag auch der König, ſein Herr und Sklave zugleich, denn er hatte nicht ſelten vor ihm gezittert, und war nur das Werkzeug der Willkühr, des Haſſes und der Rache ſeines Miniſters, auf dem Sterbebette, und folgte ihm ein Jahr ſpäter ins Grab. Auf ſeinem ſchweren Krankenbette ließ mich mein Gatte nicht einmal zu ſich kommen, und da mir wegen der Zukunft bange wurde und ich auf die Regentſchaft des Reiches ambitionirte, ſo ſchickte ich den Herrn von Chavigny zu dem ſterbenden Fürſten, der ihn in meinem Namen um Verzeihung für Alles bitten ſollte, was ich ihm mißfällig gethan, zugleich ließ ich ihn verſichern, daß ich niemals die Abſicht gehabt, ſeinen Bruder Gaſton, Herzog von Orleans, zu heirathen, was jedoch nicht der Wahrheit gemäß war. Ludwig ließ mir antworten: „In dem Zuſtande, in dem ich mich befinde, muß ich ihr verzeihen, aber ich kann ihr nicht glauben.“ Dennoch ließ mir der König die Regentſchaft und vertraute mir die Erziehung ſeiner vermeintlichen Kinder, freilich mit großen Einſchränkungen, an. Aber gerade dieſes war, was zu meinem Vortheil ausſchlug, denn nach dem Tode meines Gatten, der den 14. Mai 1643 erfolgte, wußte ich es zu veranſtalten, daß das Parlament die Grenzen, die meiner Gewalt geſetzt waren, viel zu beſchränkt fand, da ſie auch meine unbedeutendſten Handlungen bis in die kleinſten Details beengten. Faſt noch bevor der königliche Leichnam kalt war, caſſirte das Parlament, das ſich beeilte, einer lebenden Königin gefälliger zu ſeyn, als den Willen eines todten Königs zu achten, das Teſtament. Ich ließ nun meinen älteſten, kaum vier und ein halbes Jahr alten Sohn jetzt in der feierlichſten Parlaments-Verſammlung, der die erſten und angeſehenſten Männer des Reiches beiwohnten, ein Lit de Justice halten, der Kanzler mußte knieend die Befehle dieſes Kindes anhören, deſſen Wärterin ihn die Worte ſtammeln ließ: „Ich beſtätige die Regentſchaft meiner erhabenen Mutter, und zwar auf meinen, des Königs, ausdrücklichen Befehl,“ und dieſer Befehl ward ſogleich feierlich in die Regiſter eingetragen. — Leider beging ich nun die Schwäche, mich dem Italiener Mazarin ganz hin- und preis zu geben. Ludwig **XIII.**, dem er durch Richelieu empfohlen worden war, hatte ihn noch auf ſeinem Todbett zum Mitglied des Regentſchaftsraths ernannt, ſeinen Intriguen verdankte ich beſonders die Caſſation des Teſtaments meines Gatten und folglich auch meine ausgedehnte Gewalt; dank-

bar ernannte ich ihn zu meinem Premierminiſter, übertrug ihm die mir verliehene Macht, und nahm ihn in mein Wittwenbett auf. Dieſe von mir getroffene Wahl erregte allgemeines Mißfallen, aber der ſchlaue Italiener, der noch in Richelieus Schule viel gelernt hatte, wußte alle ſeine Nebenbuhler und ſelbſt meine intimſten Vertrauten, Beaufort und die Herzogin von Chevreuſe, zu entfernen; ich hatte ihm zu viel Gewalt über mich eingeräumt, und da er merkte, daß ſie gegen ihn intriguirten, verwies er ſie vom Hofe, und ließ ſogar einige von ihnen verhaften. Alle Beamten und die ganze Magiſtratur mußte ſich unter ſein Joch ſchmiegen, auch wußte er nun alle meine Geheimniſſe, und als ich einſt in einen heftigen Wortwechſel wegen ſeinem rückſichtsloſen Verfahren mit ihm gerieth, erlaubte er ſich mir ſogar mit Drohungen zu begegnen, indem er äußerte, daß er noch die Beweiſe eines Geheimniſſes in Händen habe, das ich ſelbſt nicht ahne und mich verderben müſſe. Als ich in ihn drang, mir daſſelbe zu entdecken, erwiederte er mir: „dies wird ſich zu ſeiner Zeit finden,“ und ich ſuchte ihn wieder zu verſöhnen, ihm ſogar mein vermeintliches Unrecht abbittend. Aber, wenn auch ich und die meiſten Staats- und Kriegsmänner ſich dem Willen Mazarins unterwarfen, ſo gab es doch noch andere Menſchen, und zwar Frauen, die kühn dem Unwillen dieſes Cardinal-Miniſters und Günſtlings zu trotzen wagten und ſich gegen ihn verſchworen, und zwar Damen bei Hofe, wie die Herzogin von Longueville und Andere, und bald nahm der Herzog von Orleans ſelbſt, ſo wie der berühmte Coadjutor, ſpäter Cardinal Retz, alle Prinzen, das Parlament, ja faſt die ganze Nation Theil an der Verſchwörung gegen dieſen verhaßten Günſtling. Dennoch mußte ich ihn in Schutz nehmen und auf das Hartnäckigſte vertheidigen, und mehrere Jahre floß Blut, um dieſen Italiener, dem ich meine ganze Gunſt geſchenkt hatte, und der mich verächtlich behandelte und mißhandelte, auf ſeinem Poſten zu erhalten. Ließ ich ihn bitten zu mir zu kommen, ſo rief er oft aus, daß es die Bedienten hörten: „was will denn dieſes thörichte Weib wieder von mir, ſie ſoll mich in Ruhe laſſen!“ Ja, da mir nichts unerträglicher war, als zwiſchen groben Betttüchern zu ſchlafen, ich kaum Battiſt fein genug finden konnte, um mir Hemden davon machen zu laſſen, und ihm dies klagte, ſo erwiederte er mir: „wenn Ihr verdammt werdet, ſo wird Eure Strafe ſeyn, Euch in holländiſche Leinwand zu wickeln.“ Wollte Gott, er hätte wahr geſpro-

chen und ich hätte keine andere Leiden zu erdulden. Als wir aber endlich, Dank ſeinen Thaten, von unſern, oder vielmehr ſeinen Feinden aus dem Louvre gejagt, von den Frondeurs verfolgt wurden, und mehrere Tage in kothigen Dörfern um Paris herum irrten, da mußte ich mich ſammt meinen Damen in unſern goldgeſtickten Hofkleidern auf elende Strohlager betten, unſere Augen wurden von Thränen und Küchenrauch ganz roth, und nicht ſelten mußten wir unſern Hunger mit trockenem Haferbrod, groben Hülſenfrüchten und verdorbenem Fleiſch ſtillen. Doch vergaßen meine Ehrendamen alle Noth, ſich auch auf dem ſchmutzigſten Lager in den Armen ihrer Liebhaber, die ihnen gefolgt waren, tröſtend, während ich Aermſte verlaſſen ſeufzte und noch die üble Laune Mazarins zu ertragen hatte; Scheunen und Ställe wurden in ihren Augen zu zauberiſchen Tempeln der Liebe, in denen Venus und Amor ihren Sitz aufgeſchlagen hatten, und mehr als ein illüſtrer Name verdankt ſein Daſeyn den Nächten in den Weilern und Ställen der Ile de France. Als endlich die Bürgerkriege beendigt waren, unterzeichnete ich den Frieden, den mein erſter Miniſter abzuſchließen für gut fand. Unterdeſſen war mein älteſter Sohn herangereift, aber auch er war in den Feſſeln des Menſchen, den ich mir zum Herrn gegeben hatte, und um ihn deſto ſicherer in ſeinen Netzen zu erhalten, führte er ihn zu Ausſchweifungen an und gab ihm ſeine eigene Nichte preis. Als er noch ein Kind war, hatte er ſchon deſſen Wolluſttriebe rege zu machen geſucht, was mir einer der Kammerdiener, Laporte, der ihn belauſcht hatte, hinterbrachte; aber was konnte ich dagegen thun, da ich ihn ſelbſt ſo oft auf das Unverſchämteſte anzureizen ſuchte, meine wollüſtigen Gelüſte zu befriedigen, ja, ich mußte auf ſein Verlangen ſelbſt meine jüngſten und reizendſten Hofdamen meinem Sohn in die Arme liefern. Siebzehn Jahre lang hatte ich das Joch dieſes liſtigen Menſchen getragen, als er endlich zu meiner großen Zufriedenheit und ohne daß ich ihm die mindeſte Theilnahme ſchenkte, ſtarb. Auf ſeinem Todbett übergab er dem König ein wohlverſiegeltes Papier, in dem er ſich von demſelben verſprechen ließ, daſſelbe nicht eher zu öffnen, als bis er für immer die Augen geſchloſſen habe, was jener auch erfüllte. Was der Inhalt war, hat mir mein Sohn nie entdeckt, jedoch vermuthete ich mit Grund, daß es Aufſchlüſſe über ſeinen unſichtbar gewordenen Zwillingsbruder, und vielleicht noch mehr enthielt, denn ich hatte den Ver-

druß zu erleben, daß gleich nach des Cardinals Tod mich mein Sohn mit der auffallendſten Geringſchätzung behandelte, und mir noch in demſelben Jahr, 1661, auch den letzten Schatten meiner Gewalt raubte. Jetzt ſchwang er den Scepter Frankreichs mit einer Willkühr, die man nicht bei ihm vermuthet hatte. Ich brachte nun noch fünf Jahre eines elenden und langweiligen Daſeyns hin, während denen ich nicht aufhörte, durch eine große Frömmigkeit und unaufhörliches Beten die Sünden und Verbrechen, die ich begangen, ſoviel als möglich wieder gut zu machen. Als ich endlich im Palais-Royal tödtlich krank lag, mußte ich noch den Verdruß erleben und hören, daß, indem meine Todesſtunde heranrückte, mein Sohn im Louvre auf der Hochzeit einer Geſellſchaftsdame, des Fräuleins von Lavaillere, zum Entzücken mit der Virtuoſität eines Balletmeiſters tanzte. Mit dieſen Gefühlen gab ich meinen Geiſt auf und fuhr in Satans Reich, das ich mir ſo ſchrecklich furchtbar nicht gedacht, ſondern nach der Verſicherung meines Beichtvaters gehofft hatte, mit einem gelinden Fegfeuer davon zu kommen, das noch durch vieles Meſſeleſen für meine arme Seele außerordentlich verkürzt würde. Das Euch ſo eben gemachte Bekenntniß meiner Sünden, ſo ſchrecklich viel Ueberwindung es mich auch gekoſtet, war aufrichtig, wie es auch meine Reue iſt; ich will mich demnach nochmals Euerm Schutz empfohlen haben, und bin ſchon zufrieden, wenn ich nur einigermaßen Linderung meiner entſetzlichen Qualen erlange.

Michel wiederholte ſein Verſprechen, und ſich zum Hinkenden wendend, ſprach er:

— Laß uns nun Ludwig **XIV.** unſere unterthänigſte Aufwartung machen.

Sie ſtanden alſobald vor dieſer in dem Blutmeer ſchmorenden Exmajeſtät, und nachdem Michel auch ihm den Zweck ſeines Beſuches mitgetheilt und unter gleichen Bedingungen gleiche Verſprechungen wie den andern gemacht hatte, begann der ehemalige Beherrſcher Frankreichs, wie folgt.

— Schwer iſt die Laſt einer Krone, ſie drückt auch noch den eiſernſten und härteſten Schädel, um wie viel mehr muß ſie nicht einen Schwachkopf drücken, verwirren und verrückt machen. Leider gehörte ich zu den letztern, und wenn viele Franzoſen von mir als von ihrem großen König reden, und es kömmt mir hie und da durch einen neuen Ankömmling in unſerm Qualreich zu Ohren,

ſo zuckt es mir dennoch, trotz aller Feuer-Martern, durch mein ganzes Weſen. — Es iſt Euch bewußt, daß ich der angebliche Sohn Ludwig **XIII.** und Annas von Oeſtreich, aber in der That nur der eines Gardeofficiers, deſſen Abkunft ſelbſt nicht die glänzendſte zu ſeyn ſchien, und der ehebrecheriſchen Gattin jenes Monarchen war, und das Licht der Welt im Jahr 1638 erblickte. Kaum hatte der König die Augen zugethan, als man mich auch ſchon, noch nicht fünf Jahre alt, eine königliche Komödie in dem Parlament ſpielen ließ, die nur dazu dienen ſollte, meiner Mutter und ihrem Geliebten, dem Cardinal Mazarin, alle Gewalt in die Hände zu geben; dabei ſuchte man auf Anſtiften des letztern ſo früh als möglich die Triebe der Wolluſt in mir zu erwecken, damit ich als ein Schwächling es mir nie einfallen laſſen ſollte, ſelbſt herrſchen zu wollen, und Mazarin und meine Mutter um ſo ruhiger nach Gefallen ſchalten und walten konnten. Junge Wärterinnen waren mit dieſem ſaubern Geſchäft beauftragt und vollzogen es durch allerlei Spielereien und unkeuſche Berührungen meines Körpers ganz zu deſſen Zufriedenheit; dennoch widerſtand meine kräftige Natur, die ich wahrſcheinlich meinem wirklichen Vater verdankte, dieſen Abſcheulichkeiten, durch die vielleicht hundert andere Kinder einen langſamen Tod gefunden haben würden. Hiezu kam noch, daß ich von meinen Umgebungen täglich zu hören bekam, daß ich ein großer Herr und König und beſtimmt ſey, über viele reiche Länder und Millionen Menſchen zu herrſchen, die mir alle angehörten, über die ich zu gebieten hätte, und daß Tod und Leben der letztern ſogar ganz von mir abhinge. Welches Kind würde wohl ſolchen Verführungen und Lockungen widerſtanden haben? — Während meiner Minderjährigkeit kamen noch die unaufhörlichen Unruhen und Fehden mit der Fronde hinzu, deren Urſache mir nicht klar war, die ich daher auch nur durch Mazarin oder meine Mutter, nach deren Gutdünken eingekleidet, erfuhr, und die mir natürlich Alles ſo vorſtellten, wie es in ihren Kram taugte, um mir ihre Gegner und das Volk ſo verhaßt als möglich zu machen. Meine wiſſenſchaftliche Erziehung wurde dabei eben ſo wie meine phyſiſche und moraliſche vernachläßigt, wozu auch die auswärtigen Kriege, die Mazarin gegen Spanien und Oeſtreich führte, beitragen mochten. Indeſſen lernte ich doch, wenn auch ſehr unvollkommen, mehrere fremde Sprachen, wie ſpaniſch und italiäniſch, und auch etwas Latein, um zur Noth die Kirchengebete verſtehen zu können. Im

Tanzen und Reiten wurde ich dagegen, von den beſten Ballet- und Stallmeiſtern unterrichtet, ſelbſt ein Meiſter. Kaum mannbar geworden, ließ mir der verſchmitzte und gewiſſenloſe Mazarin eine ſeiner hübſchen Nichten, die ſchöne Maria Concini, zuführen, mit der ich mich nicht wenig vergnügte und die Freuden der Liebe bis zum Ueberdruß genoß; aber daß ich ſie zu meiner legitimen Gattin machte, wozu ich große Luſt hatte, dazu ließ es denn doch der ſchlaue Italiäner nicht kommen. Vierzehn Jahre alt, wurde ich ſchon mündig erklärt, aber ich blieb in der That noch fortwährend unter der Vormundſchaft des liſtigen Cardinals und meiner Mutter, durch die er fortfuhr auf mich einzuwirken, indem ſie die Hand zu allen nur erdenklichen Vergnügungen bot, mich zu zerſtreuen, und ſolche nach dem Willen ihres Geliebten veranſtaltete, um mich fortwährend von allen Staatsgeſchäften entfernt zu halten und mir die Luſt zu allen ernſthaften Beſchäftigungen zu nehmen, während beide, oder vielmehr Mazarin, in meinem Namen nach Willkühr herrſchte und tyranniſirte, und ich in den Armen der ſchönſten und liebenswürdigſten Hoffräuleins meiner Mutter ſchwelgte, die ſie mir ſelbſt, gehörig inſtruirt, zuführen ließ. Als ſich jedoch das Parlament unterfing, die in meinem Namen gegebenen Befehle nicht zu inregiſtriren, begab ich mich, kaum ſechzehn Jahre alt, von Mazarin und der Königin aufgehetzt und angeſpornt, im Jagdkleid und geſtiefelt und geſpornt, eine Reitpeitſche in der Hand, in den Sitzungsſaal, ſetzte es durch, daß meine angeblichen Befehle ſogleich einregiſtrirt wurden, indem ich den Herren Parlamentsräthen mit meinem allerhöchſten Zorn und empfindlichen Strafen drohte, und von jetzt an ließen es ſich die Herren nicht mehr einfallen, ſich meinem, oder vielmehr Mazarins Willen, deſſen Werkzeug ich doch nur war, widerſetzen zu wollen. Nachdem der pyrenäiſche Frieden 1659 mit Spanien geſchloſſen war, durch welchen Artois und Rouſillon meinem Reich verſichert wurden, vermählte man mich, wie es ein Artikel dieſes Friedensvertrags wollte, mit der Infantin Maria Thereſia von Oeſtreich, Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien, ich mußte jedoch beſchwören, daß ſowohl ich wie meine Gattin auf alle Erbrechte der letztern verzichteten. Meine Gemahlin ward mir jedoch bald durch ihre übertriebene Zärtlichkeit und, wenn auch gegründete Eiferſucht zuwider, und ſchon nach wenig Monaten war ich ihrer ſo überdrüſſig, daß kein vertrautes eheliches Verhältniß mehr zwiſchen uns ſtattfand. Sie blieb mitten an mei-

nem glänzenden Hof einſam und verlaſſen. Endlich ſtarb im Jahr 1661 Mazarin, der mich noch immer in ſeinen Banden und Schlingen feſtgehalten hatte. Es war hohe Zeit, denn ich fing an, derſelben müde zu werden, und wer weiß was geſchehen wäre, wenn er noch länger gelebt hätte. Auf ſeinem Todbette gab er mir noch den Rath, ſoviel als möglich allen Eingebungen von Günſtlingen und Intriguanten zu widerſtehen, möglichſt ſelbſtſtändig zu herrſchen und keinem Premierminiſter wieder eine ſo große Gewalt einzuräumen, auch die Schritte meiner Mutter zu überwachen. Zugleich ſagte er mir, daß man mir nach ſeinem Tode ein verſiegeltes Papier, Dinge von der allerhöchſten Wichtigkeit enthaltend, eigenhändig von ihm geſchrieben, einhändigen werde, deſſen Inhalt mir wohl von ſelbſt die größte Verſchwiegenheit gebieten würde. Wenige Stunden darauf gab der Cardinal-Miniſter, der während ſeinem Leben königliche Ehren genoſſen, und deſſen Pracht und Pomp die aller Prinzen von Geblüt übertroffen hatte, ſeinen Geiſt auf, und beweint, wie ich vermuthe, die Nichtigkeit all dieſer irdiſchen Güter ebenfalls in Satans Reich.

— Ganz recht, Ew. Majeſtät, fiel Michel dem ehemaligen Herrſcher Frankreichs hier in's Wort, und zwar in Eurer Nähe. Doch weiter:

— Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als einer ſeiner vertrauteſten Diener mir das erwähnte Papier überbrachte, deſſen fünf Siegel ich haſtig erbrach und zu meiner eben ſo großen Zerknirſchung als zu meinem Erſtaunen Folgendes las:

„Sire! Indem ich dieſem Papier ein Geheimniß anvertraue, „das ich gerne mit mir zu Grabe genommen hätte, hat mich nur „die Rückſicht, daß, da es außer mir nur noch zwei Perſonen be„kannt iſt und daß es Euch dereinſt unter gewiſſen Umſtänden höchſt „gefährlich ſeyn, ja vielleicht um Thron und Leben bringen könnte, „wenn Ihr ungewarnt wäret, hiezu vermocht. Die eine Perſon, „die darum weiß, jedoch nur bis zu einem gewiſſen Grad, iſt Eure „Mutter, Anna von Oeſtreich, die andere aber iſt Euer Zwillings„bruder, von dem Ihr nie gehört und deſſen noch vorhandnes Da„ſeyn außer mir und ihm Niemand ahnet, da auch ſeine und Eure „Mutter nicht weiß, was aus ihm geworden iſt, und ihn längſt „todt glaubt. Dem iſt aber nicht ſo, er lebt und wohnt verborgen „in dem Dorf Vaux bei Melan unter dem Namen Marchiali, und „zwar in dem alten Schloſſe dieſes Orts, wo er eine mäßige Pen-

„ſion verzehrt, die ihm ſchon von meinem Vorgänger, dem Cardi-
„nal Richelieu, ausgeſetzt wurde, und die ihm unter der ausdrück-
„lichen Bedingung ausgezahlt wird, daß er niemals die Haupt-
„ſtadt betreten, auch nie nach ſeinem Herkommen forſchen wolle.
„Beides hat er durch einen furchtbaren Eid beſchwören müſſen.
„Nur zwei Mal ſah ich ihn, ohne mich ihm zu erkennen zu geben;
„er hat eine außerordentlich überraſchende Aehnlichkeit mit Euch, ſo
„daß ihn Jedermann, wenn Ihr nicht ſelbſt zugegen ſeyd, leicht
„für Euch ſelbſt halten würde, auch ſchien es mir, als ich ihn das
„Letztemal ſah, als habe er eine dunkle aber verworrene Ahnung
„von ſeiner Abkunft, denn er ſagte mir, daß ein Weib aus Vaux,
„die früher bei der Herzogin von Chevreuſe gedient und ſeit einigen
„Jahren geſtorben ſey, ihm erzählt habe, daß ſie recht gut wiſſe,
„daß das Erſtemal die Königin mit Zwillingen niedergekommen
„ſey, von denen man jedoch den einen gleich nach ſeiner Geburt
„entfernt habe. Sire, ich werde Euch nun den Zuſammenhang
„dieſer Sache, ſo wie ſie mir von meinem Vorgänger, dem Car-
„dinal Richelieu, auf deſſen Sterbebette noch mitgetheilt wurde,
„berichten, damit Ihr Eure Maßregeln darnach nehmen könnt.
„Thut Alles, was Ihr für die Sicherheit Eures Thrones und
„Lebens nöthig haltet, vergießt aber, wenn es nicht die äußerſte
„Nothwendigkeit erheiſcht, kein Bruderblut. — Richelieu, nach dem
„Tode Ludwig XIII., deſſen zwei und zwanzigjährige Ehe noch
„immer kinderlos war, eine Regentſchaft fürchtend, die ihn um
„Macht und Anſehen bringen konnte, da er mit der Königin und
„Euerm Oheim, Gaſton von Orleans, zerfallen war, bot Allem
„auf, damit Eure Mutter geſegneten Leibes werden ſolle. Es ge-
„lang ihm endlich mit Hülfe eines robuſten Officiers von der
„Garde, des Herrn von ****, der ſelbſt ein Kind der Liebe war,
„das Wunder zu bewirken, dem Ihr und Eure beiden Brüder das
„Daſeyn zu verdanken habt; auch wußte er durch andere Frauen,
„namentlich durch eine Geliebte Ludwig XIII., Fräulein von La-
„fayette, den König zu vermögen, Eurer Mutter wieder beizuwoh-
„nen, und ſo das Geheimniß Eurer Erzeugung mit dem königlichen
„Legitimitätsmantel zuzudecken. Zu ſeiner Beſtürzung aber kam
„Anna von Oeſtreich in ihrem erſten Wochenbett mit Zwillingen
„nieder, die in der Verwirrung ſo verwechſelt wurden, daß es nun
„unmöglich war zu beſtimmen, welcher von beiden zuerſt der Mutter
„Schooß verlaſſen habe, und Richelieu, um allen unangenehmen

„Ereigniſſen, die dadurch entſtehen konnten, vorzubeugen, ließ ſo-„gleich das eine der Kinder wegbringen, die wenigen Perſonen, „die um dieſen Zufall wußten, unter den fürchterlichſten Drohun-„gen vermögend, reinen Mund zu halten und das Geheimniß in „ihrer Bruſt zu bewahren. Ihr waret der Glückliche, der zurück-„blieb und zum Dauphin erklärt wurde. Euer Bruder ward einer „tüchtigen Amme vom Land übergeben, der, ſo wie deſſen ſpätern „Pflegeltern man zu verſtehen gab, daß es ein Kind der Liebe ſey, „deſſen Mutter einem guten Haus angehöre. Euerm Bruder ward, „als er in reifere Jahre kam, der Jahrgehalt unter den erwähn-„ten Bedingungen ausgeſetzt, und Euer Bruder lebt, wie geſagt, „im Schloſſe zu Vaux, deſſen Herrn zurückgekommen ſind und ein „ſehr eingezogenes Leben führen. Soviel zu Eurer Richtſchnur, „Sire, darum ſeht Euch vor und vernichtet dies Papier. — Euer „bis in den Tod ergebener und getreuſter Diener. Mazarin.“

Ihr könnt denken, welchen Eindruck und welche Gefühle das Leſen dieſes Schreibens in mir hervorbrachte. Ich vernichtete es nicht, ſondern verwahrte es wohl verſchloſſen in einem der geheim-ſten Fächer meiner Schreibtiſche und verſiegelte es wieder, jedoch mit der Abſicht, es noch vor meinem Tode zu verbrennen, was ich jedoch vergaß und unterließ, und nicht weiß, in weſſen Hände das Papier gerathen iſt.

Michel warf bei dieſen Worten einen Blick auf den neben ihm ſchwebenden Hinkenden, der ſogleich ſagte:

— Damit kann ich Euch dienen: es blieb bis zum Jahr 1846 in demſelben Gefach deſſelben Schreibtiſches, in das Ihr es ver-wahrtet; vor etwa ſieben Monaten kaufte ein ſehr bekannter Staats-mann dieſen Schreibtiſch, den man als von der Ninon de Lenclos herſtammend ausgab, von einem mit antiken Meubeln handelnden Kaufmann auf dem Boulevard der Baſtille, der dieſe Curioſa ge-nau unterſuchte, das von Mazarins eigner Hand geſchriebene Ma-nuſcript fand, es mit andern Manuſcripten dieſes Miniſters ver-glich, und das merkwürdige Dokument nun wohl verwahrt in ſeiner Autographenſammlung aufbewahrt *).

— Es iſt mir ſehr unangenehm, daß ſo das Geheimniß mei-nes Herkommens offenkundig wird, ſagte Ludwig XIV.

— O, laßt Euch dies keinen Kummer machen, Sire, dies war

*) Die Sache verhält ſich wirklich ſo.

es ſchon längſt vorher, wie Ihr in Hunderten von Werken leſen könnt, nur das Geheimniß der eiſernen Maske war bis zur Auffindung dieſes Manuſcripts noch nicht ergründet; doch fahrt fort, verſetzte Michel.

— Das erſte was ich, nachdem ich von meinem Erſtaunen und meinem Unwillen etwas zurückgekommen, beſchloß, war, mich möglichſt bald von der Wahrheit dieſer Mittheilung zu überzeugen. Wenige Tage nach dieſer Entdeckung ritt ich, von einem einzigen Stallknecht begleitet, inkognito und in einem ſo einfachen Coſtüme als möglich, damit man den König nicht darunter vermuthen ſolle, eines Nachmittags von Saint-Germain nach Vaux, wo ich vor dem Dorf abſtieg, dem Stallknecht mein Pferd überließ und mich in der Dämmerung auf das Schloß in dem Ort begab, woſelbſt ich nach Marchiali fragte. Eine alte Magd zeigte mir deſſen Zimmer, und ich traf den ich ſuchte bei dem Schimmer einer Lampe leſend an. Kaum hatte ich ihn erblickt, als ich erſchrocken zurückfuhr, denn ich glaubte mich als Doppelgänger zu ſehen, ſo außerordentlich und frappant war die Aehnlichkeit mit meinem Bruder, der, mich gewahrend, aufſtand und mir entgegen kam, um mich nach meinem Begehren zu fragen, jedoch von dieſer Aehnlichkeit nicht ſo frappirt ſeyn konnte, da ich mein Geſicht durch tief in daſſelbe fallende Haare, ein Pflaſter und einen falſchen Bart möglichſt entſtellt hatte. Ich entſchuldigte meinen Beſuch mit dem Vorwand, daß ich geglaubt, einen alten Bekannten hier zu finden, der gleichen Namen mit ihm führe, und fragte ihn, ob er vielleicht ein Verwandter von dieſem ſey, was er verneinte und mir ſeufzend mittheilte, daß er keine Verwandte habe, wenigſtens keine kenne, ſeine Familie ihn ſchon in der früheſten Kindheit von ſich geſtoßen und ſeine Geburt ein ſchreckliches Geheimniß ſeyn müſſe, dem er jedoch noch auf die Spur zu kommen und es zu entdecken hoffe. Bald darauf verließ ich ihn tröſtend, mich nochmals entſchuldigend, und ritt in geſtrecktem Galopp nach Saint-Germain zurück, wo man ſchon wegen meinem langen Ausbleiben in einiger Unruhe war und vermuthete, daß ich ein galantes Abenteuer beſtanden habe. Ich ließ die guten Leute bei dem Glauben, begab mich jedoch den andern Tag zu meiner Mutter, der ich ſehr ernſt erklärte, daß ich ſehr wohl wiſſe, daß ich einen Zwillingsbruder gehabt, und drang in ſie, mir zu geſtehen, was aus demſelben geworden ſey. Nach vielen Ausflüchten, Lügen und Umſchweifen geſtand ſie mir, da ſie ſah, daß ich

die Sache ſehr ſtreng nahm, endlich ein, daß dies wahr ſey, ſie aber niemals habe erfahren können, was aus dem Kinde, das Richelieu habe wegbringen laſſen, geworden ſey; ſie beſchwor dies hoch und theuer, ſo wie daß Mazarin, ſo oft ſie von dieſer Angelegenheit mit ihm geſprochen, immer den gänzlich Unwiſſenden geſpielt habe. Gegen meine Mutter fühlte ich vom Augenblick dieſer Entdeckung an einen nicht zu überwindenden Widerwillen, der bald in Abſcheu, Haß und Verachtung ausartete. Ich nahm ihr auch jeden Schatten einer Gewalt und beraubte ſie alles Anſehens bei Hofe, ſie nur äußerſt ſelten ſehend und verächtlich behandelnd. Meinen Bruder aber ließ ich bald nachdem ich ihn geſehen von Vaux insgeheim abführen, ihn dem mir ganz ergebenen Commandanten des Schloſſes Pignerol, St. Mars, übergebend, und da ich fürchtete, daß ſeine nicht zu verkennende frappante Aehnlichkeit mir eines Tages wohl gefährlich werden könne, befahl ich, ihm eine Maske von ſchwarzem Sammet und Eiſendrähten machen zu laſſen, die er beſtändig tragen mußte, damit Niemand die Züge ſeines Geſichts erblicken konnte. Die Mechanik derſelben war übrigens ſo eingerichtet, daß er ganz bequem, ohne ſie abzulegen, eſſen, trinken, ſehen, ſprechen und hören konnte. Indeſſen befahl ich dem St. Mars, ihm mitzutheilen, daß, wenn er ſich unterfinge, dieſe Maske jemals vor einem Menſchen abzunehmen, er ſogleich getödtet werden würde; doch war dies nicht ernſtlich gemeint, ſondern St. Mars hatte insgeheim den Befehl, ihn an dem Abnehmen der Maske möglichſt zu verhindern, ihm dieſelbe, wenn er dies dennoch wagte, ſogleich wieder anzulegen und ihn in einen unterirdiſchen Kerker auf einige Zeit an Ketten zu feſſeln. Um dies Alles zu verhindern, bediente ihn St. Mars ſelbſt, trug ihm auch das Eſſen auf, und ließ Niemand zu ihm. Da ich ihn auf dem Schloſſe Pignerol nicht ſicher genug verwahrt glaubte, ſo verſetzte ich St. Mars auf die Inſel Marguerite ſammt ſeinem Gefangenen, und endlich beide in die Baſtille zu Paris, wo ich es jedoch meinem unglücklichen Bruder, ſeine Freiheit ausgenommen, an Nichts fehlen und keinen ſeiner Wünſche, ſobald es ſich nur mit meiner Sicherheit vertrug, unerfüllt ließ. Er ward fortwährend ſeiner Geburt und ſeinem Range gemäß behandelt und bedient, und nachdem er, 66 Jahre alt, ſtarb, unter dem ihm früher gegebenen Namen Marchiali beerdigt. Sein Gemach, das er in der Baſtille bewohnt hatte, ließ ich auf das genaueſte durchſuchen, die Steine

des Fußbodens aufreißen, das Getäfel an den Wänden abnehmen, weil ich fürchtete, er könne ſchriftliche Nachrichten, die Auskunft über ſeine Exiſtenz gäben, hinterlaſſen haben, da mir Alles daran gelegen war, dieſe vor der Welt zu verbergen und das Geheimniß ſeines Daſeyns auf immer mit ihm zu begraben; außerdem wußte ich durch St. Mars, daß er von ſeiner Geburt und dem Urſprung derſelben faſt überzeugt war und ſich ſogar einigemal geäußert, daß ihm Frankreichs Thron gehöre, eine Aeußerung, die mich beſtimmt hatte, ihm das Leben zu nehmen, was ich jedoch auf St. Mars Fürſprache und Verſicherung, daß er es mit ſeinem Kopf auf ſich nehme, den Unglücklichen unſchädlich zu erhalten, unterließ. Rückhaltslos überließ ich mich indeſſen allen Freuden der Liebe, ohne jedoch deßhalb im mindeſten die Staatsgeſchäfte zu vernachläßigen, das heißt, ſie ganz nach meinem Willen, Gutdünken, Launen, thätig und energiſch zu betreiben. Da man meinen Geſandten in England und zu Rom nicht mit der gehörigen Achtung begegnete, ja dieſelben ſogar thätlich beleidigt worden waren, ſo forderte ich drohend und mit ſolcher Kraft Genugthuung, daß ihnen und mir dieſelbe auf das Glänzendſte wurde. Meine Räthe, Männer wie Letellier, Louvois, Colbert u. ſ. w. hörte ich zwar an, auch blieb ihr Rath nicht ohne Einfluß auf meine Entſchließungen, aber dennoch handelte ich ſelbſtſtändig und nur dem eigenen Willen folgend. An Verträge, Eide, Schwüre und Verſprechungen band ich mich nie, ſobald dieſe im mindeſten meine Abſichten und Pläne hemmten oder mir im Wege waren. So unterſtützte ich, trotz den pyrenäiſchen Friedensbeſtimmungen, das Haus Braganza in Portugal, indem ich ein bedeutendes Hülfskorps unter Anführung des Marſchalls von Schomberg nach Liſſabon ſandte. Vom Herzog von Lothringen wußte ich mir durch Geld und Drohungen die Feſtung Marſan abtreten zu laſſen, welche mir ſpäter dazu dienen ſollte, mir ganz Lothringen zuzueignen und mich zum Herrn deſſelben zu machen. Als endlich mein Schwiegervater, der König von Spanien, geſtorben war, machte ich trotz der Eide, die ich geſchworen, und der Verträge, die ich unterzeichnet hatte, im Namen meiner ganz vernachläßigten Gemahlin Anſprüche an die Erbſchaft Philipp IV. Ich verlangte nicht weniger als Flandern, Hennegau und die Franche-Comté, und fiel mit gewaffneter Hand in dieſe Länder, um ſie zu erobern, oder vielmehr zu ſtehlen, denn ich war nichts weiter als ein Räuber. Während ich ſo durch Räubereien

im Großen meine Länder- und Herrſchbegierde zu befriedigen ſuchte, verſäumte ich auf der andern Seite nicht, meiner Wolluſt zu fröhnen, und vergeudete die Schätze des Volks meinen Maitreſſen zu lieb. Unter dieſen war es die reizende Tochter eines Haushofmeiſters des Herzogs von Orleans, Louiſe Francoiſe de la Baume, die, als ſich mein Bruder mit der Prinzeſſin Henriette von England vermählte, Hofdame bei meiner Schwägerin wurde, welche mich beſonders zu feſſeln wußte. Ihre liebliche Schönheit, ihre himmliſche Sanftmuth riſſen mich ſchnell hin, da ich Gelegenheit hatte, ſie täglich bei meiner Schwägerin zu ſehen, zu beobachten und zu bewundern, auch ward ich bald gewahr, daß ich ihr nicht gleichgültig war und ſie mich wirklich liebte; dennoch koſtete es mich Mühe, ihre Tugend und Frömmigkeit zu überwinden, doch fiel ſie bald in einer ſchwachen Stunde, bat mich aber auf das Flehentlichſte, doch ja mein Verhältniß mit ihr geheim zu halten. Dies geſchah auch in den erſten Jahren meines Umgangs mit ihr ſo ſorgfältig, daß Niemand etwas davon merkte, und nur eine vertraute Kammerfrau wußte darum, eben ſo geheim und unbemerkt kam ſie nieder. Unterdeſſen gab ich ihr zu Ehren die glänzendſten Feſte, jedoch immer unter einem ſolchen Vorwand, daß Niemand ahnen konnte, wem die Herrlichkeiten eigentlich galten, nur ſie wußte es, und ich figurirte, dabei thätigen Antheil nehmend, als ihr Cavalier. Aber endlich ward das Geheimniß kund und ließ ſich nicht länger mehr verbergen; man wußte, daß ſie meine erklärte Maitreſſe war, ich ſchenkte ihr ſchöne Landgüter, machte ſie zur Herzogin von Vallière, legitimirte die mit ihr erzeugten Kinder, gab ihr zu Ehren nun offen die prächtigſten Feſte und Carouſſelle auf dem Tuillerienplatz, der nun den Namen Carouſſelplatz erhielt, und mit ihren Farben geſchmückt ſtach ich Ringe, hieb hölzerne Mohren- und Türkenköpfe mit großer Geſchicklichkeit vom Rumpfe, und tanzte mit eben ſo großer Gewandtheit bei den Hofballetten. Endlich aber ward ich dieſer Favoritin müde und überdrüſſig, wozu ſie durch ihre ewigen Klagen über ihre verlorne Tugend, durch ihre übertriebene Frömmigkeit, durch ihre fortwährenden Ermahnungen zum Beten und Faſten, als Buße unſerer Sünden, und zuletzt noch durch ihre, freilich nicht unbegründete Eiferſucht wohl Veranlaſſung gab; es kam öfters zu Zwiſtigkeiten, und nach einer ſolchen Scene, bei der reichlich Thränen vergoſſen wurden, entfloh ſie plötzlich in das Kloſter St. Maria von Chaillot.

47 *

Ich ließ ſie jedoch aufſuchen und bewog ſie wieder an den Hof zu kommen. Aber ſchon hatte die ſchöne und geiſtreiche Marquiſe von Monteſpan, die gleich nach ihrer Verheirathung Palaſtdame der Königin geworden war, meine Aufmerkſamkeit erregt, die zu verführen mir eben nicht leicht wurde, da ſie ihrem Gatten mit großer Anhänglichkeit zugethan war, der jedoch durch ſein Benehmen und ſeine Abſichten, meine Neigung zu ſeinem Vortheil auszubeuten, mir die Sache erleichterte; bald war nun auch die wunderſchöne Frau gefallen, und ihr Mann, der Marquis, für immer auf das Land verbannt, um ſeiner läſtigen Gegenwart enthoben zu ſeyn. Frau von Vallière hatte ſich abermals in das Kloſter zurückgezogen, aus dem ich ſie jedoch noch einmal hervorzog und nach Verſailles kommen ließ, bis ſie endlich, eines ſo zweideutigen Verhältniſſes müde, für immer den Kloſterſchleier nahm und ſich als Carmeliternonne einkleiden ließ. Nun ward die Monteſpan meine erklärte Maitreſſe und wußte mich, einige Untreuen abgerechnet, vierzehn Jahre lang in ihren Schlingen zu halten, während welcher Zeit ſie beinahe deſpotiſch über mein Herz herrſchte und ich acht Kinder, unter denen der Herzog von Maine und der Graf von Toulouſe waren, mit ihr zeugte. Unterdeſſen war ich durch Holland, das mit England Frieden geſchloſſen, und ſich mit dieſer Macht und mit Schweden zu einem Bund gegen mich vereinigte, zu dem Frieden von Aachen genöthigt worden, der mir zwar ein großes Stück von Flandern zuſicherte, aber weit entfernt war, meine Länderſucht zu befriedigen, außerdem meinen Hochmuth gewaltig kränkte; ich beſchloß daher, indem ich den Frieden unterzeichnete, Alles aufzubieten, mich an dieſer Krämer-Republik zu rächen. Es gelang auch meinen Intriguen und Beſtechungen, das Bündniß Hollands mit England und Schweden zu trennen. Unter einem ſo nichtigen als geſuchten Vorwand erklärte ich nun abermals Holland den Krieg, und ſtellte mich ſelbſt an die Spitze eines vortrefflich ausgerüſteten Heeres, das über hunderttauſend Mann ſtark war, um die holländiſchen Provinzen zu erobern. Die Sache ſchien um ſo leichter, da ſich auch England und einige deutſche Fürſten gegen die bataviſche Republik erklärt hatten. Ich drang ſchnell bis an den Rhein vor und eroberte eine Feſtung nach der andern, bis Wilhelm von Oranien als Statthalter Hollands meinem weitern Vordringen ein Ziel ſetzte, die Dämme durchſtach, und das Land unter Waſſer ſetzte. Oeſtreich und Spanien, das

deutſche Reich und Lothringen, und noch andere Staaten verbanden ſich nun mit Holland, und auch England ließ mich im Stich, mein beſter Feldherr, Türenne, war geblieben, meine Heere wurden zurückgedrängt und erlitten Niederlagen in den Niederlanden. Abermals gelang es meinen Ränken und Geſchenken, Holland zu einem Separatfrieden zu vermögen, worauf ſich auch bald die übrigen Mächte zum Frieden verſtanden, durch den mir die Franche-Comté und noch ein weiteres Stück von Flandern zugeſichert wurden, freilich eine Kleinigkeit gegen die Ländervergrößerung, die ich beabſichtigt hatte, und die im Vergleich mit den Opfern, die ich an Geld und Leuten gebracht hatte, mir höchſt unbedeutend ſchien. — Colbert hatte mir um jeden Preis Geld und Louvois immer neue Schlachtopfer zur Ergänzung meiner Heere herbeiſchaffen müſſen, und ohne ſie und die ungewöhnlichen Talente meiner Feldherrn, namentlich Condés, Crequis, Türennes, Vaubans u. ſ. w., müßte es mir und meinen Unternehmungen ſchlimm gegangen ſeyn. Dabei hatte ich in meinem ſträflichen Uebermuth alle Völkerrechte mit Füßen getreten, und namentlich die Pfalz mit Feuer und Schwert ſo verwüſten laſſen, wozu mich jedoch Louvois veranlaßte, daß weder ein Attila, noch ſonſt ein ehrloſer Räuber ärger hätte hauſen können. Mißmuthig, daß meine Pläne nicht nach Wunſch gelungen waren, behielt ich troß den beſchwornen Friedens-Bedingungen mehrere Städte, die ich herauszugeben mich verpflichtet hatte, ferner im Beſitz, und vereinigte ſogar mehrere deutſche Reichsſtädte und Gebiete mit Frankreich, errichtete ſogenannte Reunionskammern, die ich beauftragte zu ermitteln, welche Ländereien ehemals noch zu Frankreich gehört hätten, und bemächtigte mich, die Verlegenheit des Kaiſers benützend, der mit den Türken beſchäftigt war, ſofort aller Städte und Gebiete, die dieſe Kammern auf mein Geheiß als urſprünglich zu Frankreich gehörend erklären mußten. So raubte ich mitten im Frieden viele deutſche Städte, einen Theil des Herzogthums Luxemburg, Brabants und Straßburg, deſſen ich mich durch Liſt bemächtigte, und vereinigte dieſen Raub mit meiner Krone. Jetzt ſehe ich leider ein, daß ich nichts als ein gekrönter Räuber und heilloſer Dieb war, Tauſendmal verächtlicher als ein Taſchendieb, der, um ſeinen Hunger zu ſtillen, ſtiehlt. Spanien und Holland mußten einen zwanzigjährigen Waffenſtillſtand eingehen, den auch der Kaiſer gezwungen war anzuerkennen, und während dem ich unangefochten das, was ich mir durch die Reunionskammern hatte

zuerkennen laſſen, behielt. Aber nicht allein meine ungerechten Raubkriege und meine Maitreſſenſucht erſchöpften das Mark meiner Unterthanen, auch meine Prachtbauten und ähnliche Liebhabereien verſchlangen Millionen, ja Milliarden. So begann ich den Aufenthalt zu St. Germain, von wo ich immer die Thürme der Abtei von Saint-Denis, dieſe koloſſalen Leichenſteine meiner königlichen Vorfahren, vor Augen hatte, und die mich beſtändig an meine eigene Hinfälligkeit und Nichtigkeit erinnerten, bald müde zu werden, und beſchloß, Verſailles zu einer Prachtreſidenz ſondergleichen zu machen. Ich berief die berühmteſten Baumeiſter und Künſtler aller Orten zu mir und verwandelte bald den armſeligen Weiler in eine prächtige Stadt, das kleine Jagdhäuschen, das zum **Rendez-vous** der müden Jäger diente, in einen Palaſt, wie Europa keinen zweiten aufzuweiſen hatte. Hier wurde Alles angewendet, was Pracht und Kunſt vermögen, und ein Park angelegt, der einen Feengarten verwirklichte. Nichts fragte ich darnach, daß Tauſende ihr Leben durch die Ausdünſtungen bei dem Austrocknen der Sümpfe verloren und in den ſchmerzhafteſten Fieberanfällen dahinſtarben. Tauſend Millionen koſteten Frankreich die Anlagen und der Bau von Verſailles, aber ich war ja von Kindheit gelehrt worden, daß das ganze Land und ſeine Bewohner nur mein Eigenthum ſeyen, mit dem ich nach Gefallen verfahren könne. Indeſſen ließ ich auch auf Louvois Veranlaſſung das Invalidenhaus zu Paris erbauen, für deſſen Bevölkerung dieſer Wüthrich von einem Miniſter freilich ſorgte, auch die Gobelinsfabrik und die Savonnerie ließ ich anlegen. — Die Monteſpan war mir endlich ebenfalls zuwider geworden und die Wittwe Scarron, welche ſie für die Erziehung unſerer Kinder angenommen, wußte mir, wahrſcheinlich nicht ohne beſondere Abſichten, die Sünde des mit der Marquiſe begangenen doppelten Ehebruchs und deren wahrſcheinliche jenſeitige Folgen ſo grell vorzumalen, daß ich jetzt die erſten Spuren von Gewiſſensbiſſen in meiner Bruſt fühlte, auch wurde ich des Hochmuths dieſer Maitreſſe und des Einfluſſes, den ſie ſich bei allen Staatsangelegenheiten anzumaßen gewußt, herzlich überdrüſſig. Mehr als dies Alles war jedoch vielleicht die Erſcheinung des ſiebzehnjährigen Fräuleins Maria Angelika von Scoraille bei Hofe ſchuld, daß mir die Monteſpan zuwider wurde, und erſtere wurde als Ehrendame der Madam ſchnell meine Geliebte und Herzogin von Fontanges, ſtarb aber bald nach ihrem

erſten Wochenbette, und zwar, wie mehrere Perſonen behaupteten, von der eiferſüchtigen und rachgierigen Monteſpan vergiftet; jedoch habe ich hierüber nie Gewißheit erhalten können. Unglücklicherweiſe ſtarb nun auch Colbert, unſtreitig mein beſter Miniſter, der, ſo viel er konnte, manche Miſſethat, manches Böſe verhindert, obgleich er meine, ſich ewig leerende Schatzkammer immer wieder zu füllen gewußt hatte. Letellier und der niederträchtige Louvois übten nun immer mehr Einfluß auf meine Handlungen aus. Ich hatte unterdeſſen Scarrons Wittwe näher kennen gelernt, ſie bei der Erziehung meiner, mit der Monteſpan erzeugten Kinder genauer beobachtet und gefunden, daß ſie ſich derſelben mit eben ſo großem Eifer als gutem Erfolg widmete. Anfänglich hatte ich dieſe Frau nicht leiden können, da ich ſie wegen ihrer übertriebenen Frömmigkeit für eine Scheinheilige hielt, um ſo mehr, da ſie von einer proteſtantiſchen Familie abſtammend, und zuerſt ſelbſt Proteſtantin, zur katholiſchen Religion übergegangen war; aber ihre Unterhaltung gewährte mir bald ſo viel Vergnügen, war ſo ſolid und anziehend, daß ſie mich die Monteſpan, die Fontanges und andere Geliebte vergeſſen machte. — Als Gouvernante des Herzogs von Maine kaufte ich ihr das Gut Maintenon für Hunderttauſend Livres, und machte ſie unter dieſem Namen zur Marquiſe und zur Hofdame der Dauphine. Obgleich ſchon fünfzig Jahre alt, wußte ſie mich dennoch ſo zu feſſeln, daß ſie meine erklärte Maitreſſe und nach dem Tode meiner Gemahlin ſogar meine angetraute Gattin wurde. Dieſe Ehe fand im Jahr 1684 ſtatt, und ich hielt ſie geheim. Dieſes Weib, im Verein mit meinem Beichtvater, dem Pater Lachaiſe, und dem böſen Louvois, brachten mich, indem ſie mir vorſtellten, daß dies das Maaß meiner Sünden gewaltig verringern würde, deren jenſeitige Folgen ich immer mehr zu fürchten anfing, dazu, das Edikt von Nantes, welches den Hugenotten Glaubensfreiheit zuſicherte, zu widerrufen. Ich that nun alles, um die Proteſtanten zu bekehren und wieder in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurückzuführen, wozu mir keine Art Zwangsmittel zu grauſam war, und meine bewaffneten Schergen mußten die armen Leute mit Schwert und Dolch in der Hand katholiſch machen, wobei ſie ſich der größten Abſcheulichkeiten, Mord, Brand und Nothzucht ſchuldig machten, ohne daß ich es hinderte oder beſtrafte. Ueber eine halbe Million der beſten und fleißigſten Einwohner Frankreichs wanderten aus, um dieſen Schändlichkeiten zu

entgehen, und trugen ihre Induſtrie, ihren Fleiß und ihre Capitalien in Länder, wo vernünftig regiert wurde, wie nach England, Holland, Preußen und andere deutſche Staaten. Auf die Proteſtanten im mittäglichen Frankreich ließ ich in den Cevennen durch meine Henkersknechte eine blutige Jagd machen, wodurch der vertilgende Camiſardenkrieg hervorgerufen wurde. Die meiſten dieſer Unglücklichen kamen, nachdem ſie der Marſchall Villars durch den Verrath eines ihrer hauptſächlichſten Anführer unterworfen hatte, um. Dabei führte ich, während die Unſittlichkeit durch mein Beiſpiel in Frankreich einen hohen Grad erreicht hatte, an meinem Hofe ein eben ſo ſtrenges als lächerlich unvernünftiges Ceremoniel und die ſteifſte Etiquette und Form ein. In jedem meiner Schlöſſer zu Saint-Germain, Fontainebleau, Paris, Verſailles, Trianon waren Ceremoniel und Etiquette anders beſtimmt, und mußten bei ſchwerer Ahndung auf das Pünktlichſte befolgt werden. Aeußerer Schimmer und Glanz und eine imponiren ſollende Steifheit galten mir für Anſtand. Geſchmacklos waren, ich erkenne es nur zu ſehr, die von mir angeordneten Hanswurſtkleidungen, bei denen alles eckig, geſchniegelt, ſteif und mit Gold, Silber und Seidenſtickereien überladen ſeyn mußte, die unſinnigen Allongeperücken ſetzten ſolchen Anzügen die Krone auf, und meine Bauten waren wie meine Kleidungen mit den geſchmackloſeſten Zierathen überladen und bedeckt; um all dieſen kleinlichen Unſinn zu verherrlichen, beſoldete ich feile Dichter und Schmeichler, die ihn beſingen und loben mußten. Viel waren die Monteſpan und ſpäter die Maintenon ſchuld, daß ich mich zu ſolchen hirnloſen Schwachheiten verleiten ließ. — Den Ariſtokratismus des Adels, dieſes Hirngeſpinnſt toller Vorurtheile, nahm ich ganz beſonders in meinen Schutz, zog die ſchärfſte Linie zwiſchen dieſer Klaſſe und dem weit edlern Bürgerſtande, den ich von allen höhern Stellen im Civil und Militär ausſchloß, durch mein verderbliches Beiſpiel andere Regenten zu ähnlichen dummen Streichen veranlaßte, und ſie ſo ſammt mir der Verachtung aller Vernünftigen und der Nachwelt preis gab. Ein Dummkopf vom Adel galt mir mehr als der klügſte Kopf, wenn er keine eingebildeten Ahnen zählen konnte. — O, wie ſehr bereue und erkenne ich jetzt, freilich zu ſpät, all dieſe Albernheiten; wenn nur meine Nachfolger klüger werden und nicht in meine Fußſtapfen treten wollten. —

— Darüber können Eure Majeſtät jetzt beruhigt ſeyn, der

jetzige Herrſcher von Frankreich empfängt Perſonen aus allen Ständen ohne Unterſchied an ſeinem Hofe, bei ſeinen Feſten in den Tuillerien und in ſeinen andern Schlöſſern, ſogar Handwerker, Fleiſcher und Bäcker, wenn ſie ſich dazu eignen und Offiziere bei der Nationalgarde ſind; die höchſten Stellen werden von Leuten der niedrigſten Abkunft bekleidet, ſobald Talente, Kenntniſſe und Aufführung ſie dazu befähigen, hierin geht jetzt Frankreich und ſein König ſo manchen andern Staaten und Höfen Europas mit gutem Beiſpiel voran und befindet ſich deßhalb nur um ſo beſſer; Ludwig Philipp iſt durch dieſe Maßregeln von dem ewigen Anhören abgeſchmackter Schmeicheleien höfiſcher Hohlſchädel befreit, und hört die Meinungen und oft ſehr freimüthigen Aeußerungen der klügſten Leute aus allen Ständen an, was ihm nicht nur eine angenehme Unterhaltung gewährt, ſondern ihn auch unterrichtet. Leider haben bis jetzt noch wenige Regenten dieſes Verfahren nachgeahmt und an den meiſten Höfen, namentlich kleinerer Staaten, klebt man noch mit Obſtination an den ceremoniellen Schnurrpfeifereien und adelichen Hirngeſpinnſten, die aus Euerm Zeitalter herrühren und durch Euch hervorgerufen wurden. Hannover, Sachſen, Modena ꝛc. ſind hauptſächlich noch die Eldorados ſolcher unſinnigen Hanswurſtereien, und auch in dem ſogenannten freien und conſtitutionellen England ſpielt die Adelsariſtokratie beſonders bei Hof noch eine drollig-große Rolle. Doch das Ende Eurer Bekenntniſſe, Sire.

— Es bleibt mir wenig zu ſagen übrig. — Als der Kurfürſt von Pfalz-Simmern, der Schwager meines Bruders, ſtarb, machte ich, meine Länderſucht zu befriedigen, wieder Anſprüche in dem Namen meiner Schwägerin, obgleich dieſe ebenfalls bei ihrer Verheirathung auf die Allodialerbſchaft verzichtet hatte, und den von mir protegirten Biſchof von Straßburg, Eggon von Fürſtenberg, zum Kurfürſten von Cöln vorſchlagend, wogegen aber der Kaiſer war, ließ ich meine Räuberhorden abermals in die Pfalz einfallen, und das arme Land zum Zweitenmal auf das Gräßlichſte und von Grund aus durch Sengen, Brennen, Morden und Rauben verwüſten und verheeren. Den proteſtantiſchen Einwohnern ließ ich nur die Wahl zwiſchen katholiſch-werden und dem Tod. Da auch der Papſt gegen meinen Vorſchlag geweſen, ſo beſetzte ich das ihm gehörige Avignon. Aber bald hatte ich faſt ganz Europa gegen mich, deſſen Regierungen einen furchtbaren Bund ſchloſſen, und nur die

Türkei und die Schweiz waren demſelben nicht beigetreten. Da indeſſen manche der gegen mich Verbündeten ſehr ſaumſelig und nachläßig zu Werke gingen, ſo wie ihre Feldherrn dumme Streiche machten, ſo wurde der neunjährige Kampf, dem ich ſchnell unterlegen ſeyn würde, wären meine Feinde mit Einigkeit, Klugheit und Nachdruck gegen mich aufgetreten, mit abwechſelndem Glück in den Niederlanden, Italien und Spanien geführt. Den verjagten König von England, Jacob II., wollte ich wieder auf den Thron ſetzen, aber nachdem mein Heer den größten Theil von Irland erobert hatte, mußte es endlich capituliren, eben ſo mißlang eine Landung in England gänzlich. — Alle meine Hülfsquellen waren zuletzt ſo erſchöpft, daß ich um jeden Preis Frieden ſchließen mußte, ſo hart dies auch meinem Hochmuth und meiner Habſucht ankommen mochte, und ſo ſchwer mir des Kaiſers Hartnäckigkeit denſelben machte. Alle meine früher gemachten Eroberungen mußte ich wieder herausgeben, eben ſo, was ich mir durch die Ausſprüche der Reunionskammern zugeeignet hatte, nur Elſaß und Straßburg und noch einige Plätze gelang es mir mit großer Mühe zu behalten. Indeſſen tröſtete ich mich mit der Hoffnung, daß bald die ſpaniſche Monarchie ein Erbtheil meines Hauſes werden würde, da es meinen Intriguen und Corruptionsmitteln gelang, Karl II. von Spanien zu vermögen, meinen Enkel, Philipp von Anjou, durch teſtamentariſche Verordnungen vom 2. October 1700 ſterbend zum Erben ſeiner Reiche einzuſetzen. — Aber eben dieſes Teſtament rief einen unſeligen Erbfolgekrieg hervor, in dem anfänglich das Glück wenigſtens wechſelte, aber ſich bald ganz gegen mich wendete, da meine Heere mehrere Hauptſchlachten verloren. Ich begehrte nun wieder den Frieden, der mir jedoch auf eine ſo harte und demüthigende Weiſe verweigert wurde, daß ich mich zur Fortſetzung des Krieges gezwungen ſah. — Aber Malborough und Eugen ſchlugen meine Heere aufs Haupt, und ſchon ſchien Alles verloren, als Vendome den Sieg bei Villaviciosa erfocht, der bald nachher Spaniens Thron meinem Enkel Philipp zuſicherte, welcher durch den Frieden von Utrecht unter dem Namen Philipp V. als König von Spanien anerkannt wurde, jedoch unter der Bedingung, daß er auf alle ſeine Rechte an die Krone von Frankreich verzichte, auch mußte er Gibraltar und Minorka an England, Mailand, Neapel, die Niederlande, Sicilien, an das Haus Oeſtreich und Savoyen abtreten. — Die Freude, Spaniens Krone an meine

Nachkommen übergegangen zu ſehen, wurde mir dadurch und durch andere Unglücksfälle gewaltig verbittert und viel zu theuer erkauft, und wenn ich früher in meinem Uebermuth geſagt hatte: „der Staat, das bin ich,“ ſo mußte ich nun ſehen, daß ich mich in dem Staat zu Grunde gerichtet hatte. Frankreich blutete an tauſend Wunden, Handel und Gewerbe waren völlig ruinirt, Unzufriedenheit gährte durch alle Klaſſen der Nation, eine Schuldenlaſt von nahe an tauſend Millionen drückte das Land darnieder. Der Dauphin und mein Enkel waren vor mir ins Grab geſtiegen und hatten mir durch ihren Tod meine eigene Vergänglichkeit und Nullität recht klar und fühlbar gemacht. Selbſtherrſcher hatte ich ſeyn wollen, und war doch nur der Spielball liſtiger Pfaffen und ſchlauer Maitreſſen; Furcht, Angſt und Reue bemächtigten ſich meines Gemüthes, und aus dem alten Sünder ward noch ein alter Betbruder, der mit einer alten Buhlſchweſter, jetzt ebenfalls Betſchweſter, betete und Buße that, denn ſchwer drückten mich meine Verbrechen, und in der Grabesſtille ſchlafloſer Nächte ſah ich die Geiſter der wenigſtens auf meine Veranlaſſung Ermordeten, Erſchlagenen, Vergifteten, in blutigen Schreckensgeſtalten an mir vorüberziehen und mich angrinzen; da half kein Beichten, kein Gebet, keine Opfer, kein Meſſeleſen. Staatsgeſchäfte waren mir zuwider geworden, und wenn ich mit der alten Maintenon und meinen Miniſtern arbeitete, nagte es mir wie tauſend Furien im Innern, eine Herzensangſt überfiel mich, ich faltete die Hände zum Beten, aber konnte keine Erleichterung dadurch erlangen. Schon länger kränkelnd, war es mir nicht unbewußt, daß ſich ganz Frankreich auf meinen baldigen Tod freute, meine letzten Lebensjahre waren das troſtloſe Vorſpiel deſſen, was meiner hier wartete, und ſchreckliche Gewiſſensbiſſe vergifteten mir jeden Augenblick. Ich hatte zwar nicht ſelbſt gemordet und getödtet, doch zugegeben, daß manche, meine Abſichten hindernde Perſonen durch Gift oder Stahl aus der Welt geſchafft wurden; ja, durch Geſchenke und Belohnungen, ſtatt ſolche Miſſethaten zu ſtrafen, munterte ich eher dazu auf. Endlich ſchloß ich in der entſetzlichſten Herzensangſt, die kein Beichtvater, keine Maitreſſe zu verſcheuchen vermochte, meine Augen den 1. September 1715, um hier vielleicht in alle Ewigkeit die entſetzlichſten Martern zu erleiden. Ich habe Euch aufrichtig meine Verbrechen und Sünden bekannt, wenn ich auch nicht in die umſtändlichen Details derſelben eingegangen bin, und bitte deßhalb,

wenn es in Eurer Macht ſteht, um möglichſte Linderung meiner grauſamen Qualen. —

— Die ſoll Euch werden, ſo viel es an mir liegt, unglücklicher Fürſt, verſetzte Michel, Ludwig **XIV.** verlaſſend, und begab ſich auf der Stelle mit ſeinem Begleiter zu Seiner infernaliſchen Majeſtät, die er über Erwartung gut gelaunt, mit einigen ſeiner Favoritinnen ſchäkernd antraf, und erlangte in der That mehrere Grade Milderung für ſeine Schützlinge, worauf er ſich wieder zur Oberwelt in ſein Hauptquartier zu Paris begab und Asmodi auf einige Zeit beurlaubte.

XXI.

Michel-Arago beantwortet die Reden Montalemberts, Thiers, Genouds ꝛc. in der franzöſiſchen Deputirtenkammer in den Angelegenheiten Krakaus und der ſpaniſchen Heirathen. — Michel und Asmodi in einer Frankfurter Senatsſitzung. — Ein lebendig Begrabener; ein Hunger-Auflauf; Hochzeits- und Leichengepränge. — Roſa-Maria in der großen Welt. — Eröffnung des hiſtoriſchen Theaters zu Paris. — Die Königin Margot. — Univerſalamneſtie für alle Sünder. — Roſa-Maria geraubt.

Allen Sündern ſoll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr ſeyn.

Michel hatte in der letzten Zeit regelmäßig die Sitzungen der franzöſiſchen Deputirten- und Pairskammer, ſeitdem ſie neuerdings zuſammengetreten waren, beſucht, denn die Neugierde, die Debatten über die ſpaniſchen Heirathsangelegenheiten brühheiß aus dem Munde der Für und Wider zu hören, war bei ihm wie bei vielen andern Menſchenkindern rege geworden. Die Reden Montalemberts, Guizots, Thiers, Genouds, Berryers hatten ihn wenig erbaut, und oft erzürnt und geärgert; er nahm ſich daher vor, einer Sitzung in der Hülle Aragos als Abgeordneter beizuwohnen, und den von gar mancherlei Vorurtheilen befangenen Rednern die Fackel der Wahrheit und Unpartheilichkeit anzuzünden.

Er citirte ſeinen hinkenden Freund, machte dieſen mit ſeinem Vorhaben bekannt und Michel-Arago fuhr gegen Mittag in die Deputirtenkammer, nahm den Sitz des abweſenden Arago ein und begehrte das Wort.

— Das Wort gehört Herrn Arago, ſagte der Präſident.

Der Pſeudo-Arago beſtieg die Rednerbühne und hob alſo an:

— „Meine Herren! ſowohl in dieſer Kammer als in der der Pairs ſind mehrere ehrenwerthe Redner aufgetreten und haben die ſpaniſchen Heirathsangelegenheiten, ſo wie die Beſitznahme Krakaus mit mehr oder weniger Talent beſprochen, alle aber haben ſich große Irrthümer, theils aus Partheilichkeit, theils weil ſie nicht genau von manchen Umſtänden unterrichtet waren, zu ſchulden kommen laſſen. Erlauben Sie mir, daß ich hier das Irrige in den Reden der Herren von Montalembert, Guizot, Thiers, Genoud, Berryer u. ſ. w., ſo ſehr es in meinen Kräften ſteht, berichtige.“

Die Aufmerkſamkeit ſämmtlicher Deputirten, Miniſter und Zuhörer wird bei dieſen Worten in höherem Grade als gewöhnlich rege, und man hört hie und da ein Ah, Ah, oder O, O. Der Redner fährt fort:

„Zuerſt ſey es mir vergönnt, Einiges, was Herr von Montalembert über die polniſchen und Krakauer Angelegenheiten in der Pairskammer vorbrachte, als irrig und unrichtig zu widerlegen. Man muß ſich ſelbſt gegen ſeine Feinde der Unpartheilichkeit befleißigen und gerecht gegen ſie ſeyn. Es iſt ſo gut als erwieſen, daß das Morden der Edelleute in Galizien weder auf Befehl der öſterreichiſchen Regierung geſchah, noch von dieſer eine Belohnung dafür ausgeſetzt wurde, ſondern wie ich aus ſicherer Quelle weiß, verhält ſich die Sache wie folgt: die letzte Verſchwörung der Polen hatte eine ungeheure, von Niemand geahnte Ausdehnung; als dies die Behörden in Galizien, denen keine großen Truppenmaſſen zu Gebot ſtanden, und wo, weil man die Sache lange als ganz unbedeutend angeſehen hatte, keine zweckmäßigen Vorkehrungen getroffen waren, wie dies in Preußiſch- und Ruſſiſch-Polen der Fall war, endlich inne wurden, mit Schaudern und Schrecken die ganze Größe der Gefahr erblickten und ſahen, an welchem Abgrund ſie und das ganze Land ſtanden, machte die Nothwehr, daß, um ſich, alle Angeſtellten, die Offiziere, und alle Deutſche überhaupt, ſo wie das Land zu retten, ſie zu jedem ſich ihnen darbietenden Mittel greifen mußten, wollten ſie nicht ſelbſt untergehen, und ſo kam es, daß ſie ſich der von den Edelleuten und Juden bisher furchtbar gedrückten, gemißhandelten und ausgezogenen Landleute als der einzigen vorhandenen Werkzeuge der Rettung bedienten, ohne was noch ein ganz anderes Blutbad und Morden entſtanden wäre, denn ungeheure Vorräthe von Waffen aller Art und große Maſſen Gift waren in verſchiedenen Schlöſſern aufgehäuft und Alles vorbereitet,

um eine ſicilianiſche Vesper in Polen in zehnmal größerem Maßſtabe auszuführen; aber die Verſchwörer hatten kein Haupt, wenigſtens nicht in Polen, die Haupträdelsführer und Anſtifter derſelben ſaßen noch ganz ruhig hier bei uns zu Paris und warteten bis die Kaſtanien aus dem Feuer geholt ſeyen, um ſie ſich dann wohlſchmecken zu laſſen. Daß manche öſterreichiſche Beamte nachher zu weit gingen, wohl auch den Kopf verloren, iſt wahr, aber niemals hätten ſie es vermocht, das Volk der Bauern zu ſolchem Morden, Rauben und andern Unthaten an den Edelleuten zu verüben, wenn nicht die große Mehrzahl derſelben fortwährend die Schinder und Henker der armen Landleute geweſen wären und ſie auf alle erſinnliche Weiſe geplagt und gemißhandelt hätten. Die öſterreichiſche Regierung aber konnte Beamte nicht tadeln und noch weniger ſtrafen, die hier nur dem in aller Welt gültigen Geſetz der Nothwehr, gleichviel mit welcher Waffe, gefolgt waren, um ſo weniger, da ſie ſelbſt den Fehler begangen hatte, in eine gefährliche Sicherheit gewiegt, und in dem, wenn auch vielleicht unrichtigen Gefühl ihrer Kraft und Stärke, die Sache zu geringfügig und als zu unwichtig behandelt zu haben. Daß ſich aber die bisher ſo mißhandelten Menſchen auf eine fürchterlich blutige Weiſe rächten, ſobald ſich eine Gelegenheit, dies ſtraflos thun zu können, darbot, und verabſcheuungswürdige Gräuel verübten, darüber kann ſich Niemand wundern, der das menſchliche Gemüth kennt und weiß, welchen Groll das Gefühl ungerechter Unterdrückung und Mißhandlung erzeugt. Spät oder früh, bleibt die Strafe für übermüthige Tyrannei, Grauſamkeit und Ungerechtigkeit nie aus; die galiziſchen Edelleute hatten ſich ihr Schickſal ſelbſt bereitet. Mancher Unſchuldige mag freilich das Loos der hochmüthigen Menſchenſchinder getheilt haben, dies iſt zu bedauern, aber in ſolchen Fällen nicht zu ändern. Haben wir nicht dieſelben Vorfälle bei unſerer Revolution gehabt? — und wie glauben Sie, daß es uns in Algerien ergehen würde, wenn die Araber von den Engländern unterſtützt oder durch irgend einen Zufall, auch nur auf kurze Zeit die Oberhand erhielten? —

Die Deputirten von allen Schattirungen geriethen hier in Bewegung und murrten.

— Wir behandeln die Araber nicht wie die Oeſterreicher die Polen, ließ ſich eine Stimme vernehmen.

— Dieſer Vergleich hinkt und gehört nicht hierher, erwiederte

Michel-Arago, übrigens haben die Oeſterreicher noch niemals Tauſende von Greiſen, Weibern und wehrloſen Kindern in Höhlen verbrannt, wie wir es leider gemacht haben.

Große Bewegung und ſtärkeres Murren unter den Deputirten.

— So ſollte kein Franzoſe ſprechen, ließen ſich mehrere Stimmen hören.

— So muß jeder Ehrenmann, dem Wahrheit und Unpartheilichkeit über Alles geht, reden. Und dann begehen wir den Fehler, daß wir bei den polniſchen Angelegenheiten immer nur die eine Partei, die man die unterdrückte nennt, ...

— Iſt ſie es vielleicht nicht? rief jetzt Thiers von ſeinem Sitz.

— Ich ſage: die unterdrückte nennt; ich verſtehe darunter den polniſchen Adel und was ihm anhängt, denn das Volk, Bürger und Bauern, ſind unter Preußen, Rußland und ſelbſt Oeſtreich weit freier und weniger unterdrückt, als ſie es früher waren. Ich ſage alſo, daß wir immer nur dieſe Partei, die des Adels hören, daß wir immer nur durch die Brillen dieſer Leute, und nur das und ſo ſehen, was und wie ſie uns ſehen laſſen wollen, ſelbſt wenn ſich auch ſchon hundertmal erwieſen hat, daß die uns durch dieſen einſeitigen Kanal zugekommenen Nachrichten als höchſt übertrieben, oft ganz falſch und immer unrichtig dargeſtellt ſind. Wie z. B. die Ermordung des Heinrich Bogusz, der heute noch lebt, und von dem Herr von Montalembert behauptete, er ſey gleich darauf nachdem er eine Klage wegen ſeiner bei dem Aufſtand der Bauern ermordeten Verwandten eingereicht, zwei Stunden von Tarnow entfernt niedergemacht worden, damit ſeine Stimme nicht mehr gehört werden könne. Aber Herr von Montalembert ſchöpfte dieſe Nachricht aus der trüben Quelle, aus der wir alle am liebſten unſere Nachrichten über Polen ſchöpfen, weil es in unſern Kram paßt, ſie ſo und nicht anders zu hören, und uns unſere Partheilichkeit gegen die Regierungen, denen Polen jetzt unterworfen iſt, für alle andere taub macht. Dies ſollte nicht ſeyn, ich will keineswegs die in Galizien verübten Mordthaten vertheidigen oder gar in Schutz nehmen, da ſey Gott vor, aber ich wiederhole, daß es eine durch Unbedachtſamkeit und Mangel an Vorſicht hervorgerufene Nothwehr war, denn hier hieß es: Du oder Ich, und die Hand aufs Herz, wer von Ihnen, meine Herren, möchte wohl unter ſolchen Umſtänden der Ich geweſen ſeyn? — Polens Untergang und Zerſtückelung iſt ein Unglück, doch nicht ohne Selbſtver-

ſchulden; aber unſer Recht auf Algerien iſt eben ſo wenig und noch weniger begründet, da Algier Frankreich niemals, das immer auf- rühreriſche Polen wohl aber den nordiſchen Mächten gefährlich werden konnte und war.

Abermals große Bewegung und man hört hie und da den Ruf: zur Ordnung! das iſt unerträglich!

— Meine Herren, fuhr Michel-Arago mit ſtärkerer Stimme fort, ich ſtehe nicht nur als Franzoſe, nein, ſondern auch als Welt- bürger auf dieſer Rednerbühne und muß alſo die Sache von einem ganz andern Geſichtspunkte als aus dem engen Kreis eines ein- zigen Landes, ſey es auch noch ſo groß und mächtig, anſehen.

— Aber wir civiliſiren Algier, ließ ſich jetzt eine Stimme hö- ren, und leiſten ſomit der ganzen Welt einen Dienſt.

— Eine ſaubere Civiliſation, die mit Sengen, Brennen und Morden betrieben wird, dabei greift man alles verkehrt an, dringt einem halbwilden Volk unſere Geſetze und Gebräuche auf, richtet und verurtheilt es nach unſern Codes, die ſelbſt für Frankreich höchſt nothwendige Reformen bedürfen. Iſt dies nicht baarer Un- ſinn? — wahrhaftig nicht mit Unrecht wirft man uns vor, daß wir nicht zu coloniſiren verſtehen. Nationen ſo gut wie Richter und Individuen dürfen nie das **audiatur et altera pars** außer Augen laſſen, aber wir hören und wollen hier immer nur von einer Seite hören. Unterdeſſen hat die letzte Verſchwörung der Sache der Polen oder vielmehr des polniſchen Adels, denn nur dieſer allein war es, den Todesſtoß gegeben, da ſie ſich das ganze Volk der Deutſchen entfremdet hat, das über die jetzt unumſtößlich klar bewieſene Abſicht, alle ſich in Polen befindlichen Deutſchen zu ermorden, höchſt entrüſtet iſt, und zwar mit Recht, denn die Deut- ſchen hatten ſich bei und nach den unglücklichen Befreiungsverſuchen der Polen im Jahr 1833 auf das Edelſte benommen und den ſich durch Deutſchland Flüchtenden allen Vorſchub, Hülfe und die reich- lichſten Unterſtützungen angedeihen laſſen. Die Theilnahme der Deutſchen haben jetzt die Polen für immer verſcherzt, und ſomit ſich ſelbſt aller Hoffnung beraubt, je wieder ihre Unabhängigkeit zu erlangen, denn mit dem beſten Willen für unſere polniſchen Freunde können wir ihnen doch nie von großem Nutzen ſeyn und ihnen ſelbſtthätig zu Hülfe kommen, da ſich Deutſchland eben nicht wie ein Haufen Schutt aus dem Wege räumen läßt; und dann, um einigermaßen conſequent und nicht im Widerſpruch mit uns

ſelbſt zu ſeyn, frage ich: dürfen wir in andern Ländern der Sache der Adelstyrannei zur Unterdrückung der Bürger und Landleute dienen? aber dies thun wir, wenn wir die Abſichten der ſich in Paris aufhaltenden Coryphäen des polniſchen Adels begünſtigen. Der ehrenwerthe Herr von Montalembert, der ſich ſo aufgebracht gegen die Maßregeln der nordiſchen Mächte und abſonderlich gegen die öſterreichiſche Regierung zeigt, möge uns doch ſagen, was wir thun würden und thun müßten, wenn wir eine ähnliche Verſchwörung, wie die letzte polniſche war, gegen unſer Gouvernement, unſere Angeſtellten und Truppen in Algerien entdeckten? —

Wieder große, allgemeine und lang anhaltende Bewegung unter den Deputirten, die ſich zum Theil erſtaunt und mit Befremden einander anſehen. Mehrere Exclamationen und lautes Murren machen den Redner auf eine kurze Zeit ſtumm, der, als es wieder etwas ruhiger geworden, fortfährt:

— Ich komme nun auf die Beſitznahme Krakaus durch die Oeſterreicher. Die große Mehrzahl der Mitglieder dieſer Kammer ſieht dieſe als eine Verletzung der Verträge von 1815 an.

Mehrere Abgeordnete ſchreien von ihren Sitzen:

— Das iſt ſie auch, das iſt ſie!

— Erlauben Sie mir, meine Herren, fuhr der Redner fort, ohne dieſe Beſitznahme gerade in Schutz nehmen zu wollen, ſo muß ich auch von ihr ſagen, daß ſie gewiſſermaßen eine Handlung der Nothwendigkeit war, daß auch hier der Trieb der Selbſterhaltung, der Regierungen und Nationen eben ſo wie Individuen eingepflanzt iſt, dieſe Beſitznahme gebot; Sie werden mir vielleicht einwenden, daß es lächerlich iſt, zu behaupten, daß ſo mächtige Staaten, wie Rußland, Oeſterreich und Preußen, ſich vor einem Duodez-Republikchen fürchten, aber einen ewigen Schürheerd der Mordbrennerei in ſeiner Mitte zu dulden, der wie das kleinſte Feuer zuletzt zur alles verheerenren Flamme werden kann, kann man Staaten eben ſo wenig als Individuen zumuthen, und für beide iſt es Pflicht, ein ſolches, immer unter der Aſche glühendes Feuer unſchädlich zu machen und durch alle zu Gebot ſtehende Mittel zu erſticken. Das iſt ein ſchlechter Hausvater, der ſchwach genug iſt, dergleichen zu dulden. — Was aber die Verletzung der Wiener Verträge anbelangt, ſo ſind ſie längſt vor der Beſitznahme von Krakau verletzt worden, und zwar, wenn wir gerecht ſeyn wollen, ſo war dies ſelbſt und zuerſt durch die Julirevolution der Fal*l*

— Oho, nein, das iſt zu toll, zur Ordnung, ſo kann ein Arago ſprechen! ſchrie man von allen Seiten durcheinander, und der Tumult ſtieg bald auf das Höchſte. Der Präſident klingelte ſich die Arme lahm und ſchrie ſich heiſer, aber dies wollte alles nichts helfen. Michel wollte ſich diesmal in der Hülle Aragos keiner infernaliſchen Mittel bedienen, die Ordnung wieder herzuſtellen, und ſtand ruhig mit übereinandergeſchlagenen Armen auf der Rednerbühne.

Eine halbe Stunde hatte ſchon der Tumult gewährt und der Redner hatte mehrmals verſucht fortzufahren, aber man ließ ihn nicht zu Wort kommen; endlich, nachdem die Herren Deputirten ſelbſt des Tobens und Schreiens müde waren, gelang es ihm, die Worte: „man laſſe mich nur ausreden,“ hörbar zu machen, allmählig legte ſich der Sturm, und Michel-Arago ließ ſich weiter vernehmen:

— Ich wollte damit nur ſagen, daß es den nordiſchen Mächten leicht einfallen könnte zu ſprechen: wir haben die Verträge von 1815 nur mit der ältern Linie der Bourbonen, und keineswegs mit der jetzt in Frankreich herrſchenden Dynaſtie abgeſchloſſen, mit der Verjagung der erſtern waren auch alle Verträge gebrochen und wir unſerer Verbindlichkeiten quitt.

— Ah, ah! Deſto beſſer, dann ſind wir es auch, ertönte es nun von verſchiedenen Seiten.

— Wir wollen ſogleich unterſuchen, wer am meiſten dabei auf das Spiel ſetzen würde; unterdeſſen kann Niemand leugnen, daß wenn man auch dieſe erſte Urſache nicht als gültig anerkennen will, die Trennung Belgiens von Holland eine Thatſache iſt, die unbeſtreitbar einen ſtarken Riß in jene Verträge machte. Und wenn der ehrenwerthe Pair, Herr von Montalembert, wegen der heiligen polniſchen Sache, wie er ſie nennt, an das franzöſiſche, längſt in Verweſung übergegangene Kaiſerreich, an das gleichfalls untergegangene Frankreich der Reſtauration und endlich an das Juli-Frankreich appellirt, ſo ſind dies Inſtanzen, von denen die beiden erſten nur noch Nebelgebilde ſind, und die letzte inkompetent iſt.

Viele O, o! hörte man wieder.

— Und wenn der ehrenwerthe Herr die Kammern Frankreichs und Englands für die großen Aſſiſen der Chriſtenheit erklärt, und zu der Pairskammer ſpricht: „Was ich wünſche, iſt, daß dieſe Verſammlung von Weiſen, dieſe vortrefflichſte politiſche Verſamm-

lung, ſich vereinige und ſich wie ein Mann erhebe, um zu proklamiren, daß geſchehene Dinge kein Recht begründen und daß es noch andere Dinge in der Welt giebt, als die Gewalt und Verachtung der Verträge;“ ſo hat er eben gerade nicht als ein Weiſer geſprochen, und ſelbſt in Frankreich hat man ſich gewaltig über die nagelneue Entdeckung gewundert, daß wir ſo viele Weiſe, mehr als hundert Stück, auf einem Haufen beieinander zählen, während ganz Griechenland deren nur ſieben hatte. Niemand hätte es ſich träumen laſſen, daſelbſt ſo viele Weisheit concentrirt zu finden.

Schallendes Gelächter unterbrach hier den Redner.

— Doch, meine Herren, laſſen Sie uns die Sache von einer ernſtern Seite betrachten. Wenn der ehrenwerthe Herr von Montalembert fürchtet, daß das Beiſpiel von Krakau ſehr leicht hinſichtlich der ſogenannten freien Städte Deutſchlands, wie Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt, das er die Schreibſtube des deutſchen Bundes nennt, eine Nachahmung finden könnte, ſo will ich dies nicht in Abrede ſtellen, aber eben ſo wenig, daß der deutſche Bund nicht das Recht hätte, wenn er es für das Geſammtwohl Deutſchlands räthlich erachtet, dieſem lächerlich republikaniſchen Unweſen ein Ende zu machen und ſie ſolchen Staaten zu incorporiren, wo wenigſtens Recht und Vernunft die Oberhand haben. Es iſt allgemein bekannt, daß die Hanſeſtädte zum großen Nachtheil von ganz Deutſchland nur die Commiſſionaire und Speditionaire unſerer guten Freunde, der engliſchen Allerweltskrämer ſind, und ein Heer von Schmugglern füttern. In Frankfurt hat zwar dies ſaubere Handwerk aufhören müſſen, ſeitdem dieſe Republik nothgedrungen dem deutſchen Zollverein beitreten mußte, wollte ſie nicht verhungern, aber Verwaltung und Juſtiz werden daſelbſt ſo gehandhabt, daß es in der That ein Werk der Barmherzigkeit wäre, wenn man ſie wenigſtens unter ſtrenge Vormundſchaft ſetzte. Wir hätten uns demnach eben ſo wenig drein zu miſchen, wenn es die deutſchen Regierungen für gut fänden, ſolche Maßregeln zu ergreifen, als wenn ſich Deutſchland hätte darein miſchen wollen, als wir Avignon Frankreich einzuverleiben oder Algerien uns anzueignen für gut fanden. Außerdem bedauern viele von uns noch täglich, daß wir nicht in Deutſchland, Italien und den Niederlanden zu erhalten wußten, was Napoleon Frankreich einverleibte, und ſie würden daſſelbe heute wieder thun, wenn es in ihrer Gewalt ſtünde — wo iſt denn da die in dieſer Kammer ſo oft gerühmte

Conſequenz? — und ſind wir nicht im Widerſpruch mit uns ſelbſt? Daß in Krakau die Oeſterreicher denjenigen, der eine falſche Nachricht verbreitet, vier Wochen lang öffentlich auspeitſchen, wie Herr von Montalembert wiſſen will, gehört wohl zu den Verbreitungen falſcher Nachrichten; hätten dergleichen Exekutionen ſtatt gefunden, ſo hätten ſie längſt in allen Journalen der Oppoſition und des Radikalismus paradirt. Selbſt in Oeſterreich fängt man an einzuſehen, daß das Prügeln noch ehrloſer für diejenigen iſt, die es anordnen, als die es erdulden müſſen, und ſelbſt im öſterreichiſchen Heer werden jetzt weit weniger Haſelſtöcke verbraucht, als früher, ſo wie man die ſchändliche Peitſcherei beim engliſchen Militär wenigſtens modificirt. Man wird endlich auch in den finſterſten Ländern einſehen, daß der unbetitelte Menſch oft weit mehr Würde hat und Achtung verdient, als ſo mancher lang betitelte Schafskopf. Der ehrenwerthe Herr von Montalembert will, die konſtitutionellen Mächte ſollen gemeinſchaftliche Sache mit den abſolut beherrſchten Völkern machen; weiß er denn, ob dieſen Völkern wohl damit gedient wäre, und ob ſie mit Frankreich gemeinſchaftliche Sache machen wollen? — wir ſtehen eben nicht im beſten Andenken bei dieſen Völkern und haben ihnen, indem wir ihnen die glänzendſten Verheißungen nnd Verſprechungen gemacht, ſo arg mitgeſpielt, daß ſie allen Reſpekt vor unſerer Hülfe haben. Auf das Geſchrei der radikalen Coryphäen und der Journaliſten und Scribler ihrer Parthei dürfen wir eben ſo wenig bauen als auf Schaum, und wenn der mehr erwähnte edle Pair ſagt: daß wir deßhalb die Mächtigſten ſeyen, weil wir kein verarmtes und ausgeſogenes Irland, keine fortwährend gährende und mißhandelte Lombardei, kein Galizien, kein Polen, kein Kaukaſien, in das wir von Zeit zu Zeit immer wieder unſere blutigen Hände tauchen müſſen, im Zaum zu halten haben, ſo hat er ganz vergeſſen, daß wir an Algerien eine fortwährend klaffende Wunde und höchſt verwundbare Seite haben, die wir ebenfalls von Zeit zu Zeit bluten laſſen müſſen, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß wir ohne dieſes Beſitzthum eben ſo gut weit ſtärker, mächtiger und mehr zu fürchten ſeyn würden, wie dies der Fall mit Oeſterreich wäre, wenn es keine Beſitzungen in Italien zu bewachen hätte. So viel ſteht feſt, daß die von unſerer Regierung bisher verfolgte Politik, um den Frieden zu erhalten, eine geſunde und vernünftige Politik iſt, die nicht das Wohl des Landes um Chimären auf das Spiel ſetzt,

ſie will nicht den Frieden um jeden Preis, denn griffe man Frankreich an und ſuchte deſſen Rechte wirklich zu kränken und zu beeinträchtigen, dann würde es ſich gehörig zu vertheidigen wiſſen, und wäre in dieſem Fall, das Volk für ſich habend, mächtig und ſtark genug, ſolche Angriffe wie ſich's gebührt zurückzuweiſen. Aber es wäre die höchſte Unvernunft, uns in die innern Angelegenheiten fremder Mächte und Länder miſchen zu wollen, und ſo unſere ganze Wohlfahrt auf das Spiel zu ſetzen, was uns höchſt gefährlich werden könnte.

— Indem wir uns der bedrängten Polen annehmen, miſchen wir uns nicht in die innern Angelegenheiten der nordiſchen Mächte, rief ein Deputirter von ſeinem Sitz.

— Doch, wenigſtens eben ſo ſehr, als wollten dieſe Lothringen, Elſaß und Avignon wieder mit Deutſchland und dem Kirchenſtaat vereinigt und Algerien wieder unabhängig wiſſen. Wenn, wie der ehrenwerthe Herr von Harcourt in der Pairskammer behauptet, die Verträge von 1815 eine ſchwere Laſt für uns ſind, die wir bei dieſer Gelegenheit je eher je lieber abſchütteln müſſen, und ebenfalls meint, wir ſollen uns der Polen, Ungarn und Italiäner bedienen und gemeinſchaftliche Sache mit dieſen Völkern machen, indem wir dann unwiderſtehlich ſeyen und den nordiſchen Barbaren Mores lehren könnten, ſo muß ich deſſen wenige Kenntniß mit der Lage dieſer Dinge nur bedauern. Die Polen ſind unter ſich ſelbſt nicht einig, nicht einmal die im Ausland und hier unter unſern Augen leben, Anarchie war von jeher das Idol dieſes Volks, und wie wenig die Notabeln deſſelben Einfluß auf die niedern Klaſſen haben, haben uns noch jüngſt die Vorgänge in Galizien bewieſen; die nordiſchen Mächte dürfen in dieſem Fall nur der wilden Mordluſt die Zügel ſchießen laſſen und die Polen reiben ſich ſelbſt untereinander auf. Auf die Ungarn zu zählen, wäre vollends Thorheit, es iſt hier ganz derſelbe Fall wie in Polen, die Regierung ſucht das Volk möglichſt von dem Druck ſeiner kleinen Tyrannen zu befreien und es vor deren Mißhandlung zu ſchützen. Hier wie dort iſt es der bei uns völlig unſchädlich gemachte Erbadel, der Sclaverei und Leibeigenthum ſeiner Brüder und Mitbürger zu ſeinem Nutzen in Anſpruch nimmt, nur Preußen iſt es bis jetzt gelungen, ihn in die gehörigen Schranken zu bringen und ſeinen nichtswürdigen Anmaßungen ein Ziel zu ſetzen. Italien allein wäre es, das gebe ich zu, in welchem mit leichter Mühe ein für

Oeſterreich verheerender Brand zu entzünden wäre, aber machen wir nicht Oeſterreich ſtark, wenn wir ihm dieſes Land entreißen, was freilich unter gewiſſen Umſtänden unſer Vortheil ſeyn könnte. Hier, in der Kammer der Abgeordneten, behauptete der ehrenwerthe Herr Thiers, daß die Beſitznahme Krakaus, wie alle Männer, welche mit den europäiſchen laufenden Angelegenheiten bekannt ſind, wiſſen, namentlich zu Neapel, Turin, Stuttgart, Dresden, Stockholm, eine allgemeine Aufregung hervorgebracht habe. Ich muß hier dem ehrenwerthen Herrn widerſprechen, dem größten Theil der Staatsmänner und ſelbſt des Volkes, namentlich in Deutſchland, kam dieſes Ereigniß durchaus nicht unerwartet, und wer irgend nur einer geringen Vorausberechnung fähig war, erwartete es längſt und wunderte ſich nur, daß es nicht früher geſchehen. Nur die Radikalen, Revolutionäre, Communiſten, Jacobiner aller Länder, hielten dies für eine günſtige Begebenheit, wieder einmal recht in die Lärmtrompete blaſen zu können, und hofften die Sache ihren Umwälzungsplänen förderlich.

— Der ehrenwerthe Herr Genoude hat in dieſer Kammer geſagt, daß er, mit der Oppoſition einverſtanden, in den Verträgen von 1815 nur das in die Waagſchale geworfene Schwert des Brennus erblicke, daß ſie die ſchrecklichſte Demüthigung ſeyen, die Frankreich jemals erfahren, eine Breche in das Frankreich Ludwigs **XIV.**, daß ſie uns die Früchte all unſerer Eroberungen geraubt, daß durch dieſe Handlung die Könige ſich die Völker gleich Heerden vertheilt hätten, daß ſie Frankreich dadurch auf das Schimpflichſte beleidigt haben, indem ſie ſagten, daß ſie gekommen ſeyen, um das durch Napoleon verübte Böſe wieder gut zu machen, und doch Alles gethan hätten, was Napoleon gethan!

— Während der Reſtauration führte der ehrenwerthe Herr Genoude keine ſolche Sprache, aber jetzt behauptet er, daß man ohne die Einwilligung einer konſtituirenden Verſammlung keinen Finger breit der von uns gemachten Eroberungen hätte wieder abtreten und herausgeben dürfen. Er hätte erſt eine ſolche Verſammlung ſchaffen, hätte vor allen Dingen den Ruſſen, Preußen, Oeſterreichern, Engländern u. ſ. w. verbieten müſſen, Frankreichs Boden als Sieger und Eroberer zu betreten und zwar bei Todesſtrafe!

Allgemeines Gelächter.

— Der ehrenwerthe Herr Genoude citirt die Worte des Ge-

nerals Lamarque: „dieſe Verträge ſeyen nur ein Halt im Koth“, der General und Herr Genoude hätten uns die Mittel geben ſollen, anders als beſchmutzt und unſere Bagage einbüßend aus dieſem Koth kommen zu können! Er behauptet ferner, Frankreich werde nicht eher ruhig ſeyn, bis es ſeine natürlichen Gränzen wieder habe. Wie aber, wenn es bei einem Verſuch, dieſe ſogenannten natürlichen Gränzen wieder zu erhalten, diejenigen einbüßte, die es jetzt hat, indem dieſe um ſoviel weiter zurückgedrängt würden? — wir können von Glück ſagen, daß wir wenigſtens bei der zweiten Invaſion der Alliirten Elſaß und Lothringen nicht herausgeben mußten, was geſchehen wäre, hätten die Verbündeten ihren Vortheil beſſer verſtanden und wären gewiſſe Intriguen nicht mit ſoviel Liſt und Schlauheit durchgeſetzt worden. Jenſeits des Rheins behauptet man, daß Deutſchlands natürliche Gränzen ſeyen, ſo weit man die germaniſche Zunge ſpricht, und Metz, Verdün und Toul alte deutſche Städte ſeyen. Und wer von Ihnen, meine Herrn, wäre wohl dreiſt genug, zu behaupten, daß nur uns die falſche Fortuna lächelte, und nur wir Sieger blieben? Die deutſchen Heere ſind nicht mehr was die ehemaligen Reichstruppen waren, namentlich die Preußens nicht, nach denen ſich die Truppen der kleinern Staaten mehr oder minder formirt haben. Wie groß würde nicht dann erſt unſere Schmach werden, wenn eine neue Allianz, erleuchteter als die frühere, uns beſiegte, und uns dann Elſaß, Lothringen, vielleicht gar Burgund noch abnähme?

— Oho, oho! ertönte es von allen Seiten.

— Ich ſpreche hier nur von Dingen, die im Reich der Möglichkeit liegen. Wir würden dann nur noch eine ſehr untergeordnete Macht und unſer Einfluß auf die europäiſchen Angelegenheiten null ſeyn. Glauben Sie nicht, daß im Fall eines Krieges unſer Erzfeind, England, ſogleich gemeinſchaftliche Sache mit unſern andern Feinden und unſerer Herrſchaft in Algerien, die ihm ohnehin ein Dorn im Auge iſt, ſchnell ein Ende machen würde? Oder glauben Sie vielleicht nicht, daß ein paar engliſche Regimenter eben ſo gut ganz Algerien in Aufſtand verſetzen würden, als franzöſiſche Italien? Nein, glauben Sie mir, bei jedem nicht unumgänglich zur Vertheidigung des eignen Heerdes nothwendigen Krieg ſetzen wir alles aufs Spiel, ſchon die Wahrſcheinlichkeit eines Kriegs bringt uns unermeßlichen Nachtheil, und bei dem Kriegslärmen, den

vor ſieben Jahren der ehrenwerthe Herr Thiers veranlaßte, hat Niemand gewonnen als die deutſchen Pferdsmäkler und Juden, die unſeren auch nicht ganz ſaubern Lieferanten ausrangirte Pferde für unſer gutes Geld aufhingen. Der ehrenwerthe Herr Genoude, der uns mitgetheilt hat, daß er viel, ſehr viel gelernt habe ſeit 1830, hat, wie mich dünkt, noch weit mehr vergeſſen, und ich kann dem ehrenwerthen Herrn Barrot nur Beifall zollen, wenn er ſagt, daß jetzt und unter den bewandten Umſtänden, die Reden zur Vertheidigung eines nicht mehr beſtehenden Polens viel zu ſpät kommen, nur Zeitverſchwendung ſind und ſogar kindiſch ſcheinen, aber ich ſehe nicht wie er, daß ſich ganz Europa bereits in zwei feindlich einander gegenüberſtehende Lager, das konſtitutionelle oder ſogenannte repräſentative und das ſogenannte abſolute, getheilt hat, da viele Völker, unter einer angeblichen abſoluten Herrſchaft ſtehend, ſogar einen Widerwillen gegen die repräſentative bezeigen, die ihnen freilich oft toll genug vorkommen muß. Eine andere, weit gefährlichere Partei nagt an dem Herzen faſt aller europäiſchen Staaten, es iſt die der Armen gegen die Reichen, die der Nichtbeſitzenden gegen die Beſitzenden, welche der Communismus und Radikalismus unaufhörlich anzureizen und zu hetzen ſucht, dies iſt der Krebsſchaden, an dem alle Länder leiden, und den zu heilen man raſtlos bemüht ſeyn muß, ſollen alle Staaten, konſtitutionelle wie abſolute, nicht am Ende an dieſem Uebel verbluten, das jeder Krieg nur ärger machen und zum unheilbaren Ausbruch bringen muß. Ich muß dem Herrn Miniſter vollkommen Recht geben, wenn er behauptet, daß die Beſitznahme Krakaus kein hinreichender Grund zu einer Kriegserklärung Frankreichs iſt, ſowie keine Veränderung, die man im Innern anderer Staaten vornehmen mag und die uns nicht offenbar in Schaden und Nachtheil verſetzt, ein Grund für uns ſeyn darf, unſere Wohlfahrt und Zukunft aufs Spiel zu ſetzen und uns der Anarchie preis zu geben. Anders war es mit den ſpaniſchen Heirathsangelegenheiten, hier erfordert meine Unpartheilichkeit, daß ich dem Herrn Miniſter in ſofern Unrecht gebe, als er es durchaus nicht nöthig hatte, in dieſer Sache England zu Rathe zu ziehen, oder ſich um deſſen Politik und deſſen Willen bei derſelben im mindeſten zu bekümmern; hier war es hinreichend, zu erklären: die Infantin Louiſe heirathet mit der Einwilligung beider Kronen den Herzog von Montpenſier, und damit Baſta. Alles andere war überflüſſig und eine Bekümmerniß um ungelegte Eier. Es war

weder nothwendig noch erforderlich, den Zeitpunkt zu beſtimmen, wenn dieſe Heirath vor ſich gehen ſollte, und man konnte gerade offen herausſagen: ſie wird zugleich mit der Vermählung der Königin vor ſich gehen. Fürchtete man engliſche Intriguen, ſo war dieſen zu begegnen. Die Utrechter Verträge, die Möglichkeit, daß die Königin von Spanien kinderlos ſterben könnte und ſo die Herzogin von Montpenſier den ſpaniſchen Thron beſteigen würde, und das obgleich im Reich der Möglichkeit liegende Ereigniß, wenn auch eben ſo unwahrſcheinlich, als daß Herr Thiers noch Napoleons Rolle ſpielen werde, daß ein Sohn des Herzogs von Montpenſier zugleich Herrſcher von Spanien und Frankreich werde, waren lauter Dinge, welche Frankreich gar nicht zu erwägen hatte, und wegen denen England ſich wohl gehütet haben würde, einen Krieg anzufangen. Mit gerader und offener Stirn mußte hier durchgegriffen und erklärt werden: wir wollen es ſo; und das kann man immer, wenn man das gute Recht auf ſeiner Seite hat. Am Ende werden wir noch dieſe engliſchen Holzblöcke gehorſamſt um Erlaubniß fragen, ob unſere Prinzen bei ihren Frauen ſchlafen und dieſe in die Wochen kommen dürfen!

Gelächter auf allen Bänken, hie und da einige Bravis.

— Hätten wir ſo gehandelt, fuhr der Redner fort, dann hätte der Herr Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten nicht nöthig gehabt, zu einer Ausflucht ſeine Zuflucht zu nehmen, die man allenfalls einem mittelmäßigen Advokaten, der ſich nur durch Rabuliſtenkniffe helfen und aus der Schlinge ziehen zu können glaubt, verzeihen würde, die ſich aber mit der Würde des Miniſters eines Königs der Franzoſen und der franzöſiſchen Nation durchaus nicht verträgt und ſie herabſetzt.

— Sehr wahr, ſehr wahr! erſchallte es von der Linken.

— Komiſch iſt es, daß ſich der ehrenwerthe Herr Thiers ſo gewaltig an den Laden legt; ſeiner langen Rede in der Sitzung vom 4. Februar kurzer Sinn iſt trotz allem Wortgepränge und trotz allen Verſicherungen, daß er durchaus nicht beabſichtigt, wieder in das Kabinet zu treten und ein miniſterielles Portefeuille zu erhalten, doch nur der: „wäre ich Miniſter geweſen, ſo hätte ich es beſſer gemacht, man mache mich wieder dazu und ich werde Alles zum Beſten lenken“; wenn er uns mittheilt, daß er jetzt ſchon ſiebzehn Jahre in dieſer Kammer ſitzt, zwei und zwanzig Sitzungen als Deputirter beigewohnt hat, und daher auf Erfahrung Anſpruch

machen könne, ſo erlaube er mir, ihm zu bemerken, daß, als er im Beſitz eines Portefeuilles war, er eben nicht bewies, daß ihn dieſe Erfahrung und lange Sitzungen ſehr klug und weiſe gemacht haben. Ich kann ihm gar manche arge Böcke und Verſtöße nachweiſen, und will nur ein Paar der tollſten anführen, nämlich die Befeſtigung von Paris und der blinde Kriegslärmen; beide koſten Frankreich unermeßliche Summen, haben unſere Finanzen in eine ſchlimme Lage gebracht, und der letzte hat die halb erloſchenen feindſeligen Geſinnungen der Völker gegen Frankreich, abſonderlich die unſerer deutſchen Nachbarn, wieder zur hellen Flamme angeblaſen und nur Mißtrauen und Widerwillen gegen Frankreich erzeugt. Ich werde mich hüten, hier in all die politiſchen Subtilitäten einzugehen, welche der ehrenwerthe Herr Thiers aufgeſucht, um zu beweiſen, daß man einen dummen Streich gemacht, indem man einen unſerer Prinzen mit einer Infantin Spaniens vermählte oder dieſe Heirath nicht wenigſtens verſchob, ſie verdienen eben ſo wenig eine Widerlegung, als ſeine hiſtoriſchen Citationen zu beachten ſind, die gar nichts für den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge beweiſen. Herr Thiers, als Geſchichtsſchreiber, hätte doch wahrlich am erſten einſehen ſollen, daß ſich ſeit den Zeiten Ludwig XIV. und der Utrechter Verträge alles ſo ganz anders geſtaltet hat, daß es thöricht iſt, ſich auf Vorfallenheiten und politiſche Handlungen vor der Revolution von 1789 in ſolchen Fällen im mindeſten zu berufen oder beziehen zu wollen; ja, man könnte dies ſogar bis auf die Julirevolution ausdehnen, denn die napoleoniſchen Zeiten und die der Reſtauration ſind ebenſo wenig als Vorbilder der Jetztzeit zu berückſichtigen. Ich möchte wohl wiſſen, wie Herr Thiers bei den ſpaniſchen Heirathsangelegenheiten gehandelt haben würde, wenn er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geweſen wäre.

— Ich bitte um das Wort, rief nun Thiers von ſeinem Sitz, und Michel-Arago fuhr fort:

— Daß der ehrenwerthe Herr Thiers uns verſichert, daß wir jetzt nicht mehr dieſelben Beſchwerden gegen die europäiſchen Mächte zu führen haben, wie zur Zeit der Coalition von Pillnitz, da die Julirevolution kein Bündniß gegen unſere Freiheit hervorgerufen, daß Frankreich nicht mehr daran denkt, eine erobernde Propaganda zu werden, und daß er ſogar ausruft: wenn mir jetzt ein Gott die Univerſalmonarchie für Frankreich anböte, ſo würde ich ſie ausſchlagen, beweist, daß ich den Sinn und die Abſicht ſeiner langen

Rede vollkommen verſtanden habe. Herr Thiers will die auswärtigen Mächte wegen ſeiner Perſon und ſeinen kriegeriſchen Geſinnungen möglichſt beruhigen, und ſich dadurch als Miniſter wieder möglich machen. Er will, daß Frankreich mit einem Buch vor ſich liegend und ein Schwert in der Hand dargeſtellt werde. In dem Buch ſollen die Rechte der Menſchheit, auf dem Schwert die Worte: „Zürich, Auſterlitz, Friedland" eingegraben ſeyn. Dies ſind kindiſche Dinge, beides muß in unſern Herzen eingegraben ſeyn, ſonſt ſteht es ſchlimm. Herr Thiers will durchaus und findet nur allein Heil in einer Allianz mit England, nur hier findet er ein vortheilhaftes und für Frankreich nützliches Bündniß möglich, weil hier dieſelben Geſinnungen, ähnliche Inſtitutionen, dieſelben Freiheiten wie bei uns herrſchen. Der ehrenwerthe Herr Thiers kennt England und ſeine Bewohner, wie es mir ſcheint, ſehr wenig, und über ſeine Befangenheit als Staatsmann und Politiker kann ich mich nicht genug wundern. Er geſteht zwar ein, daß zwiſchen Frankreich und England eine alte Rivalität beſteht, daß große Schwierigkeiten zu überwinden ſeyen, aber er bildet ſich ein, dieſe überwinden zu können, ohne große Opfer zu bringen. Der ehrenwerthe Herr macht ſich große Illuſionen; wie, iſt es ihm denn ſo gänzlich unbekannt, daß England unaufhörlich mit neidiſchen Argusaugen alle Schritte überwacht, die unſerer Marine und unſerem Handel Vortheil bringen können, daß es beſtändig Alles thut, was in ſeiner Macht ſteht, unſere Wohlfahrt und unſer Gedeihen zu hemmen, daß es ſo zu handeln gezwungen iſt, ſo handeln muß und immer müſſen wird, will es nicht ſeine eigne Exiſtenz in Gefahr bringen. Ein aufrichtiges, für Frankreich vortheilhaftes und dauerhaftes Bündniß zwiſchen dieſem und Großbritannien, iſt ſo lange eine Chimäre, ein Ding der Unmöglichkeit, als die Verhältniſſe der Erde ſo geſtaltet bleiben wie ſie es jetzt ſind, und hundertmal eher iſt ein ſolches Bündniß mit Preußen, Rußland und ſelbſt Oeſterreich möglich. O, Herr Thiers, wo war Ihre Klugheit und Einſicht, als Sie ſo eine Behauptung aufſtellten? wiſſen Sie denn nicht, daß überall und allenthalben, wo Frankreich und England in Berührung kommen, es Wunden, Beulen und Trümmer ſetzen muß? Und Sie entblödeten ſich nicht, Ihre lange aber ganz unerhebliche Rede voller Irrthümer in dem Blatt, das Sie ſich zum Tummelplatz Ihres Gänſekiels erkoren, in dem würdigen Conſtitutionell, als eine des Demoſthenes oder Mirabeau würdige Philippika anpreiſen zu laſ-

ſen oder vielmehr ſelbſt anzupreiſen! Seyen Torys oder Whigs am Ruder der engliſchen Staatsmaſchine, gleichviel, Englands Politik hinſichtlich Frankreichs wird und muß immer dieſelbe bleiben, und ich fürchte bei dem erſten Zuſammenſtoß mit England alles für unſere mit ſo ungeheuern Opfern an Blut und Geld erhaltene Eroberung Algeriens, dies iſt unſere verwundbarſte Seite, die unſern Erzfeinden fortwährend die für ſie am leichteſten zu erreichende Blöße darbietet. Uebrigens bin ich feſt überzeugt, daß, wäre Herr Thiers am Ruder geweſen, er weder die Beſitznahme von Krakau verhindert, noch die ſpaniſchen Heirathsangelegenheiten zur Zufriedenheit ſeiner engliſchen Buſenfreunde betrieben, ſondern Alles noch weit mehr verwirrt hätte, als dies jetzt der Fall iſt. Indeſſen iſt auch der Herr Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, wenn er ſagt, daß alle Parteien in England, Whigs und Torys, günſtig für Frankreich geſtimmt ſeyen, gewaltig im Irrthum, und ich muß dem ehrenwerthen Herrn Berryer beipflichten, wenn er in dieſer Behauptung ein Vertrauen, eine Sicherheit ſieht, die nicht ohne Gefahr für uns iſt und uns theuer zu ſtehen kommen könnte; auch hat er vollkommen Recht, wenn er nicht der Meinung des Herrn Thiers iſt, der da behauptet, man würde ſich mit England nicht verworfen haben, wenn man die Heirath der Infantin mit dem Herzog von Montpenſier auf ſpäter verſchoben hätte; zu welcher Zeit dieſelbe auch Statt gefunden, dies war gleich, ſie hätte immer die engliſche Rivalität rege gemacht, an die aber, wie geſagt, ſich nicht zu kehren war, und wenn England jetzt keine kriegeriſchen Saiten aufſpannt, ſo verdanken wir dies allein dem Umſtand, daß es mit noch weit größern inneren Schwierigkeiten zu kämpfen hat als wir, die ein Krieg ſehr leicht unüberwindbar machen und ſeine ganze politiſche Exiſtenz über den Haufen werfen könnte. Indeſſen iſt auch der ehrenwerthe Herr Berryer in gleichem Irrthum wie Herr Thiers befangen, wenn er ſagt: die ſeit vier Jahrhunderten beſtehende Politik Frankreichs hinſichtlich Spaniens könnte ſich ſo lange nicht ändern, als bis eine Erdrevolution die geographiſche Lage der beiden Länder ändert. Frankreich muß ſuchen, ſich Spaniens Freundſchaft zu erhalten, um den Rücken frei zu haben, aber nicht in demſelben herrſchen und einen hervorragenden Einfluß geltend machen wollen, wodurch es ſich Spanien, das nichts mehr haßt, als fremden Einfluß und Fremdherrſchaft, zum gefährlichen Feind machen würde. Dies iſt die ganze, gegen unſere weſtlichen Nachbarn ge-

wiß nicht ſchwer zu befolgende Staatskunſt. Aber vor allen Dingen wünſche ich, daß ſich Regierung und Kammern zuerſt mit unſern innern, ſo dringenden Angelegenheiten beſchäftigen, namentlich mit der Regulirung unſerer Finanzen, der Reform unſerer Geſetzbücher und was dazu gehört, als Gefängniſſe, Zuchthäuſer, Galeeren ꝛc., der Regulirung der Octrois für ganz Frankreich, dem Emporbringen der Gewerbe und des Handels, denn unſere erſten Handelshäuſer empfinden die jetzige ſchwere Criſis, unter der ſogar die Bank von Frankreich leidet, aber vor Allem müſſen wir uns mit der Abhülfe der außerordentlichen Theurung des Brodes und der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe beſchäftigen; dies Alles iſt weit dringender und nöthiger als zu ergrübeln, ob es beſſer geweſen, die Königin von Spanien habe einen Coburg, einen Bourbon oder einen Vitzliputzli geheirathet, oder uns wegen den polniſchen Schweinereien die Köpfe zu zerbrechen, denn wird hier nicht abgeholfen, ſo wachſen uns Radikalismus, Communismus und Anarchie über den Kopf und dann gute Nacht unſer ſchönes Frankreich; zuerſt wird es der Feudalismus der Geldſäcke und reichen Wucherer ſchwer büßen müſſen, dem Aberglauben ſeines Götzen Mammon bis zum Unſinn gefröhnt zu haben.

Was die Ordnung der europäiſchen und der Weltangelegenheiten anbetrifft, ſo weiß ich der Regierung keinen beſſern Rath zu geben, als daß ſie einen Congreß veranlaßt, auf dem alle Mächte Europas vertreten ſind, und auf dem man ſo viel wie möglich die Verſehen, Mängel und Fehler des Wiener Congreſſes wieder gut zu machen ſucht. Von dieſem Congreß müßten aber alle Feſte, Schmauſereien, Bälle, Concerte, berühmte Sängerinnen, Schlittenfahrten und ſonſtige Frivolitäten entfernt bleiben, und man dürfte ſich nur und mit nichts anderm beſchäftigen, als die Intereſſen der verſchiedenen Staaten auf das Beſtmöglichſte und auf ewige Zeiten zu ordnen. Aber leider ſind Oxenſtiernas Worte: „wenn man wüßte, und jetzt weiß man es, mit wie wenig Weisheit und Vorſicht das Geſchick der Staaten gelenkt wird“, heute noch eben ſo paſſend und anwendbar als zu ſeiner Zeit. Wenn Oeſterreich einſehen wollte, daß es ohne ſeine italiäniſchen Beſitzungen noch einmal ſo ſtark und mächtig ſeyn würde, wenn wir ſelbſt einſehen wollten, daß alle unſere Eroberungs- und Ländergelüſte, beſonders nach dem linken Rheinufer, uns nur verderblich ſeyn können, daß höchſtens die Einverleibung Belgiens, deſſen Be-

ſtehen doch nur precär iſt und ſeyn kann, deſſen Bewohner größten=theils wünſchen, wieder Frankreich anzugehören, wünſchenswerth und paſſend für uns wäre. Wenn ſo durch ganz Europa eine der Vernunft und Billigkeit gemäße Regulirung der Gränzen der Staaten und Länder vorgenommen würde, und hauptſächlich dem anarchiſch=republikaniſchen Unſinn ein für allemal geſteuert würde, namentlich in der Schweiz und den ſogenannten freien Städten Deutſchlands, dann könnte ſich jeder Staat unter der allgemeinen Garantie aller übrigen mit aller Ruhe und Sorgfalt unbekümmert dem Wohl ſeiner Angehörigen widmen und väterlich für deren Glück und Zufriedenheit ſorgen. Doch dies gehört vorerſt noch in das Land Utopien, einſtweilen hat jedoch Preußens kluger Herrſcher ſeine Völker mit einer eben ſo vernünftigen als für ſein Reich paſſenden Verfaſſung beglückt und ſich bei Abfaſſung derſelben, wie aus Allem hervorgeht, weder an das Geſchrei radikaler Egoiſten noch an das Geplärre rückgängiger Finſterlinge gekehrt, ſehr wohl und weiſe daran gethan, weder die engliſche noch unſere Conſtitution zum Vorbild zu nehmen, und ſo allem repräſentativen Unfug, Corruption und Verſchleuderungen der Einkünfte, unerſchwinglichen Abgaben Thore und Thüre zu öffnen; mögen immer die revolutionären und anarchiſchen Blätter aller Länder, wüthend, nicht auch bald Preußen zum Tummelplatz ihres Unſinns machen zu können, dieſelbe angeifern, Friedrich Wilhelm kann darüber lachen und gleich ſeinem großen Ahnen Pasquille und Schmähſchriften tiefer herabhängen laſſen, damit ſie die Leute bequemer leſen können. Zu wünſchen wäre nur, daß alle Monarchen gleich ihm ſprechen könnten: „daß, da ſich die Finanzverwaltung ſeit einem langen und glücklichen Frieden vollkommen in Ordnung befindet, dieſe durchaus die Verſammlung der Reichsſtände nicht erheiſcht,“ u. ſ. w. Wie viel Staaten ſind heut zu Tag in dieſem Fall? die meiſten leben auf Koſten der Zukunft und ſprechen oder denken doch, wenigſtens ihre Staatsmänner: aprés nous le deluge! wenigſtens handeln ſie ſo, namentlich die konſtitutionellen. —

Und nun Verzeihung, meine Herrn, daß ich Sie ſo lange von dieſen Angelegenheiten unterhalten habe, meine Rede wurde weit länger als ich es anfangs beabſichtigte, aber ich hielt das Geſagte für höchſt nothwendig und überlaſſe nun dem ehrenwerthen Herrn Thiers, der das Wort begehrte, das Feld.“

Michel wollte jetzt die Rednerbühne verlaſſen und ſich auf

ſeinen oder vielmehr Aragos Sitz begeben, als gerade der wirkliche Arago in die Kammer trat und zu ſeinem großen Erſtaunen ſein alter ego, die Tribune herabkommend, erblickte. Eben ſo groß war das Erſtaunen der ganzen Kammer, welche einſtimmig ausrief: Arago in duplo! beide glichen ſich wie ein Ei dem andern, und wer der rechte ſey, hätte ſelbſt Lavater nicht ausfindig machen können.

Dieſe wunderbare Begebenheit hatte ſchnell alle Staatsangelegenheiten beſeitigt, und man hörte nur die Worte: Doppelgänger gibt es, jetzt iſt die Sache erwieſen! alle Deputirte verließen ihre Sitze und ſtürzten ſammt den Herrn Miniſtern auf die beiden Aragos, um das Wunder in der Nähe zu betrachten, aber plötzlich war eine dieſer Geſtalten verſchwunden, Michel-Arago hatte ſich unbemerkt davon gemacht, während der wahre Arago, ſein Ebenbild ſuchend, geblieben war und endlich mit nicht geringer Verwunderung die Rede, die in ſeinem Namen gehalten worden, aus dem Brouillon eines Stenographen kopfſchüttelnd, bisweilen auch unwillig und ärgerlich werdend, nachlas.

Die Kammer vermochte es nicht, ſich dieſe ſeltſame Begebenheit zu erklären, und ſtimmte darin ſo ziemlich überein, daß es Dinge im menſchlichen Leben gebe, die ſelbſt für die Abgeordneten des franzöſiſchen Volkes eine Nuß zu hart zum Knacken ſeyen. Man faßte indeſſen den Beſchluß, daß dieſe Rede nicht im Moniteur erſcheinen dürfe und ging nach Anträgen, die Sache polizeilich unterſuchen zu laſſen, zur Tagesordnung über. Nur Herr Thiers fand ſich am meiſten piquirt, nicht nur nicht entgegnen zu können, ſondern ſogar nicht einmal zu wiſſen, wer ihm ſo zu Leibe gegangen war.

Michel hatte ſich aus der Deputirtenkammer direkt in ſein Prinzen-Hotel begeben, wo er ein Schreiben mit dem Poſtzeichen Darmſtadt vorfand.

Nachdem er es eröffnet, las er Folgendes:

„Darmſtadt, im Februar 1847.

Mein verehrteſter Herr Michel Stürmer!

Da Ihr Euch ſo gerne der Bedrängten und Unterdrückten annehmt, wenn dieſe es verdienen, ſo manche Ungerechtigkeit gerügt und ſtreng beſtraft habt, und durch Eure, wenn auch infernaliſche Macht ſchon manches Gute geſtiftet habt, da die Schurken aller

Länder und aller Stände Euch zu fürchten beginnen und wohl mehr als ein Schurkenſtreich unterbleibt, der ſonſt verübt worden wäre, ſo erlaubt mir, daß auch ich, dem großes und himmelſchreiendes Unrecht geſchehen, Eure dämoniſche Hülfe in Anſpruch nehme; vielleicht könnt Ihr dazu beitragen, daß die mir zugefügte gewaltthätige Unbilde wieder einigermaßen gut gemacht werde. Die Sache iſt in wenig Worten folgende:

Auch ich bin Schriftſteller und hatte mich vor mehreren Jahren zur Herausgabe meiner Werke mit einem reichen Frankfurter Handelsmann aſſociirt, der mir von einem Bekannten empfohlen worden war, und deſſen Namen ich vorerſt noch verſchweigen will. Es verſteht ſich, daß derſelbe erſt dann mein Aſſocié zu werden ſich bemühte, nachdem er die genaue Ueberzeugung hatte, daß die ſich im Gang befindenden Werke ſich bereits eines Abſatzes zu erfreuen hatten, der einen bedeutenden Gewinn abwarf. Ich hätte freilich ſchon an kleinen Geldgeſchäften, die ich früher mit dieſem Menſchen abzumachen hatte, merken können, mit was für einem Kauz ich es zu thun habe, allein der Mann, der mir ihn empfohlen und ſein beſonderes Intereſſe hiebei hatte, wußte meine Bedenklichkeiten zu beſeitigen, und ſo ging ich die heilloſe Verbindung ein. Bald gewahrte ich jedoch allerlei, zu meinem und zum Nachtheil der Werke begangene Uebervortheilungen, gegen die ich mich beſchwerte, was aber die Sache nicht beſſer machte, und ich mußte, wollte ich nicht ewiges Aergerniß haben, gar manchmal ein Auge zudrücken; endlich aber wurde es doch zu toll, und der von meinem Aſſocié ſelbſt eingeſetzte Geſchäftsführer, mit dem er ſich wegen Geldangelegenheiten entzweit hatte, entdeckte mir, daß er mehrere Poſten, unter denen ein ſehr bedeutender von mehr als ſechs Tauſend Gulden, habe unrichtig buchen müſſen. Natürlich wurde ich ob ſolchen Spitzbubereien höchſt erbost, begab mich zu meinem ſaubern Aſſocié, ſagte ihm etwas derb die Wahrheit, verlangte Berichtigung und Umſchreibung der falſchen Poſten, konnte aber nichts weiter erlangen, als daß er verſprach, die Sache nachſehen zu wollen, und wenn ſich Unrichtigkeiten vorfänden, dieſe verbeſſert werden ſollten. Es geſchah aber nichts davon, dem frühern Buchhalter und Geſchäftsführer wurde der Laufpaß gegeben, nachdem derſelbe den falſch eingetragenen Poſten wieder umgebucht hatte, den mein Aſſocié abermals zu meinem Nachtheil umſchrieb und ſich außerdem noch andere, höchſt unredliche und betrügeriſche Handlungen zu Schul-

den kommen ließ; über dies Alles höchſt aufgebracht, ſchrieb ich nun dem ſaubern Kumpan ziemlich derbe Briefe, wobei ich ihn und jedes Ding bei ſeinem wahren Namen nannte, und als dies nichts fruchtete, ſandte ich ihm ſolche Schreiben offen und gehörig adreſſirt zu, ſo daß er endlich gezwungen wurde, eine Injurienklage bei den großherzoglich-heſſiſchen Gerichten gegen mich anzuſtellen, um mich dadurch zu veranlaſſen, meine Schreiben einzuſtellen, zugleich aber hörte er von dieſem Augenblick an auf, die mir von meinem eignen Kapital vertragsmäßig zu zahlenden ſchuldigen Unterhaltungsgelder auszuzahlen (Notabene, ich hatte ihm mit der Comptabilität des Geſchäfts zugleich auch alle meine Fonds und ausſtehende Gelder übergeben, und mir nur die literariſchen Arbeiten vorbehalten), wodurch er hoffte, mich ſo in Verlegenheit zu bringen und ſo mürbe zu machen, daß ich alle ſeine Betrügereien gutheißen müſſe, worin er ſich jedoch betrog. In dem mit ihm abgeſchloſſenen Vertrag befand ſich ein Paragraph, welcher beſagte: daß ich alle meine Manuſcripte und Werke bei der mit ihm errichteten gemeinſchaftlichen Verlagshandlung herausgeben müſſe, ausgenommen, wenn er die Herausgabe verweigere, in welchem Fall es mir freiſtehe, dieſelben, wo ich es für gut fände, zu verlegen. Demgemäß, weil ich mich durch dieſes Siſtiren der mir ſchuldigen Unterhaltungsgelder, die er bis nach beendigtem Injurienproceß zurückbehalten wollte, was, wie bekannt, bei dem deutſchen Proceßgang auf eine Reihe von Jahren heißt, allerdings in Verlegenheit befand, ſandte ich ihm nun mehrere Verzeichniſſe von Werken zu, die ich herauszugeben beabſichtigte, unter denen auch ein paar Auszüge aus meinen größern hiſtoriſchen Werken waren, und forderte ihn auf, mir ſchriftlich zu erklären, ob er dieſe Werke mit mir herausgeben wolle oder nicht? ein Schritt, den, ſtreng genommen, ich gar nicht mehr zu thun nöthig hatte, da, wie bekannt, ein Vertrag, der von dem einen Contrahenten nicht gehalten oder gebrochen wird, auch den andern der Erfüllung ſeiner übernommenen Verpflichtungen enthebt. Aber ich konnte die begehrten Erklärungen nur erſt dann von meinem Aſſocié erlangen, nachdem ich ihm gedroht hatte, ihn in öffentlichen Blättern dieſerhalb aufzufordern. Er ſchrieb mir nun eigenhändig unter mehrere ihm zugeſandte Verzeichniſſe, daß er auf die Herausgabe dieſer Werke verzichte, mir es frei ſtünde, wo und wie ich dieſelben verlegen laſſen wolle, und in einem Schreiben ſagte er mir ſogar, daß ich ihm keine

dergleichen Anfragen mehr zu machen brauche, indem er unter den bewandten Umſtänden nichts mehr mit mir herausgeben könne. Ich verkaufte nun mehrere Manuſcripte und namentlich auch dieſe Auszüge an eine ſehr ſolide Verlagshandlung im Großherzogthum Baden, aber kaum waren die erſten Lieferungen derſelben erſchienen und mein Aſſocié hatte es erfahren, ſo eilte er mit denſelben auf das Polizeigericht in Frankfurt, dem ein naher Blutsverwandter in der Eigenſchaft als Senator vorſtand, begehrte von dieſem das Verbot dieſer Werke, behauptend, daß ſie contraktswidrig erſchienen und Nachdruck der mit ihm verlegten ſeyen. Der Herr Präſes des Frankfurter Polizeigerichts willfahrte auch ſofort dem theuern Verwandten, ohne zu bedenken, daß das Polizeigericht in einer Klage wegen Nachdruck gar nicht einmal die competente Behörde iſt, ſondern nach dem Artikel 12 des Geſetzes vom 15. December 1835 nur „Uebertretungen der Cenſurgeſetze, Druck oder Verbreitung verbotener Schriften, Verfaſſer, Drucker oder Verbreiter injuriöſer Schmähſchriften“ vor ſein Forum gehören, und ſich vielmehr über dies Bedenken hinwegſetzend, erklärte der Senator Präſes ſein Gericht für competent, verbot dieſe Werke als Nachdruck und verordnete deren Beſchlagnahme und Confiskation in Frankfurt, ohne die Beklagten nur zu hören oder nur einmal vorzuladen und mit dieſer Verordnung nur bekannt zu machen! — Als ich dies zufällig erfuhr, wandte ich mich ſogleich an dies löbliche Polizeigericht, ihm ſein Unrecht und ſein partheiiſches und unbefugtes Verfahren vorhaltend, was jedoch, wie voraus zu ſehen, erfolglos blieb, während mein Gegner mit Abſchriften dieſes Verbotes verſehen, dafür ſorgte, daß dieſelben ſogleich an die Behörden des Großherzogthums Baden und den Rath der Stadt Leipzig geſandt wurden. Dieſe Behörden, die ſich natürlich nicht vorſtellen konnten, daß das Frankfurter Polizeigericht auf eine ſo frivole, leichtſinnige und unbefugte Weiſe ein ſolches Verbot erlaſſen, und ohne die Gegner nur gehört, eine ſolche Verurtheilung ausſprechen könne, ſchenkten demſelben anfänglich Glauben und verfügten die begehrte Beſchlagnahme; als ſich jedoch ſpäter erwies, wie unbefugt und ungerecht dieſe Verfügung des Frankfurter Polizeigerichts war, da beeilten ſich die großherzoglich badiſchen Behörden, dieſe Beſchlagnahme wieder aufzuheben und das Frankfurter Verbot für null und nichtig zu erklären. Unterdeſſen aber hatte ſich der Nachtheil dieſes unverantwortlichen Verfahrens hinſichtlich meiner auf das

Unheilvollſte herausgeſtellt, mir unermeßlichen Schaden und mich in die ſchlimmſte Lage verſetzt. Ich hatte deßhalb mehrere Eingaben an den Senat der Stadt Frankfurt gemacht, der mich jedoch an das Frankfurter Appellationsgericht verwies, dem ich nun eine ausführliche, von mir ſelbſt abgefaßte Klageſchrift wegen dieſem heilloſen Verbot einreichte, die es mir aber mit dem Bedeuten zurückſandte, ich müſſe mich eines Frankfurter, mit den Formen des daſigen Rechtsverfahrens bekannten Advokaten bedienen! Mich abermals an den Senat wendend, und dieſem vorſtellend, daß ich durch das unbegreifliche Verfahren des Polizeigerichts der Mittel beraubt ſey, einen in Frankfurt ſo koſtſpieligen Advokaten zu honoriren, erhielt ich abermals die Weiſung, mich an das Appellationsgericht zu wenden. Für jede ſolche zwei- oder dreizeilige Verfügung wurden mir allemal zwei Gulden abgenommen! Ich reichte nun wieder eine Eingabe an dieſes Gericht ein, und ließ dieſer, nachdem ich in vier Wochen keine Antwort erhalten hatte, eine zweite folgen, die ebenfalls unbeantwortet blieb. Später behauptete das Appellationsgericht, dieſe beiden Eingaben gar nicht erhalten zu haben. Ich erklärte mir die Sache daher, daß ein gewiſſer Harnier, der, als das heilloſe Verbot erlaſſen worden, zweiter, oder wie ſie in Frankfurt ſagen, jüngerer Bürgermeiſter war, unter deren ſpecieller Leitung und Verantwortlichkeit das Polizeigericht jedes Mal ſteht, nach abgelaufener einjähriger Bürgermeiſterſchaft wieder Appellationsgerichtsrath wurde, und ich, indem ich das Polizeigericht jetzt verklagte, gewiſſermaßen den Peter bei dem Peter verklagte. Genug, es war mir unmöglich, hier ein Recht zu erlangen und das Schlimmſte bei der Sache war, daß ſolide Verlagshandlungen, denen ich Manuſcripte zum Verlegen anbot, mir erwiederten: „mit Vergnügen würden wir das uns von Ihnen angebotene Werk annehmen, aber wie können wir dies wagen, da uns Niemand dafür ſteht, daß es dem Frankfurter Polizeigericht einfallen kann, dies Werk wieder in Beſchlag zu nehmen, und für Nachdruck oder Gott weiß was zu erklären.“ Somit waren mir in Deutſchland alle Wege und Mittel genommen, meine Exiſtenz durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu ſichern, mein Vermögen war obendrein in den unreinen Händen meines Gegners, in denen es ſich leider noch befindet, und ich ſomit in die allerpeinlichſte Lage verſetzt. Alle Schritte, die ich noch weiter bei dem Senat der Stadt Frankfurt that, waren und blieben erfolglos, und ich hatte keine anderen Ausſichten, als auf endloſe Proceſſe,

die mein Gegner, da er alle Geldmittel, dieſen nervus rerum, der auch bei der heiligen Juſtiz leider Gottes die Haupttriebfeder iſt, in Händen hat, durch ewiges Appelliren, Rabuliſtenkniffe ꝛc. auf die unendlich lange Bank hinausſchieben kann und ſchiebt, und außerdem das Frankfurter Polizeigericht für die Nachtheile, die es einem Individuum durch ſeine ungerechten und unbefugten Urtheile bringt, nicht verantwortlich iſt. Deßhalb, mein lieber Michel, wende ich mich an Ihn mit der Bitte, daß Er ſich meiner gerechten Sache annehmen möge und den Frankfurter Herren und Gerichten einmal ſage, was Recht und Unrecht iſt, ich weiß, er verſteht es meiſterhaft, vielleicht wird das beſſere Wirkung haben als meine gehorſamſten Eingaben an Senat und Juſtiz. — In der Hoffnung, keine Fehlbitte gethan zu haben, verbleibe auch ich ſein gehorſamſter Diener

Cleophas Wahrlieb.“

Michel legte das Schreiben zuſammen, zu ſich ſelbſt ſprechend: in dem Frankfurt iſt doch eine heilloſe Wirthſchaft, ich will dem hohen Senat einmal einen Beſuch, während er zu Rathe ſitzt, abſtatten, und den Herren in aller Ordnung meine Meinung ſagen und guten Rath ertheilen.

Hierauf citirte er den Asmodi.

Dieſer ſtand im Augenblick grinzend vor ihm und ſagte:

— Was nun, Du ſiehſt ja wieder ſo unwirſch aus, als habeſt Du die Hölle vergiftet.

— Da lies.

Michel reichte ihm das empfangene Schreiben hin.

— Iſt nicht nöthig, ich kenne ſchon den Inhalt.

— Iſt die Sache richtig?

— So iſts, es iſt ein Seitenſtück zu der von Fabek'ſchen und noch ſo manchen andern Frankfurter Geſchichten.

— So laß uns nach Frankfurt, einer Senatsſitzung beizuwohnen.

— Dieſe ſind nicht öffentlich.

— Ich dächte, dies wäre kein Hinderniß für uns.

— Freilich nicht.

— Wann iſt Sitzung?

— In dieſem Augenblick wird gerade eine außerordentliche große Rathsſitzung gehalten.

— Wohlan, fort.

Einige Minuten ſpäter ſah man zwei ſchwarzröckige Figuren über den Samstagsberg nach dem Römerberg gehen und ſich in das Haus begeben, in dem Frankfurts Wohl und Weh berathen wird.

Als Michel und Asmodi an den Sitzungsſaal des Senats kamen und ohne weiteres in denſelben treten wollten, da kreuzten zwei krebsrothe Samielsfiguren ihre Hellebarden und wollten ihnen den Zugang wehren, indem ſie ein barſches, aber doch harmoniſches „Zurück!“ erſchallen ließen.

Daß ſie ſo ſchön harmonirten, war kein Wunder, denn ſie gehörten auch dem Prieſterchor an, das in der Zauberflöte den Prinz Tamino mit eben dieſem „Zurück“ vom Betreten des Weisheitstempels abhält. Aber Asmodi berührte die ſich kreuzenden Hellebarden, und die Hellebardierer zogen dieſelben wie auf ein Commando zurück, ſtampften ſie römererſchütternd auf den Fußboden und ſtanden unbeweglich gleich Bildſäulen, die beiden Herrn ehrerbietig einlaſſend.

Dieſe traten nun in den diesmal ziemlich vollzähligen Rathsſaal, da auch die mit der Juſtizverwaltung beſchäftigten Senatoren, weil es eine große Rathsſitzung war, derſelben beiwohnten. — Aber nicht wenig erſtaunten alle, ein Paar ihnen ganz fremde Geſichter ſo in das Santiſſimo eintreten zu ſehen.

Nachdem Michel und Asmodi eine ehrfurchtsvolle Verbeugung nach allen Seiten hin gemacht hatten, nahm erſterer das Wort und ſprach zu den noch nicht von ihrem Erſtaunen zurückgekommenen Schöffen, Senatoren und Rathsverwandten *):

— Meine hochweiſen Herrn! Ich muß zuförderſt gehorſamſt um Vergebung bitten, wenn wir es wagen, uns ſo unbefugter und unberufener Weiſe in Eurer Verſammlung einzufinden, aber die Wichtigkeit des Gegenſtandes mag unſere Dreiſtigkeit entſchuldigen. — Hier, von was es ſich handelt.

Michel las nun dem Senat in pleno das Schreiben Wahrliebs, das wir ſchon kennen, vor.

Die Herrn ſteckten öfters die Köpfe zuſammen, ſchüttelten ſie, einige ſagten: die Sache iſt uns ganz und gar unbekannt, und der jüngere einjährig wohlregierende Herr Bürgermeiſter hob endlich an:

*) So wird ſehr paſſend im Frankfurter Stadt- und Staatskalender die dritte Klaſſe der Mitglieder des Senats genannt.

— Aber wie ſind die beiden Menſchen in unſern Sitzungsſaal gekommen?

— Durch die Thüre, mein Wohlregierender.

— Die verdammten Hellebardierer müſſen ihre Schuldigkeit nicht gethan haben, man muß ſie zum Teufel jagen.

— Nicht doch, geſtrenger Herr, ſie ſind ſo unſchuldig wie das Kind im Mutterleibe, belieben ſich Eure Magnificenz nur ſelbſt zu überzeugen.

Michel öffnete hier die beiden Flügelthüren und man erblickte die beiden ſtockſteifen Hellebardierer bewegungslos noch immer gleich Statuen daſtehend, aber ach, ihre Geſichter waren ganz ſchwarz geworden. Michel hob den Arm des einen in die Höhe, den derſelbe, ſo bald er ihn los ließ, gleich einem Sack wieder niederfallen ließ.

— Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu, rief jetzt der ältere einjährig Wohlregierende.

Michel ſchloß die Thüren wieder und ſprach:

— Um Vergebung mein Wohlregierender, es geht Alles ganz natürlich zu. Hierauf fuhr er fort:

Um wieder auf die Angelegenheit des beſagten Wahrliebs zu kommen, in deſſen Namen ich als demüthiger Supplikant vor dieſer hochweiſen Verſammlung ſtehe und um Gerechtigkeit flehe, ſo bitte ich die Herren ganz gehorſamſt, ſich doch dieſer Sache endlich einmal annehmen zu wollen, und da es ein ganz exceptioneller Caſus iſt, auch einmal exceptionell von dem gewöhnlichen Schlendrian abweichen zu wollen. Nach dem 25ſten Artikel der Conſtitutions-Ergänzungsacte iſt dem Senat der Stadt Frankfurt nebſt der executiven Gewalt auch die Stadt- und Juſtizverwaltung als obrigkeitlichem, die ganze Stadt und den Staat repräſentirendem Collegio anvertraut, es iſt alſo deſſen Pflicht und Schuldigkeit, wenn ſich eines der von ihm abhängigen Aemter ſo willkührliche Gewaltſtreiche und Ungerechtigkeiten zu ſchulden kommen läßt, wie dies hier mit dem Polizeigericht der Fall iſt, das dieſe himmelſchreiende Ungerechtigkeit noch obendrein zu Gunſten eines Blutsverwandten des bei demſelben vom Senat deputirten Individuum, und zum größten Schaden und Nachtheil eines andern Bürgers verübte, daſſelbe gehörig ad coram zu nehmen, nach Verdienſt zu beſtrafen und dafür zu ſorgen, daß demjenigen, dem ſo himmelſchreiendes Unrecht widerfuhr, Genugthuung und

daſſelbe, ſo viel als nur immer möglich, wieder gut gemacht werde, wo nicht, ſo riskiren Sie, meine Herrn, leicht eben ſo ſchwarz zu werden, wie es bereits die Sie bewachenden Hellebardierer geworden ſind, und Sie wiſſen wohl, Mohren wäſcht man nimmermehr weiß. — Auch beſitze ich ganz vorzügliche und authentiſche Notizen von mehrern unter Ihnen, abſonderlich der Polizei- und Juſtiz-Angehörigen, die mich in den Stand ſetzen, deren zuverläßigſter Biograph zu werden; ich will jedoch nicht hoffen, daß Sie mich zwingen, zu Gunſten meines Clienten Gebrauch von ſolchen Dokumenten zu machen, und daß Sie es ſich zu einer Ehrenſache machen werden, die durch das Polizeigericht verübte Ungerechtigkeit wieder nach Kräften gut zu machen. Es muß Ihnen noch in friſchem Andenken ſeyn, welchen Spuk die an dem armen Herrn von Fabek durch die Frankfurter Gerichte verübte heilloſe Gewaltthätigkeit, wodurch dieſer Ehrenmann ſeiner Kinder beraubt wurde, in ganz Deutſchland und ſelbſt au de la verurſachte, und wie ſelbſt das Oberappellationsgericht zu Lübeck darüber urtheilte! wohlan, wenn nun ſchon wieder ein ganz ähnlicher Fall gehörig dokumentirt und erwieſen, mit noch manchen andern Dingen der Art vor das Forum des deutſchen Publikums gebracht wird, und die übrigen deutſchen Regierungen um Hülfe und Schutz gegen ſolche Unthaten angeſprochen würden, könnte ſich da nicht endlich der durchlauchtigſte Bundestag bewogen finden, einem ſolchen Zuſtand der Dinge durch eine eben ſo gerechte als billige Handlung ein Ende zu machen? Ich bitte Sie, meine hochweiſen Herrn Senatoren, dies wohl zu bedenken, ſo wie, daß es Pflicht iſt und Ihre Ehre erheiſcht, eine verübte Ungerechtigkeit, die ſo ſchreckliche Folgen hatte, nach beſten Kräften gut zu machen. Die Ausrede, daß die Gerichte auch in andern Staaten nicht für die Fehlgriffe, die ſie begehen, verantwortlich ſind, und dafür zur Rechenſchaft gezogen werden, kann ich durchaus nicht gelten laſſen, indem in andern Staaten a priori dafür geſorgt, und die Geſetzgebung und Juſtiz ſo beſchaffen iſt, daß dergleichen Fälle ins Reich der Unmöglichkeit gehören. Da das ohnehin ſo übel famirte Subjekt, welches die Veranlaſſung zu dieſer Unthat und Fehde gab, hinlängliche Mittel beſitzt, ſo mögen ſich die Herrn und abſonderlich deſſen Blutsverwandter an daſſelbe halten, um ſich für die Nachtheile zu entſchädigen, die ihnen daſſelbe durch ſeine falſchen Angaben und Vorſpiegelungen brachte, indem es ſie zu ſolchen Mißgriffen ver-

anlaßte; mein Client aber ſoll, kann und darf nicht länger darunter leiden. — Ich hätte eine ganz andere Sprache als dieſe führen können, allein ich habe es vorgezogen, auf die erleuchtete Billigkeit des Senats bauend, als demüthiger und gehorſamſter Supplikant zu erſcheinen, bitte nochmals die hochweiſen Herrn ganz ergebenſt, die Sache auf das Baldigſte ordnen und in Richtigkeit bringen zu wollen, und mich nicht durch noch längeres Hinhalten, es währt nun bereits ſchon beinahe ein halbes Dutzend Jahre, zu zwingen, andere ſehr empfindliche Maßregeln ergreifen zu müſſen, wozu mein Begleiter hier (er deutet auf Asmodi) alle Mittel in den Händen hat. — Und ſomit will ich mich einem hochweiſen Senat beſtens und in Gewogenheit empfohlen haben.

Michel und Asmodi verließen nun den Sitzungsſaal, ohne diesmal, wie es ſonſt gewöhnlich der Fall war, irgend eine andere Spur ihres infernaliſchen Wirkens zurückzulaſſen.

Als ſie durch die Gänge des Römers kamen, ſahen ſie unter einer Fenſterhalle den Senator Leonhard R... mit ſeinem Vetter Conrad, vulgo Dietrich R..., in eifrigem Geſpräch begriffen. Michel lispelte ſeinem Begleiter zu: Unſichtbar!

Und beide ſtanden unſichtbar hinter den beiden R..... und vernahmen folgendes Zwiegeſpräch:

— Leonhard R. Sich, Dietrich, wenn er mir die Broſchüre, „Beraubung eines Frankfurter Bürgers durch einen Erzgauner, mit polizeilicher Hülfe,“ dedicirt, dann dreh ich dir den Hals herum.

— Conrad, vulgo Dietrich R. Ach, ſey net ſo anfällig, mir will er ach die „Groß- und Heldethate vom Dietrich Harpax“ widme un ich muß mers gefalle loſſe.

— Leonhard R. Du hoſt ä hart Fell, aber mir liegt mehr an meiner Ehr.

— Conrad R. Ich hät die Brüh von der Ehr, wann ich nor's Geld hab.

— Leonhard R. Du haſt doch noh des Geld, ich hab awer norts den Scandal.

— Conrad. Am End' muß ich ach noch des Geld erausgäbe, was hab ich dann dervon, nix als Aerger und Verdrießlichkeite, ich hab mich ſchon ſo geärgert, daß ich hätt' platze möge über die verflucht Geſchicht.

Leonh. Es geſchicht dir ſchon Recht, du hoſt mich ach enei geritte.

Conr. Sey ſtill, ich hab mich ſelber genug enei geritte, wann ichs noch ämol zu thun hätt, dann thät ichs nit mehr, ſo-viel was ich.

Leonh. Ja, was hilft des jetzt, wann ich nur wißt, wer dem Michel alles ſo ſteckt.

Conr. Ich glab, deß thut Niemand annerſt, als die klä Krott, die Kratzberſcht, der Philgus.

Leonh. Dein ehemaliger Cummis? warum haſt du's ach mit dem verdorbe.

Conr. Ach, du wäßt net, was des vor ä obſtinat Os is, ich hawem alles zu Gefalle gethan, was ich nor gekönnt hab, hawem uf Koſte vom gemeinſchaftliche Literaturcomptoir ſein Salair ver-doppelt und nach Leipzig raſe loſſe, des hat awer am End Alles nix geholfe, der hat ſo an verfluchte Starrkopp, mit dem er die Nägel verkehrt in die Wand ſchlage will. Er hat mer ämol ge-ſchribe: mei Vatter thät ſich noch im Grab erumdrehe, wann er wißt, was är vor än Sohn hätt, ſeitdem werd mer's alle Nacht angſt und bang.

Leonh. Du häſt ebe net mit äm anbinne ſolle, du hoſt än ja gekennt. Wäßt de dann gewiß, daß es der Philgus is, der em alles ſchreibt?

Conr. Wer ſonſt? — wenn ich awer nor wißt, wer dem kläne krippiſche Kerl ſo die Stang hält, alle Ageblick mache ſ'en zum Curator üwer Faillitmaſſe, wann er ſchon des Maſſegeld uff de Gaſſe verlohre will hawe, deß glabt der Deibel, der was ſchön die Maſſe zu becuratire.

Leonh. Der Gewinner, der hilft em zu dene Stelle, dem verſchafft er als Autographe von allerlei groſe Leut.

Conr. Ich wollt, daß der vernagelt Krips, der Philgus...

In dieſem Augenblick kamen die Herrn Senatoren aus der Sitzung, Schöff Harnier näherte ſich den beiden R....., welche nun ihr Zwiegeſpräch einſtellten und von dieſem hörten, was in dem Sitzungsſaal vorgegangen war. Harnier meinte: Hätte mich nur der Teufel nicht damals zum jüngern Bürgermeiſter gemacht, als Ihr das ſaubere Verbot erließet, ich komme am Ende noch mit in die Patſche, wenn die Sache nicht in der Güte beigelegt wird.

Hierauf entfernten ſich alle drei, den Römer verlaſſend, und Michel und Asmodi nahmen ihren Flug wieder gen Paris.

Als ſie über den Baſtillenplatz gingen, ſahen ſie einen großen Haufen Menſchen, der ſich aus der Straße La Roquette herrollte, gleich einer Lawine anſchwoll, und ſich beſonders durch das aus der Vorſtadt St. Antoine hinzuſtrömende Volk vergrößerte.

An der Spitze dieſer Menſchen ſchritt eine in ein Leichengewand gehüllte Figur langſamen Schrittes daher.

— Was ſoll das heißen? fragte Michel ſeinen Begleiter.

— Ein Menſch, den man im Begriff war, lebendig auf dem Père Lachaiſe zu begraben.

— Hu, mich ſchaudert.

— Das iſt in Frankreich eben nichts Seltenes, bei dieſem ſchleunigen Beerdigen, wo man den kaum erkalteten Todten ſchon unter die Erde ſchafft, kann man die Lebendigbegrabenen ſo ziemlich zu einem Procent annehmen.

— Das iſt entſetzlich! rief Michel aus, ich kann mir nichts Schauerlicheres, nichts Furchtbareres denken, als in einem engen Sarg tief unter der Erde wieder zu erwachen, dies muß mehr als Höllenqual ſeyn, und wenn das Bewußtſeyn auch nur auf einige Minuten erwacht.

— Ein ſo lebendig Begrabener hat wenigſtens einen kleinen Vorſchmack von der Hölle, höhnte Asmodi.

— Es iſt unverantwortlich, daß man in Frankreich mit einem ſolchen Leichtſinn bei der Beerdigung der Todten verfährt, in dieſer Angelegenheit ſollten ſich alle Menſchen ſolidariſch verbindlich machen, um einem ſo ſchrecklichen Schickſal, das jedem Sterblichen widerfahren kann, zu entgehen; aber der franzöſiſche Leichtſinn überſteigt alle Vorſtellung.

— Aus dieſer Urſache laſſen ſich auch viele Engländer von einer Reiſe nach Frankreich abhalten, ſagte ſpöttiſch Asmodi, denn ſie fürchten, daß ſie daſelbſt lebendig begraben werden, wenn ſie nur in einer durch Ueberladung von Roſtbeef und Porter entſtandenen Ohnmacht liegen. Albions Söhne ſind ſehr vorſichtig in dieſem Punkt.

— Scherz bei Seite, ich würde mich auch zehnmal lieber erſchießen, ertränken, erhängen, vergiften und Gott weiß auf was für eine Art aus der Welt ſchaffen, wenn ich denken ſollte, dereinſt lebendig begraben zu werden.

— Da haben es die am beſten, die unter der Guillotine ſterben, ſie ſind ſicher, daß ihnen dergleichen nicht widerfährt.

— Da ſind wir doch in den vielen Staaten Deutſchlands weit beſſer daran; Leichenhäuſer, in denen die Todten ſo lange aufbewahrt werden bis ſie in Fäulniß übergehen, gewähren die beſte Garantie gegen dieſes ſchreckliche Schickſal.

— In manchen Städten Deutſchlands haben ſie zwar ſolche Leichenhäuſer, ſagte Asmodi, aber ſie legen ihre Todten nicht hinein, und begraben ſie friſch weg von Haus aus.

— Wo das?

— In Frankfurt zum Beiſpiel.

— Aber doch erſt, nachdem ſie drei Tage im Haus aufbewahrt worden.

— Was will das heißen, acht Tage kann man ſcheintodt ſeyn und wieder zum Leben erwachen. In andern Städten, wie z. B. in Mainz, ſind die Leute durch ein vernünftiges Geſetz gebunden, ihre Todten in den Leichenhäuſern niederzulegen, bis ſich die unverkennbaren Spuren der Verweſung zeigen.

— Weiß der Henker, warum in Frankfurt, wenn ſie auch einmal ein guter Gedanke anwandelt, Alles ſo verkehrt angegriffen wird. Denkmäler, öffentliche Gebäude, Börſe, Bibliothek, Theater, Kirchen und Kirchhöfe, alles wird verballhornt, wie ihre Verfaſſung, und nachdem man Jahre lang deliberirte.

— Das iſt einmal nicht anders: um einen andern Geiſt in die dortigen Verwaltungsangelegenheiten zu bringen, müßte einmal ein tüchtiger Mann ein Paar Jahre als unumſchränkter Dictator haußen können.

— Nun, dazu würde ich mich allenfalls verſtehen und herablaſſen, ſagte Michel lachend, aber dann wehe jenen bezopften und verrückten Hohlſchädeln, denen noch von den Urgroßvätern her das dümmſte Vorurtheil an den Naſen klebt, ſie müßten klüger werden, oder ich ließe ſie alle zuſammenſchlagen. — Doch da wirft ſich der Haufen gerade auf uns zu, ich hätte Luſt, ein Paar Worte mit dieſem Wiederauferſtandenen zu ſprechen.

Michel und Asmodi gingen dem Tumult entgegen und Erſterer, ſich an den Lebendigbegrabenen wendend, ſagte:

— Guter Freund, wo kommt Ihr in dieſem Aufzug her?

— Direkt aus dem Grabe.

— Und wie ging dies zu?

— Geſtern Nachmittag hatte ich mir in einer Reſtauration mit Stockfiſch, Kartoffeln und Plumpudding, in Geſellſchaft einiger Freunde, etwas zu Gute gethan, auch ein Paar Gläſer Fabrikwein über den Durſt getrunken, dann noch den Kaffee und Stoßkaffee *) genommen, wir hatten gerade einen hübſchen Verdienſt gehabt und ſeit längerer Zeit wegen der großen Theurung nur mit gar magerer Koſt vorlieb nehmen müſſen; als ich nun in die Luft kam, wurde ich von einem Schwindel befallen, der ſchlagartig war und für todt nach Hauſe gebracht, wo mich eine völlige Starrſucht befiel und ich auch nicht die kleinſte Bewegung vornehmen, noch das mindeſte Lebenszeichen von mir geben konnte, was jedoch nicht hinderte, daß ich deutlich jedes Wort vernahm, das man in meiner Gegenwart ſprach, namentlich die Worte, mit denen mich mein zärtliches Weib bewillkommte, indem ſie ſagte: „Nun, Gott ſey Dank, daß er meine Bitten erhörte und mich endlich von der abſcheulichen Volleul befreite,“ in dieſem Tone ging es an einem fort, während ich ſcheintodt auf dem eben nicht ſehr prächtigen Paradebett lag, und dies mußte ich Alles mit anhören, ohne es rügen oder der gottloſen Canaille durch ein Paar derbe Fauſtſchläge das Maul ſtopfen zu können, aber jetzt ſoll ſie mir's büßen, ſie wird keinen kleinen Schreck haben, wenn ſie mich aus dem Grab wieder kommen ſieht, und dabei mußte ich noch zuhören, wie ſie der lange Nachbar, auf den ich ſchon lange ein Auge hatte, die ganze Nacht hindurch tröſtete, daß mir die Haare zu Berge ſtanden. Heute Morgen konnte ſie nicht eilig genug das Begräbniß betreiben, mir den Sargdeckel auf der Naſe zunageln, und mich auf den Père La-Chaiſe ſchaffen laſſen. Glücklicherweiſe brach ein Strick als man mich in die Grube ſenken wollte und der Sarg ſchlug um und fiel hinab. Der gewaltige Fall und Stoß, den dieſer Zufall veranlaßte, machte, daß ich im Stande war, ein lautes O! von mir zu geben, dem dann mehrere Ach! und endlich ein halbes Dutzend Sapperment folgten, zugleich polterte und trappelte ich mit Händen und Füßen, man zog den Sarg herauf, öffnete ihn, ich nicht faul, ſpringe heraus und befinde mich, einen kleinen Katzenjammer abgerechnet, jetzt ganz wohl; aber mein Weib, die Beſtie, hat mir, wie ich ſehe, mein allerſchlechteſtes Hemd angezogen, die andern aber hat ſie ganz

*) Pousse-Café nennen die Franzoſen ſcherzweiſe den Branntwein, den ſie gewöhnlich noch nach dem Kaffee nehmen.

gewiß ſchon dem langen Nachbar gegeben, aber warte nur, ich will ſie benachbarn.

Hiemit eilte der Wiedererſtandene, von den wilden Haufen gefolgt, in ſchnellem Lauf davon.

— Das mag eine ſchöne Scene des Wiederſehens geben, meinte Michel.

— Der Schreck wird das Weib in Starrſucht verſetzen, ſagte Asmodi, und nun wird an dem Manne die Reihe ſeyn, ſeine liebe Ehehälfte lebendig begraben zu laſſen.

Kaum hatte Asmodi dieſe Worte geſprochen, als ſich ein anderer Volkshaufen, mit einer ſchwarzen Fahne voran, die Antoniusgaſſe herabwälzte, wüthend ſchreiend: „Tod den Kornwucherern! nieder mit den Kornwucherern!“ alle Bäcker- und Kuchenläden, an denen ſie vorüberkamen, plündernd, auch wohl Fenſter und Laternen einwerfend.

— Was bedeutet dies? fragte Michel wieder.

— Die Folgen der Brodtheurung, verſetzte Asmodi, die allerdings durch wucherhafte Spekulation zu dem Grad, auf dem ſie ſteht, gebracht wurde.

— Man ſollte in der That mit all dieſen Kornwucherern die Laternenpfähle von Paris zieren.

— Die Kornwucherer vom Handwerk ſind es nicht allein, die bei einem Mißjahr ſich auf Koſten der hungernden Menſchheit bereichern, die Papier- und Geldſeelen reicher Banquiers, Spekulanten und Millionäre tragen redlich das Ihrige dazu bei, das Elend und den Jammer in ſolcher Zeit möglichſt zu vergrößern, und auch die, welche den Transport des Getreides übernehmen, berechnen denſelben drei-, viermal ſo hoch, als ſonſten, der ſchändlichſte und habgierigſte Egoismus iſt es, der das Unglück der Armen und Hungernden auf den höchſten Punkt ſteigert.

Jetzt kam eine Abtheilung Municipalgarden zu Pferd und zu Fuß nebſt einem Haufen Stadtſergeanten von ein Paar Polizeikommiſſären angeführt, denen noch einige Compagnien Linieninfanterie und Escadronen Dragoner folgten, und trieben den wüthenden, um Brod ſchreienden Haufen mit Säbelhieben und gefälltem Bajonett auseinander. Raſende Weiber mit fliegenden Haaren heulten und ſchrieen Furien gleich, Kinder weinten händeringend, Männer mit hohlwangigen, eingefallenen Geſichtern brüllten und fluchten, mehrere wurden verhaftet, während die andern nach allen

Richtungen hin, von der bewaffneten Macht verfolgt, entflohen. — Kaum war der Baſtillenplatz von dieſen Menſchen leer, als ein prächtiger Hochzeitszug in mehr als fünfzig Karoſſen den Boulevard St. Antoine herabkam. Ein Kleiderfabrikant, vulgo Schneider, viermal Millionär, hatte ſein etwas ſchiefes Töchterchen mit einem jungen rothhaarigen Löwen aus der Spezereikrämerwelt vermählt, derſelben ohne den Trouſſeau, der über 50,000 Franken kam, eine halbe Million Ausſteuer gegeben, und ein Hochzeitsmahl und Feſt vor der Barrière des Throns veranſtaltet, wofür er dem Wirth hundert Franken per Kopf der geladenen Gäſte für vierundzwanzigſtündige Bewirthung bezahlte, es mochten deren ungefähr dreihundert ſeyn. In den Wagen ſaßen nebſt dem glücklichen Brautpaar ſämmtliche Gäſte, alle im höchſten Putz, beſonders hatten ſich die weiblichen ſo aufgedonnert und herausgeputzt, daß ſie noch einem Hoffeſt unter Ludwig XV. Ehre gemacht haben würden. Alle Mädchen waren mit Blumenkränzen und wohlduftenden Bouquets geſchmückt, bei denen hauptſächlich die Camelia eine Rolle ſpielte, auch an Gold, Geſchmeide und blitzenden Steinen, ächt oder falſch, gleichviel, war Ueberfluß, und die ältern Damen prangten mit einem ſo bunten Federnwald, daß man hätte glauben ſollen, das ganze franzöſiſche Heer in Afrika ſey auf der Straußenjagd geweſen und habe dieſen Damen ſeine Beute verehrt. Vor allen aber glänzte, wie ſichs gebührt, die Braut in Spitzen und Diamanten, und hatte den langen Brautſchleier mit einem Solitair von großem Werth angeheftet. — Unmittelbar dieſem Zug, ſo zu ſagen demſelben ſich anſchließend, folgte der einer Prunkleiche. Hinter dem prächtigen, von vier ſchwarzen Pferden gezogenen Leichenwagen kamen über ein halbes Hundert Leichenkutſchen. Alle Pferde waren mit langen ſchwarzen, reich mit Silber geſtickten und betreßten Decken behangen, und hatten ſchwarze Straußfedern auf den Köpfen, Kutſcher und Dienerſchaft waren eben ſo reich in Schwarz und Silber gekleidet, über dem mit einem ſchwarzen ſilbergeſtickten und mit Kronen geſchmückten Talar bedeckten Sarg erhob ſich ein prachtvoller Thronhimmel mit ſilbernen Wolken und ſchweren Franſen von dieſem Metall verſehen und mit einem ſchwarzen Federnwald gekrönt. — Es war einer der Unternehmer des Pariſer Leichenpomps, den ſie begruben, der bei dieſem Geſchäft auch einige Millionen gewonnen hatte, und nun mit ſeiner eigenen hinterlaſſenen Pracht zum Père Lachaiſe, wo faſt alle Pariſer Herr-

lichkeiten unter ſchwerdrückenden Monumenten faulen, gefahren wurde. Hinter dieſem Prachtzug kam ein röthlich-ſchwarz angeſtrichenes Leichenwägelchen, in dem ein ganz unbedeckter ſchmaler Sarg lag und den ein paar abgemagerte, klapperdürre Roſinanten, von einem mit geflickter Jacke bekleideten Kutſcher gelenkt, zogen, ein Pudel mit traurig hängendem Kopf und hängendem Schwanz machte das ganze Gefolge dieſer Leiche aus. Der Todte war ein armer Mann, der vor einem Jahr wenigſtens noch wohlhabend zu nennen war, den aber die Nordeiſenbahn-Actien, wie ſo manchen andern, zum Bettler gemacht hatten. Er hinterließ eine kranke Frau und fünf unerzogene Kinder, der Gram hatte ihn getödtet, die Leute hatten ſeit mehreren Wochen keine warme Speiſe mehr genoſſen und in den letzten Tagen fehlte auch noch das trockene Brod!

Hinter der Juliſäule angekommen, ſchieden die Züge in verſchiedenen Richtungen. Die Hochzeit jagte die Vorſtadt St. Antoine hinab, während die Leichenzüge den Weg durch die Straße de la Roquette nach dem Père Lachaiſe einſchlugen.

— Da haben wir in einem Augenblick das Gaukelſpiel der ganzen Pariſer Herrlichkeit von Anfang bis zu Ende geſehen, ſagte Michel, Du mußt mir doch zugeſtehen, daß das Puppenſpiel unſers Lebens eigentlich eine recht jämmerliche Farce, für den Reichen wie für den Armen, gleichviel, iſt. Durch die eine Thüre tritt man ein, ſpielt eine kurze Zeit eine Hanswurſtrolle, leidlich oder ſchlecht, es ſey in königlichem Gewand oder in den Lumpen eines Bettlers, und marſchirt dann zur andern, immer unzufrieden, mißvergnügt und in bangem Zweifel befangen, wieder hinaus.

Kaum hatte Michel dieſe Worte ausgeſprochen, als ſchon wieder eine Menſchenmaſſe vom Boulevard Bourdin längs dem Baſſin der Baſtille herwogte.

— Was ſoll dies? fragte Stürmer ſeinen Begleiter.

— Sie bringen einen Rekruten für unſer Reich, ſiehſt Du den von Gensdarmen umgebenen Karren? der darauf ſitzt, wird zum Richtplatz geführt, wo ihn die Guillotine um einen Kopf kürzer macht.

— Und was hat er verbrochen?

— Kleinigkeit, er erwürgte ſeine alte ſiebzigjährige Tante, deren Erbe er war und die ihm zu lange lebte, um ſeine Gelüſte und Ausſchweifungen befriedigen zu können. Das ſind jetzt Alltagsbegebenheiten in Frankreich, die kaum mehr erwähnt zu werden verdienen.

Michel ſeufzte tief und ſagte: die Menſchheit iſt fürchterlich.

Kaum war der zur Hinrichtung Beſtimmte und der ihm folgende Pöbel vorüber, als man von der entgegengeſetzten Seite einen ſich wüthend debattirenden, mit Stricken gebundenen Menſchen brachte, dem der Schaum vor dem Munde ſtand, und den das Volk ſchreiend und lachend umgab.

— Wer iſt der? fragte Michel.

— Ein tollgewordener Narr, der ſich für einen Sohn Ludwig **XVIII.** hielt, in die Tuillerien lief und daſelbſt vom König Ludwig Philipp begehrte, er ſolle ihm ſeine Krone und Frankreichs Thron herausgeben. Auch ihn hatten die Verluſte der Nordbahn-Actien wahnſinnig gemacht, ſie bringen ihn nun nach Charenton.

— Genug dieſer widerlichen Schauſpiele, ſagte Michel, ich will, um mir dieſe menſchlichen Miſeren wieder aus dem Kopf zu ſchlagen, mich in das Sacré-Coeur begeben und ſehen, was meine Zukünftige macht, denn ich bin feſt entſchloſſen, Roſa-Maria zu heirathen und Du biſt bis auf weitere Ordre in Gnaden entlaſſen.

Der Hinkende verbeugte ſich, malitiös lachend, und wollte abfahren.

Da rief ihm Michel zu: noch ein Wort!

— Und was iſt's?

— Stünde es nicht in Deiner oder der Hölle Macht, Roſa-Maria und mich, ſo lange uns zu leben beſtimmt iſt, in der Jugendkraft und Schönheit zu erhalten, ſo daß wir von den Zerſtörungen und Gebrechen des ſpätern Alters verſchont blieben?

— Die ewigen Geſetze der Natur vermag nur der Allmächtige abzuändern, nicht aber die Fürſten der Hölle und der Finſterniß, denen nur Gaukeleien und Blendwerk zu Gebot ſteht.

— So fahre hin, ohnmächtiger Geiſt.

Der Hinkende verſchwand, Michel eilte in ſein Prinzen-Hotel, Toilette machend, und fuhr von da in das Sacré-Coeur. Hier fand er ſeine beiden Schützlinge in Geſellſchaft der Madame Recamier, die ſich an deren Geſang entzückte. Als ſie den eintretenden Michel erblickten, ſprangen die Mädchen auf, ihm entgegen, ihn herzlich bewillkommend. Madame Recamier ſagte: „mein Herr, gut daß Sie kommen, ich hatte mir ohnehin vorgenommen, Sie um einen Beſuch zu bitten und Ihnen ſo Manches, was Roſa-Maria und ihre Schweſter betrifft, mitzutheilen, ich habe die beiden Mädchen ſo lieb gewonnen, als ſeyen es meine eigenen Kinder.

Michel, ſich verbeugend, erwiederte: ſowohl die Kinder als ich, wir dürfen uns überaus glücklich ſchätzen, eine Dame von Ihren Verdienſten und Qualitäten ſich für uns intereſſiren zu ſehen.

Madame Recamier theilte nun dem Michel mit, daß es jetzt wohl Zeit wäre, die Mädchen in die beſſern Cirkel der feinen und großen Welt einzuführen, ſie habe deßhalb ſchon mehrmals mit Herrn von Chateaubriand geſprochen, und auch im Einverſtändniß mit dieſem die Häuſer bezeichnet, in welchen ſie glaube, daß es vortheilhaft und gut für Roſa-Maria ſey, eingeführt zu werden. Sie nannte ihm nun dieſelben, und es waren faſt lauter altadliche Familien vom beſten Ruf in jeder Hinſicht, die jedoch ſehr zurückgezogen und in einem engabgeſchloſſenen Kreiſe, im Winter im Faubourg Saint-Germain und im Sommer auf ihren Landgütern lebten, wenig oder keine Fremde empfingen, mit Ausnahme einiger mit ihnen harmonirenden Engländer, die der Ariſtokratie der Hochtorys angehörten und ihnen gut empfohlen waren.

Michel hatte zwar nichts dagegen, machte jedoch zur ausdrücklichen Bedingung, daß ſie dieſe Geſellſchaften nur in ſeiner Begleitung und unter ſeinem Schutz beſuchen dürften, was ihm Madame Recamier auch gerne zugeſtand.

Es verging nun faſt kein Abend, den er nicht mit Roſa-Maria und ihrer Schweſter in einem altadlichen Hauſe der Legitimiſten des Faubourg Saint-Germain und in der ausgeſuchteſten Geſellſchaft zugebracht hätte, und überglücklich ſchätzten ſich diejenigen, deren glänzende Soiréen er und ſeine Schützlinge mit ihrer Gegenwart beehrten, denn Roſa-Marias himmliſcher Geſang verſetzte jedes Mal alle Anweſenden in Entzücken. Schon ſeit dem Concert der Miſericorde hatte man in der muſikaliſchen Pariſer Welt faſt von nichts anderem als der jungen Sängerin geſprochen, welche Stradellas berühmte Aria ſo bezaubernd und vollendet mit einer Engelsſtimme vorgetragen hatte. Jetzt aber verbreitete ſich ſchnell das Gerücht in der Rieſenſtadt, daß dieſes Wundermädchen die Delice der Ariſtokratie des Faubourg Saint-Germain mache, und die, welche ſo glücklich waren, ſie gehört zu haben, konnten nicht Wunder genug von dem Wohlklang, der Fülle und Kraft, dem ausdrucksvollen Vortrag und der Kehlenfertigkeit dieſes Wundermädchens ſagen, das ſowohl im dramatiſchen und tragiſchen, wie im eleganten und verzierten Geſang, in Colloraturen und Trillern wie in den getragenen Tönen eine unerhörte Virtuoſität zeigte,

dabei eine Sylphidengeſtalt, in das beſcheidenſte, einfachſte Gewand gehüllt, hatte und auf deren Angeſicht die reinſte Unſchuld und die anſpruchsloſeſte Unbefangenheit und Freimüthigkeit zu thronen ſchien. In vier Sprachen ſang ſie alle Meiſterſchöpfungen der größten Componiſten aller Länder; Mozarts, Haydns, Bethovens, Glucks, Winters, Spohrs, Meyerbeers, Lindpaintners, Schuberts, Mendelſohns, Roſſinis, Bellinis, Donizettis, Paeſiellos, Paleſtrinis, Stradellas, Cherubinis, Boieldieus, Gretrys, Iſouards, Auberts ꝛc. Schöpfungen ſang ſie gleich vorzüglich in deutſchem, italiäniſchem, franzöſiſchem und ſpaniſchem Idiom.

Daß ſich bald die Häupter aller derer, die ein großes Haus machten, und namentlich die hundertmal Millionäre, Banquiers, Parvenüs, glückliche Lieferanten u. ſ. w. bemühten, mit dieſem Phänomen ihren ſonſt oft ſo langweiligen Soiréen einen neuen Reiz zu verleihen, war ganz natürlich. Aber da halfen weder die ſchmeichelhafteſten Einladungen, noch die goldenſten Verſprechungen, der Wundervogel war mit ſolchen Lockungen nicht zu fangen. Selbſt Miniſtern, den angeſehenſten Geſandten der großen Mächte und Prinzen gelang es nicht, den Klang dieſer Wunderſtimme in ihren vergoldeten Gemächern wiederhallen zu hören, und die plumpen Geldſackſeelen der merkantiliſchen Ariſtokratie wollten verzweifeln, bei dieſer Gelegenheit wieder einmal die Ohnmacht ihres gelben Metalls zu empfinden, und dies um ſo mehr, da es die beſcheidene Sängerin doch nicht verſchmähte, ſich in manchen Häuſern hören zu laſſen, die nach der Meinung jener Herrn hundert Procente tiefer als die ihrigen ſtanden, aber deren Chefs allgemein als humane, menſchenfreundliche und wohlthätige Menſchen bekannt waren und deßhalb in den Augen aller rechtlichen und vernünftigen Leute gerade um hundert Procent höher ſtanden als jene albernen Geldgecken, aus deren Handlungen, Thun und Treiben nur lumpige Prahlſucht und Eitelkeit hervorſah, deren wenige und ſeltene Wohlthätigkeit ſelbſt noch nach Oſtentation ſchmeckte.

„Habt Ihr ſchon das Wunder gehört, die übernatürliche Schönheit geſehen?“ ſo fragte man ſich auf der Börſe trotz allen Geſchäften, in den Theatern und Concerten, auf Bällen, Aſſembleen, in Soiréen und auf Promenaden; ein: „Leider noch nicht!“ war die gewöhnliche Antwort, und fand ſich ja einmal ein Glücklicher, der dieſe Frage mit Ja beantworten konnte, ſo war er von hundert Neugierigen ſogleich umringt und wurde mit tauſend Fragen beſtürmt.

Indeſſen lebte Michel jetzt nur noch dem Mädchen, Roſa-Maria war ſeine Welt, alles Uebrige und alle Zerſtreuungen, die ihm Paris und ſeine infernaliſche Macht bieten konnten, waren ihm zum Ekel, er hatte faſt ganz ſeinen hinkenden Freund vergeſſen, der nun lange Ruhe vor ſeinen Citationen, Bizarrerien und ſeiner Reiſeluſt hatte. Wohl befand er ſich nur in Roſa-Marias Gegenwart, welche durch die geiſtreiche Unterhaltung der Madame Recamier und nicht ſelten des Vicomtes von Chateaubriand, die manche intereſſante Anekdoten und Begebenheiten aus ihrer Jugendzeit, aus der Republik, dem Kaiſerreich und der Reſtauration mittheilten, noch mehr Reiz erhielt.

Madame Recamier hatte nun die beiden Mädchen völlig in ihren Schutz genommen und begleitete ſie allenthalben hin, da Michel ſie gebeten, oder vielmehr ſie ſich angeboten hatte, die Oberaufſicht über ſie zu führen.

Eines Abends waren ſie in einer Soirée des Herzogs von Larochefoucauld, wo Roſa-Maria, wie immer, alle Anweſenden durch den Zauberklang ihrer Stimme und ihre unbeſchreibliche Anmuth entzückte. Unter den Gäſten befanden ſich auch mehrere Engländer, unter denen der Sohn und reiche Erbe des Lords N...., ein junger Mann von ſechs und zwanzig Jahren, gut gewachſen, mit regelmäßigen, jedoch ziemlich ausdrucksloſen Zügen im Geſicht, nur in ſeinem Blick lag etwas Wildes und Keckes. Reich, wie er war, hatte er ſich längſt gewöhnt, alle ſeine Phantaſien und Leidenſchaften möglichſt zu befriedigen und letztern den Zügel ſchießen zu laſſen. Auch ihm erging es wie allen, die Roſa-Maria ſahen, er war von ihr bezaubert, und dieſe Bezauberung wurde bald zur heftigſten und glühendſten Leidenſchaft. Er ſuchte nun ſo viel als möglich alle die Abendgeſellſchaften zu beſuchen, in denen er die beiden Schweſtern anzutreffen hoffte, was ihm vermöge ſeiner Empfehlungen und als dem Sohn eines legitimiſtiſch geſinnten Hochtory nicht ſchwer wurde.

Michel hatte bald die Leidenſchaft des Engländers bemerkt, der ſeine Blicke nicht mehr von dem Mädchen wandte, ſie, während ſie ſang, unaufhörlich fixirte, beſtändig umgaukelte und ſie mit etwas plump-engliſcher Zudringlichkeit mit ziemlich faden Complimenten und Schmeicheleien überhäufte, ſo daß ſich das arme Kind nicht ſelten in Verlegenheit befand, aus der ſie Michel, dem Engländer

einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend, den dieſer jedoch nicht zu verſtehen ſchien, meiſtens zog.

Nach einer ſolchen Soirée, in welcher Roſa-Maria ſich bei ihrem Geſang noch faſt ſelbſt übertroffen hatte, erhielt ſie den andern Mittag ein koſtbares Schmuckkäſtchen, das ein Jokey dem Concierge mit ihrer Adreſſe übergeben und ſich darauf ſogleich entfernt hatte. Auf dem Deckel deſſelben war ein niedliches goldnes und azur-emaillirtes „**Forget me not**“ eingelegt, das Käſtchen ſelbſt war von Perlmutter, Elfenbein und Vermeil und von der kunſtreichſten Arbeit, ein goldnes Schlüſſelchen hing an einem Silberfaden herab. Als es den Mädchen übergeben wurde, öffneten ſie es, in dem Wahn, es ſey Michel, der es ihnen ſchicke, und ein prächtiger Demantſchmuck, Diadem, Ohrenringe, ein Halsband, zwei Armbänder und mehrere Ringe blitzten ihnen entgegen. Sie bewunderten das koſtbare Geſchmeide, das mit ſo viel Kunſt als Geſchmack gefaßt war und bei dem brillantne Vergißmeinnichte eine Hauptrolle ſpielten. Der Hofjuwelier der Königin von Frankreich hatte es verfertigt. Noch hielt Roſa-Maria das offene Käſtchen, an deſſen Inhalt ſie und ihre Schweſter ſich nicht ſatt ſehen konnten, in ihren Händen, als Michel eintrat, dem ſie ſogleich freudig entgegen ſprangen, ſich für das ſchöne Geſchenk zu bedanken. Aber zu ihrem Erſtaunen verfinſterten ſich Michels Züge, indem er erklärte, daß er von der ganzen Sache nichts wiſſe, aber den Geber errathe. In der That war dieſer kein anderer, als der Sohn des Lords N...., Atkinſon.

In dieſem Augenblick zog Roſa-Maria's Schweſter, Albertine, die ſich noch immer an den Brillanten ergötzte, ein kleines, auf parfümirtes Roſapapier geſchriebenes Billetchen, das unter dem Diadem verſteckt geweſen, hervor, welches Michels Verdacht als vollkommen gegründet erwies, und indem der Engländer in den zärtlichſten und leidenſchaftlichſten Ausdrücken der jungen Sängerin und ihrem ausgezeichneten Talent huldigte, bat er ſie, dies kleine Andenken wohlwollend, als einen Beweis ſeiner gränzenloſen Verehrung aufnehmen zu wollen, und empfahl ſich beſtens ihrer Huld.

Nachdem Michel das Zettelchen geleſen, legte er es wieder zuſammen und ſchrieb auf deſſen Kehrſeite: „man verbittet ſich alle Huldigungen der Art!“ — ſchloß das Käſtchen zu und ſandte es an den, der es geſchickt, zurück. Mit Bedauern ſahen die Mädchen die Herrlichkeiten wieder verſchwinden, Michel tröſtete ſie jedoch,

indem er ihnen verſprach, ſie mit erſter Gelegenheit reichlich zu erſetzen.

Die Sache wurde der Madame Recamier mitgetheilt, welche nun, ſoviel es an ihr lag, fernere Einladungen Atkinſons zu verhindern ſuchte, man traf ihn in der That jetzt nur noch ſelten in den Abendgeſellſchaften des Faubourg St.=Germain, und wenn er ja einmal ſo glücklich war, wieder einer ſolchen beiwohnen zu dürfen, ſo war Roſa=Maria ſo zurückhaltend gegen ihn, wußte ſeinen Zudringlichkeiten auf eine ſo feine Weiſe auszuweichen, daß der Lordſohn beinahe verzweifeln wollte, da dieſes Benehmen die ihn ohnehin ſchon verzehrende Gluth noch mehr anfachte.

Auch die vorzüglichſten Theater von Frankreichs Hauptſtadt ließ Michel nun ſeine Schützlinge in ſeiner und der Madame Recamier Begleitung beſuchen. Die große Oper, die italiäniſche Oper, die komiſche Oper und das königlich franzöſiſche Theater, mit beſonderer Auswahl der Stücke, waren die Bühnen, die ſie frequentirten.

In der großen Oper tanzte jetzt gerade das Kinderballett der kleinen Wienerinnen unter der Direktion der Madame Weiß, und ganz Paris ſtrömte hinzu, das graziöſe Schauſpiel mit anzuſehen, an dem ſich auch Roſa=Maria und ihre Schweſter ergötzten.

— Die armen Kleinen, ſagte eines Abends, es war in der letzten Vorſtellung dieſes Kinderballetts, eine Dame in der Loge, die ſich neben der, welche Michel gemiethet hatte, befand, wie ſehr ſind ſie zu bedauern!

— Wie ſo? fragte eine andere, neben dieſer ſitzende Dame.

— Oh, man behandelt ſie oder mißhandelt ſie vielmehr auf das Unbarmherzigſte. Die armen Kleinen bekommen kaum ſatt zu eſſen und werden mit der elendeſten Koſt genährt, dazu ſind ſie ſammt ihrer Direktrice in die ſchlechteſten Hände gefallen.

— Mein Gott, ſie ſind doch nicht in eines jener ſchlechten Häuſer gerathen, von denen es in Paris wimmelt?

— Das gerade nicht, aber auch nicht viel beſſer. Ein Landsmann der Dame Weiß, der von der verunglückten deutſchen Oper, die vor mehreren Jahren unter Schuhmanns Direktion hieher kam, und bei der er den Bouffon machte, in Paris hängen blieb, hat ſich der Direktrice und ihrer ganzen Suite, unter dem Vorwand, ſie vor den entſetzlichen Pariſer Gefahren zu bewahren, zu bemeiſtern gewußt, und barbiert ſie nun ſo über den Löffel, daß ihr die Augen übergehen.

In dieſem Augenblick öffnete ſich in der zweiten Loge, links von der, in welcher Michel und ſeine Damen ſaßen, die Thüre, und der junge Engländer Atkinſon trat in dieſelbe, lorgnettirte unaufhörlich Roſa-Maria, und zwar ſo auffallend, daß es nicht nur Stürmer, ſondern alle in ſeiner Nähe ſitzenden Perſonen bemerkten. Um dieſem unanſtändigen Begaffen ein Ende zu machen, nahm Michel zu gleichem Mittel ſeine Zuflucht, indem er auch ihn durch ſein Guckglas anſah, und das half; im Augenblick hörte das Lorgnettiren des Engländers auf, er ſchien wie niedergedonnert und kam ganz außer Faſſung. Es ſcheint, daß ihn Michel ganz verteufelte Dinge mit Hülfe ſeiner infernaliſchen Macht habe ſehen laſſen. Indeſſen blieb er doch in der Loge und warf nur von Zeit zu Zeit verſtohlene Blicke dahin, wo ſich der Gegenſtand aller ſeiner Wünſche befand.

Von jetzt an war Michel gewiß, jeden Abend, an dem er eines der von ihm frequentirten Theater beſuchte, den jungen Engländer in ſeiner Nähe zu ſehen. Er konnte nicht begreifen, durch welche Mittel es dieſem immer zu erfahren gelang, in welchem Theater er ſich jedesmal mit ſeinen Damen befand. Seinen hinkenden Freund deßhalb befragend, ſagte ihm dieſer: dies macht der Zauber der engliſchen Guineen, ſein Bedienter erfährt durch das von ihm reich beſchenkte Kammermädchen der Madame Recamier jeden Schritt, den Roſa-Maria thut, und Du wirſt wohl daran thun, ſetzte Asmodi bedeutungsvoll lachend hinzu, Dich vorzuſehen, damit Dir der Sohn Albions keinen Streich ſpielt.

— Bah, erwiederte Michel, dies beängſtigt mich nicht, Roſa-Maria lacht über den albernen Gecken, und ſo beluſtigt mich deſſen Narrheit, aus den Soiréen iſt er entfernt und in dem Theater und an öffentlichen Orten weiß ich ihn ſchon in gehöriger Entfernung und Reſpekt zu erhalten.

— Nun, ich habe Dich gewarnt, verſetzte Asmodi, das Uebrige iſt jetzt Deine Sache.

— Treibt er es zu arg, dann können wir ihm ja immer noch einen infernaliſchen Streich ſpielen, meinte Michel, für jetzt halte ich es noch nicht der Mühe werth. Und dabei blieb es. —

Seit einigen Tagen war in der großen Welt zu Paris von nichts anderem die Rede, als von der bevorſtehenden Eröffnung des neuen hiſtoriſchen Theaters, das zwiſchen dem Boulevard des Tempels und der Straße **Fossés-du-Temple**, auf der Stelle,

wo früher das berüchtigte Hotel Foulon ſtand, in deſſen Nähe ſich die noch berüchtigtere Kneipe l'Epi-Scié befand, die ein Sammelplatz für befreite oder entkommene Galeerenſclaven, Raubmörder, Diebe, Contremarquenhändler und Spitzbuben aller Art war, erbaut worden.

Das neue Theater, das ſich beſonders der Protektion des Herzogs von Montpenſier erfreut und noch geräumiger als das große Opernhaus iſt, iſt nichts weniger als ein Wunderwerk der Baukunſt und des ſchönen Geſchmacks. Links an deſſen Eingang ſteht die Bildſäule des Schauſpiels und rechts die des Luſtſpiels, beide haben ſehr niedrige Fußgeſtelle, ſcheinen etwas gedrückt und eben nicht ſehr hoch fliegen zu wollen. Auf den zwei Pilaſtern, die ſich auf den beiden Seiten der Baluſtrade der Terraſſe des Foyers im erſten Stock befinden, lieſt man die Namen: Racine, Molière, Corneille, Shakſpeare, Schiller und Lope-de-Vega; auf dem Kranz der Pilaſter ſind Hamlet und Ophelia, die ihm den Rücken zukehrt, und der Cid und Chimene dargeſtellt. Es wäre indeſſen gut geweſen, wenn man die Bedeutung dieſer Gruppen mit goldenen Lettern darunter geſchrieben hätte, da dieſelben eben nicht ſo leicht zu errathen, durch nichts gehörig charakteriſirt ſind, und ſomit in ſpätern Zeiten, wenn ſie auf dieſe kommen, ſehr leicht zu eben ſolchen verſchiedenen Auslegungen und gelehrten Diskuſſionen Veranlaſſung geben können, wie die Alterthümer Ninivehs oder die ägyptiſchen Hieroglyphen. Die Terraſſe, auf welcher ſich dieſe Statuen befinden, bildet eine Bogenhalle, deren obere Wölbung mit hiſtoriſchen und allegoriſchen Freskomalereien von Guichard verziert iſt. Unter drei in der Luft ſchwebenden Genien ſieht man den Altar des Ruhmes, zu deſſen beiden Seiten die großen dramatiſchen Dichter, und, barock genug, einige moderne Schauſpieler-Genies. Links befinden ſich Sophokles, Aeſchylos, Euripides, Seneka, Shakſpeare, Corneille, Racine, Schiller, Voltaire, Gluck, Mehül, Talma und Nourrit *), rechts Ariſtophanes, Menander, Terentius, Molière, Göthe, Cervantes, Lope-de-Vega, Mozart, Gretry, Regnard, Mariveaux und — Mademoiſelle Mars! — Man ſagt, Alexander Dumas habe dieſe Anordnung beliebt, und Fräulein Mars verdanke ihre Gegenwart unter dieſen mehr oder minder großen Genies dem Umſtand, daß ihr Sohn bei der Redaktion der Revue des deux mondes angeſtellt iſt! Auch dieſe Figuren können des erklärenden

*) Ehemaliger Tenor der großen Oper.

Cicerones nicht entbehren, nur wenige Geſichter haben eine entfernte Aehnlichkeit mit den Originalen, die meiſten ſind ohne allen Ausdruck; welcher Deutſche würde hier wohl den Vater Göthe erkennen? aber ſelbſt den franzöſiſchen Phyſiognomien iſt es nicht viel beſſer gegangen; Corneille und Molière ſcheinen ganz gedankenlos. Beſſer ſind die drei Muſen oder Figuren gehalten, welche die Dichtkunſt, das Trauerſpiel und das Luſtſpiel darſtellen. Die Dichtkunſt iſt im Lichtgewand, das Luſtſpiel in Roſa und das Trauerſpiel meergrün drapirt, einen Dolch in der Hand haltend. Das Colorit iſt jedoch matt und ohne große Wirkung. Auf dem Fries unter dem Halbkreis der Bogenrundung ſind bunt durcheinander Scenen aus Göthes Fauſt, Schillers Wilhelm Tell, Voltairs Mahomed, Racines Phädra, Aeſchylos Agamemnon, Shakſpeares Othello, Molièrs Miſanthrop, Corneilles Cinna, Senekas Medea u. ſ. w. abgebildet. Das Innere des Hauſes und namentlich der Raum für die Zuſchauer hat einige ſehr vortheilhafte Neuerungen und Verbeſſerungen, die man in faſt allen übrigen Theatern vermißt, alle Zuſchauer genießen den Total-Anblick der Bühne, während in den andern Theatern diejenigen, die ſich auf beiden Seiten zunächſt der Scene befinden, kaum mehr als den Soufleurkaſten ſehen. In drei Hauptabtheilungen ſind die Plätze für die Zuſchauer eingetheilt. Die prächtigen Avantſcenen ſind ganz von den übrigen Plätzen getrennt und haben geräumige Vorſäle, in denen man Beſuche empfangen, ſpielen und eſſen kann. Hierauf kommen die verſchiedenen Logenreihen, von denen die Logen des erſten Ranges gleichfalls ihre Vorzimmer haben. Zwei pyramidenartige Amphitheater bilden die dritte Hauptabtheilung. Damit man auch in den höhern und allerhöchſten Regionen am Sehen nicht gehindert iſt, iſt in der Mitte des Saales kein Königskronleuchter aufgehängt, ſondern kleinere Lüſtres, die Niemand am Sehen hindern, ſind auf beiden Seiten angebracht.

Der Herzog von Montpenſier hat eine beſondere Loge der Avantſcene (Vorbühne), zu der eine eigene Treppe führt und die einen Ausgang auf die Straße **Fossés du Temple** hat. Der runde Vorſaal dieſer Loge iſt auf das Prächtigſte im Styl der Renaiſſance ausgeſchmückt, mit kirſchrothem Sammet tapezirt, und mit Rieſenſpiegeln und ſchönen Gemälden verziert. Im Ganzen ſind alle Logen bequem und ſehr elegant eingerichtet.

Die Decke des Saales iſt mit Verzierungen überladen, man

ſteht hier wieder das Trauerſpiel und das Luſtſpiel, ſowie die Malerei und die Muſik perſonificirt. In der Mitte ſchwebt Apollo auf ſeinem vierſpännigen Sonnenwagen, er iſt von den Muſen und einem Heer auf Wolken ſchwebenden Genien und Amoretten umgeben. Aurora eilt ihm voran. Zwei prachtvolle Vorhänge verſchließen die Bühne. Der Hauptvorhang ſtellt eine goldgeſtickte Draperie in Purpur dar, der für die Zwiſchenakte einen Portikus, zu dem eine doppelte Prachtſtiege führt, und der einen vollen Bogen bildet. In zahlreichen Niſchen ſtehen viele Bildſäulen, und eine Menge Basreliefs ſind am untern Theil der Säulengänge angebracht.

Der gemeinſchaftliche Foyer für das Publikum iſt ſehr geräumig und geſchmackvoll verziert. Der für die Künſtler iſt jedoch klein, hat dagegen viele Seitengemächer. Die Bühne hat einen außerordentlichen Umfang, und iſt ganz geeignet, den Dekorationsmalern und Maſchiniſten ein weites Feld für ihre Phantaſie, Erfindung und Geſchicklichkeit zu öffnen. Ganze Schwadronen können ihre Schwenkungen und Evolutionen im Galopp auf derſelben vollbringen, Fuhrwerke aller Art, Kanonen, Karavanen mit ihren Kameelen und Elephanten können ſich gemächlich auf ihr bewegen, ſie hat Raum für Tauſend Statiſten, und das Haus faßt über zwei Tauſend Zuſchauer.

Das hiſtoriſche Theater wurde mit Dumas und Maquets hiſtoriſchem Drama: „Königin Margot,“ eröffnet. Schon ſeit ein Uhr Nachmittags umgab die Menge dieſes Haus, von dem die ſeltſamſten und ſonderbarſten Gerüchte lange Zeit vorher in ganz Paris umliefen und deſſen Eröffnung noch bis zum letzten Augenblick bezweifelt wurde, da dieſelbe ſchon ſo oft angekündigt und immer wieder verſchoben worden war. Von Minute zu Minute vermehrten ſich die Volkshaufen und waren zuletzt ſo zahlreich, daß ſich auf dem ganzen Boulevard des Tempels noch die neugierigen Truppen häuften. Indeſſen waren ſchon längſt alle Plätze im Voraus genommen, obgleich ſehr viele Perſonen durch die Gerüchte, daß dieſes Theater nicht ſolid erbaut, daß die Mauern Riſſe hätten, ſich ſpalteten, daß man öfters ein entſetzliches Krachen höre, und daß es leicht bei der erſten Vorſtellung zuſammenſtürzen könne u. ſ. w., von dem Beſuch derſelben abgehalten wurden. Mit dem Glockenſchlag fünf wurden endlich die Pforten des neuen hiſtoriſchen Muſentempels aufgethan, und die Maſſen ſtürzten durch die-

ſelben, als gälte es eine goldgefüllte Schatzkammer zu erſtürmen, aber noch mußten die glücklich Eingedrungenen eine ganze Stunde harren, bevor ſich die Zaubergardine aufthat, welche ihnen den Dumas'ſchen Roman der Königin Margot mit all ſeinen Perſonen in lebenden Bildern vorführen ſollte. Diesmal waren alle Plätze, ſelbſt die allerhöchſten, mit gelbbetatzten Löwen, welche mit die erſten Pariſer Menagerien, vulgo Salons, beſuchen, beſetzt, und die Reihe der glänzendſten Equipagen, in der man auch nicht einen einzigen Fiaker und nur ſelten hie und da einige elegante Remiſewagen erblickte, in denen dieſes brillante Publikum anfuhr, hatte bis zum Boulevard Poiſſonière hinaufgereicht, woſelbſt die Municipalgarden zu Pferd und zu Fuß, in großer Uniform und ſtarken Abtheilungen, die größte Mühe hatten, die Ordnung zu erhalten.

Endlich hörte man die drei gewaltigen und ſehnſüchtig erwarteten Schläge, welche das Beginnen des Stückes verkündeten, von dem man ſich ebenfalls ſo viel Wunderbares als wie von dem Haus ſelbſt erzählt hatte. Die Zuſchauer hatten das ungeheure Opfer gebracht, heute um zwei bis drei Stunden früher zu Mittag zu eſſen, als dies gewöhnlich der Fall iſt, das heißt, um drei oder vier Uhr, eine Zeit, wo die Portier kaum ihr Frühſtück eingenommen haben *). In den Häuſern ſelbſt hatte dies eine Art Revolution hervorgebracht, die Köche wußten nicht wo ihnen der Kopf ſtand ob der ungewohnten Tafelzeit und verfluchten den modernen franzöſiſchen Shakſpeare, wie A. Dumas von ſeinen Schmauſefreunden betitelt wird, der die Urſache dieſer gaſtronomiſchen Revolution, ſo wie daran ſchuld war, daß ſich ihre Herrſchaften entehrten, indem ſie wie ein Spezereikrämer oder altmodiſcher Spießbürger um fünf oder gar vier Uhr zu Mittag aßen, und zwar ohne allen Appetit. Die Diener der Herrſchaften hofften indeſſen durch ein früheres Schlafengehen entſchädigt zu werden, denn ſie ſchloſſen recht logiſch: geht das Stück um ſo früher an, ſo muß es auch um ſo früher endigen; aber das Schickſal und A. Dumas hatten es anders beſchloſſen und machten dieſe Logik zu Schanden, denn erſt nach vier Uhr des Morgens kehrten die Herrſchaften von dem ſeltenen Schauſpiel mißmuthig und mit ſo hungrigen Magen und durſtigen Lippen heim, daß zum großen Leidweſen der Diener noch

*) Man ſpeist in Paris mit wenig Ausnahmen erſt um 6 oder 7 Uhr zu Mittag und findet ſich nie vor 8 Uhr in einem Theater ein, von denen manche, wie z. B. die Italiäner, auch nicht früher anfangen.

ſchnell ein Souper oder wenigſtens ein Thee mit Umſtänden bereitet werden mußte, und waren dabei höchſt übel gelaunt, denn alle hatten ſich in ihren Erwartungen getäuſcht gefunden, und das ungeheure Opfer einer ruhigen Mahlzeit zur gewöhnlichen Stunde fruchtlos gebracht. Faſt alle hatten Dumas Roman der Königin Margot mit Vergnügen geleſen oder doch von ihren Bekannten gehört, welche hochpikante Dinge er enthalte, und ſich unausſprechlich darauf gefreut, ſie lebendig vorgeführt zu ſehen; andere, welche mit der wirklichen Geſchichte der Königin Margarethe von Valois bekannt waren, hofften die pikanteſten Scenen aus dem Leben dieſer Meſſaline ſo wie die ekelhafteſten Scandaloſa des Hofes Heinrich III. ſich auf der Bühne abwickeln zu ſehen. Aber alle fanden ſich getäuſcht. Obgleich das Schauſpiel faſt Schritt vor Schritt die Begebenheiten des Romans vorführte, ſo war es doch weit entfernt, dieſelbe Senſation bei den Zuſchauern zu erregen, die der Roman bei ſeinen Leſern erzeugt hatte. Es iſt ohnehin eine alte Erfahrung, daß alle Dinge, von denen man ſich, bevor man ſie ſah, eine zu günſtige Vorſtellung macht, wenn man ſie kennen lernt, ſehr verlieren; ſo geht es uns ſelbſt mit den geprieſenſten Gegenſtänden der Kunſt, und dies iſt ganz natürlich, da die Phantaſie und Einbildungskraft ein ſo ungeheures Feld haben und ſich die Dinge ſo vollkommen ausmalen können, daß die Wirklichkeit immer weit hinter dieſen ſchönen Traumgeſtalten zurückbleibt. So ging es auch hier: die Bilder, die das Leſen des Romans geſchaffen hatte, waren unendlich ſchöner als die, welche die Bühne darbot, und man fiel von allen ſeinen Himmeln tief zur Erde herab. Alle dieſe ſchönen ſchlanken Nymphengeſtalten, dieſe wunderlieblichen Prinzeſſinnen, dieſe jungen verführeriſchen Sirenen waren hier meiſtens zu ziemlich bejahrten, ſehr korpulenten, feiſten, großfüßigen und ziemlich plumpen Schönen geworden, und der ſanfte, zärtliche Flötenton ihrer Stimmen hatte ſich in ein rauhes unangenehmes Organ verwandelt, oft dem wie es die Damen der Halle in der Regel beſitzen, ſehr ähnlich. Ebenſo war es mit den ritterlichen Charakteren, den kühnen, unwiderſtehlichen Edelleuten und den geſchmeidigen Höflingen beſchaffen. Dieſe Flammenherzen, dieſe jugendlich kräftigen Körper waren meiſtens durch ſehr ſchlecht gewachſene, froſtig kalte Alltagsfiguren dargeſtellt, und fürchterliche Mörder hatten das Anſehen der gutmüthigſten und friedlichſten Spießbürger des Marais. Wo in aller Welt hatten die Unternehmer des

Theaters Montpenſier oder hiſtoriſchen Theaters all dieſe burlesken Schauſpieler und Künſtler eigener Art zuſammengerafft? — Nur der Schauſpieler, der Karl IX. darſtellte, hatte ganz das nervöſe, krankhafte, unruhige und bewegte, lichtſcheue und angſtvolle Ausſehen des unglücklichen Fürſten, der ſelbſt auf die fliehenden Hugenotten geſchoſſen und ſich geäußert hatte: „der todte Körper eines Feindes riecht immer gut!“ — Noch mehr fanden ſich die getäuſcht, die durch die Benennung „Hiſtoriſches Theater“ verführt, die pikanteſten und ſcheußlichſten Scenen des Hofes Heinrich III. und aus dem Leben der Königin Margot in ihrer ganzen Nacktheit vorgeführt zu ſehen erwartet hatten. Sie glaubten die ſchamloſen Frauen aus jener Zeit um die Gunſt der Männer buhlen und betteln zu ſehen und die an jenem Hof ſo beliebte cyniſche Sprache, die auch die unſauberſten Dinge bei ihrem ſchmutzigſten Namen nannte, in der ſich beide Geſchlechter ohne alle Scham unterhielten, indem Männer und Weiber um die Wette Zoten ausſtießen, die man nicht einmal mit den Anfangsbuchſtaben zu bezeichnen wagt, zu hören zu bekommen. Sie hofften Heinrich III. ſich mitten unter ſeinen Mignons allen ſeinen Lüſten hingeben zu ſehen. Sie hatten erwartet, die würdige Tochter Catharinens von Medicis ſich in ihrem zwölften Jahr dem Entragues und dem Gardekapitän Charry preis geben, dann mit dem Herzog von Anjou Blutſchande begehen, und ſodann alle ihre Liebhaber, Ermordungen und Blutthaten ohne Zahl zu ſehen. Sie erwarteten, daß dieſe Meſſaline dem König von Navarra ihre Hofdamen zuführen und kuppeln ſollte, während ſie ſich mit deſſen Höflingen vergnügte, ſich unaufhörlich proſtituirte, und glaubten mindeſtens ihren vertrauten Umgang mit Canillac, ihrem Kerkermeiſter auf dem Schloß Huſſon, wo er ſie im Angeſicht bewachen ſollte, dargeſtellt zu ſehen. Aber nichts von all dem Scandal, auf den ſich die meiſten Zuſchauer gefreut hatten, weßhalb ſie auch erklärten, daß dieſes Theater nicht den Namen eines hiſtoriſchen verdiene. Dagegen erblickten ſie beim Aufziehen des Vorhanges die alte Straße des Arbre-Sec, wo zwei Hellebardiere, die vor dem Haus, das der Admiral Coligny bewohnte, Schildwache ſtanden, im Mondſchein auf und niedergingen, und das Gaſthaus zum „ſchönen Stern“, das dem La-Hürière gehört und vor dem eine Laterne brennt. Hier kommen jetzt von verſchiedenen Seiten die Grafen Heinrich de la Mole und Hannibal von Coconnas an, der eine ein phantaſtiſcher Träumer,

der andere eine rothhaarige herkuliſche Geſtalt. Faſt in demſelben Augenblick verläßt Karl IX. das Haus Coligny's, in dem er dem Capitän von Saint=Phal, deſſen Vater bereits ermordet wurde, ſtrenge Gerechtigkeit zu üben verſpricht. Der König ſcheint ängſtlich, voller Sorgen, denn ſchon iſt die Ermordung aller Proteſtanten beſchloſſen und die Meuchelmörder bezeichnen die Häuſer, in denen die beſtimmten Schlachtopfer wohnen, mit weißer Kreide. Gleich darauf beginnt das Mordſchauſpiel; Maureval, Catharinens böſer Geiſt, kömmt zu La=Hürière und fordert den Grafen von Coconnas, ein vortrefflicher Katholik, ſobald es gilt Hugenottenblut zu vergießen, auf, ſich ſeinen Banden anzuſchließen. Dennoch weigert er ſich, den Grafen La Mole zu tödten, denn er war ſein Tiſchgenoſſe geweſen und hatte manchen Becher mit ihm geleert; dagegen zeigt La=Hürière weit weniger Bedenken und nimmt es über ſich, den ſchlafenden Grafen zu morden, der jedoch noch zu rechter Zeit erwacht und, durch das Fenſter ſpringend, eine Piſtole auf den meuchleriſchen Wirth abdrückt. Jetzt fallen Schüſſe von allen Seiten, und der Musketendonner, von dem Läuten der Sturmglocke und dem Geſchrei der Mörder und Gemordeten begleitet, rollt unaufhörlich; es iſt die ſchreckliche Bartholomäusnacht, die zu wüthen begonnen. Im Augenblick wo der Tumult und das infernaliſche Getöſe am ärgſten tobt, werden die Zuſchauer in einen Saal des Louvres verſetzt, wo der Herzog von Alençon das Geſpräch Margarethens mit dem Bearner Heinrich belauſcht, der jedoch mißtrauiſch erklärt, daß hier ſelbſt die Wände Ohren haben. Kaum hat ſich aber der König von Navarra zurückgezogen, als von Neuem das Brüllen der fanatiſchen Katholiken, das Brummen der Sturmglocken, das Fluchen der Banditen und der Musketendonner ertönt. Der Graf La Mole erſcheint fliehend, todtenbleich, blutend und halb ohnmächtig auf der Bühne, eine Bande raſender Mörder verfolgt ihn, aber Margarethe verbirgt ihn und entzieht ihn ſo ihrer Wuth.

Jetzt werden wir in das Kabinet Karl IX. verſetzt, das mit Jagdgeräthen, Spießen, Hörnern, Fängern und Jagdtrophäen reich verziert iſt, ſelbſt ein ſchöner und vortrefflich dreſſirter Jagdhund fehlt nicht, und wahrlich, es iſt nicht der Künſtler, der ſeine Rolle am ſchlechteſten ſpielt und ganz in den Geiſt derſelben gedrungen iſt. Aber der König befindet ſich in einem an Wahnſinn und Verzweiflung grenzenden Zuſtande, ihm fehlt die blutige Hyänennatur ſeiner ſcheußlichen Mutter Catharina. Namenloſe Bangigkeit und

Gewiſſensbiſſe quälen ihn; gerne möchte er den Bearner retten, deſſen Ermordung ſeine Mutter befohlen hat, er ſucht ihn deßhalb von dem Proteſtantismus abtrünnig zu machen, aber über deſſen Widerſtand aufgebracht, legt er in ſeiner konvulſiviſchen Raſerei eine ſcharfgeladene Büchſe auf den Fürſten an, die er aber durch ein Fenſter auf einen vorübereilenden Flüchtling abdrückt, um ſich nicht mit Heinrichs Blut zu beflecken. Kaum iſt der Schuß gefallen, ſo läuft die Megäre Catharina herbei, und als ſie den Bearner, an deſſen blutiger Leiche ſie ſich zu weiden hoffte, noch lebend erblickt, wirft ſie einen Blick der Verachtung auf ihren Sohn, den ſie für unfähig erklärt, eine Krone zu tragen.

Nun wurden die Zuſchauer in Heinrichs Zimmer geführt, er hat ſich plötzlich aus Furcht und Schrecken zur katholiſchen Religion bekehrt, aber viele wollen an der Aufrichtigkeit dieſer Bekehrung zweifeln. Ein bearner Edelmann, Herr von Mouy, ſucht ihn auf und ſchlägt ihm vor, ſich an die Spitze einer umfaſſenden Verſchwörung der Hugenotten zu ſtellen, aber Heinrich antwortet ihm nur in der Sprache des gläubigſten Katholiken, und der erſtaunte Mouy verläßt ihn, die Vorſchläge des Herzogs von Alençon annehmend, der ſich gerne zum Herrn von Navarra machen möchte. Mouy, um in das Louvre dringen zu können, hat ſich in das Coſtüme Mole's gekleidet und den berüchtigten kirſchfarbenen Mantel umgeworfen.

Jetzt bietet ſich den Blicken der Zuſchauer der unermeßliche Kirchhof der Unſchuldigen dar, dieſe weite Todtenſtadt, in welcher die Millionen Leichen von mehreren Jahrhunderten des mittelalterlichen Paris modern, und deſſen Erde mit Menſchenleibern gemäſtet und überſättigt iſt. Zahlloſe Gräber und Leichenſteine verlieren ſich ins Unendliche, und die endloſen Gallerieen dienen für Beinhäuſer der wieder ausgeſcharrten Knochen und Todtenköpfe. Catharina von Medicis führt ihren Sohn Karl IX., die ſchöne Herzogin von Nevers, Margarethen und ſelbſt den König von Navarra hierher, um ihnen durch das Wunder des am St. Bartholomäusfeſt zum Zweitenmal blühenden Hagedorn zu beweiſen, daß das Ermorden der Hugenotten eine Gott wohlgefällige That war! und der neubekehrte Heinrich zeigt ſich noch gläubiger als die Altkatholiken! Er iſt jetzt der erſte in der Meſſe, bei der Predigt und bei der Vesper, und der beſte Spürhund der Inquiſition würde nicht mehr den Ketzer in ihm riechen. Unterdeſſen hat ſich auch

ein nächtlicher Straßendieb eingefunden, der Heinrich und Karl IX. ihre Geldbeutel ſtiehlt, und den des erſten, den er leer findet, mit dem Geld des zweiten füllt, aber der Henker, der ebenfalls in der Nähe iſt, hat den ungeſchickten Dieb beobachtet und will ihn zum Pranger fortführen. Der Meiſter Knüpfauf Caboche iſt jedoch zugleich ein vortrefflicher Arzt und Wundarzt, und die Königin Margot ſo wie die ſchöne Herzogin von Nevers haben jede insgeheim ein Stückchen von ſeinem wundervollen Wundbalſam begehrt, denn jede hat einen geheimnißvollen Verwundeten zu heilen. Wir finden die beiden jungen Frauen in einem Saale des Hotels Guiſe wieder, wo ſie ſich auf das Freundſchaftlichſte ihre gegenſeitigen gefährlichen Geheimniſſe mittheilen. Margot bittet Henriette um ihr großes Gemach, um einen intereſſanten Verwundeten in demſelben zu verbergen, aber ein kleines Hinderniß macht, daß ſie Anſtand nimmt, dem Geſuch ihrer königlichen Freundin zu willfahren. Sie hat nehmlich einen nicht minder intereſſanten und ebenfalls verwundeten Katholiken ſchon in demſelben verſteckt. Man kömmt überein, beide zuſammen zu thun, und La Mole wird in der Dämmerung dahin gebracht, als er aber tappend auf Coconnas ſtößt, ziehen beide ihre Schwerter und ſchlagen ſich im Finſtern. Das Waffengeklirre zieht Margot und Henriette herbei, welchen es gelingt, die beiden Kämpen zu beſänftigen, zu verſöhnen, und ein Paar unzertrennliche Freunde aus ihnen zu machen, Oreſtes und Pylades ſind wieder erſtanden. Gleich darauf wird uns der auf dem Kirchhof erwiſchte Straßendieb wieder vorgeführt, den Kopf und die Hände in einem Drillhäuschen, abſcheuliche Grimaſſen ſchneidend. Die Dekoration dieſer Scene, einen Platz des alten Paris darſtellend, iſt vortrefflich und hauptſächlich in architektoniſcher Hinſicht gut gehalten, ein Meiſterſtück eines lebendigen Bildes jener Zeiten. Jetzt kommen auch La Mole und Coconnas, die beiden neuen Freunde, völlig von ihren Wunden wieder hergeſtellt, an das Drillhäuschen, um ſich bei dem Henker, durch deſſen geheimnißvollen Balſam ſie ſo ſchnell geheilt wurden, beſtens zu bedanken. Coconnas ſcheut ſich nicht, dem unehrlichen Caboche durch einen Händedruck ſeinen Dank zu bezeugen, ohne zu fürchten, dadurch ſelbſt ehrlos zu werden, ja noch mehr, er läßt ſich herab, deſſen niedliches Töchterchen zu küſſen. La Mole aber begnügt ſich, ihm eine volle Börſe zuzuwerfen.

Die Zuſchauer finden ſich nun in das Zimmer Renés, eines

berüchtigten Chimiſten und Leibzauberers der Catharina von Medicis, verſetzt. Ein Teufelskerl, der mehr als Satan ſelbſt, dem er zu dienen vorgiebt, wiſſen will. Die neuen Oreſtes und Pilades erſcheinen, um den Hexenmeiſter um Rath wegen ihren Liebeshändeln zu fragen, dieſer durchſticht mit einem flammenden Pfeil, auf dem der Anfangsbuchſtabe der Geliebten geſchrieben ſteht, das Herz einer Wachspuppe, und, o Wunder, kaum iſt die Beſchwörung beendigt, ſo erſcheinen auch die Königin Margot und die Herzogin von Nevers, welche die unwiderſtehliche Zauberformel herbeigezogen. Aber die Liebenden haben kaum Zeit, ſich zwei Worte zuzuflüſtern, als ein ſchweres Abſatzklappern das Kommen der Catharina von Medicis verkündet, die das Recht hat, die Hexenſtube Meiſter Renés zu jeder Stunde unangemeldet zu betreten. Kaum haben die girrenden Pärchen noch Zeit, ſich vor dem Eintreten der gefürchteten Megäre zu entfernen, die ihn befragt, was er aus den Eingeweiden der auf ſeinem Zauberaltar geopferten ſchwarzen Hühner erſehen hat. „Schlimmes für die Zahl Drei,“ erwiederte der Henker-Hexenmeiſter, „das erſte Huhn ſchrie dreimal, das zweite ſeufzte dreimal, bevor ich es tödtete. Das Gehirn derſelben bildete, nachdem ich es ausgeſchnitten, in blutigen, faſt unſcheinbaren Fäſerchen ein N, dem vier Striche, die Zahl vier (IIII) darſtellend, folgten.“

— Ha, wird Heinrich unter dem Namen Heinrich IV. in Frankreich herrſchen? ſchreit Catharina unwillig und bekümmert. Sie läßt ſich nun vom Henker ein Exemplar von Pietramonts Kunſt, die Falken und Geierfalken abzurichten, geben, und verläßt ihn, indem ſie ihm die Wachsfigur empfiehlt, die mit einem M. bezeichnet iſt. Aber das Buch, das ſie mitnimmt, iſt vergiftet, alle Blätter ſind mit einer ſehr giftigen und klebrigen Materie beſtrichen, die ſich an die Finger anſetzt, wenn man dieſe benetzt, um die Seiten umzudrehen. Heinrich, der zu ſeinem Erſtaunen den Herrn von Mouy, immer mit dem kirſchfarbenen Mantel bekleidet, antrifft, wird von demſelben, den des Königs Güte beſticht, von dem Vorhaben des Herzogs von Alençon unterrichtet. Heinrich, ſeine gefährliche Lage erkennend, erwiedert ihm, daß er ſich morgen auf der großen Jagd davon machen und den Weg nach den Pyrenäen einſchlagen wolle; hierauf fragt er ihn noch, warum er mit einem Wamms und einem Mantel, denen die La Mole trägt ganz ähnlich, bekleidet iſt, worauf ihm Mouy ſo naiv antwortet, daß jeder andere Ehemann als Heinrich die Wahrheit errathen

hätte; aber der König von Navarra hat längſt ſeine Parthie hinſichtlich der Treue ſeines Weibes ergriffen, er verlangt nur, daß die Liebhaber ſeiner Gattin auch ſeine Parthie ergreifen, und dies iſt wahrlich nicht zuviel verlangt! Margarethen gelingt es ohne große Mühe, nun auch den La Mole ihrem Gatten zu gewinnen, und der liebetrunkene, aber von ſchlimmen Ahnungen befallene junge Mann begehrt von der Königin ſeines Herzens, daß ſie ihm verſpreche, daß wenn ihm etwas Menſchliches widerfahre, ſie ihm noch den Abſchiedskuß gebe, wenn ſeine Leiche ſchon kalt im finſtern Grab liege. Margaretha verſpricht es, ihn einen Thoren ſcheltend.

Unterdeſſen will Catharina, daß Heinrich das vergiftete Buch zu leſen bekomme, und beauftragt den Herzog von Alençon, dies zu veranſtalten. Aber glücklicherweiſe iſt der Navarrer kein großer Freund vom Leſen, und gibt das koſtbare Werk von der Abrichtung der Jagdvögel dem König Carl, der, neugieriger als er, es ſogleich durchblättert, aber bald wird ihm der Kopf ſchwer, die Bruſt entzündet ſich, er wirft das fatale Buch zur Erde, das nun ſein ſchöner Lieblingshund Acteon recht natürlich zerkauet. Carl will in die friſche Luft, ſteigt trotz ſeinem großen Unwohlſeyn zu Pferde, und jagt gleich Nimrod in einem vortrefflich gemalten Walde. La Mole und ſein Intimus Coconnas, zu Heinrichs Parthei gehörend, erwarten unter einem Gebüſch das Zeichen, das ihnen Mouy geben ſoll, als Margaretha zu Pferde vorüberſprengt und ihnen durch Zeichen andeutet, daß bereits alles verrathen ſey. Gleich darauf werden beide gefangen genommen und nach Vincennes abgeführt. Heinrich erklärt ſich und thut dar, daß das ganze Complott vom Herzog von Alençon herrührt; Carl, der einen Augenblick einige Energie zeigt, ſinkt, von Schmerzen überwältigt, zuſammen und wird auf einer Tragbahre fortgeſchafft. Sein Uebel verſchlimmert ſich und deſſen Urſache wird ihm klar, er findet ſeinen Liebling Acteon, noch ein Blatt von dem verhängnißvollen Buch im Maul haltend, todt in ſeinem Kabinet. Margaretha eilt herbei, die Unſchuld ihres Gatten und ihres Geliebten darthuend. Carl ſieht nun bald ein, daß ſeine Mutter Catharina den Navarrer mit dieſem Buch vergiften wollte, will aber nicht, daß deren Name dadurch geſchändet werde, und übergibt die unſchuldigen La Mole und Coconnas, ungeachtet Margarethens Jammern und Flehen, dem Henkerstod; ſie werden zur Enthauptung verurtheilt, müſſen aber noch vorher die außerordentliche Folter ausſtehen.

Wohl gethan hatte der Graf von Coconnas, dem Henker dankbar die Hand gereicht und das hübſche Henkerstöchterchen geküßt zu haben, denn Meiſter Caboche foltert ihn als Freund, das heißt, er ſetzt ihm nur gut ausgepolſterte Schrauben an, die er mit einer eben ſolchen Zange dreht und zwickt. Da der ſo Gefolterte erſtaunt, keine Schmerzen zu empfinden, auch keinen Schmerzenslaut von ſich giebt, ſo bedeutet ihm ſchnell der Henker, daß er wehklagen müſſe, und der arme Graf heult nun ganz erbärmlich. Aber La Mole, der dem ganz aus der Art geſchlagenen Henker verächtlich ſeine Börſe ohne weitern Dank hingeworfen hatte, wird dafür in allem Ernſt gefoltert, auch kann er, zermalmt und zerquetſcht, ſich nicht der Mittel zur Flucht bedienen, die ihnen Margarethe und die Herzogin von Nevers verſchaffen, beide zu retten, und Coconnas verläßt ſeinen Freund nicht, um ihn auf das Schaffot tragen zu können. Die Königin Margot begiebt ſich jetzt zum Henker, um das Verſprechen, das ſie dem La Mole machte, zu erfüllen, ſie drückt ihre heißen Lippen auf die eiskalte Stirn des abgehauenen Kopfes ihres Geliebten. Carl IX. ſtirbt nun, Heinrich eilt nach Navarra, und ein Büchſenſchuß, den Catharina von Medicis von einem Balkon bei ſeinem Abzug auf ihn abfeuern läßt, tödtet den Mouy, der ſterbend: es lebe Heinrich! ruft.

Dies iſt das Machwerk, mit welchem das neue hiſtoriſche (?) Theater eingeweiht wurde, und welches A. Dumas, wie deſſen Tafel- und Theaterfreunde behaupten, für immer zu dem franzöſiſchen Shakspeare ſtempeln ſollte. Ja:

> Wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt,
> Das habt ihr ihm zur Noth wohl abgeguckt.

Michel und andere Geſchichtsfreunde hatten erwartet, doch wenigſtens die bekannten Strafen als Folgen der Verbrechen der berüchtigten Königin Margot, ihre Flucht nach Agen unter dem ſonderbaren und ſpäten Vorwand, ſie könne nicht länger mit einem Ketzer leben, ihre Vertreibung aus dieſer Stadt und aus Carlat, wo die Bürger das unzüchtige Weib Heinrich III. ausliefern wollten, dargeſtellt zu ſehen, ſowie daß ſie in der Dürftigkeit hülflos ſchmachtend, ſogar manchen Tag des Brodes, der Feuerung und des Lichtes entbehren mußte, und in einem Gemach, deſſen Tapeten in Lappen herabhingen, im kalten Winter nichts als ein leichtes Kleidchen hatte, ihre Blößen zu decken, während der eiskalte Nordwind durch die zerbrochenen Fenſter pfiff und ſie erſtarren

machte; wie ſie in dieſer peinlichen Lage den von ihrem Gatten geſandten Abgeordneten empfing, der ſie bewegen ſollte, in die Scheidung mit Heinrich IV., der Gabriele von Etrées heirathen wollte, zu willigen, und dem ſie erwiederte: „Nein, Hure um Hure, iſt es noch beſſer, daß mich der König behalte, da ich doch wenigſtens aus königlichem Geblüt ſtamme;“ und wie ſie ſich ſpäter, nachdem Heinrich IV. Maria von Medicis geheirathet hatte, bequemen mußte, der neuen Herrſcherin zu Paris demüthig zu huldigen und deren Weihe beizuwohnen, und für all dieſe Demüthigungen nichts weiter erlangte, als in einem Winkel von Paris wohnen zu dürfen, wo ſie ihr ausſchweifendes Leben zwar fortführte, aber ſich mit den Gunſtbezeugungen von bezahlten Bedienten begnügen mußte, da ihre längſt welken Reize von den Höflingen verſchmäht wurden. Einer dieſer Knechte, der ſich ihrer Gunſt beſonders zu erfreuen hatte, erhielt den Spottnamen König Margot von den andern Dienern; aber weit entfernt, ihre Unzucht zu verbergen, ließ ſie dieſelbe ſogar durch den Dichter Maynard, den ſie zu dieſem Zweck eigens gedungen hatte, in Verſen beſingen.

Dieſes ekelhafte Thema hatte der Floh-Shakspeare erwählt, um ſo jämmerliche Variationen für die erſte Vorſtellung ſeines hiſtoriſchen Theaters zu componiren. Die Geduld der Zuſchauer war groß; freilich darf man, ohne Furcht ſich zu verrechnen, behaupten, daß zwei Dritttheile derſelben zu den beſtochenen Claqueurs, wenn auch nicht gerade für Freibillets und klingende Münze, gehörten. Die Aufführung war im Ganzen weit unter der Mittelmäßigkeit, und die meiſten Künſtler ſtanden noch tief unter denen des olympiſchen Cirkus.

Mitternacht nahte heran und noch war der dritte Act nicht ausgeſpielt, man ſah ſich einander fragend an: wo ſoll das hinaus? Schlecht oder auch gar nicht zu Mittag gegeſſen, fingen die Magen der Zuſchauer zu rebelliren an. Man half ſich ſo gut es ging, und ſuchte das revolutionirende Glied mit Bonbons, Orangen, Galetten, Papilloten, Orgeade, Orangeade und Limonade zum Schweigen zu bringen, dies waren jedoch nur Palliativmittel, durch die ſich kein geſunder Magen lange täuſchen und hinhalten läßt; gegen ein Uhr rebellirte das aufrühreriſche Glied aufs Neue und zwar mit ſolcher Wuth, daß ſelbſt ganze Regimenter Soldaten, mit denen man doch bis jetzt die hungrigen Meuterer in Frank-

reich, England und Irland zur Raiſon brachte, nichts dagegen vermocht hätten, und das Schlimmſte war, daß auch mit Aufwiegung von Gold ſelbſt keine Palliativmittel mehr zu haben waren. Das Büffet des hiſtoriſchen Theaters war längſt geſprengt, auf einige Meilen in der Umgegend waren bereits alle Küchen und Conditorbuden, Obſt- und Früchteläbchen, Kaffeehäuſer und Weinſchenken geſchloſſen, und die des Tempel-Boulevards waren ſchon um Mitternacht erſchöpft, denn man hatte die Galetten und Paſtetchen zu Hunderten geholt, und kein Händler dieſer Waare hatte ſich auf ſo außerordentliche Fälle vorgeſehen. Man fing an, allgemein gegen Herrn A. Dumas zu murren, der über zwei Tauſend Menſchen hierher gelockt, um ſie neben den Qualen der Langeweile und des Ueberdruſſes noch die des Hungers und des brennendſten Durſtes fühlen zu laſſen; denn ſelbſt der raſendſte Theaternarr würde auch die erſten Meiſterſtücke der größten Dichter, von den beſten Künſtlern aufgeführt, weit eher für eine Plage und Strafe, als für eine Erholung und angenehme Unterhaltung anſehen, wenn er dabei neun bis zehn geſchlagene Stunden, hundertmal beſchränkter als in einem Cellengefängniß, ſitzen müßte, wie viel weniger, wenn man ihm einen ſolchen Galimathias vorführt, aufgeführt von Stümpern der Kunſt, an denen man höchſtens den guten Willen bewundern kann. Gegen zwei Uhr fing die Lage des armen Dichters in der That kritiſch zu werden an, und leicht hätte ihm des unglücklichen Orpheus Schickſal zu Theil werden können, denn mit hungrigen und durſtigen Pariſerinnen iſt nicht zu ſcherzen, wie man aus Erfahrung weiß, wenn nicht Michel, der mit ſeinen Damen dem Stück von Anfang bis zu Ende, nicht ohne daß es ihm bei manchen Scenen leid geweſen die Mädchen hieher gebracht zu haben, mit dem ſich in großen Schwulitäten befindlichen Autor des Stückes und den Calamitäten Mitleid gehabt und durch dämoniſche Mittel dem Uebelſtand gerade noch zu rechter Zeit abgeholfen hätte. Punkt zwei Uhr nach Mitternacht, als das Elend auf der Bühne und unter den Zuſchauern den höchſten Grad erreicht hatte, da öffneten ſich plötzlich alle Logenthüren und Zugänge zu den Amphitheatern und übrigen Plätzen, und Hunderte von Lakeyen in reichen ſcharlachrothen und goldbetreßten Livreen präſentirten auf ungeheuern ſilbernen Präſentirtellern in Geſchirren von Vermeilles und Cryſtall: Herz, was begehrſt du? das heißt, Leckerbiſſen, Getränke und Erfriſchungen a discretion. Getrüffelte Faſanen,

Ortolanen, Kapaunen, Rebhühner und welſche Hahnen, Weine aus allen Zonen, die feinſten Roſolios, Eiſe von allen Farben und Geſtalten, brennende Ananas-Punſche, Thee, Kaffee und Chokolade wurden in ungeheuern Quantitäten ſervirt, ſelbſt in den Tuillerien hatte man ſolchen Ueberfluß der köſtlichſten Delikateſſen noch nie geſehen, und alles gratis! Jetzt heiterten ſich mit einem Mal die mürriſchen, finſtern und verdrüßlichen Geſichter des Publikums auf, alle gewitterſchwere Wolken verſchwanden, und helles Sonnenlicht trat an deren Stelle. Die erſte Frage, nachdem man ſich etwas reſtaurirt hatte, war die: wer iſt der großmüthige Geber? Wer anders kann es ſeyn als die Unternehmer des hiſtoriſchen Theaters, war die faſt allgemeine Antwort, einige meinten, es ſey eine Galanterie vom Alexander Dumas, Marquis de la Paillerie (Miſtwirthſchaft), doch das wollten die meiſten bezweifeln; ſich übrigens wenig daran kehrend, von wem das Gute kam, genoß man es vollauf, jedoch nicht undankbar, denn noch nie hat ſich das edle Heer der Claqueurs ſo angeſtrengt und ſo ſeine Virtuoſität und Kraft bewieſen, als bei dem Erſcheinen dieſer wohlthätigen Lakeyen, eine Erſcheinung, die ſich jetzt bei jeder Veränderung wiederholte und jedes Mal mit verſtärkterem Beifall empfangen wurde; die rothgekleideten wurden durch goldgelbe, dieſe durch himmelblaue, dieſe wieder durch papageygrüne Diener abgelöst, und zuletzt brachten noch ſchwarze, mit Silber bordirte Diener einen kräftigen ſchwarzen Kaffee, der vollends alle Zuſchauer wieder belebte, ſo daß ſich alle vergnügt und munter nach drei Uhr nach Haus, und mit dem Grauen des Tages zu Bette begaben. Dank dieſer Collation war das Stück nicht durchgefallen, der Herr Autor fand jedoch für gut, ſchon zur zweiten, den kommenden Tag folgenden Vorſtellung ſoviel von dem Unſinn zu ſtreichen, daß das Schauſpiel um ein Uhr nach Mitternacht beendigt werden konnte, denn mit Recht glaubte er, daß nicht jeden Abend eine ſo reſtaurirende Collation die das Publikum ſo ſchwächende Darſtellung wieder gut machen würde. Hoffentlich aber wird dieſes Monſtrum von einem Trauerſpiel bald ganz von der neuen hiſtoriſchen Bühne verſchwinden.

Michel fuhr indeſſen fort, ſeine Schützlinge, von denen er Roſa-Maria, obgleich jetzt kaum vierzehn Jahre alt, nun als ſeine Braut erklärt hatte, in die Welt zu führen. Die Vermählung wurde jedoch noch auf ein Jahr hinausgeſchoben. Nichts deſtowe-

niger ließ ſich der beharrliche Atkinſon noch in allen Theatern und Concerten, in denen er die ſchöne Braut vermuthete, blicken, und ſchielte, wenn er ſich unbemerkt glaubte, verſtohlen nach ihr.

Madame Recamier, die mit dem herannahenden Frühling wie gewöhnlich ihre Sommerwohnung zu Neuilly bezog, erbot ſich, diesmal die beiden Mädchen, auch ihre Lieblinge, mitzunehmen, um ſie des Vergnügens des Landlebens theilhaftig werden zu laſſen. Mit Freuden willigte Michel ein, dem es freigeſtellt wurde, die Villa der Madame Recamier ſo oft zu beſuchen, als es ihm Vergnügen mache. Man kann denken, daß dies faſt täglich der Fall war.

Gerne verließ Roſa-Maria das tolle Paris, wo ſie nach ihrem eignen Geſtändniß mitten unter den gebotenen Zerſtreuungen oft tödtliche Langeweile empfand. Als Michel vor ihrer Abreiſe eine Unterredung deßhalb mit ihr hatte, ſagte ſie:

— Es iſt wahrhaftig kein Opfer, das ich bringe, indem ich mich von einer Welt entferne, von der, will ich ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ich ſagen muß, daß alles, was man gezwungen iſt in derſelben zu ſehen, zu hören und zu dulden, bei weitem die Annehmlichkeiten aufwiegt, die ſie bietet. Unerträgliche Schmeichler, noch unerträglichere Spaßmacher und Witzbolde, deren widerliche Scherze Ekel erregen, eingebildete, affenartige, ſtupide Gecken, die einen abſcheulichen Ton angeben, gehalt- und geiſtloſe Reden und Abgeſchmacktheiten bis zum Ueberdruß, freche Coquetten, Frauen voller Falſchheit, ſüffiſante, plumpe, rohe und unwiſſende Geldmenſchen, unbedeutende Talente mit ungeheurer Anmaßung, Leute von Ruf und Renommée, die Götter mögen wiſſen wie entſtanden, niedrig kriechende Creaturen, von noch dümmern Protektoren beſchützt, Schau-, Trauer- und Luſtſpiele, die weder Kopf noch Schweif haben, Soiréen, in denen man vor Langerweile ſtirbt, und die nur ein neidiſches Wettrennen des Prunkes ſind, Nachtwachen, um ſich für Andere aufzuopfern, das ſind doch wahrlich keine Feſſeln, die man nicht gerne zerreißen möchte. Hundertmal beſſer iſt ein Menſch daran, der einſam ſich ſelbſt überlaſſen in einer angenehmen Einöde wohnt, wo er gegen Niemand Gefühle und eine Theilnahme zu heucheln braucht, von der er ſelbſt nichts weiß, und mit all den faden Complimenten verſchont bleibt, welche auf den Mann von Geiſt nur die Wirkung falſcher Töne hervorbringen müſſen. Faſt alle, die in Paris leben und

ſich den Schein geben, glücklich zu ſeyn, langweilen ſich eben ſo ſehr, als ſie langweilig ſind.

Michel war hoch erſtaunt über dieſe Anſichten ſeiner jungen Braut, denen er mit geringen Ausnahmen beſtimmen mußte. Entzückt, ſo vernünftige Begriffe von dem Treiben der großen Welt bei Roſa-Maria zu finden, drückte er ſie freudig an ſein Herz und ſprach: wir werden recht glücklich mit einander durch das ſtürmiſche Lebensmeer wogen, meine kleine Philoſophin.

— O, nicht dieſen Namen! rief das Mädchen aus.

— Und warum?

— Man würde mich für eine Närrin halten, erwiederte Roſa-Maria erröthend.

— Wie ſo?

— Fontenelle erklärt einen Philoſophen für einen neugierigen Geiſt mit einem ſchwachen Geſicht. Soviel ich von der Philoſophie verſtehe, ſo ſcheint ſie mir eine Nebelwolke, von der man, wenn man darnach haſcht, nur mit leeren Händen zurückkömmt.

— Du magſt Recht haben, wenn Du jene Philoſophie meinſt, durch welche unſere Demonſtrirmaſchinen das unergründliche Jenſeits, den Zuſtand der Seelen nach dieſem Leben, die Beſchaffenheit der Seelen ſelbſt ergründen und darthun wollen, ſolche Träumer ſind allerdings Narren und manchmal ſogar gefährliche Narren. Aber es gibt auch eine ſehr praktiſche Lebensphiloſophie, dieſe iſt aber ſo klug, ihre Forſchungen auf dem Menſchen zugängliche Dinge zu beſchränken, um ſich die Harlekinade, das Leben genannt, möglichſt erträglich zu machen, alle irdiſche Dinge von der richtigſten und vernünftigſten Seite anzuſehen, und die Gaben der Natur und des Glücks auf eine unſchädliche Weiſe mit kluger Mäßigkeit zu genießen, in dieſem Sinn, liebe Roſa-Maria, nannte ich Dich eine Philoſophin, denn in dieſer Kunſt haſt Du in der That ſchon gewaltige Fortſchritte gemacht. Ja, wenn dies die Jugend verſtünde und es das Alter noch einmal könnte! Doch laß uns jetzt von andern Dingen reden. Alſo morgen zieht Ihr auf's Land?

— Ja, und ich freue mich recht ſehr darauf.

— Wir werden glückliche Stunden daſelbſt mit einander zubringen.

Und ſo wurde es auch. Michel brachte gewöhnlich jeden Nachmittag in Neuilly zu, wo er ſich theils mit der geiſtreichen

Madame Recamier und oft mit dem noch geiſtreichern Herrn von Chateaubriand zu unterhalten das Vergnügen hatte, deren Lieblingsthema jedoch die ſchnelle Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge war, ein Thema, bei dem ſie allerdings das Recht hatten, ein Wort mitzuſprechen, denn ſie ſelbſt waren ja die ſchlagendſten Beweiſe dieſer vergänglichen Herrlichkeiten, fanden ſich aber mit philoſophiſcher Ruhe und Zufriedenheit in das allen Erdenſöhnen, auch den mächtigſten, bevorſtehende Schickſal; denn wie der Dichter ſagt:

> Der beſte Schach iſt nur zu gewiß
> Persona miserabilis!
> Die Welt dreht ſich in ihrem Kreiſe
> Stets fort, und der, der mitten drinn
> Im Centrum ſitzt, und einen großen Sinn
> Für's Ganze hat, regiert nach ſeiner Weiſe.

und zwar, wie es ſcheint, ſehr unbekümmert über das, was die großen und kleinen Menſchlein von ſeiner Weiſe denken, halten und ſprechen mögen, denn das: Warum, Woher, Wohin hat noch Keiner errathen und wird auch kein irdiſches Genie in aller Ewigkeit klar machen, ſie mögen Dampfmaſchinen, Eiſenbahnen, magnetiſche Telegraphen und ſogar lenkbare Flugmaſchinen erfinden, alle Stoffe zu Schießpulver machen, noch Tauſend Planeten und Centralſonnen entdecken, es ſind und bleiben doch immer nur kurzſichtige Menſchengedanken, die ſich zuletzt in Dunſt, wenn auch blauen, und Nebelgebilde auflöſen.

Doch, wohin führt uns ſelbſt eine vernünftige Philoſophie! als vergäßen wir ganz, daß uns Michels dämoniſche Reiſen längſt über Alles, was auch die ſpekulativſte Philoſophie nicht ergründen konnte, Aufſchluß gegeben hat. Wer ſie geleſen, kann kein Skeptiker mehr ſeyn.

Unterdeſſen verlebte Michel herrliche Tage in dem ſchönen Garten der Madame Recamier zu Neuilly, und ſaß oft ganze Stunden lang, ſich mit ſeiner Braut und ihrer Schweſter auf das Angenehmſte unterhaltend, in der Felſengrotte, in welcher Napoleons ſchönſte Schweſter, Pauline, ſich ebenfalls halbe Tage lang, jedoch auf ganz andere Weiſe vergnügte, ihre Liebhaber daſelbſt gleich einer andern Armida empfangend, denn der niedliche Garten der Madame Recamier machte früher einen Theil des prächtigen Parks aus, der zu Paulinens fürſtlicher Villa gehörte, und

der ſpäter, als auch die kaiſerlich franzöſiſche Herrlichkeit ein ſo unvermuthet trauriges Ende genommen hatte, in viele kleine Parzellen zerſtückelt, verkauft wurde.

Eines Abends, Michel war eben von Neuilly zurückgekommen, wo er ſich wie gewöhnlich trefflich unterhalten, trat Asmodi, den er in der letzten Zeit wenig bemüht hatte, in ſein Gemach. Der Hinkende hatte diesmal ein ganz ungewöhnliches Ausſehen, es war etwas Seltſames in ſeinem ganzen Weſen, das Stürmer früher noch nie bemerkt hatte, er ſah wie verklärt aus und auf ſeinem Antlitz thronten Lichtſtrahlen, die es faſt transparent und in einer Art Triumph verkündenden Glorie erſcheinen ließen, auch hinkte er nicht mehr.

Michel war noch nicht von ſeiner Verwunderung zurückgekommen, als ihn Asmodi mit den Worten anredete:

— Wir ſehen uns wahrſcheinlich heute zum letzten Mal.

— Wie? fragte Michel, der nicht recht gehört zu haben glaubte.

— Wahrſcheinlich ſehen wir uns heute zum letzten Mal, wiederholte der Erhinkende.

— Wie ſo? fragte Michel erſchrocken, hat Dich am Ende doch wieder ſo ein verfluchter Zauberer .....

— Was Zauberer, der allmächtige Schöpfer der Welten hat eine Univerſal-Amneſtie für alle Sünder und Verbrecher ohne Ausnahme erlaſſen, in der auch Großſatan ſammt allen abgefallenen Engeln, und folglich auch ich mit einbegriffen ſind, wir ſind ſämmtlich gleich allen Verdammten zu Gnaden wieder im Himmel aufgenommen und werden noch in dieſer Nacht dahin verſetzt.

— Und die Hölle?

— Bleibt leer ſtehen, oder wird vernichtet.

— Und allen Sündern ohne Ausnahme, auch mir, auch dem Dietrich Harpar wird verziehen?

— Auch dieſem, wenn er aufrichtig bereuet, Buße thut, und ſeine Sünden nach Kräften wieder gut macht.

— Und mir?

— Auch Dir, ich nehme Dich jetzt unter meinen himmliſchen Schutz, ſo wie Du es unter meinem hölliſchen geweſen, in wie fern ich Dir aber ferner auf Erden noch nützlich ſeyn kann, weiß ich ſelber noch nicht, auch wird uns ſchwerlich geſtattet ſeyn, den Himmel ſo nach Belieben zu verlaſſen, ich kenne ſelbſt meine zukünftigen Funktionen noch nicht. Indeſſen, damit Du auf Erden

nicht Mangel leideſt, übergebe ich Dir zum Abſchied noch ein Päckchen von dem Quark, um den Ihr Euch ſo plagt, ſchindet, quält, ſtreitet und rauft.

Bei dieſen Worten reichte Asmodi ſeinem frühern Befreier ein Portefeuille, in welchem eine Million Revenüen in franzöſiſchen Renten enthalten waren, und ſagte zu ihm:

— Hier haſt Du ſo viel als Du brauchſt, um alle vernünftigen Wünſche und irdiſchen Bedürfniſſe reichlich befriedigen und auch Deinem Hang zur Mildthätigkeit folgen zu können. — Gebrauche es geſund, und lebe wohl und glücklich mit Deiner holden Roſa-Maria.

Asmodi reichte bei dieſen Worten ſeinem irdiſchen Freund, der vor Rührung und Betrübniß kaum ein Wort mehr hervorbringen konnte, die Rechte, zu gleicher Zeit verklärte ſich deſſen Weſen immer mehr und wurde zuletzt zu einer völligen Lichtgeſtalt, die von ſeltſam leuchtenden Strahlen umgeben war und langſam dem ihr noch lange erſtaunt nachſehenden Michel entſchwand. — Als endlich die letzte Spur derſelben verduftet war, kam es dem Michel vor als erwache er aus einem langen Traum. Indeſſen vermochte er die ganze kommende Nacht kein Auge zu ſchließen, fortwährend ſchwebte ihm Asmodis letzte Erſcheinung vor, es fiel ihm nun auch ein, daß er auf einmal aller übernatürlichen Macht beraubt ſey, und doch noch ſo viel auf Erden zu beſſern und zu beſtrafen übrig bleibe, er bereuete, dieſe Macht nicht beſſer und thätiger benützt zu haben, da noch ſo manche Abſcheulichkeiten ungerügt und unbeſtraft geblieben waren, tröſtete ſich jedoch bald wieder, indem er bedachte, wie wenig ſein bisheriges Verfahren noch genützt habe, und daß das Menſchenpack ein zähes, eingefleiſchtes Sündervolk ſey, auch hatte er ja nicht wiſſen können, daß der Allmächtige ſo bald eine General-Amneſtie für alle bis dahin begangene Verbrechen ertheilen, und die Teufel ſelbſt zu Gnaden wieder aufnehmen würde. Unter ſolchen Lucubrationen brachte Michel den übrigen Theil der Nacht zu, und nur gegen Morgen ſchloß ein leiſer Schlummer ſeine Augen, aus dem er erſt erwachte als die Sonne ſchon hoch am Himmel ſtand.

Nachdem er ein ſehr mäßiges Frühſtück genommen, eilte er nach Neuilly in die Villa, die jetzt mehr als je alles einſchloß, was ihm auf Erden noch lieb und theuer war. Als ihm die Thüre geöffnet wurde, empfing ihn der Portier, ſo wie die übrigen

Diener mit einer an Beſtürzung gränzenden Beklommenheit, man beantwortete ſeine Fragen nur mit kurzen abgebrochenen Sylben; ahndungsvoll ſtürzte er in den gemeinſchaftlichen Saal der Madame Recamier, wo er dieſe Dame und Albertine in Thränen und den Marquis von Chateaubriand, ſie zu tröſten ſuchend, fand.

— Um Gotteswillen, wo iſt Roſa=Maria? fragte er haſtig.

Statt einer Antwort hörte er nur heftigeres Schluchzen und die Thränen floſſen um ſo ſtärker. Auf das mit ängſtlich bebender Stimme wiederholte Fragen nahm Herr von Chateaubriand endlich das Wort und ſagte:

— Ein unerhörtes Bubenſtück, eine Schandthat ohne Gleichen hat uns in der verwichenen Nacht den Engel geraubt.

— Iſt's möglich! rief Michel mit wildem Blick aus, wie konnte dies geſchehen, wer iſt der Räuber, wie ging dies zu, hat man keine Spur, iſt denn Niemand, der nachgeſetzt hat? ...

Dieſe und ähnliche Fragen entfielen gleich einem Strom aus Michels Mund, ſo daß Niemand nur Zeit zu einer Antwort hatte, dabei drückten ſeine Mienen und Geberden eine ſtarre Verzweiflung aus. — Endlich gelang es dem Herrn von Chateaubriand, ihm mitzutheilen, daß Roſa=Maria den vorhergehenden Abend nach Michels Entfernung noch bis beinahe Mitternacht beim Mondſchein einſam in einer Laube geſeſſen, wie ſie dies gewöhnlich, wenn es das Wetter erlaubte, zu thun pflegte, ſeit ſie in Neuilly war, und oft melancholiſche Romanzen oder italieniſche Lieder mit Begleitung einer Mandoline ſang. Als ſie aber nach Mitternacht noch nicht ins Haus zurückgekehrt, ſey ihre Schweſter, die ſie immer am Klavier oder ein Buch leſend erwartete, bevor ſie ſich ſchlafen legte, in den Garten hinabgegangen ſie zu holen, und da ſie ſie an dem gewöhnlichen Plätzchen und im ganzen Garten vergeblich geſucht und mit lauter Stimme gerufen ohne Antwort zu erhalten, habe ſie Lärm gemacht, die Leute gerufen, die ebenfalls alle Winkel durchſucht, ohne eine Spur von ihr zu finden, bis endlich ein Gartenknecht eine Trittleiter hinter großen Geſträuchen und Gebüſchen an der ſüdlichen Gartenmauer angelehnt gefunden, und zugleich die friſchen Spuren von mehrern Männertritten entdeckt habe. Die Leute hätten ſofort die Mauer überſtiegen und auf der andern Seite derſelben wieder eine Leiter auf dem Boden liegend und weitere Fußſtapfen, und in geringer Entfernung in dem Feld ſogar ein kleines Roſa=Flortüchelchen, das man für dasjenige er=

kannte, welches Roſa-Maria an dieſem Tage um den Hals geknüpft hatte, gefunden. Man habe dieſe Spuren bis zu dem ganz nahen Fahrweg verfolgt, wo man ebenfalls im Staub ganz friſche Huftritte mehrerer Pferde geſehen, welche bezeichneten, daß man den Weg nach der großen nach Paris führenden Landſtraße eingeſchlagen haben müſſe, wo ſich jedoch alle weitern Spuren verloren. Kein Menſch hatte die ganze Nacht im Landhaus der Madame Recamier ein Auge zugethan, alle Diener waren mit des Tages Grauen nach allen Richtungen mit dem Verſprechen großer Belohnungen, wenn ſie Nachrichten von der Geraubten brächten, ausgeſandt worden, aber noch war keiner zurück. Nachdem Michel den ganzen Garten durchrannt, die Stelle geſehen, wo die Leiter ſtand, eilte er in einem dumpfen Hinbrüten nach Paris zurück, mehr als einmal ausrufend: O Asmodi, nur noch ein einzigesmal erſcheine, und hilf mir mein anderes Leben wieder finden, ſonſt möchte ich wahnſinnig werden; dieſer letzte Dienſt würde alle übrigen aufwiegen, die du mir geleiſtet, und Alles, Alles gebe ich gerne um ihn hin!

Aber vergeblich war all ſein Flehen und Citiren. Asmodi ließ nichts von ſich hören. Michel eilte auf die Polizeipräfektur, den Vorfall anzuzeigen, und verſprach denjenigen, der ihm eine Nachricht von der theuern Geraubten bringen würde, auf Lebenszeit fürſtlich zu verſorgen, zugleich gab er das Signalement des Engländers Atkinſon an, auf den natürlich ſein erſter Verdacht gefallen war, und der, wie man in dem Hotel erklärte, das er bewohnte, ſeit zwei Tagen, man wiſſe nicht wohin, abgereist ſey. — Aber alles Forſchen und Suchen der Polizeiagenten, die zu Hunderten hinausgeſandt wurden, war eben ſo vergeblich wie Michels eigene raſtloſe Bemühungen, der, nachdem er drei Wochen lang die ganze Umgebung von Paris in einem Umkreis von drei Meilen, und obgleich er einen kaiſerlich ruſſiſchen Goldregen umherſtreute, ohne den mindeſten Erfolg durchſtöbert hatte, und dabei jeden Augenblick ausrief: O, nur noch einer Minute Dauer meine infernaliſche Macht wieder! ſich entſchloß, nach England zu gehen, wo er ſein anderes Ich und deſſen Räuber, von dem er ebenfalls noch nichts hatte entdecken können, vermuthete und zu finden hoffte.

XXII.

Michel bei dem Meeting in der Taverne der Freimaurer zu London. — Roſa-Maria wieder gefunden. — Wiederherſtellung und neue Verfaſſung der Hölle. — Michels Hochzeitsfeier. (Schluß.)

Mein Lauf iſt bald barok genug vollbracht,
Bald ſchlägts vielleicht mir gute Nacht;
Um die Schläfe wird auch ſchon das Haar mir weiß,
Gar nicht lange dauerts mehr, ſo bin ich Greis:
Dann kommt mit der Sichel
Hein und mäht den Michel,
Und bugſirt ihn hinter die Gardine.

Nachdem Michel vergeblich in Paris ſelbſt und auf viele Meilen in der Runde dieſer Stadt faſt keinen Winkel undurchſucht gelaſſen, Hände voll Gold ebenſo vergeblich hinausgeſtreut und demjenigen, der ihm auch nur eine Spur von der verſchwundenen Roſa-Maria nachweiſen würde, eine ungeheure Summe verſprochen hatte, jedoch dies alles ohne Reſultat geblieben war, beſchloß er, ſich nach England aufzumachen, denn dort, meinte er, müſſe der Räuber das ihm entwendete unſchätzbare Gut hingebracht und verborgen haben. Er reiſte nach London ab und mußte jetzt, wie alle andere Menſchenkinder, die gewöhnlichen Reiſegelegenheiten, wie ſie in Europa dermalen gebräuchlich ſind, was ihm freilich ſehr ungewöhnlich war, benutzen. Er fuhr auf der ſo eben eröffneten Eiſenbahn bis Havre, ſetzte von da in einem Dampfſchiff nach Southampton über, und begab ſich, wieder auf der Eiſenbahn fahrend, nach London. All dies Fuhrweſen ſchien dem ehemaligen Luftſegler Schneckenpoſten, und tödtliche Langeweile und Ungeduld, durch doppelte Beweggründe, das langſame Reiſen und den Zweck deſſelben hervorgerufen, verzehrten ihn. — In London angekommen, be-

gann er ſogleich dieſelben Nachforſchungen und raſtloſen Bemühungen, die er ſo vergeblich zu Paris angewandt hatte, und ſetzte abermals ein ganzes Heer von Kundſchaftern und Agenten, die er förmlich in ſeinen Sold nahm, in Bewegung, ohne ſich hier eines beſſern Erfolges wie dort zu erfreuen. Der arme Michel wollte faſt verzweifeln, und öfters kam ihm ſogar der Gedanke in den Sinn, daß ihm wohl gar Asmodi den unerſetzlichen Schatz geraubt, ihn irgendwo verborgen, und zu dieſem Zweck die Univerſal-Amneſtie und Vernichtung der Hölle erfunden habe, um ihn durch dieſes Mährchen zu täuſchen; doch ſchien ihm bei kälterem Blute die Sache wieder ſo unwahrſcheinlich, denn der Teufel hatte ſich immer auf eine ſo loyale Weiſe gegen ihn benommen, daß ihm dann ein ſolcher Verdacht als höchſt ungerecht dünkte. Etwas, wenn auch auf eine ſehr betrübende Weiſe, zerſtreute ihn jedoch die große Armuth und das unermeßliche Elend, welches der Mangel an Lebensmitteln und die furchtbare Theurung der unentbehrlichſten derſelben, wie Brod, Kartoffeln, Hülſenfrüchte u. ſ. w., bei den untern Klaſſen in England, Schottland und namentlich in Irland hervorgerufen hatte, und wodurch Tauſende dem ſchrecklichen Hungertode anheimfielen. Auch in dieſer Hinſicht war ihm Asmodis Verſchwinden ſehr leid, denn er war der Meinung, daß er mit Hülfe des hinkenden Teufels all dieſem Elend hätte ein Ende machen oder daſſelbe doch wenigſtens hätte lindern können. Um es jedoch nach ſeinen Kräften zu mildern, machte er ſich einſtweilen zum Kornſpekulanten, kaufte an all den Orten, wo ihn der Zweck ſeiner Reiſen hinführte, Getreide, Mehl, Frucht, Kartoffeln und Hülſenfrüchte auf, ließ ſie ſodann auf die Märkte bringen und ſeine Waaren jedesmal um zehn, zwanzig und mehr Procente, je nachdem die Umſtände waren, unter den Marktpreiſen verkaufen; daß er einen ungeheuern Abſatz fand, bedarf wohl keiner Erwähnung, auch zwang er dadurch andere Spekulanten, beſonders ſolche, die auf das Elend ihrer armen Mitbürger ſpekuliren, um ihren Mammon zu vermehren, unter allen Spekulationen die niederträchtigſte, mit ihren Preiſen herabzugehen und ſie ſo zu drücken *).

*) Mehrere Perſonen in Frankreich und England haben nach ihren Kräften auf eine ſo edle Art ſpekulirt, aber es waren gerade nicht die wohlhabendſten und reichſten, nicht die Cröſuſe und Goldkälber des Tages, die ſich zu ſolchen Spekulationen, deren Gewinn jedoch der ſegensreichſte iſt, hergaben.

Daß ſolche Unternehmungen das ihm von ſeinem hinkenden Freund zurückgelaſſene bedeutende Capital nicht vermehrten, ſondern die Millionen ſchnell und ſehr fühlbar abnahmen, war natürlich.

Während Michels Aufenthalt in London hatten angeſehene Engländer eine ungeheure Verſammlung, ein Meeting in der Taverne der Freimaurer veranſtaltet, deren Zweck war, eine Petition an die Königin Victoria abzufaſſen und zu veranſtalten, um gegen die Verletzung der Wiener Verträge durch die Beſitznahme Krakaus durch die Oeſterreicher zu proteſtiren. Der Marquis von Northampton präſidirte die zahlreiche Geſellſchaft, der viele Mitglieder und Lords des Ober- und Unterhauſes beiwohnten. — Der Graf Fitz-William, der Lord Wharnclife, der Lord Dudley Stuart, der Graf Arundel, der Lord Beaumont und ſelbſt der Lord-Major von London hielten Reden und machten Vorſchläge, die an engliſchem Unſinn, an brittiſcher Impertinenz, Arroganz und Lächerlichkeit wetteiferten, und ein Brief des Sir Stratford-Canning, der die Beſitznahme Krakaus als die unmoraliſchſte Handlung bezeichnete, und der der ehrenwerthen Geſellſchaft vorgeleſen wurde, erntete den lärmendſten Beifall derſelben, ebenſo die von Lord Wharnclife wiederholten Worte Palmerſtons: daß die Verträge am Rhein und Po nicht heiliger ſeyen als die an der Weichſel, und Lord Beaumont erklärte, daß mit der Beſitznahme Krakaus Oeſterreich ſeine Vertreibung aus Italien unterzeichnet habe. Es gab keine Extravaganz, der ſich die edlen Herren nicht überlaſſen hätten, die gänzliche Wiederherſtellung des alten tollen Polenreichs, die Vernichtung Deutſchlands, diejenige Rußlands, Oeſterreichs und Preußens, dies alles waren ihnen Kleinigkeiten, welche das gute engliſche Volk nur zu wollen brauche, um ſie zu verwirklichen, und wenig hätte gefehlt, ſo hätten ſie mit einem Federſtriche dieſe Reiche aus der Weltcharte vertilgt, wie Don Ranudo de Colibrados ſeine Nichte wegen einer Meſſalliance aus ſeinem Stammbaum ſtreicht. Dabei wurde das ſonſt ſo verſchmähte und gehaßte Frankreich in den Himmel erhoben, und eine Schutz- und Trutz-Allianz mit demſelben als das untrüglichſte Mittel empfohlen, Albion zu der ihm gebührenden Größe und Macht, zu der allmächtigen Beherrſcherin der Welt zu machen. Die ſämmtlichen Anweſenden ſchienen bald wie von einem Tarantelſtich begeiſtert, es war auch nicht einer, der in dieſem Augenblick nicht Oeſterreich zum Frühſtück, Rußland zum Mittageſſen und Preußen zum Souper aufgefreſſen, und gleich dem

raſenden Roland die Truppen dieſer Nationen wie Lerchen oder Krametsvögel ſchockweis geſpießt hätte; das übrige Deutſchland war ihnen gar nur ein Mundvoll, ein Brocken, kaum der Mühe des Aufhebens werth.

Michel hätte ſich geärgert, wenn die Rodomontaden und Bramarbaſaden nicht gar zu tragi=komiſch geweſen wären, ſo daß er ſich mehrmals in die Lippen beißen mußte, um nicht in ein laut=ſchallendes Gelächter auszubrechen. Doch hätte er alles darum gegeben, ſich noch einmal der infernaliſchen Macht bedienen zu können, um dieſen großbritanniſchen Stieren von Angeſicht zu Angeſicht recht derb die Wahrheit ſagen zu können; da dies nun unmöglich war, ſo beſchloß er ſchnell einige Zeilen an den Präſidenten der Geſellſchaft, den Marquis von Northampton zu ſchreiben, und ſie demſelben ſogleich zu übermachen. Er begab ſich deß=halb in ein Seitengemach der Taverne und ſchrieb:

„Mein edler Lord!

Nationen wie Individuen begehen denſelben Fehler, daß ſie die Splitter in den Augen Anderer mit vergrößertem Maßſtabe ſehen, während ſie die Balken in den eigenen gar nicht bemer=ken. Es ziemt Euch, Ihr egoiſtiſchen Krämerſeelen, denen von jeher nichts, gar nichts heilig war, ſo bald es galt, das ei=gene Krämerintereſſe zu fördern, am allerwenigſten, Euch zu Richtern und Tadlern der Handlungen anderer Regierungen und Nationen aufzuwerfen. Wie, Ihr, die Ihr die Uebermacht Eurer Waffen= und Kriegskunſt benutzt, um ein ganzes, aus mehr denn hundert Millionen Seelen beſtehendes Volk mit Gewalt zu vergiften und ihm das Gift trotz dem Widerſtreben ſeiner Regie=rung aufzubringen, denn was liegt Euch daran, wenn das chine=ſiſche Pack auch an Seele und Leib völlig verdummt und verdirbt, wenn Ihr nur ſein Geld dadurch in Eure bodenloſen Caſſen und Beutel leiten könnt, Ihr, die Ihr Euch unaufhörlich die ſchänd=lichſten Gräuel und verruchteſten Grauſamkeiten in ganz Indien und halb Aſien erlaubt, und Euern Wüthrichen daſelbſt geſtattet, Schandthaten zu begehen, vor denen der Menſchheit die Haare zu Berge ſtehen, nur um Euern unerſättlichen Golddurſt, Eure Länder= und Herrſchſucht zu befriedigen, Euch, Ihr Herren, kömmt es wahr=lich zuletzt zu, als Richter anderer politiſchen Handlungen aufzu=treten. Gebt erſt Gibraltar und Maltha heraus, deren Ihr Euch räuberiſcher Weiſe bemächtigt habt, gebt Corfu und den joniſchen

Inſeln ihre Freiheit wieder, deren Schutzherrſchaft Ihr Euch angemaßt, und ſie ſo beſchützt, daß ſie nach ruſſiſcher und türkiſcher Tyrannei ſeufzen und zu Gott beten, er möge ihnen doch einen Peter, Soliman oder Nikolaus, ſie zu befreien, ſenden. — Aber was Eure Galle bei der Beſitznahme ſo ſehr in Bewegung ſetzt, das iſt nicht Krakaus verlorene Freiheit, die ohnehin nie exiſtirte, nicht das Wohl und Glück von deſſen Bürgern, die bald finden dürften, daß ſie ſich weit beſſer als früher befinden, noch das von Polen und ſeiner Völker! nein, Euer Krämeregoismus blickt aus jedem Eurer Worte, aus jeder Eurer Bewegungen hervor; Ihr fürchtet, daß einem Euch ſo vortheilhaften Schmuggel dadurch ein Ende gemacht werde, und noch mehr, Ihr fürchtet, daß an einem ſchönen Morgen, Krakaus Beiſpiel folgend, auch die ſchmutzigen Canäle, durch die Ihr bis jetzt das Mark Deutſchlands ausſaugtet, verſtopft werden möchten, indem man dem republikaniſchen Unſinn der Hanſeſtädte ein Ende machte, die ſich dazu hergeben, das übrige Deutſchland zum Vortheil Großbritanniens in Schaden und Nachtheil zu bringen. — Hab' ich den Nagel auf den Kopf getroffen, hab ich? Wohlan, Ihr ehrenwerthen Herren, „wen's juckt, der kratze ſich,“ ſagt Euer größter Dichter, fühlt Ihr Euch getroffen, ſo werdet doch endlich klüger. Eurer verkehrten unſinnigen Krämerpolitik verdanken die nun ſo mächtigen Vereinigten Staaten Amerikas ihr Daſeyn, ohne Euren engherzigen Egoismus, Euer Länder und Völker ausſaugendes Syſtem, wäret Ihr noch heute im Beſitz dieſer herrlichen Colonien, die früher oder ſpäter Eurer angemaßten Herrſchaft der Meere ein Ende machen, und vielleicht dereinſt über das ehemalige Mutterland ſelbſt herrſchen werden. Folgt dem Rath, den Euch unlängſt eine Eurer eigenen Zeitſchriften ertheilte, indem dieſelbe, es war die Britannia, ſagte: „England ſollte ſich gar nichts um die politiſchen Händel des europäiſchen Continents bekümmern, weil doch alle brittiſche Humanität (!?) bei den undankbaren und England haſſenden Bewohnern des Feſtlandes weggeworfen ſey.“ — Und die Britannia hat in der That Recht, denn die Undankbarkeit der hellſehendern Bewohner des Feſtlandes geht wirklich ſchon ſo weit, daß ſie nicht einmal mehr einſehen wollen, daß, indem ſie die brittiſche Humanität für gut zu ſcheerende Schaafe hält, und als ſolche wirklich ſcheert, dies nur zu ihrem eigenen Beſten iſt, denn die guten Lämmer könnten ja ſonſt räudig oder wohl gar übermüthig werden, wenn man ihnen

den Kamm, das heißt die Wolle, zu ſehr wachſen ließ. — Alſo laßt die undankbare Siſiphusarbeit und fegt im eigenen Stall, wo noch ſo viel Miſt und Unrath vorhanden iſt, daß alle Schmutzkarren Alt=Englands nicht hinreichen würden, ihn wegzuſchaffen, und ſtatt Euch um die Polen und ihre Angelegenheiten zu bekümmern, ſorgt für Eure iriſchen verhungernden Brüder, für die Ihr weder Gefühl noch Mitleid habt, und die ebenfalls Euer Syſtem und Eure kieſelartigen Herzen ſo elend gemacht. Im Uebrigen verbleibe ich Euer wohlaffektionirter deutſcher

Michel.«

Lord Northampton erhielt dieſes Schreiben noch während er den Vorſitz bei dem Meeting führte, durchlief es haſtig, und ſteckte es dann etwas verlegen und verſtimmt in die Taſche. Einige der ſich ihm zunächſt befindlichen Mitglieder des Oberhauſes hatten dies bemerkt und fragten ihn: ob ſich daſſelbe auf die gegenwärtigen Verhandlungen beziehe? als er dies bejahte, baten ſie ihn, er möge es der Verſammlung laut vorleſen, er weigerte ſich jedoch, dieſe Bitte zu erfüllen, man drang aber immer mehr in ihn, und der Ruf: leſen, vorleſen! ward bald ſo allgemein und ſo ſtürmiſch, daß er gezwungen war, demſelben nachzugeben und den ehrenwerthen Britten den Brief Wort für Wort vorzuleſen. — Da gab es nun gewaltig verzogene Geſichter und Grimaſſen und mehr als eine dieſer Plumpuddingsnaturen zupfte ſich bei der Naſe, kratzte, räuſperte ſich und huſtete verlegen. Als der Präſident mit dieſer Vorleſung fertig war, fragte Lord Fitz=William: wer iſt denn dieſer Michel? — worauf ſich eine Stimme mit: »der deutſche John Bull,« vernehmen ließ.

Der Brief hatte bei der Verſammlung die Wirkung hervorgebracht, daß ſie, die vorher ſo geſprächig, lärmend und ſtürmiſch war, alle Welt verſchlingen wollte, plötzlich faſt ſtumm, kleinlaut, kleinmüthig und ſehr ruhig ward, und ſämmtliche Mitglieder derſelben, ſelbſt die Weltenſtürmer nicht ausgenommen, ſchlichen ſich ganz verblüfft, einer nach dem andern, wie die Katze vom Taubenſchlag, nach Haus.

Michel war mit der Wirkung ſeines Schreibens zufrieden, die Sache hatte ihn auf einige Momente zerſtreut, aber in ſeine vier Wände zurückgekommen, erneuerte ſich ſein Schmerz über ſeinen unerſetzbaren Verluſt nur um ſo nagender, da alle ſeine Boten

und Ausſendungen ihn fortwährend hoffnungslos und folglich troſtlos ließen. In und um London hatte man eben ſo wie zu Paris alles durchſucht, die Polizei zu Hülfe genommen, und kein Landhaus, keine Villa, kein Schloß unberührt gelaſſen, ohne Erkundigungen über deſſen Bewohner einzuziehen. Aber auch in alle Grafſchaften, nach Schottland und ſeinen Hochlanden, ſo wie in alle Departements Frankreichs und ganz Belgien hatte Michel Kundſchafter ausgeſandt und reichlich bezahlt, aber täglich liefen mehr als fünfzig Briefe an ihn ein, die ihm — Nichts, keine Nachricht von Roſa-Marias Aufenthalt brachten. — Während dieſer Zeit ſetzte er die oben angeführten Getreideſpekulationen noch in derſelben Weiſe und mit gleichem Gewinn fort, das Einzige, was ihn noch einigermaßen zerſtreute, ſo daß ſeine Kapitalien bald wie Schnee in der Sonne ſchmolzen, und er nach weniger als einem Jahr kaum mehr den hundertſten Theil derſelben beſaß.

Er war endlich wieder eben ſo troſtlos und noch troſtloſer nach Paris zurückgekehrt, als er daſſelbe verlaſſen hatte. Das Wiederſehen von Roſa-Marias Schweſter, und der Madame Recamier erneuerte nur ſeinen heftigen Schmerz, und nachdem er für Erſtere noch beſtens geſorgt und eine Summe, von der ſie anſtändig leben konnte, für ſie ausgeſetzt, beſchloß er, ſich in irgend einen Winkel von Deutſchland zurückzuziehen, und wählte nach einigem Hin- und Herſinnen Offenbach zu dem Aufenthalt, wo er den Reſt ſeines bewegten Lebens in Betrachtungen über die Nichtigkeit aller irdiſchen Herrlichkeiten, Freuden und Hoffnungen in einer melancholiſchen Ruhe zuzubringen gedachte. Mit den geringen Trümmern ſeiner Reichthümer reiste er dahin ab, kaufte ſich ein kleines Häuschen mit einem Gärtchen, das er ſelbſt zu bearbeiten beſchloß, und lebte nun wie ein Einſiedler.

Offenbach war von jeher der Aufenthalt mancher myſtiſchen Perſonen, der alte Polakenfürſt Frankh und ſeine ſonderbare Tochter, der Pietiſt Proli hatten hier ihre Reſidenz aufgeſchlagen, und Letzterer daſſelbe zum Schauplatz ſeiner frommen Umtriebe gemacht, womit er ſo manchen Gimpel in ſein Garn gelockt, alte Betſchweſtern und Buhldirnen um ſich verſammelt hatte, um durch deren Geld und Künſte ſeine habſüchtigen Zwecke zu verfolgen und zu erreichen. Es war demnach kein Wunder, daß auch Michel, der mit Niemand ſprach, mit Niemand umging, ein ſo einſames und zurückgezogenes Leben führte, nur eine alte Aufwärterin, die ihm

ſein Zimmer reinigte und ſein Eſſen aus einem Speiſehaus holte, ſah, ebenfalls von Offenbachs Einwohnern für ſo einen myſtiſchen Abenteurer gehalten wurde, dem nicht recht zu trauen ſey. Auch ſein Aeußeres ſchien ganz einem ſolchen Verdacht zu entſprechen, wenigſtens einen Sonderling zu verrathen. Er ging nur wenig und immer nur in den Abendſtunden aus und beſuchte alsdann die einſamſten Spaziergänge, ſeine Kleidung war ſehr einfach und beſtand in einem langen dunkelbraunen, bis unter das Kinn zugeknöpften Oberrock, ein breitrandiger Hut bedeckte das halbe Geſicht, deſſen andere Hälfte durch Schnurr-, Backen- und Kinnbart bedeckt war, ſeine Haare fielen in kaſtanienbraunen Locken bis auf die Schultern herab; ſein Blick war immer in ſich gekehrt und er ſchien Niemand zu bemerken. Was Wunder alſo, daß die guten Offenbacher irgend eine geheime Celebrität, wenigſtens ein politiſches Wunderthier in ihm vermutheten, und man ſich in dem ganzen Städtchen mit allerlei Erzählungen und Novellen von dem geheimnißvollen fremden Sonderling unterhielt. Bald wollte man noch einen illegitimen Sohn Napoleons, bald einen zweiten Kaspar Hauſer, bald einen Abkömmling des alten Polakenfürſten, und Gott weiß was alles in ihm wittern. Gewiß ſchien es den meiſten, daß es jedenfalls ein Thronprätendent irgend eines europäiſchen Staates ſeyn müſſe. — Michel ſelbſt hatte die Welt und die Menſchen ſo herzlich ſatt, daß er ſich um all dies Gerede nicht bekümmerte, ja nicht einmal ahnte, was hinſichtlich ſeiner gemunkelt wurde; ſein einziger Gedanke war an ſein verſchwundenes Mädchen und das mit ihm verlorene Lebensglück, alle ſeine Gedanken concentrirten ſich in dem Andenken an Roſa-Maria, und für alles Andere hatte er keinen Sinn mehr, auch verboten ihm ſeine immer beſchränktern Mittel jede koſtſpieligere Zerſtreuung. Dann und wann machte er einen Gang nach dem nahen Frankfurt, wo ihn die Neugierde einmal in eine Verſammlung der ſogenannten Lichtfreunde, die im Wolfseck gehalten wurde, trieb, und die über Politik, Philoſophie und Religion verhandelten. Zu ſeinem Erſtaunen fand er daſelbſt einen alten Bekannten, einen gewiſſen Jucho, der das große Wort in derſelben führte, das heißt, den größten Unſinn in derſelben ſchnatterte. Es war dies einer von den Helden, die 1833 im Finſtern andere unbeſonnene junge Leute zu tollen Streichen und zweck- und planloſer Erſtürmung der Wachen hetzten, während ſie hinter ſichern Mauern den Ausgang

der Sache und die gebratenen Kaſtanien erwarteten, aber dennoch den Wirth ohne Rechnung gemacht hatten, da auch ſie und mit ihnen dieſer Jucho beim Schopf genommen wurden, und ihre tückiſchen Dummheiten mit mehrjähriger Gefängnißſtrafe büßen mußten. Dieſer Jucho war es, der auch Michel zu der Albernheit der Erſtürmung der Frankfurter Hauptwache verleitet hatte, und dieſer Menſch, ein verunglückter Advokat, war es, der ſich jetzt wieder zum Weltreformator in Frankfurt aufwerfen wollte, über Philoſophie, Religion und Politik, Dinge, die ihm ſo fremd als die wahre Jurisprudenz, diskutirte, um nebenbei — ſein Schäfchen zu ſcheeren. Man muß freilich ſolchen Subjekten und ihren Streichen keine Wichtigkeit beilegen, was ſie erſt einigermaßen wichtig machen könnte, aber ein Paar Jahre ins Narrenhaus möchte nicht ſchaden, die Schellenkappen haben ſie ja ohnehin ſchon lange aufgeſetzt. — Michel ärgerte ſich, jemals in einem Verkehr mit ſolchen Wichten geſtanden zu haben und bemerkte dabei, daß die meiſten Anweſenden in der Verſammlung, die, wie es ſchien, nur bloße Neugierde angezogen, über die philoſophiſch-politiſchen und religiöſen Hanswurſtiaden eines Jucho und Conſorten nur lachten und das Ganze als eine komiſche Unterhaltung, eine luſtige Poſſe betrachteten.

So hatte Michel ſchon beinahe ein halbes Jahr in dem ſtillen Offenbach geräuſchlos gelebt, und man fing an, ſich weniger um deſſen Daſeyn zu bekümmern, als ſich eines Morgens früh beim Sonnenaufgang plötzlich die Thüre ſeines Schlafzimmers öffnete und eine freundlich lächelnde Geſtalt vor ſein Bett trat.

Der noch Schlaftrunkene rieb ſich die Augen und fragte erſtaunt:

— Wer ſeyd Ihr, was wollt Ihr bei mir zu dieſer Stunde?

— Wie, erkennſt Du denn Deinen alten Freund gar nicht mehr? ei, ei, das iſt nicht ſchön von Dir, Michel, freilich haſt Du mich ſo noch nie geſehen.

Michel ſchüttelte den Kopf.

— Wohlan, wirſt Du mich ſo erkennen?

Und der Fremde hatte ſchnell eine andere Geſtalt angenommen.

— Asmodi! rief Michel noch erſtaunter aus.

— Er ſelbſt, erwiederte dieſer.

— Was führt Dich wieder zu mir?

— Wir haben den Himmel wieder verlaſſen müſſen.

— Was zum Henker! und nun?

— Die Hölle iſt wieder hergeſtellt.

— Wie ging das zu?

— Wir konnten uns im Himmel nicht vertragen und nicht gefallen, und da auch der Allmächtige einſah, daß trotz allen Amneſtien das Menſchenpack unverbeſſerlich iſt, ſo gab er dem unterthänigſten Geſuch des Großſatans nach und reſtaurirte deſſen Reich.

— Alſo eine hölliſche Reſtauration.

— Allerdings, jedoch mit einer völlig neuen Conſtitution, man iſt auch im Himmel progreſſiv geworden und geht mit dem Zeitgeiſt fort.

— Das freut mich, doch vor Allem: was iſt aus Roſa-Maria geworden?

— Davon nachher, jetzt nur ſo viel, daß ſie Dir in jeder Hin ſicht unverſehrt erhalten iſt.

— Aber wo? laß uns hin.

— Gedulde Dich doch noch einige Augenblicke, ich will Dir erſt die Geſchichte der Wiederherſtellung und der neuen Verfaſſung des infernaliſchen Reiches mittheilen.

— Das hat Zeit bis ſpäter, laß uns zuerſt zu meinem Lieb und anderm Leben, oder theile mir wenigſtens mit, wo ſie iſt, wie es ihr geht, was, ſeitdem man ſie mir geraubt, mit ihr vorging, ob . . .

— Alles in einem Athem, nur Geduld, eines nach dem andern, alſo zuerſt wo ſie iſt? — In einem Landhaus, das kaum tauſend Schritte von dem entfernt iſt, welches Madame Recamier bewohnt.

— Wie iſt dies möglich, ich habe alle durchſuchen und auskundſchaften laſſen.

— Es iſt Dir ergangen, wie es in dem alten Lied heißt.

Asmodi trillerte:

Man ſchafft ſo gern ſich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet ſie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das an dem Wege blühet.

Und ſo erging es Dir, die halbe Welt haſt Du durchrannt und durchſtöbert, und geſucht, was Du zwei Schritte von Dir mit Händen hätteſt greifen können.

— Ich begreife gar nicht, wie . . .

— Das iſt nicht Deine Schuld, Du biſt nicht allwiſſend, und jedem andern Sterblichen würde es an Deiner Stelle eben ſo gegangen ſeyn.

— Doch erkläre mir endlich einmal . . . .

— Wie Alles zugegangen. Nun ſo höre: Der Engländer Atkinſon war der Räuber, der Dein Liebchen mit Gewalt entführte, und hier war Dein Verdacht ganz richtig; daß Dir aber Dein Mißmuth einigemal den Streich ſpielte, ſelbſt mich zu verdächtigen, Dir Roſa-Maria geraubt zu haben, das war kindiſch.

— Wie, Du weißt? . . . verzeihe . . . doch fahre fort . . .

— Einem Verliebten muß ſelbſt der Teufel viel zu gut halten. Alſo weiter. — Das arme Mädchen wurde in ihrer Laube von ein Paar handfeſten Kerls, die Atkinſon gedungen hatte, überfallen und ihr zugleich der Mund mit naſſen Tüchern verſtopft. Auf bereit ſtehenden Leitern ward ſie über die Mauern gebracht, einige Stunden im Galopp herumgefahren, während welchen ſie eine gute Zeit bewußtlos in einer Ohnmacht lag, um dann ungefähr wieder auf denſelben Fleck zurückgebracht zu werden, von dem man ſie geholt, das heißt, ganz in die Nähe des Gartens der Madame Recamier.

— Unbegreiflich, aber welches Haus verwahrte das Kleinod?

— Du entſinnſt Dich, daß nördlich von der Villa, welche Madame Recamier bewohnt, etwas mehr nach der Seine zu, ein Park von ſehr großem Umfang, mit hohen Mauern umgeben, liegt, mitten in demſelben, von einem dichten Gehölz umſchloſſen, und ein Paar hundert Schritte hinter dem Wohnhaus deſſelben befindet ſich ein großer Teich, in deſſen Mitte ſich auf einer Inſel ein kleines modern-gothiſches Schlößchen befindet, das vier Thürmchen flankiren, hier nun weilt Roſa-Maria ſeit ihrer Entführung in Geſellſchaft einer alten Wärterin, die den Schatz gleich einem Drachen hütet.

— Iſt's möglich? Aber ich entſinne mich recht gut, daß ich auch an dieſem Park angeklopft und mir von einem alten Diener die Antwort wurde, daß hier Niemand wohne und die Herrſchaft abweſend, ihm aber verboten ſey, Jemand zu empfangen, und damit ließ ich mich abfertigen und hatte um ſo weniger Verdacht, als derſelbe ſo nahe lag und mir auch noch von andern Seiten berichtet wurde, daß der Park und das Landhaus einer alten Dame gehöre, welche ſich ſchon ſeit einiger Zeit in Italien aufhalte.

— Ganz recht, aber Atkinſon hatte ihn ſchon ſeit einem Vierteljahr gemiethet, was man nicht wußte, und der Diener, der Dich abfertigte, war ſein getreuer Mitwiſſer.

— Doch wie war es möglich, daß Roſa-Maria ſelbſt während ſo langer Zeit Niemand von ihrem Aufenthalt Nachricht geben konnte, und nicht wenigſtens durch Schreien und Klagen . . .

— Das war ihr ſchlechterdings unmöglich, ſie hat dieſe Inſel, wo ſie gleich einem verwünſchten Schatz von Drachen bewacht wurde, auch keinen Augenblick verlaſſen können, alle ihre Klagelieder, deren ſie nicht wenige ſang, verhallten ungehört in den Wolken, und auch ihr ärgſtes Schreien würde nicht über die Mauern gedrungen ſeyn, dabei wich ihr ihre Wärterin und Kerkermeiſterin nicht von der Seite; ein kleiner Nachen, von dem alten Diener, den Du an der Pforte des Parks ſprachſt, geleitet, bringt jeden Morgen die Bedürfniſſe für den ganzen Tag und fährt ſogleich wieder ab, nachdem er ausgeladen. Außer Dir und der Freiheit ging Roſa-Maria auf ihrer einſamen Inſel im Uebrigen nichts ab.

— Das heißt ſo viel wie Alles.

— Meinſt Du? Doch hatte der Engländer für alles geſorgt, was ihr bequem ſeyn und Unterhaltung gewähren konnte. Eine gut ausgewählte Bibliothek der beſten Werke in franzöſiſcher, deutſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache, ein vortrefflicher Flügel von Pleyel, herrliche Gemälde, Handzeichnungen, der prächtigſte und koſtbarſte Blumenflor, eine Volière mit den bunteſten Vögeln aus allen Weltgegenden bevölkert, eine Faſanerie, alle Apparate zu weiblichen Handarbeiten, zur Malerei ꝛc., nichts mangelt ihr, die Zeit angenehm hinzubringen, Mylord Atkinſon hat nichts vergeſſen.

— Dafür wollen wir auch nicht vergeſſen, dieſem Atkinſon den Lohn ſeiner Schandthat zu geben. Wie benahm er ſich gegen den Engel, hat der engliſche Holzblock die Achtung, die er ihr ſchuldig war, nicht außer Augen geſetzt? hat er ſie mit Zudringlichkeiten verfolgt, wohl gar . . . . Vielleicht gar! . . . Ha, wenn ich an ſo etwas denke, dann ſchwindelt mir.

— Sey darüber ganz ruhig, Dein Nebenbuhler war weit genügſamer, als Du es in einem ähnlichen Falle wohl geweſen ſeyn würdeſt, er war, wenn auch nicht an Großmuth, doch an Enthaltſamkeit ein wahrer Scipio; er hat während der ganzen Zeit nur zweimal mit Roſa-Maria geſprochen, und als ſie ihm das Letztemal, es iſt ſchon über ein Jahr her, geſagt, daß ihr ſeine Gegen-

wart unausſtehlich wäre, hat er auch keinen Fuß mehr auf die Inſel geſetzt, dagegen ſtreift er vom Morgen bis zum Abend in dem Park herum und läßt ſich faſt alle halbe Stunden an dem Ufer des Teiches blicken, wirft ſo ſchmachtende Blicke auf das Eiland und das Schlößchen, daß ſich die alten Ulmen, die es umgeben, erbarmen möchten, und lorgnettirt faſt die Mauern der Gemächer durch, in denen er ſein Idol vermuthet; hinter einem dichten Strauch wilder Roſen ſitzt der arme Seladon halbe Tage lang und erwartet mit wahrhaft engliſcher Geduld, daß ſich der Abgott ſeiner Seele an den Fenſtern oder an den Ufern des Teiches zeige, und iſt überſelig, wenn ſich das theure Bild endlich in dem Waſſer ſpiegelt.

— Ha, zu ſo etwas iſt doch nur ein Engländer fähig.

— Stille, ich könnte Dir ſonſt deutſche Schmachtlappen zu Dutzenden anführen, die noch ganz andere Beweiſe des Wertheriſirens lieferten, und Dein Einſiedlerleben in Offenbach iſt ſogleich einer derſelben.

— Aber da Du meine Leiden und meine Pein kannteſt, warum offenbarteſt Du mir nicht, wenn auch nur durch einige Winke, zu meiner Beruhigung, wo ſich Roſa-Maria aufhielt und was aus ihr geworden?

— Während unſers Aufenthaltes im Himmel war uns jeder Verkehr mit der irdiſchen Miſere unterſagt, und dies war auch eine der Urſachen, die uns den Himmel ſo langweilig machten; jetzt iſt dies wieder anders, und mein erſter Flug nach der Beſitznahme der neuen Hölle war zu Dir.

— Wohl, ſo laß uns jetzt zu ihr, der und für die ich nur noch lebe.

— Noch iſt es etwas früh am Tage, das arme Mädchen ſchlummert noch, in ſüße Morgenträume eingewiegt.

— Gut, ſo wollen wir einſtweilen ihren abſcheulichen Räuber beſtrafen, der ſollte mindeſtens der erſte Ankömmling in Eurer neuen Hölle ſeyn.

— Zu ſpät, ſie füllt ſich mit jeder Sekunde, und ſeit ihrem Entſtehen ſind ſchon Tauſende von armen Sünderſeelen eingewandert.

— Wohlan, ſo theile mir die Geſchichte der Wiederherſtellung Eures Reiches und deſſen jetzige Verfaſſung mit.

— Dieſe Geſchichte kann ich Dir mit wenig Worten berichten;

von ihrer jetzigen Verfaſſung und ihrem Zuſtande magſt Du Dich ſelbſt überzeugen, wir haben gerade noch ſo viel Zeit, um vor unſerer Reiſe nach Paris einen Flug dahin zu machen. Gar bald hatte der Allmächtige eingeſehen, daß ohne Hölle die Sünder eben ſo wenig zu beſſern und abzuſchrecken ſeyen, als die eingefleiſchten Verbrecher auf Erden durch gänzliche Abſchaffung der Todesſtrafe.

— Wie, Du meinſt alſo, daß eine völlige Abſchaffung der Todesſtrafe auf Erden nicht thunlich ſey?

— Eben ſo wenig, als der Tod und das Sterben überhaupt abzuſchaffen wären.

— Da bin ich anderer Meinung, wenigſtens ſollte Menſchen niemals das Recht zuſtehen, ihres Gleichen eines Gutes zu berauben, das nie und unter keinen Umſtänden zu erſetzen in ihrer Macht ſteht.

— Da haben wir den Philanthropen; gerade dieſes Gut hat derjenige verwirkt, der es mit Vorbedacht und meuchleriſcher Weiſe ſeinem Bruder raubt. Raub- und Meuchelmörder müſſen unter allen Umſtänden die Todesſtrafe erleiden, und ſie allein iſt es, welche auch meiſtens die verruchteſten Böſewichter noch abſchreckt und vom Mord abhält; ſchaffe ſie heute ab und laß dieſe rohen Naturen, denen Zuchthaus und Galeere oft noch ein wahres Gaudium iſt, das Beil und den Strick des Henkers nicht mehr zu fürchten haben, dann wird Raub- und Meuchelmord ſich verzehnfachen. Daher iſt all das philanthropiſche Geſalbader von gänzlicher Abſchaffung der Todesſtrafe in die Rumpelkammer des blöd- und kurzſichtigen Unſinnes menſchlicher Schwachköpfe ein für allemal zu verweiſen. Wer vorſätzlich tödtet, muß wieder getödtet werden.

— Du biſt noch der alte Asmodi, der Aufenthalt im Himmel hat Dich wenig verändert; doch, um wieder auf die neue Hölle zu kommen....

— Nebſt dem, daß es nun einmal ohne Hölle durchaus nicht gehen wollte, da man nach wie vor fortſündigte und Verbrechen beging, kam uns andern Teufeln, die wir wieder zu Gnaden im Himmel aufgenommen worden waren, das Leben daſelbſt verdammt langweilig vor, wir konnten uns nun einmal, da wir ſchon ſo viele tauſend Jahre das infernaliſche Leben und in der Hölle nach Belieben zu ſchalten und walten gewöhnt waren, nicht mehr an all dieſe himmliſche Etiquette und Ceremonien,

dieſe ewigen Seligkeiten gewöhnen, dies alles war uns viel zu einförmig, und Papa Großſatan wiederholte täglich ſeinen alten Wahlſpruch: „lieber in der Hölle herrſchen als im Himmel kriechen.“ Hiezu kam auch noch, daß die nie gefallenen Engel und Erzengel die einmal gefallenen mit neidiſchen Blicken und ungünſtig anſahen, und zwiſchen ihnen und uns nie eine aufrichtige Harmonie herrſchte, was uns die himmliſchen Freuden noch mehr verbitterte, da wir bald einſahen, daß wir doch immer nur eine untergeordnete Rolle in den Regionen der Seligen ſpielen würden; auch that es uns gewaltig leid, ſo ganz außer allen Verkehr mit der irdiſchen Miſere gekommen zu ſeyn, die uns doch die meiſte Unterhaltung und fortwährend ſo manchen Hauptſpaß gewährt hatte. Schon dachte Großſatan und mehrere ſeiner Getreuen an einen abermaligen Abfall vom Allmächtigen und an eine zweite Empörung gegen die Weltordnung der Dinge; das dolce far niente im Himmel, wo wir ſo gar nichts zu ſchaffen und eigentlich nur Sinekuren inne hatten, brachte uns mit auf ſo teufliſche Gedanken, die ſchnell zur Reife gediehen und zum Ausbruch gekommen wären, wenn nicht eines Tages, gerade noch zur rechten Zeit, der Erzengel Gabriel im Namen ſeines allmächtigen Herrn dem Papa Großſatan Eröffnungen gemacht hätte, die gerade in ſeinen und ſeiner Anhänger Kram paßten. Es war nehmlich die Rede von der Gründung eines neuen Höllenreichs, da weder Sünder noch Verbrecher ausſtarben, nur ſollte dies unter andern Formen und Verfaſſungen wie das frühere beſtehen, und mehr dem vorangeſchrittenen Zeitgeiſt der Sterblichen angemeſſen ſeyn. — Mit Freuden nahm Großſatan die ihm gemachten Vorſchläge an, und ging im Voraus alle Bedingungen ein, welche ihm gemacht würden, wenn er nur wieder als ein ſelbſtſtändiger Herrſcher eine Rolle ſpielen könnte. Unter ſolchen Umſtänden war die Sache bald geordnet, und wir haben ſeit Kurzem das neue, freilich ganz anders organiſirte Höllenreich unter den uns vorgeſchriebenen Bedingungen angetreten, die uns freilich nicht beſonders angenehm ſind, da die neue Conſtitution eine gewaltige, eben nicht ſehr unterhaltende Einförmigkeit verſpricht, bei der uns die Langeweile nicht wenig bedroht, aber was wollten wir machen? — eine zweite Empörung hätte noch ein weit ſchlimmeres Reſultat herbeiführen können, und da Großſatan wenigſtens doch wieder ein eigenes Reich zu beherrſchen bekam und der Ausgang eines abermaligen Kampfes ſehr zweideutig war, ſo fügte

er ſich in das Unabänderliche, und er, ſein Hof und alles, was dazu gehört, ſind nun in dem neuen Reich ſeit einigen Tagen inſtallirt. Haſt Du nun Luſt, ſo wollen wir es im Flug in Augenſchein nehmen.

— Herzlich gerne, denn ich bin doch neugierig, die neue Hölle kennen zu lernen.

— Eine eigentliche Hölle, oder was man bisher unter dieſer Benennung verſtand, iſt es zwar nicht, denn der neue Strafort hat eine ſehr froſtige und kalte Temperatur, Du findeſt keinen Funken Feuer in demſelben, doch laß uns nun fort.

Asmodi und Michel erhoben ſich nun wieder in die Lüfte, als aber der Flug immer aufwärts ging, ſtatt ſich wieder gegen die Erde zu ſenken oder die Richtung nach einem Vulkan zu nehmen, ſagte Michel:

— Aber was ſoll denn das, wir fliegen ja fortwährend in die Höhe, iſt die neue Hölle etwa im Himmel?

— Das nicht, aber in einem eigens dazu erſchaffenen Planeten.

— Doch nicht in dem, den Leverrier kürzlich entdeckte?

— Ganz recht, in demſelben.

— Der hatte alſo gut entdecken, was eben erſt ſichtbar geworden.

Bald waren unſere Reiſenden in dem neuen großſataniſchen Reiche angekommen, und Asmodi führte ſeinen Gefährten durch eine hohe, ſchwarz- und weißgeſprenkelte, marmorartige Pforte, durch einen großen Vorhof in einen ungeheuern hochgewölbten Saal mit ganz kahlen, aber ſpiegelglatt polirten Wänden, in dem ſie auf eine Menge menſchenartiger Figuren ſtießen, die ſich ziemlich lahm bewegten.

— Wer ſind denn dieſe Geſtalten? fragte Michel.

— Das ſind einige von den dienſtbaren Geiſtern Großſatans.

— Die haben ja gar nichts Dämoniſches mehr an ſich.

— Teufelsgeſtalten, wie ſie früher waren, wirſt Du keine mehr bei uns finden, alle Teufel, ſelbſt Großſatan, haben jetzt ein ſehr menſchliches Ausſehen, alle ſichtbaren Hörner, Schwänze, Krallen und Klauen ſind für ewige Zeiten abgeſchafft, ebenſo iſt die ſchwarze Hautfarbe vertilgt und hat einem lebhaften Incarnat Platz gemacht, nur im Innern ſiehts bei vielen um deſto ſchwärzer aus. Doch laß uns nun raſch unſere Aufwartung beim Papa Großſatan machen, damit wir weiter und bald nach Paris kommen.

Michel ſchritt jetzt an ſeines Führers Hand durch mehrere

Gemächer, in welchen ſich viele Unter- und Oberteufel befanden, die ſämmtlich gewaltig grämliche Geſichter ſchnitten und ein ſehr gemeines menſchliches Ausſehen hatten. Im großſataniſchen Audienzſaal angekommen, fand Michel dieſen eben ſo kahl und ungeſchmückt, wie alle übrigen Säle, die er durchwandert hatte, und als Papa Großſatan erſchien, und er denſelben ehrerbietig grüßte, dankte er ihm nur mit einem froſtigen Nicken, und auf all ſeine Glückwünſche zur, wenn auch veränderten Wiederherſtellung ſeines Reiches, ward ihm nur ein höchſt einſylbiges: Hm, zur Antwort. Alle Umgebungen des Herrſchers des neuen Straforts, Miniſter, Großoffiziere und ſelbſt das Damenchor ſchnitten eben ſo verdrüßlich langweilige Geſichter, wie ihr Herr und Meiſter. Michel beurlaubte ſich ſchnell, denn auch ihm ward es ganz ſeltſam zu Muthe, und die alte Hölle hatte ihn weit mehr ergötzt.

Mit des Großſatans Erlaubniß zeigte ihm Asmodi nun die neuen Straforte, indem er eine ſchwarze eherne Pforte öffnete, durch welche man in ein unabſehbares Gewölbe trat, deſſen Höhe und Ende Michel mit ſeinen ſterblichen Augen gar nicht entdecken konnte. In demſelben erblickte er hie und da eine menſchenähnliche Figur faſt nackend und gleich einem verlorenen Hund in einer unermeßlichen Wüſte einherwandeln, alle hatten ein ſilberhäutiges, mehr oder minder großes ſchlangenartiges Thier um den Hals gewunden, deſſen verſchlungener Kopf ſich bis zur Bruſt hinabſenkte und hier unaufhörlich zu beißen, zu nagen und zu wühlen ſchien, wobei die Gemarterten ſchreckliche Schmerzensgeſichter machten.

— Und wer ſind denn dieſe? fragte Michel.

— Neu angekommene Sünder und Verbrecher, denen unter den heftigſten Schmerzen, je nachdem die Größe ihrer Verbrechen iſt, die Schlangen der Reue und der Gewiſſensbiſſe unaufhörlich am Herzen nagen. Es ſind ihrer erſt einige Hunderttauſend, die gleich verlorenen Schaafen hier troſtlos umherirren.

— Und dies iſt all ihre Höllenſtrafe?

— Sie iſt ſchrecklich genug, doch iſt noch ein zweiter Strafort für die auf Erden ganz reueloſen Verbrecher und verſtockten Sünder vorhanden, zu der ich Dich jetzt führen will.

Beide flogen nun weiter, und nachdem ſie einen ungeheuern Raum zurückgelegt hatten, ſprengte Asmodi eine zweite, ganz ſchwarze Pforte, und Michel erblickte nun eine unabſehbare Menge zahlloſer kleiner Häuschen, nicht viel größer als Theaterlogen, von einer

ſeltſamen Farbe, und über die ganze Gegend ſchwebte eine Wehmuth erregende Finſterniß; alle dieſe Häuschen waren jedoch ſo eingerichtet, daß aus deren Oeffnungen, ein jedes hatte nur eine, man keines der andern, ſondern nur eine finſtere Wüſtenei ſehen konnte.

— Und was hat es damit für eine Bewandtniß? fragte Michel weiter.

— Dies ſind die Cellengefängniſſe der neuen Hölle für die verſtockteſten und reueloſen Sünder, in denen ſie abgeſondert ſo lange, ohne irgend ein lebendes Weſen zu ſehen, weilen müſſen, bis ſie zur Erkenntniß und aufrichtigen Reue ihrer Unthaten gekommen ſind, dabei ſind ſie, wie Du an den wenigen Tauſenden, die bereits die erſten Cellen bewohnen, ſehen kannſt, mit demſelben Halsſchmuck geziert, nur daß hier die Schlangen goldhäutig, weit größer ſind und weit ſchärfer nagen und beißen.

Michel blickte in einige dieſer Cellen, und ſah wie die darinnen eingeſperrten Sünder ſich auf das Gräßlichſte geberdeten und die wüthendſten Schmerzen in ihren Mienen verriethen.

— Dieſe Strafe ſcheint mir ſchrecklicher als alle, die in der alten Hölle waren, ſagte Michel.

— Sie iſt aber die einzige, die zur Erkenntniß und Beſſerung ſolcher verworfenen Seelen führen kann. Sobald dies der Fall iſt, werden ſie in den erſten Strafort gebracht, aus dem ſie, nachdem ſie genug gelitten und aufrichtig bereuet haben, endlich Erlöſung hoffen dürfen. — Du wirſt mir geſtehen, daß dieſe einförmige Behandlung der Verdammten, ſo wie deren endliche Befreiung von den Strafen, für uns Teufel gräßlich langweilig iſt, ja wir ſind dadurch mit beſtraft und ſelbſt zu einer Art Cellenſtrafe verurtheilt, aber was können wir machen, wir ſind nun einmal die Bedingungen eingegangen, haben es uns gefallen laſſen, und jedes Auflehnen, jede neue Empörung iſt uns nun unmöglich geworden, es bleibt uns nun nichts anders übrig, als uns in das Unvermeidliche zu fügen.

— Fort, laß uns fort von hier, es wird mir ſelbſt ſchrecklich zu Muthe.

— Ohne Dich bei Sr. Majeſtät zu beurlauben?

— Du wirſt mich beſtens entſchuldigen.

Gegen Mittag gingen Michel und Asmodi über die Brücke von Neuilly gerade nach dem Park zu, der die Welt des Erſtern einſchloß.

Klirrend fuhren die Pforten deſſelben bei Asmodis Berührung weit auseinander und der alte Diener ſtürzte erſchrocken aus ſeinem Wachthäuschen.

— Was iſt Euer Begehren? fragte er ſchnell die Herren.

Statt aller Antwort hauchte ihn der Teufel an und der Mann ward zur Bildſäule; mit aufgeſperrtem Mund und ſtieren Augen ſah er den beiden Fremden nach, die den Weg nach dem Teich einſchlugen, ohne ſich von der Stelle bewegen zu können.

Michel eilte mit Rieſenſchritten durch die langen Irrwege, die zu dem Waſſer führten, ſetzte mit ſeinem Gefährten im Hui über daſſelbe, und ſtand im nächſten Augenblick vor Roſa-Maria, die ihm mit ſtummem Entzücken in die Arme fiel, während die alte Aufwärterin mit ſtarrem Entſetzen dem Spiel der Liebenden zuſah.

— Meine Roſa, liſpelte Michel endlich nach einer mehrere Minuten langen Umarmung.

— Mein theurer Geliebter, erwiederte kaum vernehmbar das holde Mädchen.

Und wieder trat eine ſtumme Pauſe ein.

Die Alte ſah bald den Teufel, bald das liebende Paar an, wußte nicht wie ihr geſchah, und wollte, als ſie endlich wieder zu einiger Beſinnung gekommen, davon eilen, um Lärm zu machen, aber Asmodi trat ihr in den Weg und ſagte:

— Nicht von der Stelle, alte Hexe.

Und das Weib war ebenfalls gebannt.

Stürmer und Roſa-Maria hatten endlich die Sprache wieder gefunden, ergoſſen ſich in Verſicherungen ewiger Liebe und Treue, und theilten ſich gegenſeitig mit, was ſie gelitten, empfunden und für Qualen erduldet, während keines wußte, was aus dem andern geworden, und Michel ſchloß endlich mit den Worten, daß ſie nun nichts auf der Welt mehr trennen ſolle und ſie ſchon in den nächſten Tagen Mann und Frau ſeyn würden. Dieſe Worte wurden abermals mit einer Umarmung und minutenlangen Küſſen beſiegelt.

— Asmodi, Du wirſt die Anſtalten zur Vermählungsfeier treffen.

— Wohl, doch wie wünſcheſt Du, daß es damit gehalten werden ſoll?

— Dies laß mich noch mit Roſa-Maria überlegen.

Während unter Herzen und Küſſen Michel und Roſa mit abgebrochenen Worten über die zu machenden Anſtalten der bevorſtehenden Hochzeitsfeſtlichkeiten ſprachen, ſagte plötzlich Asmodi:

— So eben kömmt der Räuber Deines Mädchens.

Alle ſprangen auf und an das Fenſter, wo ſie den Atkinſon am jenſeitigen Ufer ſtehend, unruhig nach den Gemächern blickend ſahen, die ſeine Geraubte bargen.

Michel rief ſogleich: jetzt iſt's Zeit, daß der engliſche Bube für ſeine Unthat beſtraft werde.

— Wie willſt Du ihn beſtraft wiſſen?

— Nicht gar zu teufliſch, doch ſo, daß ſich ſeine Liebesglut gehörig abkühlt.

Asmodi ließ ſich nun am Fenſter in der Geſtalt eines braungelockten Pariſer Löwen ſehen, der eine wunderſchöne Frauengeſtalt im Arme hielt und küßte. Atkinſon wollte die geliebte Roſa-Maria in derſelben erkennen, rannte nach dem Nachen, den er jedoch vergebens ſuchte, und endlich auf dem jenſeitigen Ufer erblickte, und da die Careſſen der vermeintlichen Liebenden immer inniger wurden, wodurch ſich ſein Ingrimm und Zorn auf das Höchſte ſteigerte, ſo entſchloß er ſich raſch als ein guter Schwimmer in das Waſſer zu ſtürzen, um ſo das jenſeitige Ufer zu erreichen und den Frechen, der den Engel, den er ſelbſt ſo platoniſch verehrt hatte, ſo menſchlich gemein und frech entweihte, gehörig zu beſtrafen. Als er aber die Hälfte des Weges erſt watend, dann ſchwimmend zurückgelegt hatte, da konnte er auf einmal trotz allen Anſtrengungen nicht weiter vor- noch rückwärts, ſondern fühlte ſich wie durch eine unſichtbare Gewalt mitten im Waſſer feſtgehalten, jedoch ſo, daß ſein Haupt ſich über der Oberfläche erhielt und er die tauſend Spottgeſtalten, die plötzlich von allen Seiten um ihn herum auftauchten, ihn höhniſch grinzend begrüßten, wahrnehmen und deren infernaliſches Gelächter und beißende Redensarten deutlich vernehmen konnte.

Michel bat ſeinen Gefährten, den armen Seladon vierundzwanzig Stunden in dieſer Lage das kühle Bad nehmen und ihn dann laufen zu laſſen, dem alſo geſchah. Er ſelbſt aber verließ nun die verwünſchte Inſel und brachte die theure Wiedergefundene zur Madame Recamier und ihrer Schweſter Albertine zurück, wo die durch das Wiederſehen ſchon ſo große Freude durch die Ankündigung der ſo nahe bevorſtehenden Vermählung noch ſehr vermehrt wurde. In wenig Worten theilte er den Damen Roſa-Marias Abenteuer mit und wie er ſie endlich wieder gefunden, jedoch alles

Uebernatürliche dabei verſchweigend, und begab ſich ſodann, die holde Braut, die man nun beſſer zu hüten verſprach, bei ihrer Schweſter zurücklaſſend, in ſeine alte Wohnung nach Paris zurück, um ſich mit ſeinem Freund Asmodi wegen den Vermählungsfeierlichkeiten und hinſichtlich ſeines weitern Treibens zu beſprechen.

Was die erſtern anbetraf, ſo war er bald im Reinen. Seine Hochzeit ſollte nehmlich ein Freudenfeſt für alle Arme, Nothleidende und Hungernde in Frankreich, Deutſchland, den vereinigten Reichen Großbritanniens, den Niederlanden, Spanien, der Schweiz und Italien werden, alſo in all den Ländern, wo die jetzt herrſchende Theurung der Lebensmittel ſo viel Jammer und Noth erzeugt hatte; über ſein zukünftiges Treiben war er jedoch noch nicht ganz entſchloſſen.

— Gerne würde ich mich vor Allem dem Wohl und Heil meiner deutſchen Brüder widmen, ſagte er zu Asmodi, aber ſo lange ich lebe wenigſtens, iſt da nur Undank zu ernten, ohne die Sache viel zu beſſern. Was meinſt Du, wenn ich mich damit beſchäftigte, den zu nichts Gutem führenden und allen Schwach- und Dummköpfen das Hirn verrückenden Umtrieben der Communiſten zu ſteuern.

— Willſt Du leeres Stroh dreſchen? der Communismus iſt eben ſo ein Unſinn, als wenn das Menſchenpack eine Revolution gegen die Geſetze der Natur und den Schöpfer verſuchen wollte, er wird, wie all dergleichen Plunder, der ſeit Jahrtauſenden auftauchte, in ſich ſelbſt zerfallen und in die Rumpelkammer des hiſtoriſchen Roſtes verwieſen werden.

— Gerne möchte ich mein deutſches Volk von dem Heer der grauen Vorurtheile jeder Art, die noch ſo ſchwer auf ihm laſten, von dem ſchwülſtigen Pedantismus ſeiner ſtupiden Schulautoritäten, von der nebelvollen Cathederweisheit ſeiner philoſophiſchen Narren, von dem burlesken Fanatismus ſeiner religiöſen Harlekins-Reformatoren, von ſeinen tragi-komiſchen Weltreformatoren und Politikern frei machen, aber ach, einer ſolchen Aufgabe ſcheint mir ſelbſt ein Gott nicht gewachſen, viel weniger ein reformirter Teufel, wie Du; ja, wenn die alte Hölle noch exiſtirte.

— Und ſelbſt dann, Du biſt ein Narr, haben Dir nicht tauſend Beiſpiele und der jüngſt verſtorbene brave Liſt nicht hinlänglich gezeigt, was das Loos der Männer iſt, die irgend eine

vernünftige Idee in Deutſchland anregen oder gar zur Ausführung zu bringen beabſichtigen. Hatte nicht der wackere Liſt alle Schul- und Univerſitäts-, Kammer- und Juſtiz-Baſen und Helden, ja die meiſten Preßbengel, die Raths- und Finanzcollegien, die Handelskammern und alle liberalen und radikalen Schaafsköpfe und ihr Gemäcker, theils aus Unverſtand, Unwiſſenheit, Beſchränktheit und Dummheit, theils aus Neid und Egoismus gegen ſich, als er einſt ſein vortreffliches Syſtem zu entwickeln begann? ſtürmte und griff ihn nicht all dieſes Gezücht mit jener plumpen und unwiſſenden Rohheit an, die ſeine einzige Waffe iſt, und ſchrieen ſie nicht über den „Phantaſt,“ der von einem deutſchen Zollverein, deutſcher Seemacht, einer deutſchen Handelsmarine f a ſ e l e! — Mußte er nicht mit all der Ueberlegenheit ſeines Geiſtes während ſeines ganzen Lebens kämpfen, um den Leuten von der natürlichſten, einfachſten und klarſten Sache von der Welt eine vernünftige Anſicht beizubringen, und brachte ihn dieſer Kampf nicht unter die Erde? — Ja, wenn er wie ein Bockholt oder Knipperdolling für religiöſen Unſinn aufgetreten, Charlatans-Triumphfahrten a la Ronge durch Dörfer und Städte gemacht hätte, dann wäre ihm gleich dieſem der Janhagel aller Stände zugelaufen und nachgezogen und hätte ihn mit Blumen und Feſt- und Zweckfreſſereien ſchier erſtickt, oder hätte er auch nur philoſophiſchen Unſinn zu Markte gebracht, ſo wäre ihm wenigſtens der gelehrte Janhagel gefolgt, aber den Leuten mit handelspolitiſchen Conceptionen, mit induſtriellen Projekten zum Wohl aller deutſchen Volksſtämme zu kommen! wo dachte der Mann hin? Haſt Du nicht geſehen, wie es ſelbſt dem armen Kaiſer Joſeph und ſogar dem großen Friedrich erging, der doch mit einem: „Die Hofgerichtsräthe ſeynd Eſel, ſie wiſſen ſelbſt nicht was Juſtiz iſt, ich werde den Teufel auf ihre Hohlſchädel hämmern laſſen,“ drein ſchlagen konnte. — Ich ſelbſt rathe Dir, Deine Reiſen vorerſt einzuſtellen, Du führſt eine viel zu einfache, deutliche und klare Sprache, als daß ſie großen Eindruck machen könnte; willſt Du, wenn auch nicht großen Erfolg ſehen, doch mehr Aufſehen machen, dann rathe ich Dir, Deine Worte in mehr gelehrten und unverſtändlichen Schwulſt einzukleiden, je unverſtändlicher, deſto beſſer, denn dahinter glauben die ſuperklugen Leute immer eine recht tiefe, unergründliche Weisheit zu wittern oder ein wichtiges Geheimniß verborgen. Hat Dir nicht ſelbſt einmal ſo ein

deutſcher Kern=Cathedermenſch geſagt: „O, das iſt gar keine Kunſt, ſo zu ſchreiben, daß es ſogleich Jedermann begreift, man muß ſo ſchreiben, daß ſich die Leute faſt zu Narren grübeln, bis ſie herauskriegen, was man eigentlich damit meint oder ſagen will!“ — Auf zehn enggedruckten Seiten muß unter einem Phraſenſchwulſt und endloſem Periodenbau ein Gedanke, wenn noch einer vorhanden, den man mit drei Worten hätte ausdrücken können, gleich einem Pfennig in einem großen Haufen Koth verborgen ſeyn, den man Tagelang umwühlen muß, um den Schatz zu finden. — Schreibe lieber einſtweilen, bis die Leute klüger werden, eine Naturgeſchichte zweibeiniger Eſel, für Stoff haſt Du dann nicht zu ſorgen. Vielleicht, wenn einmal in einem halben oder auch ganzen Sekulum Vieles, was Du in Deinen dämoniſchen Reiſen angedeutet, und das, was man jetzt als Tollheiten eines extravaganten Kopfes, eines verbrannten Gehirns, für baare Unmöglichkeit hält, wie ehedem das Luftſchiffen und die Wirkungen des Dampfes, zur unbeſtreitbaren Wirklichkeit geworden, dann fällt es am Ende gar Deiner fürtrefflichen Vaterſtädt noch einmal ein, Dich für einen Propheten zu erklären und Dir als einem ſolchen ein Denkmal, und wenn auch nur aus einem Eckſtein beſtehend, zu ſetzen.

Michel lachte herzlich und ſagte: Uebermorgen will ich Hochzeit machen, das Uebrige wird ſich finden; beginnt der Eheſtand mich zu langweilen, dann können wir ja immer unſere Reiſen wieder fortſetzen und da wieder anfangen, wo wir es gelaſſen haben. Das muß man aber den Franzoſen nachſagen: ſie haben nebſt manchem andern vor den guten Deutſchen voraus, daß ſie jeden, auch nur einigermaßen guten Gedanken ſogleich faſſen, begreifen und mit Leib und Seele, vielleicht nur zu haſtig und unüberlegt befördern helfen und ihn ins Leben treten zu laſſen behülflich ſind. Ich werde demnach vorerſt meinen Wohnſitz in Frankreich aufſchlagen, wo man mich wenigſtens nicht mit Heimathsſcheinen und dergleichen Schnurrpfeifereien, von denen deutſche Gründlichkeit, drollige Umſtandskrämerei und burleske Engherzigkeit ſich noch nicht losſagen kann, quält. Aber ſollte ich nochmals Luſt bekommen, dämoniſche Reiſen zu machen, ſo wäre einer meiner erſten Ausflüge nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, um dort der infamen Sklavenliebhaberei tüchtig den Kopf zu waſchen. Dies iſt

daſs einzige ſogenannte chriſtliche Land, wo eine ſolche Scheußlichkeit noch geſetzlich iſt, während ſogar die alten Türken ſchon Schritte gethan, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, obgleich ein türkiſcher Sklave im Vergleich mit einem der nordamerikaniſchen Südſtaaten, noch ein Fürſtenleben führt. Doch auf übermorgen mein Hochzeitsfeſt, die Ausſtattung des Brautkorbs meiner Roſa-Maria überlaſſe ich Dir, und ich hoffe, daß die Geſchenke Deiner und ihrer würdig ſeyn werden.

Dies waren ſie allerdings, und obgleich von einem, wenn auch reformirten Teufel herrührend, hätten ſie dennoch der chriſtlichſten Seele der Welt alle Ehre gemacht.

Als der Morgen des ſchönen Tages anbrach, an welchem Michel in den Stand der heiligen Ehe treten und Hymens ſüße Feſſeln auf Lebenszeit anlegen ſollte, begab er ſich mit dem Früheſten nach Neuilly, wo er den Park, in dem ſeine Schöne ſo lange gefangen ſchmachtete, käuflich an ſich gebracht und das Schlößchen auf der Inſel auf das zierlichſte und bequemſte hatte einrichten laſſen. Einfach und ſchön wie ein verklärter Engel, war Roſa-Maria mit Hülfe der Madame Recamier, die auch in ihrem hohen Alter noch immer denſelben erhabenen und reinen Geſchmack beibehielt, durch den ſie zur Zeit da ſie allgemein als das ſchönſte Weib in Frankreich verehrt wurde, die Bewunderung Aller auf ſich zog. Ein Kranz von weißen Roſenknospen wand ſich um ihre Schläfe, von denen ein koſtbarer weißer Brautſchleier bis zu den Füßen herabwallte, in ein eben ſolches Kleid, durch welches weißer Atlas ſchimmerte, waren die ſchönen Formen der Engelsgeſtalt, deren Taille ein Silberband umgürtete, gehüllt; die kleinen Füßchen waren mit weißem Atlas beſchuht und ein Bouquet von weißen Camelien ward an die wallende Bruſt der Braut geheftet. So ſchön hatte Michel ſein Mädchen noch nie geſehen, auch ſchwamm er in einem Wonnemeer als er ſie erblickte, ſein Auge konnte ſich nicht ſatt an ihr ſehen, und er war ſtarr in ihren Anblick verſunken, als ihn Madame Recamier fragte:

— Nun, wie finden Sie Ihre Braut?

Statt aller Antwort küßte er der Dame haſtig die Hand und drückte hierauf einen glühenden Kuß auf Roſa-Marias Stirne.

Als die Glocke Mittag verkündete, fuhr das Brautpaar zur Civiltrauung auf die Mairie von Neuilly, wo daſſelbe im Beiſeyn

der Zeugen, unter denen Chateaubriand und noch ein intimer Bekannter der Madame Recamier waren, vermählt wurde, und nachdem dieſe Ceremonie vollbracht war, begab man ſich nach dem Sacré-Coeur, wo die kirchliche Trauung auf das feierlichſte und rührendſte vollzogen wurde. Die erſten Talente der Damen von der Miſericorde und dem Verein des Fürſten von der Moskowa ließen wahrhafte Engelschöre hören, welche alle Anweſende, die ſich in höhere Regionen, in andere Welten verſetzt glaubten, entzückten. Dieſe Chöre waren eigens zu dieſer Ceremonie von einer der Damen componirt worden, welche ſchon länger durch ihr großes Talent in der Vokalmuſik und ihre trefflichen Compoſitionen geiſtlicher Geſänge, aus denen man auf eine Geiſtesverwandtſchaft mit Mozart und Haydn ſchließen möchte, berühmt und bekannt war.

Nachdem auch dieſe Ceremonie, bei der viele Thränen der Rührung von allen, die ihr beigewohnt, und beſonders von den Damen des Sacré-Coeur vergoſſen worden waren, beendigt war, fuhr das junge Ehepaar mit ſeinen theilnehmenden Freunden nach Neuilly zurück, wo ein köſtliches Frühſtück in dem Inſelſchloß ihrer harrte.

Beim Eintreten in den Salon traten zwei als Genien gekleidete Kinder der jungen Frau entgegen und überreichten ihr ein überaus künſtliches Körbchen zum Brautgeſchenk, in dem ein himmelblaues Portefeuille lag, das ſie zu öffnen gebeten wurde, aus dem zwar keine Banknoten und Bankbillets fielen, ſondern das mit den Verzeichniſſen aus einigen Tauſend Orten angefüllt war, in welchen an ihrem Ehrentag alle Arme, Dürftige und Hungrige in Frankreich, Deutſchland, England und aller Herren Länder, in welchen die große Theurung unerhörte Noth erzeugt hatte, nicht nur geſättigt, ſondern auch reich beſchenkt worden waren, ohne daß man mit Beſtimmtheit die großmüthigen Geber zu nennen wußte; doch war man allgemein der Meinung, daß dieſe Niemand anders als die in den verſchiedenen Staaten etablirten Häuſer der Brüder Rothſchild ſeyn könnten, und meinte, da dieſe Herren einen ſo edlen Gebrauch von den unermeßlichen Reichthümern, welche ſie durch Anleihen, Eiſenbahnactien und ähnliche Spekulationen erworben, machten, man ihnen dieſe auch verzeihen könne. Indeſſen ließ Michel durch ſeinen Freund Asmodi dem Pariſer Volk an dem Abend ſei-

nes Hochzeitsfeſtes noch ein ganz beſonderes Feſt geben, nehmlich eine allgemeine Abfütterung nach alter Römer Sitte, an mehr als zwanzig Tauſend reich beſetzten und durch infernaliſche Mittel herrlich bedienten Tiſchen in den elyſäiſchen Feldern wurde bis nach Mitternacht geſchmaußt und gezecht. Auch dieſe unerhörte Freigebigkeit, an der an dreimal Hunderttauſend Menſchen Theil nahmen und deren Koſten man füglich, auch nur zu fünf Franken per Kopf gerechnet, auf anderthalb Millionen anſchlagen konnte, ſchrieb man dem Haus Rothſchild zu Paris zu, und meinte, dies könne man ſchon von dem Gewinnſt, den die Nordbahnaktien dieſem Haus eingetragen, an die 40 Millionen, beſtreiten, ohne ſich im mindeſten wehe zu thun, und ließ nichts deſtoweniger die edlen Geber hochleben.

Ein ganz anderes Feſt hatte jedoch Asmodi dem jungen Ehepaar in ſeiner Beſitzung zu Neuilly bereitet. Als hier das Geſtirn des Tages der Herrſchaft der Nacht weichen mußte, wurden die Blätter aller Bäume, Geſträuche, Blumen und Blüthen des Parks transparent und erleuchteten alle Theile deſſelben, die ihnen eignen Farben beibehaltend, ſo daß man das Ganze für ein aus Edelſteinen jeder Gattung zuſammengeſetztes ungeheures, aber herrliches Kunſtwerk hätte halten ſollen. Auch die Waſſer der Fontainen, Springbrunnen und des Teiches nahmen eine prächtig ſchimmernde Farbe an, und in deſſen Wellen ſpiegelten ſich die Wunderfiſche von nie geſehenem Glanze, ſo wie ſich auf den Aeſten der Bäume Wundervögel mit dem prächtigſten und ſeltſamſten Gefieder wiegten. Gondeln, in denen als Najaden gekleidete wunderliebliche weibliche Weſen himmliſche Melodieen hören ließen, umſchwammen das magiſch erleuchtete Zauberſchloß, in dem die Ueberglücklichen weilten, und das Chor der gefiederten Sänger ließ aus den Lüften Töne erſchallen, die in der vollkommenſten Harmonie mit denen der andern Sängerinnen waren, und auf jedem transparenten Blättchen ſchimmerte und ein jedes Lüftchen ſäuſelte den Namen „Roſa-Maria.“ Das Ehepaar und alle Hochzeitsgäſte ſchwammen in ſeligem Entzücken, als gegen Mitternacht zwölf reizende Mädchen im Silphydengewand in den Saal traten und einen ſo graziöſen Fackeltanz aufführten, daß die Tanzköniginnen Taglioni und Elsler noch ungraziös neben dieſen geſchienen haben würden. Als derſelbe beendigt war, geleiteten ſie das junge Ehepaar ins Braut-

gemach, worauf ſich über das Schloß und den ganzen Park eine Purpurwolke ſenkte, daſſelbe wohlduftend verhüllend . . . .

Den andern Morgen erwachte ein überglückliches Pärchen, und Michel ſang mit dem Dichter:

„Ach, endlich iſt die Zeit nun da,
Die ich ſchon oft im Traume ſah,
Wo du dich lieblich an mich ſchmiegeſt
Und dich in meinen Armen wiegeſt,
Wo du mir deinen Feuerkuß
Zum Morgen- und zum Abendgruß
Mit froher Liebe bringeſt
Und mir ein Lied der Freude ſingeſt."

Bayerische Staatsbibliothek München

Friederich, Johann Konrad,

Dämonische Reisen in alle Welt [Von Joh. Konr. Friederich]. <Nach einem noch ungedruckten französischen Manuscript bearbeitet.>

Tübingen 1847

40.7065
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10702524-0